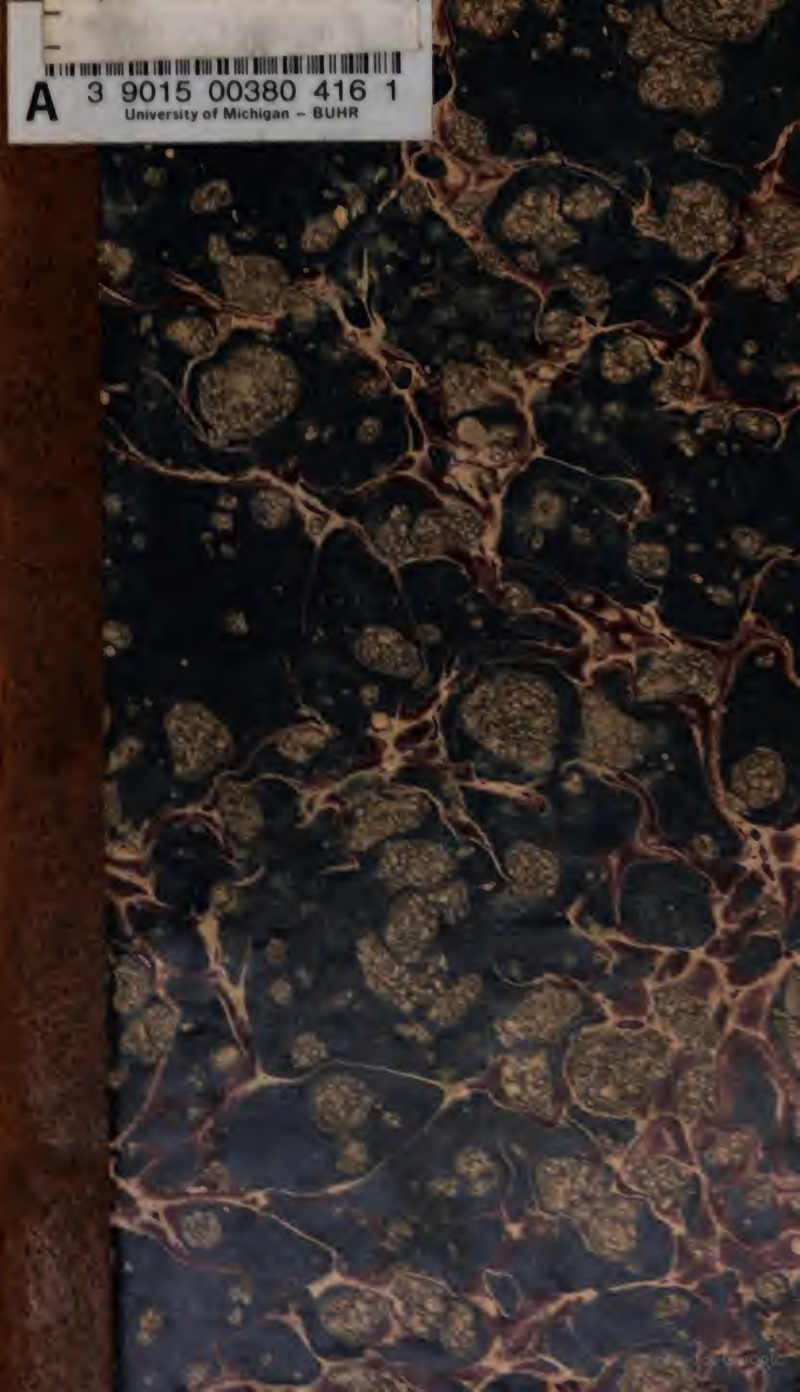


A 3 9015 00380 416 1
University of Michigan – BUHR







Journal der practischen Arzneykunde und Wundarzneykunst

herausgegeben

von

C. W. Hufeland,

Königl. Preuſs. Geheimen Rath, Leibarzt, Director des Colleg. med. chirurg., erstem Arzt der Charité u. f. w.

Zwölfter Band Erstes Stück.

Berlin 1801.

In Ungers Journalhandlung.

I.

D. *Marcus Herz* an den D. *Dohmeyer*, Leibarzt des Prinzen August von England, über die Brutalimpfung und deren Vergleichung mit der humanen.

Homo sum, non humana a me aliena puto.

An Sie will ich mich wenden, mein lieber *Dohmeyer!* Sie haben uns vor einigen Jahren auf dem frohen Mahle bey unserm *F.* zuerst auf die englische Ankündigung der Kuhpockenimpfung aufmerksam gemacht. Seitdem hat diess Geschäft eine übergrosse Menge eifriger Anhänger bekommen; ich gehöre nicht darunter, meine schätzbaren Freunde beehren mich mit der Begierde meine Gründe öffentlich zu hören, und ihnen, einem meiner schätzbarsten, lege ich sie nun vor, von Ihnen wünschte ich sie geprüft und beurtheilt zu

haben. Zwar erscheint mir selbst der Grund zur lauten Befriedigung jenes freundschaftlichen Verlangens eben nicht sehr triftig, denn welchen beträchtlichen Ausschlag kann wohl Eine Stimme, und vollends eine solche wie die meinige, in einer Sache geben, die von so vielen, und von Ihren Landsleuten besonders, mit einem so gewaltsamen Feuereifer betrieben wird? Ich hätte wohl gar Ursache mich von dieser Seite meinen Freunden ungefällig zu zeigen, indem die Menschen den Zweifel an dem Werthe keines ihres Verfahrens so übel aufnehmen, als eines solchen, das sie nicht vollkommen durch die That, oder wenigstens zum Scheine durch Raisonnement rechtfertigen können, und beydes, fürchte ich, ist gerade beym gegenwärtigen, beym Verpflanzen des Eiters aus einem Kuhgeschwüre in die Säfte des menschlichen Körpers, der Fall nicht. Alles was dafür vorgebracht werden kann, ist höchstens die noch unvollständige Erfahrung, daſs diese Einimpfung die Erscheinung der menschlichen Blatterkrankheit verhindert; aber dieſs ist bey weitem noch nicht genug, die Besorgnisse dawider kommen aus einer andern viel erheblichern Quelle her, die zu verstopfen es noch durchaus sowohl an Vernunftgründen als an Erfahrungsstoff fehlt, und die kalte deutliche Darstellung dieser Besorgnisse ver-

zeihen ſchwerlich Vorliebe und Eingenommenheit, beſonders wenn die Sache nicht leere Lehrmeynungen, ſondern zu unternehmende, oder vollends gar ſchon unternommene Handlungen betrifft, von deren möglichen Nützlichkeit oder Schädlichkeit die Rede iſt.

Doch näher betrachtet iſt es nicht ſo ganz billig, meine Freunde mit ihrem Wunſche abzuweiſen. Wenn die Gründe der Klugheit das Schweigen empfehlen, ſo fordern die Gründe der Pflicht es zu unterbrechen, denn Pflicht, dünkt mich, iſt es jedem Arzte, sich ſelbſt, und, ich will eben nicht ſagen dem groſsen *Publikum*, doch ſeinem Wirkungskreiſe, über deſſen Leben und Geſundheit er waltet, von ſeinem Thun und Laſſen Rechenſchaft abzulegen, verſteht sich, wenn es eine Art von Auszeichnung und Abweichung von dem Verfahren andrer Künſtler mit sich führt, und nicht in der Annahme dieſer oder jener Tagestheorie, in der Anwendung dieſes oder jenes Lieblingsmittels, in der Befolgung dieſer oder jener nagelneuen Methode in Heilung einzelner Krankheiten, ſondern in Unternehmung oder Unterlaſſung einer Handlung beſteht, die über Wohl und Verderben ganzer Generationen sich erſtreckt. — Hier haben Sie alſo meine Art über die Sache zu denken und meine Gründe dazu:

Ich habe mich bis jetzo noch nicht entſchlieſsen können, und habe keine hinreichende Lebenszeit zu erwarten, um je zu dem Entſchluſſe zu kommen, den Eiter aus einem Kuhgeſchwüre vorſetzlich in den menſchlichen Körper zu bringen, um die Erſcheinung der Blatterkrankheit in ihm zu verhindern. Ich ſehe die Verſuche, die jetzo ſo häufig hier und da mit dieſer viehlichen Einimpfung gemacht werden, als kein geringes Wageſpiel an, zu dem ich mich nicht verſtehen kann, ein Wageſpiel, in welchem ſo wenig zu gewinnen und ſo viel zu verlieren iſt; *wenig zu gewinnen*, indem die Vortheile, welche die bisher übliche, durch millionenfaltige und hundertjährige Erfahrungen bewährte menſchliche Einimpfung ſo erſchöpft sind, daſs sie faſt keine Lücke laſſen, die durch einen Gewinnſt auszufüllen wäre; des Beweiſes, hoffe ich, werden mich diejenigen willig überheben, welche dieſes Geſchäft häufig zu betreiben Gelegenheit gehabt, und dem, der dieſe Behauptung bezweifelt, mag ganz Rufsland und Ihr ganzes England, wo die Einpfropfung ſchon mehrere Generationen beſteht, zurecht weiſen, sie dürfen ihm nur die winzigen Liſten der durch dieſelbe Geſtorbenen, Verſtümmelten und Entſtellten vorlegen; *zu verlieren*, erſtaunlich viel, denn wer kann das Heer von

Schärfen, verderblichen Zerſtörungen und krankhaften Anlagen überſehen, welche ein Stoff, den wir ſo ganz und gar nicht kennen, der ſo ganz und gar das erſte Urtheil wider sich hat, als die eitrichte Jauche eines kranken Rindviehes, in dem menſchlichen Körper hervorbringen kann?

Ich weiſs, daſs man sich beym Beginnen der humanen Inoculation nicht minder ihrer Einführung widerſetzte, nicht minder durch Einwürfe und Beſorgniſsäuſserungen ihren Fortgang zu verhindern ſuchte, aber freilich mit Gründen, die denen, welche wider die gegenwärtige brutale vorgebracht werden können, weit nachſtehen; denn man kannte doch wenigſtens genau den Impfungsſtoff, den man von einem Menſchen in den andern übertrug; nicht nur ſeine Homogenität, ſeine Identität mit dem allgemeinen Pockeneiter war offenbar, es war alſo von jener allerdings wichtigen Seite, von Seiten ſeiner weſentlichen Schädlichkeit in dem fremden Körper gar nichts zu beſorgen, alles Bedenkliche lief nur darauf hinaus, ob auch das vorſetzliche Krankheiterregen rechtmäſsig, ob das Uebereilen des Naturgeſchäfts heilſam ſey? Und doch kann man das Sträuben den damaligen Gegnern nicht ſehr verübeln, die Fürſprache der Erfahrung war damals noch zu leiſe und ohn-

mächtig, was sie beſtimmen konnte, war höchſtens der gegenwärtige glückliche Erfolg, sie zeigte, daſs die Operation der Einimpfung die wirklichen Blattern hervorbrachte und vor fernerer Anſteckung sicherte; aber was die Wirkung dieſer Uebereilung auf das Individuum für ſeine ganze künftige Lebenszeit ſeyn konnte, ob sie nicht der etwa nothwendigen Entwickelung mancher Keime, der Umwandlung mancher Stoffe in der körperlichen Oeconomie Hinderniſſe in den Weg lege, nicht auf Ton und Reitzbarkeit des Körpers einen ſchädlichen Einfluſs habe, nicht neue Anlagen zu Krankheiten oder verſtärktere Empfänglichkeit für dieſelbe in ihm aufrege u. ſ. w., davon wuſste man nichts; denn im voraus konnte man doch nicht erfahren, und die Stimme der bloſsen auf keiner Anſchauung sich ſtützenden Vernunft, wie sie sich auch über den Gegenſtand vernehmen lieſse, konnte hier, ſo wenig wie in jedem andern Falle unſerer Kunſt entſcheidend ſeyn; alſo war das Unternehmen der Impfung immer eine im geringen Grade gewagte Handlung, und der Bedächtige, der um ein zweifelhaftes gegenwärtiges Uebel abzuwenden, kein gröſseres Wohl der Zukunft auf das Spiel ſetzen wollte, konnte wohl auf billige Nachsicht den billigſten Anſpruch machen. Indeſſen mit den

fortgeſchrittenen Beobachtungen von einer Zeit zur andern verſchwand das Beſorgliche bey der Einimpfung immer mehr und mehr, die Wahrſcheinlichkeit des Verluſtes von der einen Seite ſank in demſelben Verhältniſſe, als die des Gewinſtes von der andern Seite ſtieg; nun endlich, nach genauen Erfahrungen und Beobachtungen von hundert Jahren, iſt jene beunruhigende Wahrſcheinlichkeit gänzlich vernichtet, das Einimpfen iſt nicht mehr ein Spiel, es iſt eine Sache der Berechnung, deren Reſultat, die *heilſamſten Folgen*, von einer Gewiſsheit iſt, deren kein anderes in unſerer Kunſt fähig iſt und, auſser in der Mathematik, ſchwerlich eins in irgend einer praktiſchen Wiſſenſchaft oder Kunſt in einem höhern Grade besitzt, und wer jetzo noch über die Wohlthätigkeit dieſer Operation Zweifel aufzuwerfen unternähme, verriethe offenbar die gröbſte Unwiſſenheit oder den ſtarrſten Eigenſinn. Ja, dieſe Gewiſsheit erſcheint mir auf einer ſolchen Stufe, daſs ich es für eine gleich groſse Pflicht der Eltern halte, ihre Kinder einimpfen zu laſſen, als ihnen Nahrung zu reichen, vor offenbarem Ungemach zu ſchüzzen und in ihren Krankheiten sie nicht hülflos zu laſſen. Bey den meinigen würde mich jede Stunde nach ihrer Geburt mit Ungeduld quälen bis sie der Impfung fähig sind; ſtürbe

mir eins an den natürlichen Blattern, ich würde untröſtbar ſeyn, mit nichts könnte ich die laute Stimme unterdrücken, die beſtändig mir zuriefe: »Grauſamer, warum haſt du mich »ſterben laſſen? Du haſt mich in die Welt »geſetzt und dadurch die Pflege meines Le- »bens und meiner Geſundheit aus den Hän- »den der Natur übernommen und beydes »haſt du verwahrlost! Womit kannſt du die »grobe Nachläſsigkeit entſchuldigen, eine »wahrſcheinlich tödtliche Krankheit nicht von »mir abgewendet zu haben? Die Vernunft »reichte dir zu dieſem Ende ein ſo leichtes, »ſanftes und unfehlbares Mittel, und du ver- »nünftiges Weſen hörteſt sie nicht; die Natur »pflanzte in dir Liebe zu deinem Geſchöpfe, »und aus bloſser Liebe vielleicht behandelteſt »du es auf das liebloſeſte; verſchobſt du nicht »etwa gar aus Bequemlichkeit immer weiter »hinaus die Verbürgung meines Lebens, ſo »haſt du dir wenigſtens Bedenklichkeiten er- »künſtelt, wo keine waren, und was hatteſt »du für Recht, wenn die Sache mein Leben »oder Tod betraf, zu denken und zu beden- »ken, wo Vernunft und Erfahrung ſo laut »und sicher entſchieden haben? Hätteſt du »auch gedacht und bedacht mir eine Ader zu »öffnen, wenn eine Entzündung mir den Tod, »oder mir eine Ausleerung zu reichen, wenn

» eine Schleimanhäufung mir mit Erstickung
» gedroht hätte? und doch sind die Aussprüche
» der Kunst in diesen Fällen nicht zuverlässi-
» ger, nicht gegründeter, als in der Verhütung
» der heillosen Krankheit, die mich hinweg-
» raffte! Hielt etwa deine Vernunft für wei-
» ser, gegenwärtigen Uebeln mit Ungewissheit
» abzuhelfen, als ihnen mit Gewissheit zuvor-
» zukommen? o Unmensch, dessen Menschlich-
» keit ich gerade meinen Tod verdanken
» muss!» — Träfe mich hingegen das Un-
glück, dass eins an den ertheilten Blattern
sein Leben einbüsste, so würde der tröstende
Gedanke, die Pflicht, welche die Vernunft
durch die Kunst mir aufgelegt erfüllt zu haben,
der heilsamste Balsam auf meiner Wunde seyn.
Das Herz des Vaters würde bluten, aber das Ge-
müth des Menschen die froheste Ruhe geniessen.

So verhält sich mein Inneres bey der bis-
her üblichen, bis zur völligen Gewissheit be-
währten Impfungsart; wäre diese aber nicht
vorhanden und jene neue erst zu bewährende
immer noch unter der Categorie von *Versu-
chen* stehende Impfungsweise die einzige, so
würde bey der Unterlassung ihrer Anwen-
dung der Naturblattertod meines Kindes mein
Gewissen ungestört lassen, denn es lag mir
nicht ob das Leben, oder auch nur das phy-
sische Wohl meines Lieblings durch ein Ver-

fahren, über dessen Heilsamkeit oder Heillosigkeit erst künftige Generationen entscheiden werden, auf das Spiel zu setzen; zöge ich hingegen unglücklicherweise durch die voreilige Einpfropfung der thierischen Jauche meinem Kinde den Tod zu, oder verbreitete ich in seinem Körper den Saamen zu einer künftigen unzuverbessernden Siechheit, so würde jene vorwerfende Stimme mein Gemüth in ewiger Quaal erhalten, nichts konnte bey der Unbefugniss einen andern in Gefahr zu setzen, den Unfug rechtfertigen oder nur entschuldigen, den ich angestiftet, ich würde nie zur Ruhe kommen; denn selbst bey der besten Absicht kann, wenn die Unternehmung misslingt, nur die von der reifsten Vernunft getroffene Wahl der Mittel die einzige Trösterin seyn, deren Ausspruch aber in dem vor uns liegenden Falle wahrlich noch sehr zweydeutig ist.

Versuche sind Veränderungen, die wir vorsetzlich in Gegenständen hervorbringen, um eine resultirende Erscheinung in denselben zu erforschen. Sie werden entweder ganz blindlings unternommen, ohne dass man von der Art des sich ergebenden Resultats die mindeste Muthmassung im voraus hat, als wenn man z. B. ein völlig unbekanntes Salz oder Metall einer beliebigen Reihe von che-

miſchen Operationen unterwirft, um ſeine Beſtandtheile und Eigenſchaften kennen zu lernen; oder das Reſultat wird ſchon im voraus nach Gründen der Vernunft erwartet, nach Wahrſcheinlichkeit vermuthet, oder gar vermittelſt bündiger Schlüſſe feſt beſtimmt, und die Verſuche werden nur angeſtellt, um das Vermuthete zu vergewiſſern, oder das Geſchloſſene durch die Anſchauung zu bewähren. *Jene* könnte man *wilde*, *dieſe*, *vernünftige* Verſuche nennen. Bey *jenen* iſt der Gehalt der Beſtimmungsgründe zu ihrer Unternehmung keiner Grade fähig, indem nach der Vorausſetzung die zu unterſuchende Beſchaffenheit des Gegenſtandes uns gänzlich unbekannt iſt und in der völligen Unwiſſenheit keine Stufen denkbar sind; bey *dieſen* hingegen kann die Erheblichkeit der Gründe sie anzuſtellen allerdings ſehr verſchieden ſeyn, nach dem gröſsern oder geringern Grade von Wahrſcheinlichkeit nämlich, welchen sie darbieten, daſs der muthmaſsliche Erfolg wirklich eintreffen wird. Von *jenen* können wir durchaus nur bey ſolchen Gegenſtänden Gebrauch machen, auf deren Erhaltung oder Zerſtörung es uns gar nicht ankommt, bey lebloſen Dingen, oder, wie es nun einmal unſer leidige Stolz eingeführt, bey unvernünftigen Thieren; und ſo verdienſtlos dieſe Art Verſuche an sich

sind, ſo hat doch, wie bekannt, gerade ihnen die Naturlehre ihre wichtigſten Entdeckungen zu danken, auch iſt es leicht einzuſehen, daſs nur sie die erſte Grundlage aller nachherigen vernünftigen Verſuche haben ausmachen müſſen; aber in unſerer Kunſt bey Menſchen sie anwenden, wäre eine unverzeihliche Verwegenheit; wer den erſten beſten Stoff, von deſſen Eigenſchaften er durchaus ununterrichtet iſt, auf das Gerathewohl in der erſten beſten Krankheit verſuchen wollte, würde eine Barbarey ausüben, die ihn des Namens Künſtler und des Namens Menſch zugleich unwürdig machte. *Dieſe* hingegen können und müſſen allerdings beym menſchlichen Körper angeſtellt werden, ſo wie es nicht zu leugnen iſt, daſs sie den eigentlichen Urſprung des ganzen Vorraths von Heilmitteln, den wir besitzen, die wenigen Zufallsentdeckungen ausgenommen, enthalten. Da aber bey unſerer eingeſchränkten Kenntniſs von den Naturſtoffen, beſonders von der Aeuſserung ihrer Affinitäten in dem lebendigen menſchlichen Körper, worauf der gröſste Theil ihrer Wirkungen in demſelben hauptſächlich beruhet, die Vernunft nie im voraus das Reſultat categoriſch beſtimmen kann, ſo können auch die Verſuche nie zu der erwähnten Klaſſe gelangen, die bloſs zur Bewährung durch Anſchauung vorgenom-

men werden, und ihr Werth, sammt der Befugniſs sie anzuſtellen, müſſen alſo lediglich von dem Grad der Wahrſcheinlichkeit abhängen, welcher die Erwartung ihres Erfolgs begleitet. Dieſer kann ſo groſs ſeyn, daſs er fast der völligen Gewiſsheit nahe kömmt und dem Künſtler ihre Unternehmung zur Pflicht macht; er kann aber auch ſo geringe ſeyn, daſs die Verſuche an jene Art von *wilden* gränzen, und von keinem gewissenhaften Arzt, wenigſtens nicht ohne unendliche Vorsicht gewagt werden dürfen.

Ich rechne darauf, *daſs Sie,* mein Freund, meiner *Behauptung* beypflichten, daſs die neue Impfungsart überhaupt noch zu der Categorie von *Verſuchen* gehöre, und zwar räume ich Ihnen gern ein, in Anſehung des Punkts, die natürliche Empfänglichkeit der Blatterkrankheit zu tilgen, zu der Categorie von *vernünftigen Verſuchen;* aber geſtehen Sie mir auch zu, daſs, nach dem oben erwähnten, eben deswegen ihre Wichtigkeit und der Fug sie zu unternehmen, auf dem Grad der Wahrſcheinlichkeit beruhen müſſen, mit welchem Vernunftgründe den verlangten Erfolg erwarten lassen, und hier iſt nun freilich die groſse Schwierigkeit dieſen Grad zu beſtimmen. Leider sind vernünftige Vermuthungsgründe für und wider an sich nicht berechenbar, sie

können weder gemessen noch gewogen, sondern nur *erwogen* werden, und das Erwegen ist etwas so subjektivisches, hängt so sehr von der Individualität des gesunden Verstandes, des dunkeln Beurtheilungsvermögens und fast des Gemüthszustandes ab, daſs über seine Resultate gar nicht gestritten werden kann, es kann überreden, nie überführen, und wenn mir daher der Wahrscheinlichkeitsgrad in Ansehung des Erfolgs der neuen Impfungsart sehr klein vorkömmt, so glaube ich deshalb eben so wenig zu tadeln als zu widerlegen zu seyn. — Vergessen Sie aber nicht, daſs das, was ich Ihnen in Ansehung des Impfungsversuchs eingeräumt, nur von der Seite seines Schutzes gilt, den er vor künftiger Ansteckung der Blattern gewähren soll; von der Seite des möglichen anderweitigen Einflusses, welchen die verpflanzte thierische Jauche in dem menschlichen Organismus äuſsern kann, steht er offenbar noch in der Klasse der *wilden* Versuche.

Ueberhaupt fehlt es noch an einem eigentlichen Lehrsystem von der Kunst Versuche anzustellen. Dieses würde in der Naturwissenschaft überhaupt vom äuſsersten Nutzen seyn. Abgerechnet die Ersparniſs der Zeit und Kosten, die beym blinden Umhertappen vergeblich verschwendet werden, würden die

Entdeckungen ſelbst an Menge und Genauigkeit nicht wenig durch dasselbe gewinnen: denn obſchon die Methoden- und Regellosigkeit das eigentliche Gefilde des Genies iſt, das zuweilen unverſehns die trefflichsten Früchte hervorbringt; ſo ist doch der geordnete vernunftmäſsige Ideengang bey allen Unterſuchungen dasjenige, welches am ſicherſten zum Ziele führt. Das Genie erleuchtet zuweilen wie ein augenblicklicher Blitz dem Wandrer die Gegend, in welcher er im Finſtern umher irret, und iſt ſeine Empfänglichkeit für dieſen ſchnellen Eindruck ſtark genug, ſo fühlt er sich orientirt und ſchreitet, die mühſam gebahnten Wege verachtend, über alle Hindernisse hinweg, ſeinem Ziele zu; nicht ſelten aber läuft er, durch die raſche Wirkung des Strahls geblendet, die gröſste Gefahr stolpernd auf die abgelegenſten Gänge zu gerathen und sich durch ungeheure Schwierigkeiten von jedem ſanften Auswege abgeschnitten zu ſinden; die bedächtige methodische Vernunftleitung hingegen gleicht freilich nur einer Lampe, die immer nur einen Schritt vorwärts nach dem andern erhellt, aber desto mehr ihn sichert, und die Langsamkeit des Fortschreitens wird durch die klare Vorstellung alles Erschrittenen und durch die deutliche Einsicht des mit demselben zusammenhängen-

den, aus demselben sich entwickelnden endlich erlangten Ziels reichlich ersetzt.

In den bloſs zur Belustigung dienenden ſo genannten ſchönen Künsten wäre die erwähnte Verſuchlehre freilich mehr zur Kritik nützlich, als zur Anwendung erheblich. Die Versuche, welche das Genie in diesen wagt, sind ganz von ſubjektivischem Gehalte und fast vom geringsten Einflusse auf das Verhalten und Befinden anderer. Miſslingen sie, ſo ist der einzige, der den Nachtheil fühlt, der Unternehmer ſelbst, der überdieſs oft noch den Gewinn daraus zieht, ins künftige ſeine Kräfte richtiger zu messen und zu beurtheilen. Auch lehrt die Erſahrung, daſs sie, wenn sie vom ächten Genie getrieben werden, ſelbst im Miſslingen ſelten ohne allen Nutzen sind, sie gleichen den Sprüngen eines muthigen Rosses, das gerade im Stolpern die lebhaftesten Funken um sich her ſprüht.

Aber in unserer Kunst, von deren Ausübung Wohl und Untergang des Menschen abhängt, gehört eine vollständige *Peirasmologie* zu den kaum entbehrlichen Bedürfnissen. Der Schaden des Miſslingens ist oft unwiederherſtellbar. Ist der Mensch hinversucht oder nur in ein sieches Leben geworfen, ſo haben wir das Opfer ſchwerdrückend auf unserm Gewissen, der negative Nutzen, den die

erlernte Schädlichkeit des Verfahrens gewährt, es bey andern nicht anzuwenden, ist kein Ersatz für das angestiftete Unheil, und selbst der positive Gewinn, der zuweilen für andere mittelbar dadurch erwächst, kann unserer Fehlhandlung nur eine schwache Beschönigung verschaffen. Wir haben nicht die geringste Befugniss über Leben und Gesundheit eines Einzigen zum Besten anderer Tausende zu schalten; wer unsere Hülfe fordert, fordert sie für sich, und es ist die rechtwidrigste Anmassung, das verliehene Vertrauen aus irgend einer fremden Rücksicht, und beträfe sie das Wohl der ganzen Menschheit, zu missbrauchen. Wir dürfen uns also bey unserm eigentlichen Heilgeschäft nicht wie der Schönkünstler leidend von den Schwingen des Genies fortreissen lassen, ohne diess besteht bey uns die Thätigkeit des Genies im Erkennen und Beurtheilen der Krankheiten, nie in der durch blosse Nachahmung erlernbaren Verordnung der Mittel; wir müssen vielmehr bey unsern Versuchen die äusserste Vorsicht anwenden, Vorsicht kann aber nur die Vernunft lehren, und da das Wesen der Vernunft im *Verallgemeinen* besteht, so muss ein System von Gesetzen in ihr enthalten seyn, nach welchen wir in unsern einzelnen Unternehmungen mit Sicherheit verfahren können. Wer es nur

verſtünde dieſe Geſetze aus ihr zu entſpinnen und in ein Ganzes darzuſtellen! Es ist zu bedauern, daſs der mächtige Strom des Scharfſinnes vom Pregel her, der ſich über die Gefilde ſo vieler Wiſſenſchaften und Künſte ſo ſeegenreich ergoſs, gerade das unſrige umging und ihm ſeine befruchtende Durchnässung entzog! Dreyſsig Jahre früher, mein groſser Lehrer, hätte ich das Bedürfniſs meiner Kunſt kennen ſollen, und, ich bilde mir ein, durch meine Fürſprache wenigſtens mittelbar ihr groſser Wohlthäter geworden zu ſeyn!

Die Regeln, die ich mir in Anſehung des Verſuchens vor Augen halte, sind ſehr einfach und von einem Lehrſyſtem, wie ich mir es als Ideal gedenke, ſehr weit entfernt, aber sie dienen mir zur Norm, an der ich mich ziemlich ſtreng halte, und noch habe ich bey meiner bisherigen Kunstübung keinen Grund gehabt es mich gereuen zu lassen. Hier sind sie, zu meiner Rechtfertigung, daſs ich bey der gegenwärtig ſo häufigen Geſchäftigkeit mit Brutalimpfungsverſuchen nicht mit Hand an das Werk lege:

Die erſte und vorzüglichste Bedingung zum Anſtellen eines Verſuchs iſt mir die mo-

ralifche kunftartige Ueberzeugung von der *Unfchädlichkeit* desselben.

Die *Unfchädlichkeit* begreift unter sich:

a. die *temporelle.* Es darf, wenn auch das zu verfuchende Mittel an sich keine nachtheilige Veränderung in der Krankheit erregt, durch den bloſsen Verlust der Zeit, während welcher andere fchon bewährte Heilmittel hätten angewendet werden follen, kein Schaden hervorgebracht werden. Diefe Cautel ift vielleicht bey den *chronifchen* Krankheiten minder erheblich und allgemein. Bey diefen ift eine beftimmte Gefchäftigkeit der Kunst felten fo dringend, dafs wir nicht, verfteht sich unter der genaueften Beobachtung des Uebels und feiner Zufälle, eine Verfahrungsweife nach der andern follten vornehmen können, bemerken wir eine Verfchlimmerung des Zuftandes, fo haben wir Zeit eine angefangene Heilart zu verlassen und eine neue an deren Stelle zu fetzen. Dennoch mufs man bedenken, dafs felbft bey diefer Klasse von Krankheiten, obfchon wie gefagt felten, doch zuweilen Beharrlichkeit in einem gewisfen Verfahren höchft nothwendig ift, theils um das Uebel allmählich zu vermindern, theils um dessen Verfchlimmerung zu verhüten, dahin gehören z. B. offene um sich greifende Gefchwüre, fchnell fortfchreitende Ab-

zehrungen oder sich verbreitende Schärfen in den Säften, anhaltende heftige Schmerzen u. s. w. Hier könnte das blofse Ausfetzen des Gegenwirkens, die blofse Unterlassung des Strebens gegen die verderblichen Reitze, wenn sie eine beträchtliche Zeit währt, die Krankheit einen Grad erreichen lassen, dem kein Einhalt mehr gethan werden kann; in den so genannten *hitzigen* Krankheiten hingegen, wo die naturwidrigen Potenzen in der raschesten Thätigkeit auf den Untergang der Maschine sich befinden, wo fast immer auf ununterbrochenes Gegenwirken alles ankömmt und zuweilen von einer augenblicklich zu ergreifenden Maafsregel der ganze Ausgang der Krankheit abhängt, ist die Bedingung der temporellen Unschädlichkeit eine unumgänglich nothwendige, die aber einzusehen die richtigste Kenntnifs von dem Gange der Krankheit heischt, so wie die genaueste Intensitätsschätzung der Naturkräfte in jedem individuellen Falle erfordert wird, um sicher zu seyn, dafs diese, im Falle dafs das versuchte Mittel sich gleichgültig im Körper verhalte, hinreichen, dem gefahrvollen Streben des Krankheitsstoffes die Wage zu halten. Nur selten geschieht es, dafs man in den hitzigen Zufällen den Gebrauch aller Mittel auf eine kurze Zeit einstellt, und zwar eben um die

Naturkräfte sich ſelbſt überlassen gehörig zu ſchätzen und den Standpunkt der Krankheit kennen zu lernen, aber offenbar würde man alsdann dieſen Zweck verfehlen, wenn man dieſe Ruhezeit auf Verſuche mit neuen Mitteln verwenden wollte, deren Wirkſamkeit uns noch fremde iſt.

b. Die *actuelle.* Das Mittel darf an sich durch ſeine positive Wirkſamkeit dem Geſundheitszuſtande nicht nachtheilig ſeyn, und zwar kann es dieſen Nachtheil äuſsern:

Erstlich auf eine *directe* Weiſe, wenn es durch ſeine reitzende oder abſtumpfende Fähigkeit, durch ſeine mechaniſche Eigenſchaft oder chemiſche Affinitätsverhältnisse die nächſte Urſache geradezu begünſtigt und folglich deren Wirkung vergröſsert; wenn es im Entzündungszuſtande den Reitz des Blutſyſtems verſtärkt, im nervöſen, durch Erſchöpfungen oder ſpecifiſch ſchwächende Eigenſchaften die Thätigkeit der Lebenskraft herunterſetzt, im gaſtriſchen, durch Zuſammenziehungen die Entfernung der vorhandenen Unreinigkeiten hindert, oder durch übermäſsiges Auflöſen und Ausleeren die Erzeugung derſelben vermehrt, im ſeptiſchen, den Zuſtand der Fäulniſs befördert, u. ſ. w.

Zweytens, auf eine *indirecte* Weiſe, wenn es nämlich zu der Klasse von Paliativmitteln

gehört, die Symptomen der Krankheit hebt, ohne ihre nächſte Urſache wegzuräumen, deren anderweitigen ſchädlichen Aufenthalt im Körper es noch mehr befeſtigt. Dahin gehören z. B. die Unterdrückung der Erſcheinungen im Wechſelfieber, ohne auf die in den erſten Wegen vorhandenen widernatürlichen Stoffe, oder auf die Verhärtungen in den Eingeweiden des Unterleibes zu wirken, die Hemmung der Blutergieſsungen durch Zuſammenziehungen ohne deren Urſache, die Vollblütigkeit, zu vermindern, die Stillung der Durchfälle auf eine narcotiſche Weiſe ohne Wegſchaffung des gallichten Stoffes, der sie erregt u. ſ. w.; oder es kann auch die vorhandene Krankheit in der That gründlich heilen, deren nächſte Urſache wirklich heben. aber durch ſeine eigene Gegenwart einen widernatürlichen Keim zu völlig neuen Uebeln in dem Körper verbreiten, Anlagen und Empfänglichkeiten zu andern mit dieſer in gar keiner Verbindung ſtehenden Krankheiten hervorrufen, den Ton der feſten Theile auf immer verſtimmen, die Miſchung der Säfte auf immer umſchaffen, einzelnen Eingeweiden auf immer eine Verderbniſs ertheilen, den ganzen Organismus auf immer ſeiner natürlichen Beſchaffenheit entrücken. *Auf immer*, ſage ich, denn sind die Uebel die es hervorbringt leicht, vorüber-

gehend und schnell sich äusernd, so kann und muss man sich dieselbe oft gefallen lassen, besonders wenn sie mit dem vorhandenen in Ansehung der verursachten Leiden, der Dauer und der Gefährlichkeit in keinen Vergleich kommen; aber diess ist bey weitem nicht beständig der Fall, vielmehr ist oft die erheilte Krankheit viel ärger als die geheilte. Heftige zerfressende Säuren können *vielleicht* auf eine mechanische Weise, durch ihre Aetzung Fieberbewegungen sammt ihrer Ursache tilgen, aber eben durch diese ihre Wirkungsart Zerreissungen der Gefässe, allgemeine Schwäche der Fasern, Zusammenschnürungen in der Brust und unheilbare Zerstörungen ihres Eingeweides erzeugen; Bleymittel können *vielleicht* geringe Brustübel oder wohl gar Schwindsuchten heben, aber dafür ein langsames Gift in dem Körper verbreiten, das ihm allmählich aber den gewissen Untergang giebt; Einschmierungen mancher Art können Scheinwunder in Verscheuchung gewisser Ausschläge hervorbringen, aber, vielleicht gerade in der Vermischung mit dem zurückgetriebenen Ausschlagsstoff, durch ihren Eintritt in die Masse der Säfte, diesen eine unvertilgbare Verderbniss ertheilen, und, wie die Erfahrung lehrt, nicht selten allgemeine Nervenzufälle, anhaltende Kopfschmerzen, Blindheit oder sonstige

Organenzerſtörungen erzeugen. Und am ſchlimmſten iſt es, wenn dieſe geſchaffenen Krankheiten nicht auf der Stelle unmittelbar nach der Anwendung jener indirect ſchädlichen Kurart sich äuſsern, ſondern erſt lange nachher aus ihrem Hinterhalte zum Vorſcheine kommen. Im *erſten* Falle gelingt es noch zuweilen durch Wiederherſtellung der erſten Krankheit dieſe aus dem Wege zu ſchaffen, zuweilen auch durch die kunſtmäſsige ſpecifiſche Kurart sie, bevor sie noch überall um sich her Wurzel geſchlagen, bis auf die unmerklichſte Spur gründlich zu heben; im *letzten* Falle hingegen hat es mit dieſem Gelingen ſehr groſse Schwierigkeit. An die Zurückrufung der erſten Krankheit iſt nicht mehr zu denken, indem gewöhnlich nach einer verfloſsenen beträchtlichen Zeit deren Stoff ſamt der Anlage zu derſelben aus dem Körper verſchwunden iſt, und hat das angewendete unpassende Mittel sich einmal den Säften einverleibt und während einer Reihe von Jahren immerfort den Wohlſtand der Maſchine unmerklich untergraben, ſo iſt der endlich erfolgende Ausbruch des Uebels ſchwerlich durch die Kunſt zu hemmen, wie dieſes überhaupt bey Krankheiten häufig der Fall iſt, welche durch ihre lange Dauer die Naturkräfte ſelbſt, von denen aufgefordert durch Arzneymittel,

sie ſonſt überwunden werden ſollten und konnten, auf ihre Seite gebracht, ſo daſs sie gerade durch ihre Wirkſamkeit die den Untergang befördernde Widernatürlichheit unterſtützen.

Ich weiſs zu gut an wen ich mich wende und wünſche zu ſehr nur von Künſtlern seiner Art gehört zu werden, um es nöthig zu finden das eben vorgetragene mit Beyſpielen aus der praktiſchen Kunſtgeſchichte zu belegen. Jedem Arzt von Geſchäften ſtoſsen Fälle von erwähnter Art täglich auf, und treibt er sie mit Geiſt, auch die erwähnten beunruhigenden *Bedenklichkeiten*, die er nur zu oft, bald um nicht zu zaghaft, bald um nicht zu grübleriſch, auch bald um nicht als Gewerksneidiſch zu erſcheinen, in sich verſchlieſsen muſs. Mir iſt es genug Ihre Aufmerkſamkeit auf meine vielleicht eigene Denkungsart in Anſehung des *Verſuchens* zu erregen. Mag mancher mich für zu ängſtlich, zu beſorglich halten! ich bin nun einmal ſo, und ich rede ja mit meinem Freunde nur von mir, will ihm nur von *meiner* Abneigung gegen Kuhpockenimpfung Rechenſchaft ablegen. Ich fahre alſo fort:

Um mich bey der Anwendung eines neuen Mittels, in Anſehung der erwähnten Unſchädlichkeit jeder Art, wenn auch nicht apodik-

tisch zu überzeugen, doch wenigstens praktisch sicher zu stellen, müssen daher folgende Umstände mich bey der Unternehmung leiten:

I. Die *Analogie*, und zwar

Erstens, die *Analogie der Mittel.* Wenn in einer Krankheit ein gewisses Mittel entschieden bewährt ist, und es stöfst mir ein neues auf, das diesem in Ansehung seiner äufsern in die Sinne fallenden Eigenschaften sowohl als in Ansehung seiner Bestandtheile analog ist, so ist mir dieses, wenn von dessen Anwendung beträchtliche Vortheile zu erlangen sind, eine Bestimmung von demselben Gebrauch zu machen. Die blofse Gleichheit der äufsern Merkmale kann freilich nicht als ein hinlänglicher Bewegungsgrund zum Versuchen betrachtet werden, indem dieselbe, wie der Augenschein lehrt, bey ganz heterogenen Mitteln von völlig entgegengesetzten Wirkungen dennoch Statt haben kann, wie z. B. die weifse Farbe bey den giftigen Pflanzensäften und bey der Milch, das Süfsliche bey dem Bley und bey den Zuckerwurzeln u. s. w., aber dennoch ist ihre Gegenwart wenigstens eine Veranlafsung zu genauerer Prüfung des Mittels, so wie ihr Mangel einigermafsen die Vermuthung gewährt, dafs in der Wirkung beyder Mittel selbst einige Verschiedenheit sey, indem alle Eigenschaften eines Dinges unter

einander in Verbindung ſtehen und gewöhnlich gleiche oder ähnliche weſentliche Beſchaffenheiten von gleichen oder ähnlichen zufälligen begleitet zu werden pflegen. Was aber die Analogie der innern Beſtandtheile betrifft, ſo iſt mir dieſe eine unumgänglich nothwendige Bedingung zum Verſuchanſtellen. Es liegt ſowohl in unſerer begränzten Einſicht in das Weſen der meiſten Krankheiten, als in unſern beſchränkten Kenntniſſen von den Affinitätsäuſserungen der Mittel in unſerm Körper, worauf, wie ich ſchon erwähnt, meiner Meynung nach, auſser in den wenigen Fällen, wo auf ihre *mechaniſche* Thätigkeit zu rechnen iſt, ihre ganze Wirkungsart beruhet, daſs die Beurtheilung dieſer keinesweges in das Gebiet der im voraus entſcheidenden Vernunft gehört. Die Erfahrung allein muſs hier ſo wie und noch mehr als wie bey den Affinitätsverhältniſſen der todten Körper unter einander den Ausſpruch thun, und dieſs kann ſie doch nur wenn die vorliegenden Data ihr die Gründe dazu darbieten, das heiſst in unſerm Falle, wenn unter den Beſtandtheilen des neuen Mittels *a.* ſich die in dem ſchon bekannten *b.* vorhandenen *c.* und *d.* welchen man eigentlich die erprobte Wirkung zuzuſchreiben hat, befinden. Nun bleibt zwar dieſer Beſtimmungsgrund zum Verſuchen immer nur bloſs

analogiſch; denn wenn auch die Ueberzeugung, daſs *c.* und *d.* die einzigen wirkſamen Beſtandtheile in *b.* sind, die vollſtändigſte iſt, ſo bleibt es doch noch zweifelhaft, ob sie es nicht gerade nur in der und durch die Verbindung mit ihren Nebenbeſtandtheilen *e. f. g.* sind, welche, nach der Vorausſetzung, daſs *a.* mit *b.* nicht völlig identiſch iſt, in *a.* nicht gegenwärtig sind? es iſt zweifelhaft, ſage ich, ob sie in der Verbindung mit den ganz andern in *a.* vorhandenen Beſtandtheilen *h. i. k.* noch dieſelben Wirkungen hervorbringen? indem, wie bekannt, die Affinitätsäuſserungen der Naturſtoffe nie abſolut sind, ſondern immer von ihren Nebenverbindungen modificirt werden, und die Erfahrung unzähligemal die Erwartung der Aerzte getäuſcht, in welcher sie wegen Gleichheit einiger wirkſamen Beſtandtheile durch ein Mittel die Stelle eines andern längſt bewährten erſetzen wollten; — Indessen können und müssen wir uns mit dieſem analogiſchen Behelf begnügen. Die Analogie iſt einmal die einzige Krücke der menſchlichen Vernunft, ohne welche sie, auſser in der Meſskunſt, auf keinem praktiſchen Boden einen Schritt mit einiger Sicherheit wagen kann, die reine völlige Gewiſsheit liegt auſserhalb ihrer Gränzen und wer nur nach dieſer ſein Leben und ſein Handeln einrichten

wollte, würde, wie ein englischer Weltweiser sagt, von nichts so vergewissert seyn, als von seinem baldigen Untergange. Die Bündigkeit der analogischen Schlusart hat aber, wie ich dieses anderwärts aus einander gesetzt, ihre verschiedenen Grade, je mehrere gleiche Bestandtheile die beyden Stoffe *a.* und *b.* besitzen und je entschiedener denselben die Wirkung von *b.* zugeschrieben werden kann, mit desto grösserer Zuverläsigkeit können wir von *a.* die Anwendung machen, und hier ist der Punkt, auf welchem der Triumph der Kunst in den neuern Zeiten über die der alten im *höchsten* Glanze erscheint. Wenn *diese* sich durch schwankende Nachahmungen der Handlungen der Thiere, durch die seltenen und zufälligen Ereignisse des Ungefährs, oder, wenn es hoch kam, durch die läppische und trügerische Aehnlichkeit von Farbe und Gestalt mit einem bekannten Mittel zu Unternehmungen mit einem neuen musten leiten lassen, so reicht *jener* die allgewaltige Chemie den Schlüssel zum innersten Gemach der Urstoffe, versieht sie mit mächtigen Werkzeugen von denselben die Darstellung ihrer Eigenschaften, das Geständnis ihrer Verhältnisse zu erzwingen, und setzt sie in Stand, wenn schon nicht, wie manche auf eine ungereimte Weise fordern zu können glauben, die Vorgründe

von den allerersten Gründen einzusehen, ihre nicht abgeleitete Grundkräfte sammt ihren ersten unableitbaren Aeusserungen kennen zu lernen und daher die Vergleichung zwischen den Bestandtheilen, Kräften und Verhältnissen mehrerer Naturkörper unter einander auf das genaueste anstellen zu können. Sie, die Scheidekunst allein ist es, die der unsrigen den Kunstadel ertheilt, denn indem sie von der einen Seite über manches Wesentliche der Bestandtheile unsers Körpers einiges Licht verbreitet und von der andern Seite die Beschaffenheit der Bestandtheile der Arzneymittel aufdeckt, giebt sie dem eigentlichen Ausübungsgeschäft die Geniemäfsigkeit und entreifst es der Categorie des gemeinen erlernbaren Nachahmungswerks, unter welcher es an sich so wenig verdienstlich ist als durch seine noch so öftere Wiederholung die Heilkunde um einen Schritt weiter gebracht wird.

Und dennoch setze ich selbst bey den besten analogischen Gründen, die mich zu Versuchen mit neuen Mitteln bewegen sollen, die oben erwähnte Einschränkung hinzu: *wenn von der Anwendung beträchtliche Vortheile zu erwarten sind.* Diese Vortheile können mancherley seyn: *therapeutische*, wenn wichtigere, schnellere, dauerhaftere, von einer andern Seite den Körper minder angreifende,

weniger nachtheilige Folgen zurücklassende Wirkungen zu vermuthen sind; *quantitative*, wenn das neue Mittel in viel geringerer Menge den Zweck erfüllt als das bisher bekannte, mit welchem man den Kranken überladen muſs; *gustuöse*, wenn es angenehmer oder minder widrig zu nehmen iſt, eine Eigenſchaft, auf welche bey ſonſt gleicher Wirkung zweyer Mittel allerdings ein Werth zu legen iſt, denn auſserdem daſs eine Arzney, die übel riecht oder ſchmeckt, vom Kranken ohne und oft auch mit deutlichem Vorſatze vernachläſsigt wird, iſt die Luſt oder der Widerwille, mit welchen sie verſchluckt wird, an sich pſychiſcherweiſe von keinem geringen Einflusse auf deren körperliche Wirkung. Die Geburt dunkeler Gefühle, das *Zutrauen*, iſt zu den Mitteln eben ſo wichtig als zu dem Arzt; *öconomiſche*, wenn es minder koſtſpielig iſt. Dieſs iſt nicht nur bey Privatarmen und öffentlichen Anſtalten von groſser Erheblichkeit, ſondern auch bey Bemittelten, die zuweilen des lang anhaltenden Gebrauchs einer theuren Arzeney, ſo nöthig er auch ſeyn möchte, überdrüſsig werden, indem sie die Erwartung ihrer Wirkſamkeit nach dem Verhältnisse ihres Preiſes ſtimmen. Nur ſelten ſtieſs es mir auf, daſs Reiche, (und dieſs waren freilich übermüthige) welche im-

merfort gerade nach den koſtbarſten Arzeneyen verlangten, für deren innern Werth sie keinen andern Maaſsſtab hatten, als ihren baaren in der Apotheke; endlich *ſtatiſtiſche*, wenn ein inländiſches Erzeugniſs in die Stelle eines ausländiſchen geſetzt werden kann; wem auch die laue Anhänglichkeit an seinem Vaterlande dieſen Grund als geringfügig darſtellt, dem muſs wenigſtens der Vortheil einleuchten, daſs wir bey unſern eigenen Producten weit mehr Gelegenheit haben ihre Natur, ihre Aechtheit und ihre Bereitungsart genau zu kennen und zu beobachten als bey den fremden, und daſs wir bey jenen weit eher als bey dieſen hinter manche ſchändliche Gewinnſucht kommen können, welcher zuweilen verworfene Menſchen das Wohl unſerer Kranken und unſern Ruf zum Opfer bringen. — Ohne wenigſtens einen der erwähnten Vortheile vor Augen zu haben, dünkt mich, darf niemand, etwa um genialiſches Aufſehen oder erfindriſchen Eindruck zu machen, von ſeinem sichern Verfahren abweichen. In unſerm heiligen Geſchäft dürfen Laune, Veränderungstrieb und Modewechſel nicht wie bey unſern Kleidungen mit einſprechen. Man muſs nicht vergeſſen, daſs bey uns vom höchſten Wohl der Menſchen die Rede iſt, daſs die erprobte Erfahrung unſere einzige Stütze bleibt, und daſs

jede neue Unternehmung, ihr Erfolg mag einen noch ſo hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit vor sich haben,, immer noch unter die Categorie von *Verſuchen* gehört, deren zu erwartender Ausgang doch nie die Gewiſsheit mit sich führt, welche gehabten Anſchauungen eigen iſt.

Zweytens, die Analogie der Krankheiten. Wenn ein Mittel in einer gewissen Krankheit von ausgemachter heilſamen Wirkung iſt, ſo werde ich beſtimmt, in einer andern ihr analogiſchen von demſelben gleichfalls Gebrauch zu machen. Dieſe analogiſche Leitung iſt theils *leichter und sicherer*, theils ſchwieriger und *unsicherer* als die erſte. *Sicherer*, bey ſolchen Krankheiten, deren nächſte Urſache, von welcher sie ſammt ihren Symptomen abhängen, uns aus Erfahrung und Beobachtung hinreichend bekannt iſt. Sind wir nun im Besitz eines bewährten Mittels, welches dieſe nächſte Urſache hebt, ſo können wir mit groſser Zuverläſsigkeit daſselbe bey andern Krankheiten verſuchen, welche mit jenen unter einer Klasse ſtehen, d. i. dieſelbe nächſte Urſache haben, obſchon durch mancherley zufällige Verſchiedenheiten in der Erſcheinung von derſelben abweichen. Haben wir ein Mittel, das die Peripnevmonie dadurch sicher heilt, daſs es den phlogiſtiſchen Zuſtand aufhebt,

oder die Catalepsie dadurch, dafs es dem Nervenfyftem feine gehörige Stimmung ertheilt, fo können wir es mit moralifcher Zuversicht im erften Falle bey dem ganzen Gefchlechte der Entzündungskrankheiten und im letzten Falle bey allen Arten von Krämpfen anwenden; und darum auch *leichter*, weil wir bey den Krankheiten den Zufammenhang zwifchen ihrer nächften Urfache, wenn wir sie einmal kennen, und den widernatürlichen Symptomen, die sie erzeugt, gründlicher und deutlicher einfehen, als den zwifchen den wirkfamen Stoffen in den Heilmitteln und den Veränderungen, die sie in dem Körper hervorbringen; denn jene nächfte Urfache macht gleichfam das logifche Wefen der Krankheit aus, das wir felbft bilden, indem wir aus der ganzen Menge ihrer Zufälle diejenigen herausheben, von welchen sich die übrigen als Folgen herleiten lassen, sie ift alfo an sich felbft ein Gefchöpf des Verftandes; hingegen ift die Erkenntnifs von der Verbindung zwifchen den Arzeneyftoffen und ihren Wirkungen in dem kranken Zuftande blofs empirifch. Diefe Verbindung ift fo wenig einer vernünftigen Einsicht fähig als das Wefen irgend einer *urfprünglichen Kraft* in der Natur überhaupt, eines Ausdruckes, durch den wir zwar bisweilen das Anfehen haben wollen,

als gäben wir eine reelle Erklärung irgend einer vorhabenden Erſcheinung, der aber in der That ſonſt nichts enthält als eine um nichts weiter führende formelle Bezeichnung eines Verhältnisses zwiſchen einer Urſache und einer Wirkung, ohne daſs über den Grund dieſes Verhältnisses der mindeſte Aufſchluſs dargeboten wird. Jene arzeneyliche Wirkungen sind einmal für uns, wenigſtens in den meiſten Fällen, nichts als dunkele Affinitätsäuſserungen, welche die Natur hier wie überall befehlriſch vorſchreibt und der Vernunft alle Nachſtellung zu deren Erforſchung im voraus vereitelt; daher muſs bey der Anwendung analogiſcher Mittel auf Krankheiten, in welchen wir ihre Wirkung noch nicht durch ſchon gehabte Anſchauungen kennen, die Erwartung derſelben mit vieler Schwierigkeit verbunden ſeyn, ſo wie es die Vorausſehung aller Erfolge überhaupt iſt, wo wir bey der Unternehmung bloſs von einer eigentlich noch ſchwankenden Empirie ohne alle Zumiſchung von Vernunftgebrauch geführt werden.

Aber dieſs gilt freylich nur in dem Falle, wenn uns die nächſte Urſache bekannt iſt, d. i. uns wenigſtens an sich als Symptom von der Erfahrung gegeben iſt. Iſt dieſes nicht, und heilen wir, unbekümmert um dieſelbe, bloſs palliativ mit einem Mittel die vorhande-

nen Zufälle der Krankheit, ſo wäre es das ungereimteſte Wageſtück, zufolge der Analogie dasselbe Mittel wider dieſelben Zufälle in einer andern Krankheit anzuwenden, indem, wie bekannt, eine und dieſelbe widernatürliche Erſcheinung aus gerade entgegengeſetzten Urſachen ihren Urſprung haben kann, und ein Mittel, das einen Durchfall aus Atonie vermindert, muſs ihn vermehren, wenn er aus Ueberfüllung oder aus ſonſt einem reitzenden Stoff in den Gedärmen entſteht; was Krämpfe aus bloſser Schwäche hebt, muſs sie verſchlimmern, wenn sie von Vollblütigkeit herrühren, und was Fieber aus reinen gaſtriſchen Urſachen heilt, muſs sie tödtlich machen, wenn sie entzündungsartig sind. Alſo die Analogie der Krankheiten, die uns zum Verſuchen beſtimmt, muſs eine *gründliche* ſeyn, muſs auf die Gleichheit der nächſten Urſachen sich ſtützen.

Noch mehr, die nächſte Urſache muſs durchaus als Symptom gegeben und durch die Erfahrung als ſolche berichtigt ſeyn; widrigenfalls, beruht sie bloſs auf einem von jenen willkührlich angenommenen Grundſätzen, an denen es leider die Sophiſtik in den neuern Zeiten nicht fehlen läſst, ſo bleibt es immer ſehr gewagt, von einem Mittel, mit dem es in einer Krankheit gelingt, in einer andern

ähnlichen darum Gebrauch zu machen, weil wir ihr dieſelbe nächſte Urſache anhypothesiren, denn dieſe kann ſehr wohl, ungeachtet der vorhandenen gleichen Erſcheinungen doch eine ganz andere, vielleicht gar eine der hypothesirten entgegengeſetzte ſeyn, ſo wie ſelbſt bey der erſten Krankheit das Gelingen der Behandlung nur wenig für die angenommene nächſte Urſache beweiſt, indem ſehr leicht eine ganz fremde Statt haben und das angewendete Mittel, ohne daſs wir es bemerken, eben wider dieſe ſeine Wirkſamkeit äusſern kann. Das Zuſammentreffen falſcher Lehrmeynungen mit richtigen Reſultaten iſt wahrlich in unſerer Wiſſenſchaft nicht ſeltener als in der ganzen Naturlehre überhaupt.

Und dieſs iſt die Seite, von welcher, wie ich erwähnt, die Schluſsart nach der Analogie der Krankheiten ſchwieriger und unſicherer iſt als die nach der Analogie der Mittel; denn es giebt der Fälle nicht wenig, wo uns die Erfahrung in Anſehung der nächſten Urſache völlig ununterrichtet läſst, wir dieſelbe nur muthmaſslich oder nach entlehnten Lehren aus dem Gebiete anderer Wiſſenſchaften feſtſetzen und wo unſere Kur bey allem Anſtrich von Vernunftheit doch eigentlich nur empiriſch und bloſs wider die Symptome gerichtet iſt, und hier bleibt immer die Anwen-

dung eines bewährten Mittels in Krankheiten von ähnlichen Symptomen, deren nächſte Urſache un- gleichfalls unbekannt iſt, ein ſehr unsicheres Unternehmen, da es sich auf nichts Reelles gründet, und das Mittel, welches in den vorhandenen Fällen *zufällig* die Symptomen gehoben, ſehr leicht in andern die verborgene nächſte Urſache derſelben begünſtigen kann. Bey dem Verfahren nach der Analogie der Mittel iſt dieſe Beſorgniſs ſchon weit geringer, denn bey dieſem kömmt es auf die Kenntniſs oder Nichtkenntniſs der nächſten Urſache der Krankheit gar nicht an, genug, wenn uns die wirkenden Urſachen in dem Mittel *a.* d. i. ſeine eigentlichen wider die Krankheit wirkſamen Beſtandtheile bekannt sind, ſo bleibt der Schluſs, daſs das Mittel *b.*, in welchem sich dieſelben Beſtandtheile finden, wider dieſelbe Krankheit eine gleiche Heilſamkeit äuſsern werde, wenn ſchon, wie ich oben auseinandergeſetzt, nicht ſtrenge bündig, doch höchſt wahrſcheinlich. Und nun genug, vielleicht ſchon zu viel über die Analogie Ihnen vorphiloſophirt; ich gehe weiter.

II. Der *zweyte* Beſtimmungsgrund Verſuche anzuſtellen iſt mir das vorhergegangene Verſuchen anderer Aerzte. Dieſes bloſse Nachahmen, ſo wenig Verdienſtliches es für

den Geist des Künstlers bey sich führt, wird ihm doch durch seinen Beruf zu heilen zur Pflicht, und ist ihm bey Treibung seines Geschäfts durchaus unentbehrlich. Es liegt oben auf, daſs die Endlichkeit und Eingeschränktheit eines jeden einzelnen Menschen es erfordern, daſs er sich der Gelegenheiten, der Talente und des Genies, welche andere besitzen und ihm versagt sind, zu Nutze macht, auch kann ja der Wachsthum der Kunst so wie jedes Gewerkes überhaupt auf nichts anders beruhen als auf der ausgebreitesten und erfinderischen Mitwirkung verschiedener Köpfe; aber bey dieser Leitung durch Nachahmung ist keine mindere, vielleicht gar eine gröſsere Vorsicht nothwendig als bey der analogischen.

Die Nachahmung ist entweder eine *vernünftige* oder eine *blinde*. Eine vernünftige, wenn die Urversuche selbst mit Einsicht ihrer Unschädlichkeit und des Zusammenhanges zwischen den Bestandtheilen des angewandten Mittels und seiner Wirksamkeit in der vorhabenden Krankheit verbunden waren, d. i. wenn sie selbst nach den obigen Gründen der Analogie angestellt worden sind. In diesem Falle giebt es freylich bey dem Nachversuchen eben so wenig Bedenkliches, als wenn wir selbst zuerst von jenen analogischen Gründen auf die Versuche geführt worden wären; und

noch weniger, indem die Beyſtimmung anderer in der Beurtheilung jener Gründe und der ſchon vorhergegangene günſtige Erfolg des Verſuchs uns in dessen Unternehmung noch sicherer machen. *Blinde*, wenn das Verfahren eines andern völlig ohne alle vernünftige Beurtheilung nachgemacht werden ſoll, wenn die Beſtimmungsgründe zu demſelben falſch, ſophiſtiſch, dunkel, uns nicht einleuchtend sind, wenn der erſte Verſucher ſelbſt gar keine hat, ſondern durch Zufall auf die Anwendung des neuen Mittels gebracht worden iſt, wenn er sie aus unanſtändigen Absichten vorſetzlich verſchweigt oder gar aus unwürdigen das Mittel ſelbſt als ein verſtecktes Geheimniſs dargiebt; in dieſem Falle führt das Nachverſuchen allerdings gar viel Bedenklichkeit mit sich. Das einzige, was uns zu demſelben bewegen kann, iſt die *Autorität*, und gerade in Anſehung dieſer bedarf es der äuſserſten Behutſamkeit, wenn deren Anerkennung nicht auf ein bloſses Vorurtheil hinauslaufen ſoll.

Die Eigenſchaften, welche einen Künſtler dieſes blinde Vertrauen von uns zu fordern berechtigen, und uns es ihm auf zweifelhafte Koſten des menſchlichen Wohls zu geben erlauben, sind meines Bedünkens keine geringern als folgende:

1. *Aechte Kunſtverſtändigkeit.* Nicht wie man dieſen Ausdruck im gewöhnlichen Sinne nimmt, daſs derjenige, der ſie besitzt, Etwas von der Kunſt verſteht, ſondern er muſs die Kunſt ſammt ihren Grenzen in einem anſehnlichen Grade verſtehen, er muſs als verſtändiger Künſtler anerkannt ſeyn, als ein ſolcher, der vermöge ſeines Beobachtungsgeiſtes, ſeiner geſammelten Erfahrungen, ſeiner beſondern Seelenfähigkeiten und ſeiner nähern Bekanntſchaft mit den unſerer Kunſt verwandten Wissenſchaften die ſeinige mit Verſtand treiben kann und wirklich treibt. Ohne dieſe Eigenſchaften iſt jeder Anſpruch auf *blindes Zutrauen* bey den Nebenkünſtlern eitle Anmaſsung, ſo wie die Gewährung desselben wahre Verwegenheit. Ohne Beobachtungsgeiſt werden oft, mit dem beſten Vorſatze, die erheblichſten Umſtände, wenn ſie nicht ſehr in die Augen fallen, überſehen, und andern unbedeutenden Nebendingen, die mit dem Weſen des vorhabenden Verſuchs in gar keiner Verbindung ſtehen, der wichtigſte Einfluſs in denſelben zugeſchrieben; in beyden Fällen, sieht man, muſs das Reſultat krüplicht, wo nicht gar falſch ausfallen. Ohne Vorrath von Erfahrungen im eigentlichen Sinne fehlt es der Kunſtübung überhaupt an ihrer wichtigſten Stütze und der Beurtheilung der Wirkung des

zu versuchenden Mittels an dem erheblichsten Erfordernifs, an der genauen Erwägung seines Verhaltens in analogischen Krankheiten oder des Verhaltens analogischer Mittel in derselben Krankheit; und ohne besondere Geistesbildung und ausgebreitete Kenntnisse mangelt es dem Arzt von der gröfsten Geschäftigkeit und der vorzüglichsten Fähigkeit zum richtigen Beobachten im Einzelnen, doch an den wichtigsten Hülfsmitteln gründliche Erfahrungen zu machen, die als allgemeingültige Norm zur zuverläfsigen Befolgung in der Kunst aufgestellt, desgleichen an der ergiebigsten Quelle, aus welcher die Schätzung der Gründe, die zum Unternehmen eines Versuchs bestimmen, geschöpft werden können.

2. *Reine Kunst- und Wahrheitsliebe.* Wer verlangt, dafs ich ihm blindlings folgen soll, von dem mufs ich gesichert seyn, dafs er strebt mich zum Ziele zu führen, überzeugt seyn, dafs er bey dem vollkommensten Besitz der oben erwähnten Eigenschaften, auch will was er kann, dafs Interesse für die Kunst und das Wohl der Menschheit ihm am Herzen liegt und Absichten keines Eigennutzes sich bey seinem Verfahren im Hinterhalte befinden; *keines*, er mag in dem so genannten feinern, in Befriedigung der Eitelkeit und der Ruhmsucht bestehen, oder von der niedrigsten

baaren Art ſeyn; einerley. Die ſelbſtiſchen Leidenſchaften sind, obſchon die gewöhnlichen Sporn zu mühſamen Unterſuchungen und Nachforſchungen der Wahrheit, doch nur zu oft mächtige Störer und Irrleiter in denſelben, und die mächtigſten vielleicht in unſerer Kunſt, wo von der einen Seite der Gang unſers Geiſtes keinesweges auf dem Boden feſter Grundſätze geſchieht, und daher von der andern Seite die offenbarſten Irrthümer, die sie erzeugen, durch eine Menge Ausflüchte zu entſchuldigen, durch unzählige Vorwände ſogar zu beſchönigen wissen. Die Schuld des *augenſcheinlichſten* Miſslingens eines Verſuchs werfen sie bald auf einen hinzugekommenen vorher nicht zu erwartenden Zufall, bald auf einen nichts bedeutenden Fehler in dem Verhalten des Kranken, bald auf dessen Nachläſsigkeit in dem allerpünktlichſten Befolgen der Verordnungen, bald auf die unrichtige Bereitung des Mittels und zuletzt endlich auf eine, bey der Oefnung des Unglücklichen entdeckten, unheilbare Verletzung eines Eingeweides, die ſelbſt leider nur zu oft das Erzeugniſs des Heilverfahrens iſt. Es liegt einmal in dem Weſen dieſer Art Leidenſchaften alles aufzubieten, was nur einen Schein von Begünſtigung auf den Lieblingsgegenſtand wirft, und von allem, was denſelben benach-

theilt, ſey es noch ſo erheblich, noch ſo ſehr in die Augen ſpringend, die Aufmerkſamkeit zu entziehen. So machen sie den Menſchen anfänglich zum unwillkührlichen Betrüger ſeiner ſelbſt, und was das Schlimmſte iſt, wenn er endlich durch oft wiederholtes Fehlſchlagen zur Beſonnenheit und Erkenntniſs ſeines Irrthums gelangt, nicht ſelten zum vorſetzlichen anderer, denn es erfordert eine Seelengröſse, die eben nicht das Eigenthum vieler iſt, ſeine mit Wärme laut behauptete Meinung laut aufzugeben und öffentlich sich ſelbſt eines begangenen Fehlers zu zeihen.

Dennoch iſt der Eigennutz von der erwähnten feinern Art in unſerer Kunſt ſo wie überall erträglicher und minder ſchädlich als der niedrige, welcher sich bloſs auf groben Gewinnſt erſtreckt. Jener muſs in den Handlungen zu deren Unternehmung, ſo wie in den Meynungen, zu deren Behauptungen er treibt, von weit mehr Vorsicht geleitet werden als dieſer, auch iſt bey ihm die Wahrſcheinlichkeit des Zurückkommens von dem erzeugten Irrthume, wenn er erkannt wird, gröſser als bey dieſem. Bey Anſehen und Ruhm kömmt es auf deren Erhaltung vorzüglich an, und wem es bloſs um dieſe zu thun iſt, der muſs bedenken, daſs wenn es ihm auch gelingt dieſelben eine Zeitlang erſchli-

chenerweiſe zu genieſsen, er den ſchon gehabten Genuſs derſelben in dem Augenblick wieder verliert, als die Stütze, auf welcher sie ruhen, zerfällt, als das Schädliche in ſeinem Verfahren, das Falſche in ſeinen Behauptungen aufgedeckt iſt. Nicht ſo bey demjenigen, der ganz von Durſt nach baarem Gewinn geſpornt wird, was er einmal unrechtmäſsiger Weiſe erhaſcht hat das bleibt ihm, die Entdeckung ſeines Blendwerks kann ihn nur um das fernere Erhaſchen bringen, aber was er einmal in der Taſche hat, iſt ihm unentreiſsbar, und er fühlt daher eben ſo wenig das Bedürfniſs sich bey ſeinen Handlungen um die ſtrengſte Wahrheit, um die genaueſte Richtigkeit zu bekümmern, als dieſelbe aufzugeben, wenn andere von deren Untauglichkeit überzeugt werden, und am wenigſten, wenn er es nur in sich allein iſt. Ueberhaupt, mein Freund, iſt derjenige, der *das* Verdienſt lediglich in *den* Verdienſt ſetzt, ſo wie als Menſch der geringſten Achtung, als Künſtler des mindeſten Vertrauens würdig.

Ich kann mich daher nur ſchwer zur blinden Nachahmung eines Verſuchs ohne alle Selbſteinsicht entſchlieſsen, wenn mein Vorverſucher in dem Rufe eines Menſchen von erwähnten unlautern Absichten ſteht; aber ſogar in der Fähigkeit zu dieſem Entſchlusse

würde ich mir verächtlich vorkommen, wenn der Mensch scheulos sich selbst zu diesem Rufe laut bekennt, wenn er auf den Gebrauch seines Wundermittels einen bestimmten Preis setzt und unter keinem geringern seinen verschleyerten Seegen über das Menschengeschlecht verbreiten will. Zwar mindern Verdacht erregt diese freche Gewinnsucht, wenn die Krankheit, deren Heilung sie verspricht, zu der geringfügigern Klasse gehört, wenn das Uebel, dem abzuhelfen sie vorgiebt, in erträglichen Unbequemlichkeiten, Unbehaglichkeiten, Ungestaltheiten, als Finnen, Flechten, kupfrichten Ausschlägen u. s. w., oder in solchen Zufällen besteht, welche die vernunftmäſsige Kunst gleichfalls, aber langsamer, oder auch auf eine ungemächlichere Art überwindet, und das ausgebotene Wunder ein wohlschmeckendes, allenfalls auch schneller wirkendes Digestiv, Laxir, Magenstärkendes oder Blähungtreibendes Mittelchen ist; verdächtiger schon erscheint sie, wenn die Krankheiten, deren sichere Hebung sie ausruft, von der wichtigern, aber chronischen Art sind, schmerzhaft, aber ohne Gefahr, Gefahr drohend, aber selten sind, wie z. B. Zahnübel, gichtische Leiden, Wassersuchten, krampfhafte Zufälle, schwer heilende Geschwüre und Ausschläge, Krebs u. s. w.; aber dann muſs der Verdacht, den sie

erregt, zur Ueberzeugung werden, wenn sie des Gewinstes halber der Welt ein Mittel vorenthält, welches ihrem Vorgeben nach wider die gefahrvollsten und allgemeinsten Plagen der Menschheit bewährt ist, und ungerührt Tod und Leiden um sich her wüthen sieht, und ohne baare Entgeltung die Hülfe, die ihr allein eigen ist, versagt. Was würden Sie von einem Menschen, wenn es einen solchen gäbe, denken, der im Besitz einiger Tröpfchen oder Pülverchen zu seyn glaubte, vermittelst deren er die uns allen gar nicht, oder sehr selten heilbaren Krankheiten und zwar gerade in dem Moment ihrer höchsten Gefährlichkeit, in dem Augenblick der Agonie, hebt und binnen einigen Stunden alle Gefahr abwendet, dem faulen, Nerven- und gelben Fieber, der Ruhr, der Schwindsucht, sogar der Pest alle Tödtlichkeit benimmt, und doch aus blofsem Gewinntrieb, mit der allgemeinsten Verbreitung dieses Wunderwesens Wochen, Monate, Jahre lang zaudert und zaudert, bis seiner Habsucht hinreichend Genüge geschieht, nicht Engelsschwingen sich wünscht, um mit seiner mehr als Engelsgabe von Stadt zu Stadt, von Weltgegend zu Weltgegend, von Krankenhaus zu Krankenhaus, von Kriegsheer zu Kriegsheer zu fliehen und die Menschen von ihrem unendlichen Elende zu befreyen? nicht

vom erſten Augenblicke ſeiner groſsen Entdeckung an der Nahrung, des Schlafes und aller phyſiſchen Bedürfnisse vergiſst und nur zu dem einzigen Wonnegeſchäft sich getrieben fühlt, dieſelbe ſo ſchnell als möglich durch den Druck, durch Eilboten, durch Fernſchrift unter die Menſchen zu bringen, damit nicht die Tauſende, die mit jeder Stunde Verzögerung auf dem Erdball dahin sinken, ſeinem Gewissen einſt zur Laſt fallen? der anhaltend mit ſeinen Bedingungen knickert und nicht erwägt, daſs jedes Gute immer sich ſelbſt lohnt, und vollends das ſeiner Art auch nie von andern, wenn es erkannt wird, unbelohnt bleibt? was würden Sie von einem ſolchen Menſchen denken? — Was ich? — ich würde durchaus nicht an ſeinem vorgegebenen Glauben glauben, ſo oft und ſo laut er ihn auch betheuerte. Die Achtung vor der Würde des Geſchlechts und dessen Natur laſst die mögliche Vorſtellung eines ſolchen Menſchen nicht in mir aufkommen, der wirklich ein ſolcher phyſiſcher Heiland zu ſeyn wähnt und dennoch dem überregen Triebe zur Ausübung ſeines allbeglückenden Vermögens die gröſste Ausdehnung zu geben, durch die kalten Eindrücke des gröbſten Eigennutzes Einhalt zu thun im Stande iſt; ich wäre sicher, daſs er ſelbſt von der Falſchheit ſeiner Vorgabe, wenigſtens in

ihrem ganzen Umfange, innigst überzeugt sey, und daſs er, vielleicht von einem schlaffen theoretischen Gewebe verleitet, von seinem Mittelchen hier und da heilsame Wirkung vermuthet und bey seiner pomphaften Verkündigung desselben bloſs die Fröhnung seiner Habsucht auf Kosten einiger Hintergangenen zum Zwecke habe. Es ist, dünkt mich, der Vernunft und der natürlichen Gemüthsmilde angemessen, unter zwey Beschuldigungen eines Menschen: des Betruges oder der Unmenschlichkeit, jene als die wahrscheinlichste anzunehmen.

Sie sehen, daſs ich bey meiner Art zu denken *keinem* Geheimniſskrämer den Anspruch auf Autorität, noch seinem Geheimniſs den Anspruch auf Vertrauen zu seinen Kräften einräumen kann. Doch muſs ich freylich hinzusetzen, daſs ich mit der Anwendung des letzten keinen Anstand nehme, wenn es sich einmal während einer Reihe von Jahren unter den Händen gebildeter, rechtschaffener und vortrefflicher Künstler auf eine entschiedene Weise heilsam gezeigt hat; alsdann aber ist der Gebrauch desselben nicht als ein Versuch, am wenigsten als ein Nachversuch des Eigenthümers anzusehen, sondern es ist die schlichte Anwendung eines freylich noch unbekannten Mittels, die sich aber auf die Zuverläſsigkeit entschiedener Erfahrungen gründet.

3. *Die völlige Unparteylichkeit in Ansehung des Resultats der Versuche.* Bey der reinsten Liebe zur Wahrheit findet sich doch in manchem Gemüthe eine dunkele Vorliebe für eine gewisse Wahrheit, ein stiller Wunsch, daſs gerade diese, zur Unterstützung eines beliebten Systems, zur Bestätigung einer geäusserten Behauptung, zur Begünstigung einer gefaſsten Meynung sich darstellen möchte, und dieses vermindert immer schon den Grad des Zutrauens zu der Richtigkeit und Genauigkeit des Versuchs; denn so dunkel und so still jene Vorliebe, jenes Verlangen in der Seele liegen mag, so sind sie doch immer Neigungen, Geschöpfe des Gemüths, die immer das Auge des Beobachters mehr oder weniger blenden, die Hand des Versuchers mehr oder weniger irre leiten. Wahr ist es, in dem völlig wilden Versuchen, das auf das Gerathewohl ohne alle Vermuthung, ohne alle Ahnung eines sich zu ergebenden Resultats, nach welchem man zielt, unternommen wird, ist durchaus nichts Verdienstliches, was dadurch herausgebracht wird, kann als bloſser Fund von groſsem Nutzen, aber nie als Erfund von Werth seyn, und der Unternehmer, dem es gelingt, kann auf Verwunderung wegen seines Glückes, aber nicht auf Achtung wegen seiner Fähigkeit Rechnung machen; aber diese Vermu-

thung, diese Ahnung muſs das Werk der uninteressirten Vernunft ſeyn, ihr allein ſteht bey Forſchung nach Wahrheit das Recht zu, wenn es nicht anders ſeyn kann, auch nach unvollſtändigen halb klaren Gründen, die bald aus der entfernteſten Vergleichung ähnlicher Fälle, bald aus ſchwacher Analogie, bald aus geringen Graden von Wahrſcheinlichkeit ihren Urſprung haben, dieſelbe zu verfolgen und durch vorsichtige Ausübungen ihre Schritte auf eine praktiſche Weiſe zu sichern; in dem Bezirke des Gemüths hingegen laufen dieſe Halbſchlüsse bloſs auf Neigung und Wünſche hinaus, die eigentlichen Feinde aller Parteylosigkeit.

III. Endlich giebt es einen Fall, in welchem ich ohne auf die Einſchränkungen, welche die Gründe der Analogie und der Autorität auflegen, Rücksicht zu nehmen, muthvoll Verſuche anſtelle, und dieſer iſt, wenn die höchſte Noth eintrifft und der Zuſtand, in *welchem nichts mehr zu verlieren iſt*, die Gründe zu deren Unternehmung hergiebt, wenn nämlich die Krankheit den Grad der Gefahr erreicht hat, wider welchen das Unvermögen der Kunſt entſchieden iſt, wenn das Uebel an sich von der Art iſt, daſs es allem bisher bekannten Widerſtand trotzt und entweder den Tod ſchnell hervorbringt, oder

durch ſeinen unaufhaltſamen Wachsthum allmählig zwar, aber den gewissen Untergang herbeyführt, oder wenn es mit ununterbrochenen heftigen Schmerzen verbunden iſt, die das Leben unerträglich machen und deren Hebung oder Milderung auſser der Macht unſers Mittelvorraths ſteht; dahin gehören alle bösartigen Fieber in dem höchſten Stadio ihrer Malignität, Auszehrungen in dem letzten Zuſtande ihrer Colliquation, lange gedauerte Bruſtwasserſucht, welche mit jeder Stunde das Leben qualvoller macht, offener Krebs, verjährter Gesichtsſchmerz u. ſ. w. In allen dieſen und ähnlichen Fällen wäre es übertriebene Beſorglichkeit, welche die Vernunft ſelbſt als pflichtwidrig verwirft, sich bey Verſuchen jeder Art von jenen peirasmologiſchen Regeln die Hände binden zu lassen, und wenn der längſt anerkannte Satz wahr iſt, daſs man in bedenklichen Fällen, wo es der Kunſt an zuverläſsiger Hülfe mangelt, lieber nach einem zweifelhaften Mittel greifen, als gar nichts thun ſoll, ſo muſs, wenn dieſer Kunſtmangel sich bey einer ſehr hohen ſchwer abzuwendenden Gefahr findet, ſelbſt das verzweifelteſte Mittel willkommen ſeyn. — Aber eine andere Art von nicht geringer Vorsicht iſt auch hier von äuſserſter Nothwendigkeit, die darin beſteht, daſs man nicht zu voreilig die

vorhabende Krankheit in die Klasse der unheilbaren wirft, den Unglücklichen nicht zu ſchnell für unwiderruflich verlohren nimmt und ſeinen leidenden Zuſtand nicht nach dem Maaſse unſers Gefühls für ſchlechterdings unerträglich hält. Wir müssen die Schranken der Kunſt auch nicht zu enge ziehen, kein Einzelner unter uns kann die Gränzen der ſeinigen für die Gränzen der Kunſt überhaupt anſehen, was er nicht vermag, vermag vielleicht der Rath eines andern oder dritten, der gerade in der Behandlung einer gewissen Krankheit von tieferm Blick und besser unterrichtet iſt; ferner, ein Mittel, welches man noch ſo häufig in dem Verlauf einer Krankheit vergebens angewendet hat, kann, wie die Erfahrung oft genug zeigt, nach einer Pauſe zu einer andern Zeit dennoch ſehr wirkſam ſeyn; auch darf die Thätigkeit der guten Natur nicht auſser Acht gelassen werden. Man muſs bedenken, (und wem von uns Ausübenden iſt die Erſcheinung nicht zur gröſsten Verwunderung vorgekommen?) daſs sie zuweilen chroniſche Uebel, bey denen wir erſchöpft ſchon lange die Hände im Schooſse gehalten, durch allmählige im Stillen bewirkte Umwälzungen in der Oeconomie des Körpers auf immer hebt; endlich müssen wir das uns am gräſslichſten ſcheinende Leiden nicht immer

in andern als gleich unaushaltbar vorausſetzen. Die Liebe zum Seyn iſt bey gar vielen Menſchen in einem überſchwenglichen Grade, die Gewohnheit macht gegen die heftigſten Schmerzen duldſam und verſtärkt öfters zum Erſtaunen gerade durch dieſelbe die Anhänglichkeit am Leben. Ich habe einen ſiebenzigjährigen Mann gekannt, der wegen einer immer zunehmenden Schwäche, Tag und Nacht anhaltenden Huſtens mit eitrichtem ſtinkendem Auswurfe und Engbrüſtigkeit zur Plage aller Seinigen ſechs ganze Jahre ein qualvolles und allem Scheine nach völlig genuſsleeres Leben im Bette zubrachte, und als es zum Sterben kam, mit kindiſchen Thränen um noch einen Aderlaſs als Rettungsverſuch bat; eine Frau, welche eine lange Reihe von Jahren an dem heftigſten, aller Kunſt trotzenden, nur von einer Stunde Schlaf zuweilen unterbrochenen Geſichtsſchmerz litt, und doch während der Zeit einigemal ſchwanger wurde und mehrere Freuden des Lebens haben muſste, da der Gedanke es zu verlieren ihr der ſchrecklichſte war; und noch eine andere welche abzehrend die gräſslichſten Martern eines ſcheuſslichen offenen Bruſtkrebſes duldete und doch einen ſolchen Werth auf das Leben legte, daſs ſie bey der leiſeſten Erwähnung von Todesgefahr ſich entfärbte, ihre wenige

Kräfte täglich auf ein ſtattliches Anputzen verwendete, und das Selterwasser durch ein Röhrchen einſchlürfte, weil es, wie sie gehört, die Schönheit der Zähne verderben ſoll. Daher, dünkt mich, muſs es Maxime ſeyn, ſelbſt in den verzweifeltſten Fällen einen heroiſchen gefahrvollen Verſuch nur unter der Beyſtimmung des Kranken, wenn es ſein Bewuſstſeyn erlaubt, zu unternehmen, indem die Befugniſs mit dem Leben zu ſchalten, lediglich dem zuſteht, welchen zu dessen Schäzzung das Selbſtgefühl berechtigt.

Lassen Sie uns nun von dem bisher Auseinandergeſetzten auf unſern eigentlichen Gegenſtand, auf den Verſuch mit der neuen Impfungsart, die Anwendung machen, und ich will hören, ob Sie mich nicht, nach der Norm, die ich mir einmal beym Verſuchen in unſerer Kunſt vorgeſchrieben, vollkommen entſchuldigen, wenn ich anſtehe, die mir und allgemein ſo ſehr bewährte humane Einimpfungsart zu verlassen und an deren Stelle die brutale zu wählen, oder irgend jemanden zu dieſem Tauſche meinen Rath zu ertheilen.

Die neue Einimpfung hat eine zwiefache Seite, von welcher ihr Werth in Erwägung

gezogen werden muſs: *Erſtlich*, ob sie wirklich wider die natürlichen Blattern *auf immer* ſchützt? und *zweytens*, ob sie, ſchützt oder nicht ſchützt, nicht anderweitige nachtheilige Folgen hat, die sich, wenn auch nicht auf der Stelle, doch ſpäterhin und vielleicht während der ganzen Lebenszeit sich äuſsern und weit gröſsern Schaden als die ganze Blatterkrankheit anrichten? *Jene* iſt allerdings die minder wichtige Seite, indem, auſser der getäuſchten Erwartung, nichts dabey verloren iſt, wenn das ganze Unternehmen vergeblich war, auch wird dadurch die Freyheit nicht aufgehoben, zur völligen Sicherheit gleich, oder lange nachher die gewöhnliche Einpfropfung anzuſtellen; *dieſe* hingegen iſt von der gröſsten Erheblichkeit, indem die Unſchädlichkeit eine unumgänglich nothwendige Bedingung bey jedem Verſuche iſt, und was in unſerm Falle eigentlich das Schlimme iſt, die Bürgſchaft für dieſelbe kann uns ſchlechterdings durch nichts geleiſtet werden, als durch die genaue Beobachtung während des Verlaufs wenigſtens einer ganzen Generation.

Denn geſtehen werden Sie mir doch, daſs die ganze Operation in beiden erwähnten Rücksichten noch immer unter der Categorie von bloſsen *Verſuchen* ſteht, deren Reſultat noch auf keine Weiſe beſtimmt entſchieden

ist. Nicht einmal entschieden, daſs durch dieselbe, und wenn sie statt der vorgegebenen funfzig tausendmal, millionenmal wiederholt wäre, die Empfänglichkeit für die Blatterkrankheit in dem menschlichen Körper *gänzlich* ausgerottet werde. Sie ist ganz und gar nicht so ungereimt die geäuſserte Besorgniſs mancher, daſs durch die neue Impfungsart diese Empfänglichkeit nicht auf immer gehoben, sondern nur auf eine Zeitlang unterdrückt werde. Es giebt ja der Fälle überhaupt nicht wenige, wo die Wirksamkeit mancher verborgenen Krankheitsstoffe im Körper durch die Kunst zuweilen auf eine beträchtliche Zeit gehemmt wird, und endlich doch, oft nur mit desto gröſserer Macht, hervorbricht, und vollends bey den Blattern, so wie bey allen ansteckenden Krankheiten, wo die nächste wirkende Ursache eine äuſsere ist, ist es doch hinreichend bekannt, daſs die Empfänglichkeit für dieselben viele Jahre abwesend und dann zum Vorscheine kommen kann. Worin diese wunderbare Erscheinung besteht, was eigentlich die nächste disponirende Ursache, die immer eine innere ist, ausmacht? wird uns zwar immer, und besonders bey den Blattern, ein Räthsel bleiben; aber höchst wahrscheinlich ist es mir, daſs sie in einer gewissen Beschaffenheit der Säfte be-

steht, welche ihre Affinität zu dem ansteckenden Miasma begünstigt. Gehen sie nun zufolge dieser Verwandtschaft die Verbindung mit demselben ein, so wird die Krankheit erzeugt, eine Erscheinung, die mit der des Aufbrausens zu vergleichen ist, welche bey der Verbindung des kohlensauren Alkali mit einer Säure entsteht. Bey den meisten ansteckenden Krankheiten scheint diese Verbindung nicht von beständiger Dauer, die Affinität, auf welche sie sich gründet, nicht die gröfste zu seyn. Eine veränderte Beschaffenheit der Säfte kann das Miasma ganz vernichten, oder durch eine neue herbeygeführte gröfsere Affinität desselben zu einem andern Stoffe jene völlig aufheben, die Säfte befänden sich alsdann von dieser Seite wiederum in einem freyen Zustande und können bey einer wiederholten Gegenwart des Miasmas von neuem mit demselben in Verbindung treten, und die Krankheit kann mehrmals zum Vorscheine kommen; nur von dem Blattermiasma lehrt die Erfahrung, dafs dessen Verwandschaft zu den Säften unsers Körpers, wenn sie einmal in Wirksamkeit gesetzt ist, die gröfste ist; sind diese einmal mit dem Blatterstoffe gesättigt, so kann keine Beschaffenheitsänderung eine neue Affinität herbeyführen, welche ihnen denselben raubt und sie frey macht;

und sie können daher so wenig in eine nochmalige Verbindung mit demselben treten, als ein Alkali in einem mit einer Säure gesättigten Zustande mit derselben Säure eine Effervescenz erregen kann. Die Krankheit kann folglich nur einmal Statt haben. Das einzige sichere Zeichen der völligen Sättigung in unserm Falle ist bis jetzo für uns nur die wirkliche Erscheinung der Blatterkrankheit. Nun läſst sich wohl ohne Widerspruch die Möglichkeit eines Mittels denken, welches durch Stiftung einer neuen stärkern Verwandschaftsverbindung zwischen den Säften und irgend einem Stoffe ihre Affinität zu dem Miasma der Blattern *auf immer* tilgt; aber geben Sie mir auch die Möglichkeit zu, daſs diese neue Affinität nicht die gröſste ist, sondern daſs bey Gelegenheit irgend einer Veränderung im Körper wiederum eine neue gröſsere zwischen jenem Stoffe und einem dritten erzeugt wird, wodurch also die Säfte wiederum entbunden und zur ersten oder mehrmaligen Verbindung mit dem erwähnten Miasma fähig gemacht werden. Sie müssen mir ferner zugestehen, daſs das wirkliche Zerstören einer Empfänglichkeit *auf immer* nur durch eine Erfahrung, die das *Immer* zum Umfange hat, berichtigt werden kann, und, wie gesagt, bis jetzo hat sie uns diese gänzliche Zerstörung bey den

Blattern nur von der natürlichen und der durch Einpfropfung menſchlichen Pockengifts erregte Erſcheinung derſelben vollkommen gelehrt.

Wenn daher auch dem Vorgeben nach unzählige Beobachtungen es beſtätigen, daſs kurz nach überſtandenen Kuhpocken die humane Einimpfung fruchtlos iſt, ſo beweiſen sie doch nicht im mindeſten, daſs nicht während der ganzen Lebenszeit des Menſchen irgend eine nicht einzuſehende Veränderung der Säfte ihnen zugleich die Empfänglichkeit für das Blattergift überhaupt wiederum ertheilt, und ich kann es nicht leugnen, daſs ich den ganzen Schwall von Impfungsſchriften und Schriftchen, mit denen man ſeit kurzem aus allen Winkeln her überſchwemmt wird, und die ſonſt nichts enthalten, nichts enthalten können als die Wiederholung derſelben Erſcheinung: daſs auf die Einimpfung mit dem Brutalgift die Kuhpocken wirklich entſtanden und die nachherige humane Einimpfung ihren Zweck verfehlte: für etwas ſehr Luxuriöſes halte, indem sie uns in Anſehung der Sicherheit wider die Infektion *auf immer* nicht um einen Schritt weiter bringen. Zwar will man wissen, daſs die an den Kuhpocken gelittenen Melker in einer Zeit von dreyſsig Jahren weder von den natürlichen noch von den

künſtlichen Pocken angeſteckt worden wären; aber Sie müssen es ſchon meiner Denkungsart zu gut halten, wenn mein Vertrauen zu dem genauen Beobachtungsgeiſte und ſorgfältigen Beobachtungswillen Ihrer Landpächter in Anſehung mediciniſcher Gegenſtände, die ihre Knechte betreffen, viel zu geringe iſt, um deren Bemerkungen, die unſtreitig wichtige Veranlaſsungen zu kunſtmäſsigen Beobachtungen und Verſuchen abgeben können, ſelbſt als Beobachtungen auf die Kunſtſchale zu legen, mit welcher die Zuverläſsigkeit einer neuen Verfahrungsart gewogen werden ſoll.

Vollends unentſchieden aber iſt das Reſultat in der zweyten viel wichtigern Rückſicht, welche die Sicherheit vor andern nachtheiligen Folgen betrifft, die durch Verpflanzung eines völlig unbekannten Stoffes, der Jauche eines thieriſchen Geſchwürs in die Säfte, dem menſchlichen Körper zugezogen werden kann, wenn ſchon dieſelbe, in Anſehung dessen ich eigentlich noch gar nicht zweifelsfrey bin, unmittelbar nach der Operation nicht zum Vorſchein kommen. Nennen Sie dieſes nicht eine zu peinliche Beſorglichkeit; denn wo iſt hier die Unmöglichkeit, daſs dieſer fremde Stoff sich als *wirkende Urſache* in allmählicher Thätigkeit zur Erzeugung irgend einer Widernatürlichkeit im Körper auf-

halte, die nur erſt nach vielen Jahren bis zur Bemerkbarkeit ſich entwickelt und dann zum Ausbruch kommt, oder als *diſponirende Urſache* in den Säften neue Empfänglichkeiten und krankhafte Anlagen, oder, um mich wieder chemiſch auszudrücken, neue Affinitäten zu Krankheitsſtoffen rege zu machen? wo iſt hier die Unmöglichkeit? wo ſogar die Unwahrſcheinlichkeit? — oder fehlt es uns etwa an Beyſpielen, wo durch kunſtwidrige Behandlung oder eben durch die Wirkſamkeit ſchicklicher Heilmittel der Grund zu unabwendbaren Siechheiten in den Körper gelegt wird, die während der ganzen Lebenszeit im Stillen fortwalten und oft erſt nach lang verſtrichener Zeit sich auf eine fürchterliche Weiſe äuſsern? Es wäre läppiſch, wenn ich *Dohmeyern* den alten Brey aufwärmen und alle die von der ſtündlichen Erfahrung gezeigten Unglücksfälle herzählen ſollte, welche unzeitig unterdrückte Wechſelfieber, gewaltſam zurückgetriebene Hautausſchläge, mit der erſten Nahrung eingeſogene Schärfen, nach vollendeter Kur zurückgebliebenes Quecksilber u. ſ. w. auf jene heimliche langſame Art in dem Körper anſtiften, und die nicht ſelten bis zur Verkennung ihres Urſprunges ſpät an das Licht kommen; aber enthalten kann ich mich nicht Ihre Aufmerkſamkeit nochmals auf die



große Möglichkeit, Vermuthung könnte ich sagen, rege zu machen, daſs der Kuheiter eine gleiche verderbliche Rolle in dem Körper spiele. Wenigstens liegt es denen, welche so unbesorgt mit dessen Verpflanzung umgehen, ob, die Ueberzeugungsgründe vom Gegentheil darzuthun. Dieses ist wahrlich das billigste, was man von jedem fordern kann, der in unserer Kunst etwas Neues unternehmen will, und nur eine besondere Vorliebe, welche auf eine unerklärbare Weise, gerade zu dieser Einpfropfungsart eine Menge Aerzte auf dem ganzen Erdboden ergriffen hat, scheint sie über eine Forderung hinwegzusetzen, deren Genügeleistung sie selbst bey jedem andern Versuche als nothwendige Bedingung anerkennen würden, denn ich traue es keinem rechtschaffenen Künstler von Gewissenhaftigkeit zu, daſs er von irgend einem andern neuen Mittel aus dem Pflanzen- oder Steinreiche, das zwar wider eine gewisse Krankheit eine specifische Kraft beweist, dessen Wesen ihm aber eben so durchaus unbekannt ist, als das Wesen des Kuheiters, eine vorsichtslose und so allgemeine Anwendung machen würde, wie doch jetzo wirklich von diesem eigentlich verdorbenen Viehsafte gemacht wird. Wie konnte er auch? Belieben Sie nur zu erwägen, wenn uns die Beschaffenheit

und Eigenschaften des Bleyes ganz fremd wären, und wir von demselben nichts wüſsten, als aus Erfahrungen von einigen Jahren, daſs sein innerer Gebrauch diese oder jene Krankheit hebe, thäten Sie wohl, wenn Sie sich dessen ohne alle Besorgniſs bedienten? und wenn diese seine Heiltugend darin bestünde, daſs es die Pockenempfänglichkeit ausrottete, thäten Sie wohl, wenn Sie den Gebrauch dieses Successionspulvers allgemein verbreiteten und unsere ganze künftige Generation der Auszehrung übergäben? Und wer haftet nun dafür, daſs dieser Eiter nicht eine ähnliche die Gesundheit untergrabende Rolle in unserm Körper spielt? — Sagen Sie mir nichts von jenen schwankenden, zerstreuten und krüpplichten Bemerkungen, deren man sich jetzo so halb erinnern will seit dreyſsig oder vierzig Jahren gemacht zu haben; denn ich wiederhole es noch einmal, bey aller groſsen Achtung, die ich für die tiefe landwirthschaftliche Kenntniſs Ihrer Gutsbesitzer habe, vermag ich es doch nicht über mich, ihnen das in unserer Kunst so vorsichtig zu ertheilende Vertrauen zu ihrem Beobachtungsgeiste in Ansehung arzeneylicher Verhältnisse ihrer Gesinder zu verleihen. Ich kann mich nicht bereden, daſs diesen Herren die Erscheinung der Kuhpocken bey dem Menschen, von Seiten

der Menſchlichkeit ſowohl als von Seiten der Kunſt ſo ſehr am Herzen lag, daſs sie, wie es doch eigentlich nothwendig geweſen wäre, das Leben aller ihrer Knechte und Mägde von dem erſten Augenblicke ihrer Anſteckung an mit ſorgfältiger Genauigkeit verfolgt und mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit den ganzen Geſundheitszuſtand dieſer Dienerſchaft während dieſer vierzig Jahre beobachtet hätten, daſs es sie interessirte mit Emsigkeit nachzuforſchen, ob keiner derſelben Krankheiten von ungewöhnlicher Art unterworfen wurde, keiner an ſeiner Lebenskraft und körperlichem Wohl einen Abgang verſpürte, keiner in einem gröſseren Grade als ſonſt Ausſchlägen ausgeſetzt war, keiner an Augenentzündungen, an Verhärtungen in den Eingeweiden, an ſcrophulöſer Schärfe ſammt ihren Folgen von mancherley Geſtalten mehr als ſonſt Leute ſeiner Art zu leiden hatte, keins von den Frauenszimmern den weiſsen Fluſs oder andere auſserordentliche weibliche Ungemächlichkeiten ausſtehen muſste, oder überhaupt nicht mehrere derſelben von der gewöhnlichen Lebensdauer etwas einbüſsten. Dieſes hätte geſchehen müssen, wenn die Berichte Ihrer Eigenthümer oder Püchter einigermaſsen zur Grundlage der Sicherheit bey unſern Verſuchen hätten dienen ſollen; daſs es aber nicht

geſchehen iſt offenbar, indem nicht nur von einer ſolchen gehaltenen Lebenscontrolle durchaus keine Erwähnung geſchieht, ſondern die Herren ſelbſt wichen ſogar der Gelegenheit zu dieſen wichtigen Erfahrungen ſehr gern aus, da sie, ſeitdem die Anſteckung der Kuhpokken ihnen bemerkbar wurde, keiner Melker sich bedienten, die nicht ſchon die ächten Pocken überſtanden, ein Umſtand, der mir, im Vorbeygehen geſagt, überhaupt die angegebene groſse Anzahl der Pächterbeobachtungen ſehr verdächtig macht. Noch mehr, ſelbſt das Zeugniſs jener Aerzte in Anſehung des erwähnten Punkts, deren Beſchäftigung mit demſelben ſchon zwanzig Jahre dauern ſoll, iſt mir noch nicht von groſsem Belange, denn auch von ihnen wird kein ſolcher erforderlicher Verlauf des Geſundheitsverhaltens *aller* Angeſteckten (einiger würde nicht einmal etwas entſcheiden) angegeben, und ich muſs Sie ſchon wieder wegen meiner Bedenklichkeit um Verzeihung bitten, wenn ich es ein wenig auffallend finde, daſs Künſtler ſo lange ganz im Stillen mit der Unterſuchung und Beobachtung eines ſo äuſserſt erheblichen und der Menſchheit ſo intereſſanten Gegenſtandes ernſtlich umgehen und erſt im zwanzigſten Jahre der Welt Notiz davon ertheilen ſollten. Das zufällige Verſchwiegenbleiben einer ſo allgemein wichtigen

Sache ist mir eben so unwahrscheinlich als lieblos das vorsetzliche Verschwiegenhalten wäre. Der immer rege Trieb den Menschen nützlich zu seyn, muss meines Erachtens jeden Arzt, der das Glück hat, auf die Entdeckung eines Verfahrens zu stossen, dessen Einfluss auf das Wohl des ganzen Geschlechts so übergross ist, vom ersten Augenblick der Entdeckung an in der peinlichsten Unruhe erhalten, bis er die allgemeinste Verbreitung derselben veranstaltet, freylich nicht als etwas Entschiedenes, wohl aber als etwas zu Entscheidendes und zwar von mehreren Köpfen unter verschiedenen Lagen und Umständen, unter verschiedenen Himmelsstrichen und Verhältnissen zu Entscheidendes; wie viel ging durch jenes Zaudern verloren? wie viel weiter wären wir schon ohne jenes Säumen in der Aufklärung über diesen Inoculationspunkt? — Kurz, das Vermögen eine so grosse erkannte, oder auch nur vermuthete Wohlthat zwanzig ganzer Jahre geheim zu halten, scheint mir eine unbegreifliche Kaltmüthigkeit vorauszusetzen, die ich keinem menschlichen Herzen zutraue, eher befiehlt mir die Vernunft, in die ächte Genauigkeit jener vieljährigen Bemühungen einigen Zweifel zu setzen und anzunehmen, dass die Aerzte, welche zuerst mit der Bekanntmachung der neuen Einpfropfungs-

art auftraten, sich selbst lange vorher nicht um dieselbe auf eine gehörige kunstmäfsige Weise bekümmerten und aus zu gutem Willen, oder zu raschem Eifer für die möglich gute Sache einer seit vielen Jahren herrschenden Volksmeynung den Werth wirklicher Erfahrungen zugestanden, um ihre eigene nachherige in der That reelle Beobachtungen und Versuche darauf zu stützen. Kenne ich doch unter uns Anhänger der neuen Inoculationsart, die sich nicht scheuen ihren Unwillen laut darüber zu äufsern, dafs auch die mifslungenen und verunglückten Impfungsoperationen hier und da öffentlich bekannt gemacht werden! und doch sind sie in diesem Punkte blofse Anhänger, kunstlose Nachahmer; warum sollte keine mindere Parteylichkeit nicht bey denen zu besorgen seyn, die als Entdecker und Einführer dieses ihres Lieblingsgegenstandes zuerst erschienen?

Sie sehen aus dem bisherigen, lieber *Dohmeyer*, warum ich mich in Ansehung der völligen Sicherheit vor künftiger Ansteckung sowohl, als in Ansehung des mittelbaren entfernten Nachtheils bey der neuen Inoculationsweise nicht hinreichend beruhigt fühle, warum es mir noch an vollständigen Gründen mangelt der fast an Vermuthung gränzenden Möglichkeit, dafs der Kuheiter in den mensch-

lichen Körper verpflanzt, als eine schädliche wirkende oder disponirende Potenz sich daselbst verhalten könne, einen merklichen Grad von Unwahrscheinlichkeit entgegen zu setzen, und warum ich mich daher vor der Hand noch nicht bestimmen kann dieser Verpflanzung meine Beystimmung zu geben.

Und es ist wahrlich weder die Veranlassung zu jenem beunruhigenden Gefühl, noch jene Vermuthung, an welcher ich die erwähnte Möglichkeit gränzen lasse, aus den Wolken gegriffen; ich werde vielmehr, freylich auf eine dunkele Weise, durch Thatsachen zu beyden bewogen. Es fehlt nicht in den französischen und selbst englischen Schriften über den streitigen Punkt an einzelnen Beyspielen, wo nach überstandenen inoculirten Kuhblattern die menschlichen durch Einpropfung oder auch durch natürliche Ansteckung wieder entstanden sind; von einem Kinde liest man sogar in öffentlichen Blättern, dass es vier Wochen nachher an den letzten gestorben. Bedenkt man nun, dass, nach dem Eifer, mit welchem die Anhänger der neuen Inoculationsart dieselbe anpreisen zu schliessen, sie eben nicht sehr bestrebt seyn werden, ähnliche sich ereignete Missrathungen laut zu verbreiten, so ist wohl die Besorgung, dass ihnen *vielleicht* wirklich mehrere derselben sich zuge-

tragen, deren Bekanntmachung sie nur als ungünſtig der Beförderung ihrer vermeinten guten Sache uns vorenthalten, nicht als ganz grundlos anzuſehen. Aber wenn dieſes auch nicht wäre, ſo geben ſchon jene wenigen Beyſpiele doch hinreichenden Anlaſs zur Muthmaſsung, daſs die Kuhblattern keine völlig sichere Schutzwähre wider die menſchlichen und überhaupt kein ſo ganz gleichgültiger unſchuldiger Stoff im menſchlichen Körper sind. Man muſs sich nur von der groſsen Menge Tauſenden, die man mit denſelben eingeimpft zu haben vorgiebt, nicht irre machen lassen; denn bey wie wenigen von dieſer imponiren ſollenden Anzahl iſt wohl zur Probe die Wiederholung der humanen Einpfropfung nachher vorgenommen worden? nur bey einigen hier und da hört man, und unter dieſen Einigen sind ſchon die Einige, bey denen sie wirklich angeſchlagen, nichts unerhebliches.

Ich kenne eine Stadt, in welcher zu der Zeit, da noch kaum über hundert Kuhblatterimpfungen angeſtellt worden waren, unter dieſem Hundert sich mehr Fälle von Bedenklichkeit zugetragen haben, als bey der gewöhnlichen Impfung unter Tauſenden sich zu ereignen pflegen:

1. Bey ſehr vielen hatte die Einimpfung gar nicht gefaſst.

2. Bey verſchiedenen sind nachher auf die gewöhnliche Inoculation und durch die natürliche Anſteckung die Menſchenblattern und zwar bösartig, wirklich erfolgt, an denen ſogar eins ſtarb.
3. Bey einigen sind unmittelbar nach den Kuhblattern Ausſchläge beſonderer Art erſchienen, welche die Impfärzte in Unruhe ſetzten und sie beſtimmten allen ihren Impflingen auf eine Zeitlang die freye Luft zu unterſagen.
4. Verſchiedene litten bey dem Ausbruche wirklich an einem heftigen gefahrvollen Fieber mit Irreden und einem ganz ſonderbaren, Arzt und Eltern auffallenden fremden Benehmen.
5. Ein Kind ward unmittelbar nach überſtandenen Kuhblattern von ſcrophulöſen Verhärtungen, von welchen vorher keine Spur bey ihm war, am Halſe befallen, mit welchen es sich ein ganzes viertel Jahr zu quälen hatte.
6. Zwey Kinder ſtarben während der Blattern, welches man freylich auf Rechnung einer sich hinzudrängenden fremden Krankheit zu ſchreiben ſuchte, die man aber eigentlich gar nicht anzugeben wuſste.
7. Ein vierthalbjähriger vollkommen geſunder Knabe, der weder an Würmern noch an

Zähnen, noch sonst an einer Kränklichkeit litt, fiel drey Wochen nach der Inoculation ohne alle zu vermuthende Ursache plötzlich in heftige Zuckungen, in welchen er nach einigen Stunden starb.

Ich bin weit entfernt diese Unfälle mit Gewissheit als Folgen der Impfung anzusehen; aber dass sie billig Bedenklichkeit erregen müssen, scheint mir doch wahrlich ausser allem Zweifel. Es ist doch, werden Sie mir gestehen, etwas Befremdendes, dass gerade unter der geringen Anzahl von hundert auf einerley Weise behandelten Kindern der Zufall so viele Misslichkeiten hineingeschoben haben soll. Bey der gewöhnlichen menschlichen Einpfropfung ist sein Betragen in der That weit glimpflicher. Ich zähle nun fast an fünfhundert meiner Geimpften und kann wohl sagen, dass mir bis jetzo noch nicht ein einziger Unfall von irgend einer Art begegnet, und ich kann es nicht leugnen, träfen mich unter Tausend so viele Missfälle als unter jenem Hundert, ich würde vielleicht das fernere Impfen ganz aufgeben, wenigstens es nicht mit der Zuversicht unternehmen, von welcher mein Muth bis jetzo immer begleitet ward; mit Zittern würde ich jedesmal die Lanzette ergreifen, weil ich nicht zu mir sagen könnte: mit diesem Stiche entfernst du gewisslich von

einem Menfchen eine tödtliche Krankheit, entreifseft ihn einer wahrfcheinlichen Verunftaltung, entrückft die beforglichen Eltern der ununterbrochenen Angft ihren Liebling von dem nicht ausbleibenden Feind überrafcht, weggerafft oder verunftaltet zu fehen. — Doch es kömmt hier auf die fubjektivifche Bedenklichkeit nicht an, genug, die wenigen ungünftigen Erfcheinungen, welche die Erfahrung gezeigt, zufammengenommen mit dem auf blofse Vernunft gegründeten, allenfalls nicht *Verdacht*, fondern nur *Zweifel* wegen der künftigen übeln Folgen des gegenwärtigen Kuheiters im menfchlichen Körper, dessen Löfung das anfangende achtzehnte Jahrhundert durchaus dem sich endigenden überlassen mufs, machen es äugenfcheinlich, dafs die Anwendung der thierifchen Impfung vor der Hand noch keinesweges ein entfchiedenes sicheres Heilverfahren ift, fondern zu der eigentlichen Klasse von blofsen Verfuchen gehört; deren Erfolg uns ganz fremd ift, und sie aus diefer Klasse zu heben sind, wie ich fchon gefagt, unendliche gegenwärtige Wiederholungen nicht im Stande, und wenn der ganze Erdball mit noch fo viel Bällen von Büchern und Auffätzen und Zeitungsverkündigungen von den angeftellten glücklichen Brutalimpfungen belaftet wird, fo wird die

Beforglichkeit wegen der Sicherheit vor den entfernten Folgen doch nicht um ein Haar breit weiter hinausgefchoben. Sie können alle nur einerley Inhalts feyn: man habe nämlich Hunderten und abermal Hunderten den Kuheiter beygebracht, sie haben die Kuhblattern erhalten und sind unmittelbar darauf keiner Anfteckung von Menfchenblattern fähig gewefen; aber was nun dann? — ob diefen Hunderten während ihres ganzen Lebenslaufs nichts Verderbliches aufftofsen wird, dessen Urquelle in diefer Operation ift? diefs kann nur von einer göttlichen Vorausfehung, wahrlich von keinem menfchlichen Verfuch in der Gegenwart, und wenn er miliardenmal wiederholt wird, entfchieden werden. Es kann wohl eine verfchrobene Philofophie die ungereimte Forderung machen, durch die reine Vernunft die Gefchichte im voraus abzufassen; der gefunde Verftand findet, befonders in unferer Kunft, die ganz auf ihm und auf Anfchauung beruhet, den widrigften Widerfpruch in dem Gedanken: durch blofse gegenwärtige Erfcheinungen künftige Erfahrungen zu anticipiren.

Ich kehre zurück. Wenn nun das Einimpfen mit dem Kuheiter immer noch ein blofser Verfuch ift, was kann mich beftimmen ihn anzuftellen? was mir den Beruf geben, dessen sichere Wohlthätigkeit für das

Menſchengeſchlecht laut auszupoſaunen? was mir den Muth ertheilen gutherzige Eltern, welche ihr und der Ihrigen Wohl in meine Hände legen, durch ſtürmiſche Beredſamkeit dahin zu bringen, daſs sie ihre Lieblinge zum Experimentiren hergeben? — Lassen Sie uns meine oben entworfene peirasmologiſche Norm darüber befragen.

Soll es die *Autorität* ſeyn, der ich blindlings folgen ſoll? unmöglich. Ich könnte wohl ſagen, daſs wenn überhaupt in unſerm Falle eine Statt ſindet, ich doch die nöthigen Umſtände gar ſehr vermisse, welche ihr die Gültigkeit ertheilen ſollten. Sie werden mir es ſchon nicht verübeln, wenn ich nach meinen oben angeführten Gründen die Ihrer Landherren und Pächter nicht anerkenne, und mir verzeihen, wenn ich auch die mancher Ihrer Aerzte einigermaſsen in Zweifel ziehe. Die Erfahrung hat es ſchon mehrmals gezeigt, wie raſch sie mit jedem Neuen, wenn es *ihr Neues* iſt, in unſerer Kunſt zu Werke gehen, wie ſchnell sie mit tauſendfacher Anwendung über dasselbe herfallen und die günſtigſten Erfolge davon verbreiten, aber auch wie vieles der Eifer für ihre Lieblingsſache sie bey den Erfolgen verſehen, überſehen und ungeſehen läſst! Man darf nur einen Blick auf ihre ehemalige Schriften, Bibliotheken könnte

man sie nennen, werfen, in welchen sie die allgemeinſte Heilwirkung der Electricität, der kohlenſauren Luft, des Oxygens und des Azots anrühmten. Kaum giebt es eine innere oder äuſsere Krankheit, die nicht zufolge ihrer Verſicherung durch eins dieſer Dinge unfehlbar gehoben wird und laut der Belege von hunderten Beyſpiele gehoben worden iſt; nach dieſem zuverſichtlichen Vorgeben hätte man unſere Kunſt für die einfachſte, und unſern ganzen Vorrath von Mitteln für völlig überflüſſig halten müſsen, eine Glaſscheibe und eine chemiſch-pnevmatiſche Vorrichtung wären die hinreichendſten Werkzeuge alles körperliche Uebel unter den Menſchen zu vertilgen; aber wie wenig, wie weniger als wenig beſtätigten von allen dieſen ſchönen Verſprechungen die nachherigen kältern und ruhigern Verſuche, welche mit jenen Panaceen angeſtellt worden sind? Geſtehen Sie, daſs dieſes kein günſtiges Vorurtheil für das Anſehen giebt, welches ein ächter, ſorgfältiger und genauer Beobachtungsgeiſt einem jeden, er mag wollen oder nicht, aufdringt. Die Erklärung dieſer Flüchtigkeit gerade bey Ihren Landsleuten mag den Menſchenforſchern nicht etwas ſehr leichtes ſeyn. Ihnen leichten Sinn und Oberflächlichkeit zum Vorwurf machen, hieſse sie nicht kennen; vielleicht daſs eine übergroſse Eingenommen-

heit von ihren Behauptungen oder von ihrer vermeinten guten Sache sie zu Uebereilungen dieser Art führt; vielleicht dafs ein übermäfsiges Selbstvertrauen zu ihrem entschiedenen Tiefsinn und durchdringendem Geiste sie zu Nachläfsigkeiten verleitet, welche eine bescheidene Schüchternheit sorgsam zu vermeiden sucht; vielleicht dafs eine unbillige Geringschätzung gegen Köpfe anderer Völker — doch alle diese Erörterungen gehören nicht zu unserm Gegenstande, denn es lafst sich bey diesem, in Ansehung der Erwartung künftiger Folgen, durchaus keine Autorität denken, keine menschliche wenigstens, indem unserer Seele keine Kraft von der Fähigkeit beywohnt, entfernte Wirkungen eines völlig unbekannten Stoffes in dem menschlichen Körper im voraus zu erkennen, und das ganze Voraussehungsvermögen des Menschen in unsern Kunstunternehmungen sich blofs auf Schlüsse und Vermuthungen gründet, welche aus der Vergleichung vorhandener Erfahrungsfälle mit andern noch bevorstehenden ihren Ursprung nehmen; wo die Erfahrung keine Data zur Vergleichung darbietet, kann *Voraussehen*, wenn es nicht auf eine übernatürliche Weise geschieht, nichts anders als *errathen* heifsen.

Wenn also die Autorität schweigt, so lassen Sie uns die Analogie hören, ob sie uns

den Verſuch mit der Kuhpockenimpfung empfiehlt, und zwar nicht ihn hier und da einzeln anzuſtellen, ſondern, wie wirklich geſchieht, Hunderte und Tauſende demſelben zu unterwerfen empfiehlt? — Es verſteht sich, daſs hier von der Analogie der Mittel die Rede iſt, da die Krankheiten, wider welche gewirkt werden ſoll, identiſch sind; alſo, die hundertjährige millionenmalige Erfahrung lehrt, daſs die Verpflanzung des Menſchenpockeneiters in einen Menſchen, der die Blattern noch nicht gehabt, dieſelbe in ihm hervorbringt, ihn vor ihrer ferneren Anſteckung sichert und während ſeines ganzen Lebens nicht die mindeſten nachtheiligen Folgen in ihm erzeugt. Die jetzige Generation des ganzen geimpften Englands und Ruſslands iſt eben ſo ſtark und geſund und lebt eben ſo lange als jede vorhergegangene. Nun finden sich bey den Kühen Geſchwüre, deren Urſprung man nicht kennt, oder von der menſchlichen Uebertragung eines Pferdegeſchwürs, dessen Weſen man wiederum nicht kennt, herleitet, und die man auch *Pocken* nennt, deren Flüssigkeit man in gleicher Absicht wie die der Menſchenblattern auf den Menſchen anwenden ſoll. Es kömmt nun darauf an, nach den oben auseinandergeſetzten Erforderniſſen der Analogie die Aehnlichkeit und Gleichheit der

beyden Stoffe in Erwägung zu ziehen. Dieſes allein kann uns da, wo Erfahrung und Autorität ſo gar nichts entſcheiden, zu dem Unternehmen beſtimmen oder von demſelben abhalten, und dieſe Erwägung kann sich, da wir durch Analysis der Beſtandtheile das Weſen des Menſchenblattereiters ſo wenig kennen als das Weſen des Kuhblattereiters, nur auf die in die Augen fallenden Beſchaffenheiten und Wirkungen beyder erſtrecken. Laſſen Sie uns alſo dieſe gegeneinander halten.

1. Der Innhalt der Menſchenblattern iſt ein dicker klebrichter Eiter; der der Kuhblattern eine dünne bläuliche Jauche.
2. Für die Menſchenblattern haben beyde Geſchlechter unter den Menſchen eine gleiche Empfänglichkeit; für die Viehblattern unter dem Vieh nur das weibliche.
3. Die Menſchenblattern befallen jeden Theil des menſchlichen Körpers; die Kuhblattern nur den einzigen Theil der Kühe, die *Eutern*.
4. Die Menſchenblattern erſcheinen während des ganzen Lebens im Menſchen nur einmal; die Kuhblattern können sich öfter bey einem und demſelben Menſchen zeigen, ſogar wenn sie ihm ſchon einmal eingeimpft worden.
5. Der Menſchenblattereiter besitzt etwas

Flüchtiges, vermöge dessen er ſchon durch die Ausdünſtung anſteckt; der Kuhpockeneiter ſteckt bloſs durch die unmittelbare Berührung der verletzten Haut an.

6. Nach den überſtandenen Menſchenblattern iſt die Sicherheit, sie nicht noch einmal zu bekommen, die gröſste; nach gehabten Kuhpocken giebt es der Fälle mehrere, daſs jene sich doch wieder eingefunden.

7. Das Kuhblattergift bringt in dem Menſchen die Kuhblattern; das Menſchenblattergift aber nicht in dem Vieh die Menſchenblattern hervor.

8. Bey den Menſchenpocken können wir die gutartigen von den bösartigen unterſcheiden und zum Einimpfen den Eiter der beſten wählen; die Kuhblattern können wir in dieſer Rückſicht gar nicht unterſcheiden und wir müssen uns bey der Wahl ganz dem Gerathewohl überlassen.

9. Bey dem menſchlichen Eiter können wir den Geſundheitszuſtand dessen, von welchem wir ihn nehmen, unterſuchen und folglich ſolchen wählen, von dem wir gesichert sind, mit ihm keinen andern Krankheitsſtoff mit zu verpflanzen; der innere Geſundheitszuſtand der Kuh hingegen iſt uns völlig unerforſchbar, und niemand kann dafür haften durch die Impfung mit ihrem

Eiter nicht zugleich irgend eine Verderblichkeit mit hinüber zu tragen.

10. Endlich der humane Pockeneiter erzeugt durch zufällige oder vorſetzliche Anſtekkung immer die eigentlichen Menſchenblattern; der Vieheiter aber eine ganz fremde Krankheit: die *Kuhblattern.*

Unter dieſer Menge von Unanalogien oder gar Heterogenitäten, die ich alle, wie Sie wissen, mit Stellen aus engliſchen und franzöſiſchen Schriften über die Kuhpocken belegen kann, iſt die letzte allerdings die wichtigſte; denn man muſs bedenken, daſs der ganze Werth der Einimpfung überhaupt einzig auf der unumſtöſslichen Wahrheit beruhet, daſs der menſchliche Körper die Fähigkeit die Blätterkrankheit zu bekommen, nur *einmal* haben kann. Durch die humane Impfung wird ihm dieſe ertheilt und mit ihr die Sicherheit vor der nochmaligen Empfänglichkeit für dieſelbe. Dieſe Sicherheit iſt hier die Folge der überſtandenen Blattern, nicht des in den Körper gebrachten Eiters, dessen Wirkung bloſs die Erzeugung der Blattern iſt, und beſäſsen wir irgend einen andern Stoff, durch dessen innere oder äuſsere Anwendung die Blattern hervorgebracht werden könnten, ſo würden wir denſelben, wenn ſonſt kein Schaden bey dessen Gebrauch zu beſorgen wäre,

ohne Bedenken die Stelle des Pockeneiters einnehmen lassen, indem es hier blofs darauf ankömmt, eine Krankheit, die der Menfch *einmal* haben mufs und nur *einmal* haben kann, *einmal* unter günftigen Umftänden zu erregen; das Kuhpockengift hingegen erzeugt nicht diefe einmal und nur einmal zu überftehende Blatterkrankheit, fondern irgend einen widernatürlichen Zuftand, der sich durch eine ganz fremdartige Kuhgefchwürähnliche Erfcheinung äufsert, und die Sicherheit, die es vor der künftigen Blatteranfteckung gewähren foll, gründet sich daher nicht darauf, dafs die Krankheit fchon *einmal* da war, fondern auf eine Veränderung, welche diefer widernatürliche Zuftand dem Körper ertheilt, von deren Natur und Befchaffenheit wir nicht die mindefte Kenntnifs haben: mit andern Worten, der Kuheiter ift nicht wie der Menfcheneiter ein Mittel *für* die Blatterkrankheit, fondern *wider* diefelbe, foll nicht wie diefer, die Empfänglichkeit für die Menfchenblattern erfchöpfen, fondern unterdrücken oder vernichten. Diefes erwogen werden Sie mir wohl zugeftehen, dafs die beyden Arten zu impfen ein völlig ungleichartiges Unternehmen ausmachen.

Da nun keine Spur von Analogie mich zu dem grofsen Experiment verleitet, was foll

es denn? etwa das Beyſpiel der groſsen Menge meiner ſchätzbaren Mitkünſtler, die es doch vermuthlich nach der reifſten Ueberlegung dreiſt anſtellen? — Dieſs hieſse der Autorität folgen, die ich freylich manchem unter ihnen in jedem Falle zuerkenne, wo Autorität überhaupt Statt hat; in dem unſrigen iſt, wie ich Ihnen ſchon gezeigt, keine denkbar. Lassen Sie mich es immer wiederholen, alle menſchliche Geiſteskräfte in ihrem idealiſchſten Grade sind nicht im Stande da die Gränzen zwiſchen der Gegenwart und der Zukunft zu überſchreiten, wo es ihnen an allen Erfahrungsdatis von ähnlichen dageweſenen Fällen und an allen Gründen zu analogiſchen Schlüssen mangelt. Nur in einem gewissen Gebiete gab es Menſchen, die sich anmaſsten ihre Autorität in Ausſprüchen über die Zukunft geltend zu machen; in dem Gebiete aller praktiſchen Wissenſchaften und Künſte, wo von dem Anerkennen dieſes Anſehns gegenwärtiges physiſches Wohl und Wehe der Menſchheit abhängt, gehörte es zu den gefährlichſten Ungereimtheiten ſowohl ſolche Autoritätsforderungen zu äuſsern als auf sie die geringſte Rücksicht zu nehmen. Ich thue daher viel und ſehr viel, wenn ich der Autorität manches würdigen Anhängers der Kuhpockeninoculation die behauptete Sicherheit, welche

dieselbe auf eine kurze Zeit nachher (so lange nämlich ächte Erfahrung sie ihm gezeigt) vor der Blatteransteckung gewähren soll, mit beyden Händen zugebe; aber die Behauptung, die Erwartung, die Vermuthung, daſs diese Sicherheit immerdauernd sey und daſs während der ganzen Zeitfolge des Lebens auf die Verpflanzung des Brutalgifts dem Körper kein sonstiger Nachtheil erwachse, kann ich ihr wahrlich nicht, ohne meinem gesunden Verstande Gewalt anzuthun, mit dem kleinsten Finger einräumen.

Sollte es endlich die Gröſse der Gefahr seyn, deren Abwendung mich zu einem Versuche, den ich für gewagt halte, bestimmen könnte? Dieſs am wenigsten, denn ich sehe um mich her nicht die kleinste. Sie ist offenbar eine erkünstelte Chimäre die so genannte *Pockennoth*, mit der man uns noch vor kurzem so laut hat ängstigen und zu deren Abschaffung man unausführbare romantische Anstalten hat treffen wollen, die selbst mit der gröſsten Aengstlichkeit verbunden waren. Wie läſst sich nach hundertjähriger Bewährung des Inoculationsgeschäfts noch von Pockennoth sprechen? konnte nicht eben so gut von Schnupfennoth, von Wechselfiebernoth, von Bräunenoth die Rede seyn? — oder kennen Sie überhaupt irgend eine Krankheit, irgend

einen Zufall, bey welchem sich die Sterbezahl viel geringer verhält als wie Eins zu zweytausend, wie sie sich doch, zufolge aller Beobachtungen, bey der eingeimpften Blatterkrankheit wirklich verhält? Es scheint mir offenbar von der einen Seite eine übertriebene Verzärtelung zu verrathen wegen eines solchen höchst seltenen Todesfalles in Sorgen zu stehen, so wie von der andern Seite eine große Inconsequenz zu seyn, dieser gesuchten Besorglichkeit halber Unternehmungen zu wagen, deren entfernte schädliche Folgen *vielleicht* gar nicht berechenbar sind.

Dieſs, mein Freund, sind die Gründe, welche mich, wie ich hoffe, bey Ihnen rechtfertigen werden, wenn ich mich durch die neue so sehr gepriesene Kuhpockenimpfung von meiner bisher gewöhnlichen vortrefflichen und sichern Impfungsart nicht abbringen lasse. Ich habe Ihnen schon gesagt, daſs mir bisher unter beynahe fünfhundert Einpfropfungen noch nicht ein einziger ungünstiger Zufall aufgestoſsen, mehrere meiner Bekannten haben sich unter zwölf bis funfzehnhundert eines gleichen Erfolgs zu erfreuen. Welche unglückliche Ereignisse andere Aerzte im In- und Auslande bey der bisher üblichen Inoculation erfahren mögen, weiſs ich nicht, aber sicher würden sie, wenn sie beträchtlich

wären, dem öffentlichen Bekanntwerden nicht entgangen seyn, und doch erinnere ich mich seit langer langer Zeit nirgend einer Erwähnung derselben, und gewiſs ist es, daſs meine groſse Vaterstadt, wo seit funfzehn und mehrern Jahren die Pockenimpfung so sehr im Gange ist, verhältniſsmäſsig nur äuſserst wenig merkliche Unfälle darzustellen hat, welche dieses wohlthätige Geschäft nur einigermaſsen um den allgemeinsten Beyfall zu bringen vermögend wären.

Aber wie? würden wir uns wohl jetzt selbst der groſsen Wohlthat der humanen Impfung in einem so hohen Grade zu erfreuen haben, wenn man sich zu Anfange des vorigen Jahrhunderts bey deren Einführung meine strengen Vorschriften zum Richtmaaſs gemacht hätte? — Vielleicht nicht; *vielleicht* würde ich selbst, hätte ich damals gelebt, meinen Grundsätzen treu angehangen haben, auch fehlte es zu der Zeit nicht an Gegenmeynungen, gegründeten und ungegründeten; indessen ist das Wagestück nun durchgesetzt und wir müssen den kühnen Muth unserer Vorfahren mit dankbarem Gefühle erkennen und dessen gesegneten Früchte genieſsen, aber dieſs kann keinen Grund ausmachen, daſs wir uns von neuem in einen mit jenem nichts Gemeinschaftliches habenden Versuch einlassen sollen,

von dem wir, ſo wenig als man es damals wuſste, im voraus wissen, ob unſere Nachkommen einſt, wegen des Zuſtandes, in welchen wir sie verſetzen, unſere Dreiſtheit gleichfalls ſegnen oder verabſcheuen werden. Ein gelungenes Wageſpiel enthält auf keine vernünftige Weiſe die Beſtimmung ein anderes ihm völlig unähnliches zu unternehmen, und Sie können mir wahrhaftig nicht mit Billigkeit meine Zaghaſtigkeit mich dem Luftballe anzuvertrauen aus dem Grunde verübeln, weil wir ohne eine einſtmalige Vermessenheit sich den Wellen zu überlassen die ganze beglückende Schiffahrt hätten entbehren müssen!

Und doch wäre ich ſelbſt nach meinen Grundſätzen nur *vielleicht* in der anfangenden Impfungsperiode der Vorzeit ein ſtrenger Gegner des Verſuchens geweſen. Die damaligen Verſuche waren von den jetzigen gar ſehr verſchieden; denn *erſtlich* waren ihre Erfolge, obſchon in unſerm Welttheile, doch nicht überhaupt ganz neu, da sie ſchon vorher ſeit undenklichen Zeiten aus Circassien bekannt waren, anſtatt daſs den unſrigen durchaus erſt ſeit ſechs Jahren der Anfang zuzuſchreiben iſt; *zweytens* hatten jene in der That die gröſsten analogiſchen und faſt mehr als analogiſchen Gründe, ſowohl in Anſehung des Verſuchmittels als in Anſehung ſeiner Wirkung

für sich, sie brachten in eines Menschen Körper Eiter, dessen Erzeugung in demselben doch einst gewiss geschehen, erregten eine Krankheit, die früher oder später gewiss in demselben entstanden wäre. Das eigentliche Versuchende bestand nur in deren früheren Erregung, nur darin, dass man ohne die *zufällige* Ansteckung abzuwarten, sie in eine *vorsetzliche* verwandelte; alles Bedenkliche, was dabey aufstossen dürfte, konnte nur in der Besorgniss wegen der Folgen von einem sogenannten *Vorgreifen der Natur* bestehen, über welches man sich hat wegsetzen müssen, und, wie nun unsere gründlichere Erfahrungskenntniss von der Natur der Blattern zeigt, sich hat wegsetzen können; mit dem unsrigen verhält es sich ganz entgegengesetzt, der Impfungstoff ist etwas völlig Heterogenes mit dem Menschenblatterstoff, so wie die erzeugte Krankheit mit der Menschenblatterkrankheit; hier fehlt es nach meiner Art zu denken an den wichtigsten Unternehmungsgründen, an den Gründen der Analogie; *drittens* endlich wurden die damaligen Versuche von der Noth in jedem Falle gerechtfertigt. Die Blatterkrankheit war eine der verheerendsten. Lag es in dem Wesen des Miasmas, das gewöhnlich überall im Anfange am bösartigsten zu seyn pflegt, oder in der Unkenntniss sie

gehörig zu behandeln, genug sie wüthete peſtartig und raffte zu Tauſenden hinweg. Unter ſolchen Umſtänden beſteht die Vernunft ſelbſt auf Milderung ihrer Grundſatze, ſie beſiehlt sich der Wahrſcheinlichkeit eines Spiels zu überlassen, wo ſo viel zu gewinnen und ſo gar nichts zu verlieren iſt. Die natürliche Anſteckung tödtete, man machte eine künſtliche und die Krankheit wurde gefahrlos, was bedurfte man mehr? Da noch auf die Furcht wegen künftiger nachtheiliger Folgen Rücksicht nehmen, hieſse in der That, den Waſſerſcheuen aus Beſorgniſs für Erkältung nicht in das Wasser tauchen; zu unſern Verſuchen aber giebt, wie ich ſchon erwähnt, die Noth nicht den mindeſten Antrieb, unſere humane Einpfropfung hat dieſelbe vom Blatterkrankenlager verſcheucht, und bloſs die Sicherheit vor dem ſo höchſt ſeltenen Sterbefall und die Abwendung der mit der Krankheit verbundenen ſo wenig bedeutenden Unbequemlichkeiten sind viel zu geringfügig, um eine neue Verfahrungsart zu ergreifen deren Folgen wir nicht in ihrem ganzen Umfange kennen, und deshalb von der Vernunft eine Erlassung ihrer Strenge zu fordern, mit welcher sie die Bedingungen beym Unternehmen eines faſt zweckloſen Verſuchs vorſchreibt, der unſtreitig ſo manches Gewagte enthält und dessen

zu gewährender Vortheil gegen den von ihm zu befürchtenden Schaden gar nicht in Betracht gezogen werden kann.

Aber wie? hätte man meinen Grundſätzen zufolge auf Veranlassung der engliſchen Landbeobachtungen die Verſuche mit der Kuhpokkenimpfung gar nicht unternehmen müssen? ſollte man sie noch jetzo durchaus einſtellen? Keinesweges. Ich kenne den Werth, den dieſe Entdeckung einſt haben könnte, in ſeinem ganzen Umfange, ſchätze den Nutzen über alles, der der Menſchheit durch dieſelbe in Anſehung der gänzlichen Ausrottung der Pockenkrankheit erwachſen könnte, und ich würde deshalb der erſte ſeyn, welcher mit dem heiſseſten Eifer ihre Anwendung zu verbreiten ſtrebte, *wenn* die verkündigte Wohlthätigkeit derſelben ſchon jetzo etwas mehr als Vermuthung wäre; *wenn* es beſtimmt ausgemacht wäre, daſs die Kuhpocken nicht bloſs auf einige Jahre, ſondern auf immer vor der Anſteckung der menſchlichen ſchützten; *wenn* es auſser Zweifel geſetzt wäre, daſs durch die *Vernichtung*, nicht *Erſchöpfung*, der natürlichen Blatternempfänglichkeit dem Organismus des menſchlichen Körpers keine andere vielleicht erſt nach langer Zeit sich äuſsernde Unordnung ertheilt würden, die von gröſserm Belange als die ganze Pockenkrankheit ſelbſt

wäre; *wenn* wir sicher wären, daſs der Kuhpockeneiter an sich nicht als eine ſchädliche Potenz in dem Körper wirkte und allmählig Veränderungen erzeugte, die auf Erregung manchartiger Siechheiten oder wohl gar auf die Dauer des Lebens von nachtheiligem Einflusse wären; *wenn* man erſt in Anſehung der ſelbſt unter den Anhängern der neuen Impfungsart noch ſtreitigen Punkte im Reinen wäre, d. i. *wenn* man mit Zuverläſsigkeit darauf rechnen könnte, daſs die Kuhblattern ſchlechterdings nicht durch Ausdünſtung, ſondern bloſs durch Berührung einer wunden Haut anſteckten. daſs man die wahren Kuhpokken von den falſchen, die gutartigen von den bösartigen gehörig zu unterſcheiden wisse, daſs das Erkranken bey der Anſteckung *immer* unbedeutend, nie mit Gefahr verbunden ſey, und daſs die Mortalität bey dieſer Pockenkrankheit sich wirklich wie Eins zu funſzigtauſend, das heiſst faſt gleich zero verhalte. — Unter dieſen Umſtänden müſste allerdings jeder Arzt mit Entzücken ſeine Lanzette in Kuhpockeneiter tauchen, müſste ſeines ganzen Einflusses sich bedienen, um ſeinen Nebenmenſchen eine Wohlthat, die sie nicht einſehen können oder wollen, aufzudringen, müſste es ſogar Sache des Staats ſeyn, zwar nicht wie ein begeiſterter Anhänger der neuen Inoculation

den Einfall hatte, durch Strafedicte die alte zu verbieten, aber durch die koſtbarſten öffentlichen Anſtalten die Verallgemeinerung dieſes herlichen Bevölkerungsmittels zu unterſtützen und durch Belohnungen zu dessen Anwendung anzuſpornen. — Aber freylich auf die Entſcheidung dieſer *Wenns* kömmt alles an, ſo lange dieſe noch fehlt, gehört die Impfung nicht zu den ausgemachten Heilmitteln, ſondern zu den *Verſuchen*, und zwar zu den mehr oder minder gewagten Verſuchen, deren Unternehmung oder Unterlassung ganz dem Calcul der Vernunftgründe unterworfen werden muſs.

Da indessen dieſe Entſcheidung ſelbſt nur durch Verſuche erlangt werden kann, ſo müssen wir den Muth der engliſchen Aerzte dieſelbe zuerſt anzuſtellen mit Dank erkennen, auch wir müssen ſie nicht gänzlich aufgeben; aber nicht wie bisher geſchehen, mit übereilter Schnelligkeit und in ſo ungeheuern groſsen Massen, ſondern im Einzelnen, mit äusserſter Vorsicht, genauer Sorgfalt und vorzüglich mit angeſtrengtem Beobachtungsgeiſte sie fortſetzen. Wir müssen nun erſt die Kuhpokkenimpfung zu unſerm Studium machen und nicht als ein ausgemachtes Mittel in unſere *Materia medica* einrücken. Es sind, dünkt mich, der neuen Impfoperationen bereits in

überflüſsiger Menge gemacht, ob dieſe mit noch tauſenden vermehrt wird, dadurch wird die Aufklärung der Hauptſache um nichts näher gerückt. Funfzig tauſend Verſuche einer Art reichen vollkommen hin die gegenwärtigen unmittelbar sich darſtellenden Erſcheinungen mit Sicherheit zu beſtimmen, was aus denſelben sich nicht ergiebt, wird durch ihre hunderttauſendfache Wiederholung in kein helleres Licht geſetzt werden, und vollends über dasjenige, in Anſehung dessen sie ihrem Weſen nach keine Belehrung geben können, in Anſehung der mittelbaren entfernteſten Wirkungen des Kuhpockeneiters im menſchlichen Körper, haben wir durch die gleichzeitige unendliche Wiederholung derſelben Verſuche nicht den geringſten Aufſchluſs zu erwarten, indem unendlichmalige gegenwärtige Anſchauungen uns keine einzige zukünftige im voraus darſtellen können, wenn wir nicht vorher von der Verbindung beyder unterrichtet sind. Besser alſo, glaube ich, wir halten den Eifer im fernern Anſtellen der Impfverſuche ein wenig zurück und begnügen uns ſtatt desselben mit der weiſen Benutzung derer, die ſchon angeſtellt sind. Unter der weiſen Benutzung verſtehe ich, daſs man das Leben derer, welche den Verſuch überſtanden, genau nachſpüre und immerfort ihr Geſundheitsver-

hältnifs in verfchiedenen Lagen forgfam beobachte, und mit der gewissenhafteften Unparteylichkeit die Erfolge, wie sie sich auch zeigen, dem öffentlichen Bekanntwerden unterwerfe. Ein Gefchäft, welches theils den impfenden Aerzten obliegen, theils den Geimpften felbft oder ihren Angehörigen aufgetragen werden mufs; ein Gefchäft, das feine grofse Schwierigkeit hat und freylich weit mühfamer ift als einem Kinde nach dem andern den Arm ritzen und mit Eiter befeuchten; aber auch das einzige Gefchäft bey dem ganzen Unternehmen, für welches wir von der Nachwelt Verpflichtung fordern können; das einzige, durch welches die Kunft einen ächten reellen Gewinnft erhält und die Künftler zum Anfpruch auf wahres Verdienft berechtigt werden können.

Hätten wir nun diefe befchwerliche Beobachtung eine Reihe von etwa acht oder zehn Jahren fortgefetzt, hätte die Erfahrung während derfelben alles von der Operation vermuthete Wohlthätige beftätigt und keine bedenkliche Erfcheinung aufgeftellt, welche mit Grund einen Verdacht auf die Impfungsart wirft, fo hätte der Verfuch fchon einen merklichen Grad von Wahrfcheinlichkeit feines Nutzens gewonnen, und wir könnten ihn fchon mit sichererem Muthe, allenfalls wie-

derum bey einer ansehnlichen Menge erneuern, alsdann wieder ruhige Beobachter abgeben und die Resultate der neuen Erfahrungen mit denen der vorhergegangenen zusammentragen. Nach einer gleichen Pause unternähmen wir wiederum mit noch mehr Sicherheit den Versuch und ertheilten ihm einen noch grösern Umfang u. s. w. Ist es uns dann gelungen uns auf diese Weise eine Generationszeit durchgeschlichen und aus den gesammten Beobachtungen das Vergebliche der Besorgniss wegen der entfernten schädlichen Folgen der Kuhblattern erfahren zu haben, alsdann könnten wir mit dem heissesten von der Vernunft selbst angefachtem Eifer die allgemeinste Verbreitung ihrer Einimpfung betreiben und sie mit der bestimmtesten Dreistheit, welche eine völlige Ueberzeugung überall einflöst, aus allen Kräften unsern Mitmenschen aufdringen, wenn es anders bey ihnen nach so vollständiger Anschauung solcher übergrosen Vortheile noch des Aufdringens bedürfen sollte; wir würden dann mit dem gerechtesten Stolze unsern Nachkommen sagen: »Empfangt aus unsern Händen die Wohlthat im vollendetsten Grade, die Befreyung von einer gräslichen Krankheit, deren anfänglich allgemein verheerende Wuth, deren nachherige zerstreute Gefährlichkeit wir zwar durch die glückliche

»Nachahmung eines Verfahrens aus einem an»dern Welttheile gänzlich zu überwinden ge»wufst, die uns aber dennoch mit einzelnen »Ungemächlichkeiten noch plagte, deren Ab»helfung wir vergebens wünfchten; ihr erhal»tet nun durch unfere mühfame Thätigkeit »fammt jener Befreyung auch diefe Abhelfung, »denn wir lehren euch nicht wie diefer Krank»heit zu widerftehen, wie ihre verderbliche »Wirkung zu mildern, fondern wie sie ganz »auszurotten und ihre Erfcheinung in dem »Gebiete der Menfchheit auf immer zu ver»tilgen.» — Durch diefes langfame Fortfchreiten entbehrten wir freylich den Vortheil, die Wohlthat der neuen Verfahrungsart fchon unferer Generation in ihrem vollen Umfange angedeihen zu lassen, aber das vor der Hand noch gegenwärtige Schwankende und Zweifelhafte in der Ueberzeugung von der Wirklichkeit jener Wohlthat kann uns wegen diefes Verluftes hinreichend tröften. Die völlige Sicherheit nichts Böfes zu ftiften ift immer die erfte und wichtigfte Bedingung etwas Gutes zu unternehmen, fo wie für die Unterlassung desselben der Mangel jener Sicherheit die gültigfte Rechtfertigung ift.

Und nun, mein Freund, zum Befchlufs noch ein Aber wie? wenn man sich überall bey den arzeneylichen Verfuchen fo fchwierig

fände, als ich mich bey dem gegenwärtigen, der Kuhpockenimpfung zeigen zu müssen glaube, wie würde es um die Vervollkommnung unserer Kunst stehen? — Wie? vielleicht nicht schlimmer als jetzo. Der Mangel an Mittelvorrath ist es wahrlich nicht, was unsere Kunst drückt, vielleicht leidet sie mehr von der zu grofsen Last desselben. Die übergrofse Menge von Arzeneystoffen macht gewöhnlich, dafs wir auf die Eigenschaften und die Wirkungsweise keines einzelnen besonders die erforderliche Aufmerksamkeit wenden, wir gleichen schwelgerischen Reichen, welche von Genufs zu Genufs eilen, ohne eines einzigen bis zur Verdauung froh zu werden, wir werden unstätig und haben während des Gebrauchs Eines Mittels immer schon die baldige Anwendung eines zweyten und dritten in Gedanken, ungeduldig, die langsame Kraft und ihre Wirksamkeit unter verschiedenen Abänderungen und Modifikationen abzuwarten, springen wir von Einem zum Andern von welchem wir schnellere Thätigkeit vermuthen, bringen dadurch die Wirkungen aller in Verwirrung, oft stören sie sich einander und der Kranke bleibt ungeheilt, wo nicht, so zieht doch die Kunst nicht den mindesten Gewinnst daraus, die Genesung wird dann gewöhnlich dem letzten Mittel zu-

geſchrieben, aber wir Aerzte ſollten es wohl am beſten wissen, wie wenig sie immer desſen Werk iſt. Ueberhaupt muſs der innere Werth der Kunſt nicht nach der Menge von einzelnen empiriſchen Heilungsfällen geſchätzt werden. Wenn der Schäfer und der Scharfrichter, der Kräutermann und der Kuhdoctor ſo manches Uebel wegſchaffen, das dem vernünftigen Arzt eine unlösbare Aufgabe iſt, ſo hat ihr Werk doch ſo wenig auf Kunſtvollkommenheit als sie ſelbſt auf Künſtlerwürde Anſpruch zu machen. Nicht die Heilung, ſondern die Art der Heilung macht das Schätzbare der Kunſt aus. Mag dieſe Behauptung mancher paradox finden, der kann es gewiſs nicht, der weiſs, wie theuer oft ſo eine hier und da blindlings gelungene Kur zu ſtehen kömmt, wie viele Unglücksfälle derſelben vorgegangen und von ihr nachgezogen werden, deren aber freylich keine Erwähnung geſchieht, weil die Trommel des Glücksbüdlers nie die Nietenzüge laut verkündigt; der kann es gewiſs nicht, der weiſs, daſs eine einzige mit Einsicht und nach Kunſtgeſetzen vollbrachte Heilung von unendlich gröſserm wohlthätigen Umfange iſt als eine noch ſo groſse Menge auf eine errathene oder empiriſche Weiſe verrichteter Kuren, denn nur Einsicht und Geſetze können uns mit Sicherheit beſtimmen,

unter welchen Umſtänden und Bedingungen wir in ähnlichen Fällen das einmal geglückte Verfahren mit Nutzen wiederholen oder als ſchädlich vermeiden müssen. Ich bin daher nie ein eifriger Haſcher nach neuen Mitteln geweſen, ſo ſehr der Trieb nach denſelben Ton des Tages iſt. Ich ſehe mich in der arzeneylichen Geſchichte der letzten zwanzig Jahre mühſam um und finde unter der ungeheuern Menge von neu entdeckten Mitteln, mit welchen ſeitdem unſere Zeitſchriften von allen Winkeln der Erde her geſchwängert wurden, kein Einziges, dessen geprieſene Tugenden conſtant wären, kein Einziges, bey welchen man die Umſtände und die Bedingungen, unter welchen dessen Anwendung von entſchiedener Wirkſamkeit iſt, durch mannigfache Erfahrungen und ſorgfältige Unterſuchungen ſo feſtgeſetzt, daſs man unter dieſen Umſtänden und Bedingungen mit der Zuverläſsigkeit darnach greifen könnte, wie nach der Chinarinde beym Wechſelfieber, nach dem Quecksilber beym veneriſchen Uebel, nach dem Schwefel bey Hämorrhoidalbeſchwerden, nach der Lanzette bey Entzündungen, nach der Brechwurzel bey gaſtriſchen Zufällen u. ſ. w. Auf den Gebrauch eines jeden jener neuen Mittel hat der Entdecker gewiſs eine heilſame Folge geſehen, aber nicht immer,

dafs sie durchaus *feine* Folge war, nicht immer die beftimmte Art feiner Anwendung und die feinern Schattirungen unter den Symptomen der Krankheit, welche diefe Anwendung nützlich oder fchädlich machen, mühfam erforfcht; daher die Seltenheit, dafs man es im Nachverfuchen der Angabe gemäfs bewährt findet, daher im Gegentheil der häufige Fall, dafs man feine Wirkung für unerheblich oder gar für nachtheilig halten mufs. Die Wahrnehmung einiger folcher Mifsrathungen macht gegen das Mittel gleichgültig oder fetzt es bis zur Verwerflichkeit hinab und binnen kurzem ift es in Vergessenheit. Aber diefs thut nichts, man kann darauf rechnen, dafs ehe man es sich versieht zehn andere neue Mittel in feine Stelle auftreten, die dann gewöhnlich ein gleiches Schickfal erfahren, eins verdrängt immer das andere, und fo verfchleudern wir unfere Zeit und Kräfte, ftatt auf gründliches Heilen sie zu verwenden, mit anhaltendem Experimentiren, unter welchem die Menfchen oft nicht wenig leiden, durch welches unfere Kenntnifs nicht im mindeften reicher wird und die Kunft an sich nicht den geringften Zuwachs erhält. Die entfchiedene Nützlichkeit und genaue Beftimmtheit in der Anwendungsart haben die vorerwähnten bewährten alten Mittel blofs ihrer Alleinheit zu danken,

es gab keine andere, die in Vorſchlag gebracht werden konnten, um ihren Platz einzunehmen und ihnen die Aufmerkſamkeit der Künſtler zu entziehen, die Noth macht immer weiſe, vorsichtig und ſorgſam. Wäre der neuerungsſüchtige Spekulationsgeiſt bey der veneriſchen Krankheit eben ſo fruchtbar in Erfindung neuer Mittel geweſen, als z B. bey der Waſſerſucht, wir hätten die Macht und die Gebrauchsart des Queckſilbers nie ſo gründlich kennen gelernt und sie würde uns eben ſo ſchwierig zu heilen geblieben ſeyn als dieſe.

Die Vervollkommnung der Kunſt muſs aus einer ganz andern Quelle geſchöpft werden, als aus dem Mittelreiche, ſtatt in dem therapevtiſchen Gebiete müssen wir in dem pathologiſchen Fortſchritte zu machen ſuchen, ſtatt uns immer mehr und mehr mit Werkzeugen zur Heilung zu überhäufen, müssen wir unſere Kenntniſs von dem was wir zu heilen haben, vergröſsern. Iſt erſt die Krankheit ſammt ihrer Urſache, ihrem Gange und der Bedeutung ihrer Symptome in allen Nüancen offenbar, ſo sind wir über das eigentliche Heilen ohne alle Schwierigkeit hinweg und wären es, wenn auch unſer Schatz von Arzeneyen bis auf die Hälfte heruntergebracht würde. Auch iſt dieſs Hand an das Werk

legen am leichteſten erlernbar und daher, obſchon das letzte Ziel des ganzen Kunſtgeſchäfts, doch im genauen Verſtande an sich nicht vorzügliches Moment der Kunſt und kann nach jener Vorausſetzung der vollſtändigen Kenntniſs der Krankheit ohne Unterſchied einem jeden überlassen werden, einer verſteht es ſo gut wie der andere, wenn er nur die *Materia medica* gehörig im Kopfe hat; aber auf jene Diagnoſtik kömmt alles an, dieſe iſt es, welche dem Kunſtgenie den weiteſten Spielraum darbietet und in welcher man es nur durch beſondern Beobachtungsgeiſt, durchdringenden Scharfblick und geſundes Beurtheilungsvermögen bis zur Auszeichnung bringen kann, und dieſe iſt es, welche wir, um die Kunſt *intensive* zu verbessern, auf das emsigſte cultiviren müssen. — Wenn ich mir daher ſo das Ideal einer praktiſchen Schule und mich in dem Berufe sie zu leiten denke, ſo ſtelle ich mir sie immer als eine bloſse Schule der Beobachtung vor, nicht der Beobachtung der Wirkung, die jedes neue aufkommende Mittelchen hervorbringt, wobey ſo mancher arme Kranke, wie es nicht fehlen kann, hinverſucht, verſtümmelt oder unheilbar gemacht wird, wodurch die Ausübung zuweilen mit etwas Schwankendem, die Kunſt aber nie an innerm Werthe bereichert wird, die

erforderlichen Seelenkräfte des Lehrlings nicht im mindesten geübt, sein Beobachtungsgeist nicht geschärft, noch die Fähigkeit ins Künftige sein Verfahren gleich beym Anfange der Krankheit ihrer Beschaffenheit gemäss einzurichten, angebauet werden; sondern der Beobachtung der Krankheiten selbst, ihres Ganges und Verhaltens zu verschiedenen Perioden, ihrer Symptomen bis in ihre kleinsten Abänderungen, in wie fern sie wesentlich oder zufällig, zur Entscheidung nothwendig oder ihr hinderlich sind, in wie fern sie Anzeigen von der vorhandenen Energie der heilenden Natur, bestimmte Zeichen der nächsten Ursache und des Characters der Krankheit und sichere Deutungen der bevorstehenden Ereignisse ausmachen. Die Aufmerksamkeit des Züglings müsste vorzüglich auf Schätzung der Veränderungen in den oft am unwichtigsten scheinenden Zufällen und in dem Kranken gelenkt werden, auf seinen Blick, sein Ansehen, sein Benehmen, seinen Puls, seine Ausleerungen, sein Athmen und auf alles, was der vortreffliche *Gruner* uns im Namen der Alten so vortrefflich dargestellt hat. Die eigentliche Mittelanwendung wäre das letzte, zu welchem ich sie anführte. Nichts ist ohnehin, wie leider die tägliche Erfahrung zeigt, leichter zu erlernen als diess Nachahmungswerk und nichts

verderblicher als das zu frühe Treiben desselben ohne vorher erworbene Kenntniſs des Krankheitswesens. — Kliniſche Anſtalten nach dieser Idee, verſehen mit geiſtvollen Lehrlingen, welche alle Vorwissenſchaften verdauet mitbringen, und verwaltet von einem Wichmannſchen diagnoſtiſchen Scharfsinn, wären, wie mich dünkt, im Stande was viele andere, in denen bloſs auf einzelne Kurirproben Rücksicht genommen wird, nicht sind, die Kunſt allmählig auf die höchſte Stufe der Vollkommenheit zu bringen, ihr einen Grad von Sicherheit zu verſchaffen, welche sie einſt, zum Heil des Menſchengeſchlechts, bis zum Rang einer Wissenſchaft erheben könnte und Männer zu bilden, welche die vollſtändigſten Fähigkeiten beſäſsen sie auf dieſem Range zu erhalten.

Doch dieſs bey Seite, ſo bitte ich Sie den wichtigen Unterſchied zwiſchen jeder andern Art von Verſuchen in unſerer Kunſt und der, wovon gegenwärtig unter uns die Rede iſt, in Erwägung zu ziehen: *Erſtlich* haben wir bey jedem andern Verſuch den Vortheil der Stufenleitung, wir können bey der Anwendung des gefährlichſten Mittels, des verderblichſten Giftes gradenweiſe zu Werke gehen, können es anfänglich in einer ſolchen geringen Menge reichen, von der wir im vor-

aus gesichert sind, daſs ſeine ſchädliche Wirkung nur unbedeutend iſt und der allenfalls, wenn sie sich äuſsert, auf der Stelle abzuhelfen iſt; zeigt sich dieſe nicht, ſo ſteigen wir allmählig unter genauer Aufmerkſamkeit von Menge zu Menge, werden dann ſchädliche Erſcheinungen bemerkbar, ſo ſchränken wir die Gabe wieder ein, und ſo können wir uns mit ſorgfältiger Behutſamkeit drehen und wenden, vor und rückwärts gehen, bis wir den gefahrloſen Punkt ausfindig machen und den heilſamen oder unheilſamen Erfolg in der Krankheit mit Sicherheit beobachten; ſo iſt es nicht bey dem Verſuche mit dem Einimpfen, hier findet bey der Anwendung in keinem einzelnen Falle ein allmähliger Gang, eine Vorsicht im Verfahren Statt. Der eingepfropfte Eiter bringt in der geringſten Menge die erwartete Krankheit hervor, erregt er sie nicht, ſo iſt das ganze Unternehmen vergebens, und erregt er sie, ſo erſcheint sie in ihrer vollſtändigſten Geſtalt, dieſe ſchützt entweder auf immer wider die Blatteranſtekkung, oder ſchützt nicht, erzeugt entweder in der ſpätern Zukunft ſchädliche Wirkungen im Körper oder nicht. Die ganze Operation iſt in ihrer geringſten Einfachheit gleich am vollendetſten, es läſst sich bey ihr weder eine Verſtärkung noch eine Verminderung denken,

und es muſs daher die Unternehmung derſel-
ben mit der grüſsten Bedenklichkeit verbun-
den ſeyn, mit derjenigen, welche die Anwen-
dung eines jeden fremden unbekannten Mit-
tels begleiten muſs, wenn wir gleich anfangs
in ſehr groſser Menge davon Gebrauch ma-
chen ſollen.

Zweytens macht der beſondere von allen
übrigen Krankheiten ausgezeichnete Charakter
der Blattern, von dem menſchlichen Körper
nur ein einzigesmal empfangbar zu ſeyn, al-
lerdings keine unerhebliche Verſchiedenheit in
ihrer Behandlung. Dieſe ſo ganz unfaſsliche,
keiner analogiſchen Erklärbarkeit fähige Be-
ſchaffenheit verbreitet über ihr ganzes Weſen
ein ſo geheimes Dunkel, daſs unſere beſte
Vernunft, nach welcher wir überall in der
Kunſt mit ſo gutem Erfolg verfahren, nicht
im Stande iſt in demſelben nur einen Schein
von Einsicht zu geben, oder gar unſere Art
von Thätigkeit zu beſtimmen. Nur die ge-
rade ſchlichte Erfahrung, nichts anders von
begreiflichmachen ſollenden Gründen, kann
hier der praktiſchen Schale einen Ausſchlag
geben, da das Gewicht der Unbegreiflichkeit
in der andern an die Unendlichkeit gränzt.
Da nun bey unſerm Impfungsverſuch dieſe
Erfahrung in Anſehung ſeiner entfernten Fol-
gen vor der Hand ſo ganz und gar ſchweigt,

ſo ganz und gar nicht anders als ſchweigen kann, ſo müssen wir die Anſtellung desselben bloſs als ein gewagtes Unternehmen aufs Gerathewohl anſehen, das immer der Vorsicht mehr bedarf als jedes andere, zu dem wir durch Vernunft- oder Erfahrungsgründe geleitet werden, und da, wie ich eben erwähnt, bey dem Verſuche an sich, wegen ſeiner Einfachheit, keine Vorsicht in dem Grade ſeiner Anwendung Statt hat, ſo müssen wir dieſelbe wenigſtens sich auf den Grad ſeiner Verbreitung erſtrecken lassen, allenfalls unſerer eigenen Beruhigung halber, in dem doch möglichen Falle des Miſslingens weniger geſchadet zu haben.

Drittens endlich muſs bey Anſtellung eines Verſuchs die Wichtigkeit des Gegenſtandes, auf welchen er angewandt werden ſoll, einigermaſsen als ein wichtiges Moment in Betracht gezogen werden. Bey einer einzelnen Krankheit, bey einem einzelnen Menſchen kann man unter gewissen Umſtänden ſchon mit leichterm Muthe etwas Gewagtes unternehmen, der Kranke ſelbſt zieht oft einen ſolchen Schritt einer gefährlichen Siechheit oder qualvollen Zuſtande, dessen Ausgang unabſehbar iſt, vor, und ſchlägt die Unternehmung fehl, ſo iſt die Gröſse des Uebels, das der Arzt angeſtiftet, leichter zu umfassen und er-

II.

Merkwürdige Konvulsionen, die sich durch Mittheilung auf 14 Subjecte verbreiteten, im Krankenhause der Charité beobachtet.

Ich mache hiermit den Anfang merkwürdige Erfahrungen aus unserm Krankenhause mitzutheilen, und werde in der Folge damit fortfahren, wozu die grosse Menge der Kranken und die in diesem Hause eingeführte genaue Beobachtung derselben mir reichen Stoff darbietet.

d. H.

Von der schwächenden Wirkung des Schrecks und der Furcht auf die Verrichtungen des Körpers, und den mannigfaltigen, fast in jedem Individuo modificirten Aeusserungen der Seelenkräfte und der daher entspringenden wechselseitigen Ursache von Krankheiten, die immer nur in einer gesunkenen Lebenskraft gegründet ist, zeugen eine Menge von Beobachtungen; allein selten sind Beyspiele, ausser in

grofsen Hospitälern, von einer, man möchte fagen, elektrifchen Macht, womit diefe Leidenfchaften mehrere Menfchen in die heftigften Zuckungen verfetzen.

Ein folches Ereignifs fah man den 3ten Januar 1801 in unferm Krankenhaufe.

Ein ein und zwanzigjähriges Mädchen, Namens *W*.., deren athletifcher Körper mit den groben Empfindungen und Leidenfchaften einer gemeinen Seele übereinftimmte, welche fchon einigemale aus dem Krankenhaufe, theils von einer Bruftentzündung geheilt, theils vom Tetanus befreiet, entlassen worden, befuchte an diefem Tage Nachmittags eine andere Kranke, und ftürzte, da sie kaum das Zimmer betreten, unter den heftigften Convulsionen zu Boden.

Der Schreck über den gefährlichen Fall und der Anblick der fürchterlichen Gliederverzerrungen diefer Unglücklichen, verfetzte in wenigen Augenblicken fechs mehr oder minder an krampfhaften Befchwerden leidende weibliche Perfonen in einen gleichen Zuftand. Nach und nach wurden noch acht andere ebenfalls von den heftigften Zuckungen befallen.

Da jeder Anfall irgend Einer derfelben in Allen einen ähnlichen Paroxismus erregte, fo war eine Trennung derfelben, um zum we-

nigſten die äuſsere Urſache der Krankheit zu entfernen und die weitere Fortpflanzung zu hindern, nothwendig. Bey dem beſchränkten Raume konnte nun freilich nicht einer Jeden ein eigenes Zimmer angewieſen werden, daher man sich begnügen muſste, sie paarweiſe und bey hartnäckiger Fortdauer des Uebels einzeln zu vertheilen; um sie aber gegen in ſolchen heftigen Anfällen leicht mögliche Beſchädigungen zu sichern, wurden mehrere Wächter angeſetzt.

Durch die nähere Beſtimmung der Krankheiten, woran dieſe Perſonen, als sich dieſer Zufall ereignete, litten, und durch die Nothwendigkeit des Zuſammenſeyns mehrerer Kranken in einem Zimmer wird dieſe Fortpflanzung des Zufalls leicht erklärlich.

Alle dieſe Perſonen, ſowohl diejenigen, welche durch den Schreck in Convulsionen geriethen, als auch diejenigen, bey denen der Anblick und die daher entſprungene Furcht die Zuckungen hervorbrachten, litten ſeit längerer oder kürzerer Zeit an Nervenkrankheiten; wie

die *Biebken*, 25 Jahr, am allgemeinen Tetanus.

die *Degen*, 17 Jahr, an epileptiſchen Anfällen;

die *Rummlern*, 23 Jahr, an Krämpfen;

die *Fuchsen*, 21 Jahr, an einem periodischen Asthma;

die *Dollfussen*, 24 Jahr, an einer kronischen Gicht mit Krämpfen;

die *Beetzen*, 22 Jahr, an Krämpfen;

die *Lucas*, 16 Jahr, an Epilepsie und Lethargie;

die *Augustin*, 22 Jahr, an Magenkrämpfen und Zuckungen;

die *Desdal*, 18 Jahr, an Epilepsie;

die *Henningen*, 23 Jahr, an Krämpfen;

die *Schiffmann*, 22 Jahr, an heftigen allgemeinen Convulsionen;

die *Kuben*, 23 Jahr, an Lähmung der Hände und Füſse.

die *Rawitzen*, 16 Jahr, von Jugend auf Epilepsie;

die *Rummeln*, 18 Jahr, wegen zärtlichen Körperbau von Jugend auf zu Ohnmachten geneigt.

Ohnerachtet die durch den Anblick der Konvulsion ſtark afficirte Phantasie hier offenbar als Erregungsurſache diente, ſo muſs man doch nicht überſehen, daſs hier ſchon die Analogie in der Natur der Individuen gegründet war.

Aeuſserſt merkwürdig iſt hingegen die bewirkte Heilung dieſer Krankheit ſo vieler Perſonen, weil dadurch vorgefaſste Meinungen

berichtigt, übereilte Folgerungen aus ähnlichen Erſcheinungen auf andere, die nichts mit einander gemein haben, als eine bloſse ſinnliche Aehnlichkeit verwieſen werden, und die Möglichkeit einer ſichern, auf beſtimmte Indicationen gegründeten Heilart ſolcher, unendlich mannigfaltigen, oft den Scharfſinn der Aerzte ſpottenden Uebel, weil deren eigentliche Urſache in einem unbekannten *Etwas* zu ſuchen iſt, bis zur Gewiſsheit erhoben wird.

Die Menge dieſer an Convulſionen leidenden Perſonen gewährte nicht nur eine ſeltene Gelegenheit, die *Stütziſche* Heilungsmethode, oder den wechſelsweiſen Gebrauch des Laugenſalzes mit dem Opium anzuwenden, ſondern es wurde auch Pflicht denſelben Weg zu wählen, da bis jetzt der gewöhnliche Heilplan dieſer gefahrvollen Krankheiten nicht immer den Wünſchen der Aerzte entſprach.

Es wurde daher genau die *Stütziſche*, auf die bekannten *Humboltiſchen* galvaniſchen Verſuche ſich gründende Verfahrungsart bey allen dieſen Kranken verſucht; ſie nahmen vierzehn Tage lang und drüber wechſelsweiſe das aufgelöſte Laugenſalz mit dem Opium in ſteigender Gabe; ſie wurden theils mit der kauſtiſchen Auflöſung gewaſchen, ihre durch die heftigſten Verzuckungen erſtarrten Glieder

mit in dieſelbe getauchten Tüchern bedeckt, theils muſsten sie hierauf regelmäſsige, aus Aſche und dem ätzenden ſixen Laugenſalze zubereitete, Bäder wochenlang gebrauchen, und man beobachtete ſorgfältig die Wirkung dieſer Mittel. Allein man fand auch bey keiner einzigen Kranken einen wohlthätigen, dagegen bey den mehreſten einen ſchädlichen, und bey einigen gar keinen Erfolg dieſer Heilmethode.

So bekam die *Wendern* binnen den 14 Tagen, worin sie nach der *Stütziſchen* Vorſchrift behandelt wurde, viel öfterer die Convulsionen, da sich dieſelben nach Ausſetzung des Laugenſalzes ſogleich verminderten; die *Biebken*, die *Dollfuſs*, die *Kuben*, die *Beetzen*, die *Lucas*, die *Henningen* gebrauchten faſt drey Wochen unausgeſetzt das Laugenſalz und die Bäder ohne allen Erfolg; bey der *Degen* konnten nicht einmal 385 Tropfen Opium in einem Tage genommen, eine durch das Laugenſalz hervorgebrachte Diarrhoe verhindern, welche nach Ausſetzung des letztern ſehr bald nachlieſs; eben ſo entſtand bey der *Rawitzen* auf den Gebrauch des Salzes ein gleiches, Diarrhoe mit heftigem Leibſchneiden; bey der *Schiffmann* wurde die Verdauung auſserordentlich geſchwächt; *die Rummlern* erlitt ſelbſt im kauſtiſchen Bade die ſtärk-

ſten Convulſionen, und die *Auguſtin* überfiel in eben einem ſolchen Bade ein allgemeiner fürchterlicher Tetanus mehreremale, ſo wie überhaupt ihre Convulſionen nach dem Laugenſalze und dem Bade immer ſtärker waren, als nach dem dazwiſchen gegebenen Opium; die *Desdal* konnte den heftigen Reiz einer in der kauſtiſchen Auflöſung getauchten und über den Hals geſchlagenen Compreſſe nicht ertragen, und ihr Aſthma wurde dadurch vermehrt; als ſie hierauf das kauſtiſche Bad gebrauchte, verfiel ſie in kolliquative Schweiſse, wodurch ihre Schwäche um vieles vergröſsert wurde.

Von der Wirkung des äuſserlich auf einem von ſeinen Häuten entblöſsten Muskel, durch das Laugenſalz angebrachten Reizes, auf eine gleiche Wirkung im Innern des Körpers, (wo die Arzneyen gewiſs eine groſse Veränderung, durch einen, wenn man will, animaliſch-chemiſchen Proceſs, erleiden müſsen und folglich nur indirecte eine ähnliche Erſcheinung darbieten können, ohne deshalb aus einer gleichen Urſache zu entſpringen,) ſchlieſsen zu wollen, ſcheint in der That etwas Unerwieſenes zu ſeyn. Viele Reitzmittel afficiren äuſserlich das Hautorgan, und dennoch wird ihr Reiz durch den innern Proceſs abgeſtumpft, zuweilen ganz vernichtet. Auch iſt

die wechſelſeitige, bald vermehrte, bald verminderte, durch Reize bewirkte Reciprocität zum galvaniſchen Proceſs, worauf sich die Muthmaſsung des Herrn *Stütz* vorzüglich gründete, nur in ſo fern gültig, als sie durch sinnliche Wahrnehmungen bewieſen werden kann, und wird daher nur bey der gänzlich unbekannten Art und Weiſe, wie der Lebensproceſs im Innern vor sich gehe, als eine bloſse Supposition gelten müssen, deren Beweis auſser den Grenzen der Erfahrung liegt, und folglich nur Möglichkeit in sich ſchlieſst.

Wenn nun aber die als möglich angenommene innere *galvaniſche* Wirkung dieſes Salzes durch Erfahrungen widerlegt wird, ſo könnte vielleicht die analoge Schluſsfolge über die Nützlichkeit der äuſsern Anwendung des ätzenden Laugenſalzes feſter gegründet ſeyn: allein auch hier ſindet die allgemeine Anwendung ſolcher Bäder ihre Schranken, wie unſere Beobachtungen beweiſen, ob sie gleich bey einer beſondern Afficirung des Hautorgans, folglich in einzelnen Fällen, als Hülfsmittel dienen können, um eine zu der Erhöhung der Erregung durch innere Reizmittel günſtige Receptivität herbeyzuführen; ſo wie warme Bäder wohl überhaupt nur durch ihre ſtheniſche Kraft der Aſthenie entgegenarbeiten, ohne auf eine galvaniſche Weiſe zu wirken.

Dennoch hat Herr *Stütz* Erfahrungen über ſeine Methode im Trismus, Tetanus und Convulsionen aufgeſtellt, und es würde unbeſcheiden ſeyn, die Wahrheit derſelben zu bezweifeln.

Es tritt hier aber bey dem unregelmäſsigen Gange dieſer Nervenübel die Erfüllung einer Bedingung ein, die nur die Behauptung von der wirklich sich bewieſenen Nützlichkeit dieſer Heilmethode über jeden Zweifel erheben kann.

Man beobachtete bey unſern Kranken häufige und zuweilen wochenlange von jedem Anfall freye Zwiſchenräume, und dennoch kehrten die Convulsionen ohne alle Gelegenheitsurſachen mit aller Heftigkeit zurück; folglich darf wohl nicht dies ſcheinbare Aufhören der Krämpfe nun gleich zum Beweis, daſs die Krankheit auch wirklich gehoben ſey, aufgeſtellt werden; und es findet alſo wohl der beſcheidene Zweifel ſtatt, daſs ſolche Krankheiten, mit denen andere Aerzte Jahre lang kämpfen, ehe sie ihrer Heilung gewiſs sind, ſchwerlich binnen 14 Tagen durch eine Methode, deren zweifelhafte Wirkung unſere Erfahrungen bezeugen, gehoben worden; es ſey denn, daſs sie aus einer vorübergehenden oder örtlichen Urſache, nach deren Entfernung die Krankheit weichen muſste, entſprangen.

Es begünstigen daher unsere Erfahrungen nicht die Behauptung über die Nützlichkeit des Laugensalzes und der kaustischen Bäder in diesen Krankheiten; im Gegentheile beobachtete man bey den Mehrsten ihre schwächende Potenz zum Nachtheile der Kranken, und es blieb nichts übrig als ein längst bewährtes Reizmittel ohne alle Verbindung mit andern zu wählen, und diesem muss einzig und allein die Heilung unserer Kranken zugeschrieben werden. Durch unsere Erfahrungen wird nun das Opium als das grösste auf die ganze Erregbarkeit wirkende Reizmittel aufs neue bestätigt, und die unrichtige Vorstellung von dessen schwächender Wirkung, welche durch einen unrechten Gebrauch veranlasst wurde, indem man theils einen sthenischen Zustand, worin die Anwendung desselben allerdings zur indirecten Asthenie führen musste, nicht von dem asthenischen, worin es wiederum aus Furcht der schwächenden Kraft nur in geringer Menge angewandt wurde, gehörig unterschied; theils über die Anwendung desselben in Rücksicht der Gabe, aus Mangel bestimmter Regeln irrte, hinlänglich widerlegt wird.

Läugnen wird man es wohl nicht, dass die Convulsionen unserer Kranken asthenischen Ursprungs waren, wenn man gleich die *Brownische* Meinung, dass es durchaus keine

sthenische Convulsionen geben könne, als der Erfahrung widersprechend, zurückzuweisen sich genöthigt sieht. Die krankhafte Erregbarkeit, als eine ungetheilte gleichförmige Eigenschaft des ganzen Körpers leuchtete aus der allgemeinen Heftigkeit der Convulsionen und ihrer Ursache bey der längst da gewesenen asthenischen Diathesis deutlich hervor, und eben darum musste gerade auf sie gewirkt und jede symptomatische Behandlung irgend eines scheinbar sthenischen vorübereilenden Zufalls aufgegeben werden. Es kam daher alles darauf an, da im Opium gerade dasjenige Mittel, welches auf die ganze Erregbarkeit wirkt, gefunden wird, die gesunkene Erregung zu einer der Erregbarkeit gleichen Höhe nach und nach zu erheben, oder welches gleichviel ist, die Erregbarkeit durch mächtige Reize auf einen der erhöhten Erregung gleichen Grad herunterzubringen, denn hiedurch wurde gerade auf die Krankheitsursache gewirkt. Deswegen musste also das Opium so lange in steigender Gabe genommen werden, bis die Zeichen der verstärkten Erregung, nach Verschiedenheit der Subjekte deutlich wurden. Man beobachtete nun entweder eine Abnahme, sowohl der Zeit, der Dauer, als der Stärke nach, womit die Convulsionen erschienen, oder keine Aenderung des vorigen Zustandes.

War ersteres, so mußte man das Gleichgewicht zwischen der Erregbarkeit und Erregung zu erhalten suchen, um eine neue krankhafte Anhäufung der Erregbarkeit zu verhüten, und es wurde mit der zuletzt gegebenen Dosis des Opiums noch einige Stunden fortgefahren; war letzteres, so sah man sich gezwungen, selbst bey der scheinbar größern Erregung, dennoch mit dem Opium zu steigen, weil bey der Gewißheit der directen Schwäche, woraus diese Zuckungen entstanden, das Daseyn der Convulsionen noch immer von der überwiegenden Macht der Erregbarkeit zeugte. Nun trat zuweilen derjenige Zustand ein, welcher den Uebergang zur indirecten Schwäche zu machen pflegt, wo alsdann das Opium ausgesetzt wurde.

Dieser Zustand ist äußerst merkwürdig, und bestätigt den einfachen Gang der Natur zu beyden sich so nahe liegenden Extremen, der directen und indirecten Schwäche, und man kann daher wohl behaupten: daß nur in der genauen Beobachtung dieser sonderbaren Erscheinung die einzige Indication, wonach das Opium gegeben werden soll, gegründet sey.

Wenn nemlich die Erregbarkeit durch die durchs Opium erhöhte Erregung so weit verzehrt ist, daß nach einer verstärkten Gabe desselben kein angemessener Reiz mehr folgt,

so entstehet eine Abspannung der Muskularkräfte, eine Beruhigung aller Leidenschaften, eine Gleichgültigkeit gegen Alles, ein wachender Gemüthszustand, worin keine Idee figirt wird, ein passiver Zustand, ohne daſs die thierischen Functionen des Körpers gestört würden, und folglich nicht jene, eine indirecte Schwäche begleitende Symptome, wie sie sich bey einem hohen Grade von verzehrter Erregbarkeit äuſsern, vorhanden wären.

So lange dieser Zustand währte, verschwanden auch die Convulsionen, befielen aber die Kranken aufs neue, sobald das Gefühl eigener Schwäche, eine lebhaftere Einbildungskraft und die gewöhnlichen Leidenschaften der Kranken zurückkehrten, wodurch denn auch die schon wieder gesunkene Erregung versinnlicht wurde.

Hier bestimmten nun die Stärke der Convulsionen und die Frequenz der Anfälle die Gabe des Opiums. Man fing mit wenigern Granen desselben, als womit man aufgehört hatte, aufs neue an. Und so muſste also ein beständiges Steigen und Fallen in der Gabe des Opiums, nach den verschiedenen Zuständen der Kranken, so lange wiederholt werden, bis die nach und nach seltener erscheinenden Anfälle, die Kürze und Schwäche derselben, einen deutlichen Beweis des Gleichgewichts zwischen der Erregbarkeit und Erregung dar-

ſtellten; wo dann die Gabe des Reizmittels um vieles vermindert, und endlich durch das gänzliche Verſchwinden der Krankheit auf ein bis zwey Grane zurückgebracht wurde.

Nach dieſem Heilplane wurden, nachdem man sich von der Unzulänglichkeit der *Stützi-ſchen* Methode überzeugt hatte, alle Kranke, mit der ihnen angemeſſenen Modification, in Anſehung der Gabe des Opiums, behandelt, und ſo wurden sie, zwey ausgenommen, die sich noch in der Kur befinden, von den heftigſten Convulsionen nur allein durch das Opium befreyet.

Ihre Heilung war um ſo mehr Schwierigkeiten unterworfen, da die Kranken nicht nur von gemeiner Erziehung und heftigen Leidenſchaften waren, die bey den geringſten Anläſsen bey Mangel der Verſtandeskräfte ſehr oft die ſchon ſehr verminderten Convulsionen aufs neue erregten, ſondern sie hatten auch alle eine aſtheniſche den Convulsionen ſehr günſtige Diathesis, und viele hatten ſogar von Jugend auf an epileptiſchen, convulsiviſchen Beſchwerden und am wirklichen Todtenkrampfe gelitten; dennoch vermochten weder ihre Leidenſchaften, ſo ſehr sie auch die Erregung aufs neue wieder ſchwächten, die einmal durch den Gebrauch des Opiums vermehrte Erregung zu dem anfänglich niedrigen Grade

herunter zu bringen, noch ihre asthenische Diathesis die völlige Heilung dieser Krankheit verhindern.

Beym Gebrauche des Opiums sah man, dass es in einer gleichen Gabe nicht immer eine gleiche Wirkung äussere; und so leicht dies schon aus der verschiedenen Idiosyncrasie zu schliessen ist; um so mehr befremdet es, wenn man gleich anfänglich eine grosse Gabe desselben von den Aerzten angerathen findet. Bey einigen Kranken bewirkte eine in diesen Krankheiten relativ mässige Dosis schon eine sehr erhöhte Erregung, dahingegen bey andern dieselbe bey gleicher Gabe unverändert blieb; eben so verschieden äusserte sich die volle Kraft dieses Reizmittels bei einigen, durch alle Zeichen eines betäubenden Mittels, da es bey andern einen hohen Grad von innerer Stärke, Munterkeit und Selbstzufriedenheit, und noch bey andern einen Missmuth mit Schwärmerey erzeugte.

Gerade dieser von dem gewöhnlichen Character eines Individuums abweichende Gemüthszustand muss zur Regel für die grösste Gabe des Opiums dienen. Eben so bestätigte sich die Wahrheit, dass das Opium nicht immer ein Schlaferregendes Mittel sey; denn die sonst fast einen ganzen Tag dauernde Lethargie der *Lucas* verschwand nach einer jeden

grofsen Gabe desselben, fo wie überhaupt jedesmal der Schlaf die Kranken nach einer folchen Dosis floh, da er sich hingegen fogleich bey verminderter Erregung wieder einfand, worauf dann gewöhnlich ein heftiger Paroxism folgte, welches aus der fchon wieder angehäuften Erregbarkeit erklärlich wird. War die Erregung durch Opium am höchften, fo verfchwanden die Convulsionen, und immer waren die Anfälle nach einer darauf gegebenen geringern Gabe auch noch die fchwächften. Auch fand man, dafs es zuweilen nöthig ift, mit den verfchiedenen Opiatzubereitungen zu wechfeln, indem bey mehreren Kranken die mit Wein und Gewürz zubereitete Opiattinktur Brechen erregte, wenn sie diefelbe eine geraume Zeit gebraucht hatten, und sie vertrugen alsdann die wässerigte oder auch die fpirituöfe Tinktur derfelben fehr gut; bald darauf aber mufste wiederum die erftere genommen werden, da die letztere in weit gröfsern Gaben nicht fo ftark zu reizen fcheint und man überdem nicht genau die darin aufgelöst enthaltene Menge des Opiums beftimmen kann.

Man könnte dies Erbrechen (wenn man es nicht einem Ekel, der durch den Gebrauch eines und desselben Mittels zuweilen zu entftehen pflegt, zufchreiben will,) aus einer zu-

fälligen localen, im Verhältniſs der ganzen Erregung noch etwas ſchwächeren Erregung des Magens, die bald wieder zu dem Grad der allgemeinen Erregung zurückgebracht werden muſs, erklären.

Noch iſt folgendes hier anzuführen nöthig:

1) Daſs bey unſern Kranken allemal im Anfall der Convulſionen der gänzliche Verluſt der äuſsern Sinne bemerkbar war.

2) Daſs dieſe Krankheit bloſs empfindliche und vorzüglich reizbare Perſonen des weiblichen Geſchlechts, in den Jahren von 16 bis 25 betraf.

3) Daſs nur zwey junge Mannsperſonen, die zur Wache dienten, einmal eine ähnliche Krankheit bekamen, die sich mit zwey oder drey Paroxismen, bloſs durch Abſonderung von andern, endigte.

4) Daſs die Paroxismen sich allemal erneuerten, wenn den Kranken plötzlich eine Mattigkeit überfiel, die sie in einen betäubenden Schlaf verſetzte, der nach ein oder zwey Minuten die Convulsionen zur Folge hatte.

5) Daſs nach der Kur der Convulsionen den Kranken diejenige Krankheit übrig blieb, die vor dem Ausbruch derſelben bereits als Nervenkrankheit gegenwärtig war. So kehrte bey einigen die Epilepsie zurück,

bey andern Magenkrämpfe, hyſteriſches Leiden, periodiſche Ohnmachten und ſelbſt Lähmung.

6) Man brauchte das Opium in Tinkturen, als: *Laudanum liquidum Sydenhami*, *Tinctura opii ſpirituoſa* und *aquoſa*, und je nachdem die eine oder die andere Form dieſes Mittels den Kranken bekam und Wirkung äuſserte, je nachdem blieb man dabey, oder änderte sie.

Mehrere Erfahrungen haben gelehrt, daſs das Opium, wenn es in unvermiſchter Form angewendet wird, leicht Ekel und Brechen errege.

7) Man fing gemeiniglich mit 10 Tropfen an, und lieſs alle halbe Stunden, manchmal alle Stunden mit zwey bis fünf Tropfen ſo lange ſteigen, bis offenbare Zeichen der verminderten Erregbarkeit eintraten. In dieſem Zuſtande wurden mehrere Stunden ohne Opium zugebracht, bis das mittlere Maaſs von Erregbarkeit und Erregung eintrat.

8) Das Opium bewirkte, ſelbſt nicht in den gröſsten Doſen, Verſtopfung des Leibes, ſelten Schlaf, bey allen aber Erweckung und Zunahme der Lebensthätigkeit, worauf mit der letzten Dosis von neuem angefangen und in allmähliger Vermehrung fortgefahren wurde, bis Gegenanzeigen entſtanden.

Auf diese Weise waren oft alle Stunden vierzig Tropfen nöthig.

9) Wenn die Kranken des Nachts schliefen, so wurde die Kur in diesen Stunden ausgesetzt.

10) Die Kur geschah nicht immer durch längere Zwischenzeiten der Paroxismen, auch nicht durchs schwächer werden derselben; denn oft waren die letzten die stärksten.

11) Die *Wendern*, von der sich die Convulsionen fortpflanzten, konnte den 15. März entlassen werden, nachdem 14 Tage lang gar keine Anfälle mehr zu spüren waren.

12) Die *Biebken* war den 19. März von ihren Convulsionen befreyet, und nur dann und wann stellte sich der vorige Tetanus ein, der wahrscheinlich seinen Grund in einem *Tumor cysticus* des Unterleibes hat.

13) Die *Rummlern* verliefs das Lazareth den 30. März.

Von ihrem alten Uebel sind ihr auch noch dann und wann Krämpfe im Unterleibe zurückgeblieben, die allemal durch häufige Gemüthserschütterungen erregt werden.

14) Die *Fuchsen* konnte den 22. Februar das Lazareth verlassen, nur ihre vorige periodische Engbrüstigkeit blieb ihr zurück.

15) Die *Dollfussen* war den 15. April gesund;

ſo lange die Convulsionen recidivirten, ſpürte sie keine Gichtſchmerzen, woran sie kroniſch litt, wohl aber nachher.

16) Die *Beetzen* hat ihre letzten Krämpfe den 23. April gehabt; der erſte Anfall iſt durch groſsen Schreck erfolgt, nachdem sie von von Jugend auf zu Ohnmachten eine vorzügliche Disposition hatte.

17) Die *Lucas* war in der Mitte des März von ihren Convulsionen befreiet, die sich in ihre von Jugend auf gehabte Epilepsie verwandelten.

18) Die *Auguſtin* war zu Magenkrämpfen und Zuckungen von ihrem vierzehnten Jahre an geneigt; die Convulsionen verloren sich bereits zu Anfange März, und einige Zeit nachher wurde sie auch von ihrem erſten Uebel befreiet. Da sie dieſerhalb noch im Lazareth bleiben muſste, ſo muſste sie sich für Gemüthsbewegungen hüten, worauf allemal Ohnmachten mit Krämpfen erfolgten.

19) Die *Desdal* war von ihrem 16ten Jahre an, nach Ohnmachten epileptiſch. Die Convulsionen verlohren sich zu Ende März, und sie wurde Ausgangs April entlassen.

Bey dieſer Kranken hat man am Ende die vorige Epilepsie nicht mehr bemerkt.

20) Die *Henningen* war von Jugend an zu

Ohnmachten und Epilepsie geneigt; die Convulsionen verließen sie mehrere Wochen, so daß sie Anfangs April das Lazareth verlassen konnte.

21) Die *Schiffmann* hatte vor zwey Jahren durch einen großen Schreck von einem sie anfallenden Hunde Magenkrampf, darauf Tetanus erlitten, der sich bereits verloren hatte, als die erwähnte Ursache vom 3ten bey ihr Convulsionen erregte, so daß noch dann und wann kleine convulsivische Zuckungen, ihrer sonst sehr blühenden Gesundheit ohnerachtet, erfolgen, daher sie auch noch nicht geheilt entlassen werden kann.

22) Die *Kuben* litt seit zwey Jahren an paralitischen Zufällen der Extremitäten, wozu den 3ten Convulsionen kamen; während diesen fühlte sie das Unvermögen ihrer Hände und Füße gar nicht, und konnte sie ungehindert gebrauchen.

Erst zu Anfange des May ist sie von ihrer Krankheit genesen und bedarf noch strenge Aufsicht, daher sie noch nicht hat entlassen werden können.

23) Die *Rawitzen* hat von Jugend auf Ohnmachten und periodische Anfälle von Epilepsie. Sie wurde im December v. a. als venerisch aufgenommen, und bekam den

25. December Convulsionen, ohne dafs man die Gelegenheitsurfache diefer in der Form veränderten Nervenkrankheit entdecken konnte; man könnte sie vielleicht von ihrer Schwangerfchaft, worin sie sich in ihrem 16ten Jahre befand, herleiten. Sie konnte erft den 17. März von diefen Convulsionen geheilt, das Lazareth verlassen, nachdem die habituelle Epilepsie wieder zurückgekehrt war.

24) Die *Rummeln* war fehr zärtlich, kleinlich, fchwach und zu Ohnmachten geneigt; sie war venerifch, und wurde den 20. Januar blofs von dem Befuch einer Patientin, die in Convulsionen lag, auch damit befallen, die jedoch nicht fo heftig wie bey andern erfolgten; indessen konnte sie doch erft den 31. März mit Sicherheit entlassen werden.

24) Die Convulsionen aller diefer Kranken beftanden in periodifchen Anfällen von Tetanus, *epifstotonus* und *emprofstotonus*; bey den meiften waren sie von der Heftigkeit, dafs oft vier ftarke Wärter erfordert wurden, damit sie sich keinen Schaden zufügen konnten.

Fritze.

III.

Epidemiſche Krankheitskonſtitution von Erlangen, vom Herbſt 1799 bis Ende Decembers 1800.

Unſre Stadt ſchien in den Sommermonaten des vorigen Jahrs, in welchen ein ungewöhnlich guter Geſundheitszuſtand herrſchte, nur um deswillen von bedeutenden Krankheiten verſchont geblieben zu ſeyn, um eine deſto gröſsere Menge von Subjekten, die nunmehr deſto fähiger geworden waren, den bald folgenden verheerenden Epidemien als Schlachtopfer darbieten zu können. Bey einer ſehr veränderlichen und im Ganzen mehr rauhen und feuchten Sommerwitterung, die auch bis in den Herbſt ſo fortwährte, zu einer Zeit, wo in unſrer Nachbarſchaft, namentlich in Nürnberg, Anſpach, Bamberg u. ſ. w., ſchon ſeit einem Jahre die Blattern und auch einige

andre Kinderkrankheiten auf das mörderischste wütheten, blieben unsre Einwohner, Alt und Jung, so gesund (leichtere Catarrhe und Rheumatismen ausgenommen), dass Aerzte und Apotheker sich gegenseitig ihre Verwunderung zu erkennen gaben. Den beschäftigten Aerzten, die sonst wohl des Tages 20 und mehr Kranke (welches bei der hiesigen verhältnissmässig zu grossen Zahl von Aerzten schon viel ist) zu besorgen hatten, blieb jezt nicht der vierte Theil übrig, und von diesen waren die meisten chronische Kranke.

Gegen das Ende des Septembers und noch mehr im folgenden October 1799 zeigten sich indessen schon Spuren von einer epidemischen und zwar gerade sehr gefährlichen Krankheit, dem *Scharlachfieber*, das — besonders in seiner nachherigen Verbindung mit andern Seuchen — nur zu empfindlich die Aerzte aus ihrer bisherigen Unthätigkeit, und die Familien, besonders die Eltern, aus ihrer sorglosen Ruhe, aufwecken sollte. Es trat im Anfang mit ziemlich leichten Zufällen ein, war nicht leicht tödlich, und befiel auch verhältnissmässig nur wenige Menschen. Es schien überhaupt sich nicht sehr epidemisch ausbreiten zu wollen, kam nur in einigen Strassen, und zum Theil in ziemlich auseinander gelegnen vor, und verschwand auch wirklich zu Ende des Jahrs bei-

nahe wieder völlig. Wenigstens war in den nächsten drei Monaten, vom Anfang Decembers bis Februar, wenn diese Krankheit auch hie und da vorkam, nichts von einem eigentlich epidemischen Karakter derselben zu bemerken. Es war aber nur die Form der Krankheit die sich verlohren oder vielmehr verändert hatte; die nächste Ursache derselben — sey sie welche sie wolle, auf jeden Fall wohl das Product einer in der Atmosphäre, und zwar in einer gewissen eigenartigen und lange unterhaltenen Mischungsveränderung derselben liegenden, äussern Potenz — schien in der nunmehr sich einfindenden Epidemie dieselbe zu bleiben. Es erschien nämlich im November desselben Jahrs eine sogenannte *Angina parotidea* und *tonsillaris*, welche sehr schnell völlig epidemisch wurde, und sich unter Kindern und Erwachsenen so ungemein verbreitete, dass wenig Häuser waren, in welchen nicht wenigstens Ein oder der Andere im stärkern oder leichtern Grade von ihr befallen wurde. Die Zahl der sämmtlich daran Erkrankten mochte sich in dem Zeitraum von etwa drei Monaten so lange sie dauerte, *zum wenigsten* auf 7 bis 800 Menschen belaufen. Indessen war glücklicher Weise ihr Karakter gar nicht bösartig, ob sie gleich im Ganzen mehr asthenischer Natur war; und bei einer zweck-

mäſsigen Behandlung genaſen die Kranken ziemlich bald und sicher. Auch ſtarb unmittelbar an dieſer Drüſenentzündung von Allen, die von eigentlichen Aerzten daran behandelt wurden, meines Wissens keiner. Wenigſtens müſsten deren nur höchſt wenige geweſen ſeyn, und ich zweifle, ob in dieſem Fall jene Krankheit allein, und nicht vielmehr mit ihr komplicirt geweſene oder durch sie veranlaſste Krankheiten, z. B. Lungenentzündung, Konvulsionen, ſchweres Zahnen (von dessen gefährlichen Wirkungen, und unwiderſprechlichem Anſpruch auf einen bedeutenden Platz in der Reihe der Kinderkrankheiten ich nur zu ſehr überzeugt bin), Würmer u. dergl. die Urſache des Todes waren. Nur bey Manchen, beſonders Kindern, nahm dieſe Krankheit einen deutlichen nervöſen Karakter an, und war dann auch mit den dabey gewöhnlichen Symptomen verknüpft. Vorzüglich leicht beförderte dieſen ſymptomartigen Karakter die Gegenwatt von *Würmern*, die überhaupt zu derſelben Zeit, und noch lange nachher, ungemein häufig — man kann ſagen epidemiſch — vorkamen, und zwar auch bey Erwachſenen, obgleich nicht ſo ſehr oft, wie bey Kindern. Es waren meiſt Spulwürmer, welche öfters ausgebrochen wurden, oder auch von ſelbſt zum Munde herauskamen,

wie ich selbst einigemale bemerkt habe, ohne dass dieses gerade ein gefährliches Zeichen gewesen wäre. Auch mit den bald nachher eintretenden Blattern, dem Scharlach, Friesel und andern Kinderkrankheiten waren die Würmer sehr oft komplicirt, und noch jetzt zeigen sie sich häufig. Dergleichen zu einer gewissen Zeit allgemein verbreitete und daher wirklich epidemische Wurmbeschwerden und verminöse Komplikationen, wie sie bekanntlich schon öfters (z. B. von *van der Bosche*) beobachtet worden sind, bleiben immer eine merkwürdige Erscheinung, besonders in Hinsicht ihrer gemeinschaftlichen Ursache, die doch vorzüglich aufserhalb dem Körper aufzusuchen ist, und also die Meinung von der Erzeugung der Würmer aufserhalb dem thierischen Körper (d. h. nicht aus seiner Materie und seinen Organen) begünstigen, und die entgegengesetzte von dem jedesmaligen Angebohrenseyn dieser Thiere, und von der Nothwendigkeit einer gewissen Disposition (durch vorhandene Keime) zu ihrer Entwickelung zu entkräften scheint. — Die Heilung jener Drüsenentzündung wurde in den meisten Fällen durch gelindere Diaphoretica, besonders wässerigtem essigsauren Ammoniak mit kleinen Dosen von Antimonialmitteln und Hollundermus, wo etwas stärkerer Reiz nöthig war, durch Aufgüsse

von Baldrian mit den erwähnten Mitteln, und nur in ſchlimmern und mehr aſtheniſch-nervöſen Fällen durch Kampher, zuweilen mit Opium oder Doverſchem Pulver und andre ähnliche Mittel bewirkt. Aeusserlich würden Einreibungen mit flüchtigem Liniment, das ich gewöhnlich, und mit sichtbarem Vortheil, aus dem *Oleo Hyosciami inf.* bereiten lieſs, auch wohl mit Kampher verſetzt, und fleiſsiges Gurgeln mit den bekannten Mitteln erfordert. Nachherige Stärkungsmittel waren nur in den typhusartigen Fällen nöthig. Wurmbeſchwerden modificirten zuweilen die Behandlung und erforderten bey übrigens guten Kräften dienliche Ausleerungsmittel, z. B. Calomel mit Baldrian, oder Zittwerſaamen u. ſ. w. Die geſchwollenen Drüſen giengen im Ganzen nur ſelten in Eiterung über, wurden aber dann in den Fällen, die mir vorkamen, durch die Oeffnung mit dem Messer ſehr glücklich behandelt. Einem dreyjährigen ödematöſen Knaben, dem nach einem mit einer ſolchen Angina (hier nur Symptom) verbundenen Scharlachfieber beyde Parotiden ſammt den anliegenden Maxillardrüſen zur Gröſse einer ſtarken Kinderfauſt ſchwollen und eiterten, öffnete ich ſolche in einigen Tagen nach einander, und ohngeachtet beſonders aus der einen eine Menge ſtinkende Jauche mit Blut vermiſcht

ausgeflossen war, und noch mehrere Tage aus einer fistelartig gewordenen Höhlung quoll, so heilten doch beyde unter dem Gebrauch stärkender Einspritzungen aus China mit Asand und eines stark kamphorirten Cicutapflasters binnen 14 bis 16 Tagen vollkommen. Bey einem andern Knaben erfolgte unter ähnlichen Umständen derselbe glückliche Ausgang.

Gegen Ende des Decembers erschienen nunmehr auch die *Blattern*, die nur zu bald eine ungemeine epidemische Ausbreitung gewannen. Schon einige Zeit vorher mochten sie einige hie und da befallen haben, wie ich wenigstens von andern gehört habe; aber sie blieben bis zu jenem Zeitpunkt nur sporadisch, und zuverläſsig war bis dahin keine Spur von einer eigentlichen Blatterepidemie zu bemerken. Es war dieſs in der That um so mehr zu verwundern, da die Nähe mehrerer — zum Theil nur wenige Stunden entfernten — Orte, wie Nürnberg, Fürth und andrer, in denen die Blatterseuche schon seit geraumer Zeit schrecklich wüthete, eine viel frühere Verbreitung derselben zu uns befürchten lieſs. Aber nun sollte unsre gute Stadt diesen längern Verzug um so schrecklicher entgelten. Es traten die Blattern schon gleich im Anfang der Seuche mit den schlimmsten Zeichen und Vorbedeutungen ein, und nahmen in wenig

Wochen eine ſolche verheerende Ausbreitung und einen ſolchen wahrhaft furchtbaren Gang und Karakter, daſs nicht nur alle Aerzte, ſondern auch die älteſten Einwohner der Stadt versicherten, noch niemals eine ſolche ſchreckliche und verwüſtende Blatternſeuche erlebt zu haben. Ich gedenke vielleicht eine ausführlichere Geſchichte dieſer merkwürdigen Epidemie an einem andern Orte mitzutheilen, und werde daher hier nur das vorzüglichſte davon bemerken. Die Blatterepidemie fing, wie geſagt, an zu Ende Decembers, erreichte ihre gröſste Höhe in den Monaten Marz bis May, während welcher sie nicht nur an Menge der Befallnen, ſondern auch an Tödlichkeit sich ziemlich gleich blieb, nahm ab zu Ende Mays und noch viel ſchneller im Junius, dauerte aber — wiewohl mit weit geringerer Häufigkeit und Bösartigkeit — noch während den Monaten Julius und Auguſt, und verſchwand erſt völlig zu Anfang Octobers. Vielleicht mögen auch noch ſpäter — was ich jedoch nicht gewiſs weiſs — einige Blatterkranke in der Stadt vorgekommen ſeyn; aber deren waren gewiſs ſehr wenige. Der Karakter der Epidemie war im Ganzen und in der meiſten Zeit ihres Verlaufs ein im höchſten Grade *nervös-aſtheniſcher* und zwar bey Vielen ein *eigentlich nervöſer,* d. h. mit überwiegender und

daher karakterisirender Ueberreizung und Schwächung — auch oft und bald völliger Lähmung — der Hirn- und Nerventhätigkeit mit den davon abhängigen Symptomen; bey Vielen aber auch ein äufserft *faulichter*, oder — nach meiner Ueberzeugung richtiger bezeichnet — ein *mufcular-afthenifcher* *) d. h. mit überwiegender Schwächung der *irritablen* (*Muskel-* und *Gefäfs-*) Fafer, und alfo der Muskelthätigkeit, fammt den davon abhängigen, und hier insbefondre (fekundärer Weife) in den Flüssigkeiten auffallenden Merkmalen und Veränderungen. Daher in den Pocken der *erftern* Art, welche bleich, niedrig, eingedrückt, wässerigt und ftark zufammenfliessend waren, oft gleich im Anfang und vor oder während des Ausbruchs, feltner erft später und in der Eiterungsperiode, Zufälle der ftärkften und äufserft fchnell zunehmenden Oppression des *Senforii communis* und der gefammten Nervenkraft, Schlummer, Unbesinnlichkeit, Sopor, tiefe Betäubung, Verfall der Sinne und der Sprache, Kälte, Blässe und Eingefallenheit des Gesichts und Körpers, fchwacher, fchneller, zitternder Puls, kurzer, fchneller, kleiner Athem, leifes dumpfes Irre-

*) Ich werde meine Ideen über fogenannte *faulichte* Krankheiten und *Faulfieber* u. f. w. dem Publikum nächftens vorlegen.

reden, zuweilen auch heftiges Phantasiren, Zittern der Glieder, gelindes oft kaum merkliches Ziehen und Hüpfen der Sehnen und Muskeln, und meiſt ein allmäliges Verlöſchen der Lebensflamme, im ſtille und ſanft tödtenden Lethargus, ohne gewaltſame Aufregungen der letzten Kräfte im Todeskampf, wie bey den Opfern der *faulichten* Blattern. Bey *dieſen*, welche gerne mit einem wässerigten Durchfall, mit Schmerzen und Brennen im Leibe, nicht ſelten auch mit öfterem Erbrechen (welches letztere jedoch auch in den nervöſen Blattern vorkam) anfingen, waren die Zufälle des fiebernden Gefäſsſyſtems, und der — nur zu bald in enorme Schwächung übergehenden Ueberreizung der Muskeln und Gefäſse sichtbarer und überwiegender. Hier war das Fieber im erſten Stadium — zuweilen, aber doch ſelten, noch im zweyten — viel heftiger, der Puls gereitzter, ſchneller, anſcheinend völler und ſtärker, die Hitze gröſser, oft brennend, das Gesicht und die Augen Anfangs öfters roth und gedunſen, der Urin feurig oder molkigt, das Irrereden heftiger und oft mit gewaltſamen Bewegungen verbunden, der Durſt groſs, die Ausleerungen durch den Stuhl häufiger, meiſt dünn und ſehr ſtinkend; in den erſten Zeiträumen, (wenn die Kranken die folgenden erreichten) mehr

Schlaflosigkeit als Sopor. Insbesondre kamen hier häufig Austretungen und Auflösungen des Venenbluts an der Oberfläche des Körpers vor, welche sich durch eine grössere oder geringere Menge von *Petechien* an allen Theilen des Körpers zu erkennen gaben. Die Blattern selbst waren häufig schwarz oder blau, livid, eingedrückt oder blasigt, ja öfters mehr Blutblasen. Oft blieben sie auch bloss Flecken. Ja die faulichte Verderbniss des Bluts ging bey manchen Kranken (wie ich selbst deren einige unter den Händen gehabt habe) so weit, dass aus ihren *Lippen*, *Augenwinkeln*, dem Umfang des *Afters*, ganz schwarzes, dünnes übelriechendes Blut durchsickerte. Solche Kranke waren dann freilich dem Tode ganz nahe, und unmöglich mehr zu retten. Und dennoch lebten sie in diesem Zustande zuweilen noch einige Tage.

Diese fauligt-typhodische Art dauerte jedoch nicht so lange, wie die nervös-typhodische, sondern verschwand so ziemlich mit Anfang des Frühlings, während dem die letztere in den folgenden Monaten noch immer herrschend blieb. Nur erlangte sie zu dieser Zeit, etwa vom April an, eine eigne — im Ganzen minder bösartige — Modification durch die Verbindung mit der nunmehr herrschend werdenden *katarrhalischen* Konstitution,

die ohnebin in dieſer Jahreszeit bey uns meiſt epidemiſch iſt, und dieſesmal ganz beſonders durch den Wiedereintritt der Scharlachepidemie (von der gleich nachher mehr) befördert und prädiſponirend, oder vielmehr für die Blattern konſtitutiv wurde. Da der allgemeine Karakter der Blatterepidemie, ſo wie der meiſten andern intercurrirenden Krankheiten, im Ganzen immer noch aſtheniſch blieb, ſo läſst sich die nunmehr zur herrſchenden gewordene *katarrhaliſch - nervöſe* Modification der Epidemie leicht erklären. Daſs bey mehreren Individuen ſtatt des Katarrhaliſchen das *Rheumatiſche* ſtärker hervorſtach und die daraus reſultirende Form (eigentlich, und beſonders hier, wo der Grundkarakter nicht verändert wurde, nur eine Varietät) bildete, bedarf für die, welche die groſse Analogie zwiſchen Catarrh und Rheumatismus (zwey *weſentlich* wohl wenig verſchiednen Krankheitsformen), und die in unſrer Stadt wirklich endemiſch vorkommende Frequenz des Rheumatismus, (namentlich in jenen Monaten) kennen, keiner weitern Erinnerung. — Unter dieſem nun herrſchenden Karakter waren beſonders die *Halsentzündungen* viel häufiger, heftiger und gefährlicher. Der Rachen und Hals (zuweilen auch Zunge und Seitengaumen) ſchwollen ſtark an, überzogen sich

mit einem zähen, dicken, nicht ſelten eiterähnlichen Schleime, und das Uebel ging nicht ſelten in eine wahre *brandige* oder *fauligte Bräune* über. Es entſtand dieſe um ſo leichter, wenn die ganze Mundhöhle, der Rachen und der Schlundkopf mit eiternden Blattern beſäet waren. Bey Manchen ſchienen die Blattern noch tiefer hinab in der ganzen Länge des Schlundes zu sitzen. Bey Einigen theilte sich die Entzündung den Luftwerkzeugen mit, und erregte pneumoniſche Zufälle. Dieſe Symptomen kamen faſt immer erſt in der zweyten oder Eiterungsperiode vor, und wurden, wenn sie nicht ſchleunig genug gehoben oder gemindert werden konnten, meiſt gegen den siebenten bis neunten Tag der Krankheit — ſelten ſpäter, aber auch nicht leicht früher — tödtlich. Metaſtaſen nach dem Kopf, und vermuthlich daher rührende brandige Hirnentzündung, waren in dieſen Frühlingsmonaten öfters deutlich zu bemerken, ſo wie überhaupt bey reitzbaren vollſäftigen Kindern der Kopf leicht der vorzüglich reizempfängliche und leidende Theil wurde, wozu beſonders das wieder erſchienene Scharlachfieber — in welchem dieſes eminente Kopfleiden vorzüglich sichtbar war — beyzutragen ſchien. Späterhin, im Junius, bis zu Anfang Octobers, als dem Ende der Epidemie, nahm

dieſer Karakter, ſo wie überhaupt die Bösartigkeit, immer mehr ab, doch ſtarben noch in der letzten Hälfte des Septembers einige Kinder unter ähnlichen Zufällen, wie die vorhin angegebenen. Merkwürdig war es, daſs, ſo wie zu Anfang und Ende der Epidemie, ſo auch mitten in der Periode ihrer gröſsten Bösartigkeit, und meiſt in ein und derſelben Familie, in welcher ein oder mehrere Kinder an den ſchlimmſten und tödtlichen Blattern lagen, auſserordentlich ſchöne und gutartige Blattern vorkamen, wie sie in der gelindeſten Epidemie oder bey den glücklichſten Impfungen nicht ſchöner geſehen werden konnten. Hier waren denn auch alle übrigen Zufälle ungemein gelinde und die Geneſung erfolgte ohne weitere Mittel ſchnell. Das Gift von dieſen Blattern war fürtrefflich zu Impfungen, und wurde auch von mehreren Aerzten fleiſsig dazu geſammelt.

Impfungen wurden während des Laufs der Epidemie meines Wissens nur acht oder neun vorgenommen. Unter dieſen lief *eine* unglücklich ab. Die zwey Kinder, die ich impfte, kamen ungemein leicht durch. Das eine davon hatte nur drey bis vier Blattern, das andre ſehr viele und groſse. Die Urſache, warum nur ſo wenige inoculirt wurden, lag vorzüglich in der groſsen Furcht, die die

Eltern wegen der Tödtlichkeit der Epidemie dafür hatten.

An den *natürlichen* Blattern *ſtarben* laut den gedruckten Sterbeliſten, die aber keinesweges ganz zuverläſsig sind, im Jahre 1800 gegen 200. Nimmt man noch die wenigen im December des Jahres 1799 an den Pocken Geſtorbenen und dann noch diejenigen dazu, welche entweder an den unmittelbaren Folgen der Pocken, oder auch wohl in den erſten Tagen der Anſteckung, ehe die Blattern ausbrachen, ſtarben, und in den Liſten nicht unter den an Blattern Verſtorbenen aufgeführt sind, ſo mag sich wohl die ganze Anzahl leicht auf 220 bis 230 belaufen. Im Durchſchnitt ſtarben gewiſs von *vieren einer*, *und* in den ſchlimmſten Monaten wohl ſelbſt von dreyen einer. Indessen wäre dieſe Mortalität doch nicht ſo groſs geweſen, wenn nicht ein groſser Theil der hiesigen Einwohner aus der Volksklasse, den hier noch feſt anklebenden Vorurtheilen gemäſs, aller mediciniſchen Hülfe Trotz geboten und sie für unnütz, ja hie und da ſelbſt für einen verwegenen Eingriff in die göttliche Beſtimmung erklärt hätte. — Die letzten bekannt gewordenen Verſtorbenen fielen in die Mitte des Septembers; es waren deren aber nur noch einige wenige! Bey weitem die meiſten ſtarben in den Monaten

Febuar bis April. Auch einige Erwachſene wurden befallen, doch waren es nur wenige, von denen nur zwey oder drey ſtarben.

In Rücksicht der angewendeten *Heilmethode* habe ich nur wenig zu bemerken, da leider eine *sichere* und vorzüglich gelingende Heilart diesmal mit aller Mühe nicht aufzufinden war. Hatten die Pocken einmal einen gewissen hohen Grad von Malignität mit heftigem Typhus erreicht, ſo gelang dem Arzt die Rettung des Kranken nur ſelten. Nicht leicht wird man eine ſo furchtbar unbezwingliche und der reichlichſten und vielfachſten Anwendung der ſtärkſten Erregungsmittel ſo hartnäckig widerſtehende Bösartigkeit einer Blatterepidemie geſehen haben, als es die der unſrigen war. Opium, Campher, Naphtha oder Liquor anodynus, Baldrian, Schlangenwurz, China halfen in dieſen Fällen gar nichts; der Campher war in allen den Fällen, in welchen ich ihn gebrauchte, vielmehr ſchädlich, und beförderte die gefährlichen Kongeſtionen nach dem Kopf, ſo daſs ich mich nach mehreren Erfahrungen faſt ſcheute ihn noch zu geben. Die China paſste gar nicht in den catharrhaliſchen und dabey nervöſen Pocken, ja einmal glaube ich den Tod eines Patienten dieſer Art, welchem Moſchus und Naphtha mit wenig Campher in der Periode der Eiterung,

in der er ſchon verloren ſchien, sichtbare Besserung verſchafft hatten, der im Anfang der Abtrocknung gegebenen China mit etwas mehr Campher zuſchreiben zu müssen. Am wirkſamſten zeigte sich mir und meinen Kollegen der *Moſchus*, in ſtarken Gaben, alle 2 oder 1 Stunden zu 3, 4 bis 6 Gran, dem ich wenigſtens die Rettung einiger Kinder zunächſt verdanke. Freilich kamen auch nicht wenige Fälle vor, in denen er wirkungslos blieb. Nebenbey wurden denn auch Vesicatoria, Einreibungen mit Campheröl und Campherſpiritus, warme Bäder, reizende Klyſtiere, aromatiſche Fomentationen, guter Wein, nach den Umſtänden gebraucht. *Ausleerungen nach* unten waren im Anfang der Krankheit höchſt ſchädlich und leicht tödtlich. In der letzten Periode vom 11ten oder 12ten Tag an waren sie bey guten Kräften deſto dienlicher. Bey geringerem Grade von Bösartigkeit (der sich beynahe durch gewisse Gränzen von dem höhern und faſt unheilbaren unterſcheiden liefs) reichten die gewöhnlichen flüchtigen Reizmittel meiſtens hin die Gefahr zu entfernen. In einigen Fällen dieſer Art leiſteten mir auch China mit Campher, und nebenbey Vitriolſäure in *kleinern* Doſen, vorzügliche Dienſte.

Uebrigens muſs ich aber offenherzig und

aus Wahrheitsliebe bekennen, daſs ich in dem höhern Grad der Bösartigkeit, der oft faſt gleich mit der Anſteckung eintrat, von dem Gebrauch der *mineraliſchen Säuren*, und zwar innerlich beſonders der *Salzſäure*, nach der Methode meines Freundes und vormaligen Collegen, des Herrn Professor *Reich*, mit der er mich ſchon bey ſeiner erſtern Abreiſe nach Berlin bekannt zu machen die Güte gehabt hatte, durchaus nicht den gehofften glücklichen Erfolg beobachten konnte. Ich ſuchte mir zwar möglichſt gute Säure zu verſchaffen, gab sie genau nach den Vorſchriften meines Freundes in ſtarken Gaben, Kindern von fünf bis zehn Jahren 20 bis 30 Tropfen der rauchenden Säure, zwey Erwachſenen 50 bis 60, ja auch noch etwas mehr, täglich drey bis viermal, lieſs im Klyſtier 30 bis 50 Tropfen einigemal appliciren, lieſs überdieſs zwey Kranke, ein Frauenzimmer von 15 Jahren und einen Knaben von 8 Jahren in ein warmes Bad, in das ich zwey Unzen officineller Schwefelſäure gegoſſen hatte, bringen; aber lag es an mir, was immerhin der Fall ſeyn kann, oder lag es an den Mitteln ſelbſt, genug, in keinem der Fälle, in denen ich sie ſo anwendete (es waren deren ſechs oder sieben) war ich ſo glücklich, den Kranken dadurch zu retten. Ich verlieſs daher in der

Folge diese Methode, nicht weil ich sie für an sich unwirksam, oder auch in andern vielleicht anders modificirten und weniger bösartigen Blatterepidemieen für nicht passend hielt, sondern weil ich mich in *dieser* Epidemie von ihrer Unzulänglichkeit genug überzeugt zu haben glaubte. Herzlich sollte es mich übrigens freuen, wenn andre Aerzte in andern Gegenden sie indessen in ähnlichen bösartigen Blatter- oder andern Epidemieen hülfreicher gefunden hätten, und dieses eben so unpartheyisch zum Verdienste des Erfinders und der Sache selbst ihren Kollegen anzeigen wollten. —

Schon oben habe ich bemerkt, daſs sich zu Anfang des Frühjahrs wieder das *Scharlachfieber* epidemisch einstellte, und durch seine häufig vorkommende Verbindung mit den Blattern diese unter einer neuen Modification neuerdings gefährlich machte. Dieses Scharlachfieber breitete sich nun erst recht aus, und blieb auch lange nachdem die Blattern schon aufgehört hatten, noch stark epidemisch verbreitet. Ja es dauerte noch theils in seiner reinern Gestalt, theils und häufiger verschiedentlich modificirt bis zu Ende dieses Jahrs *) Im Anfang kam es mehr rein als eigentliche *Purpura scarlatina*, in den gewöhn-

*) Noch jetzt, im Februar 1801, ist eine — wiewohl

lichen grofsen rothen Flecken oder Uebergiefsungen mit wahrer Abfchuppung in gröfsern Stücken vor, begleitete auch in diefen zuweilen die Blattern, wiewohl es hier fchwerer zu erkennen war. Bald érfchien es aber gewöhnlicher mit *Friefelausfchlag* als *purpura miliaris*, wobey übrigens die Zufälle *caeteris paribus* die nämlichen blieben. Die Friefelbläschen waren bald mehr — und öfters vollkommen — *weifs*, auf rothem Grunde, bald mehr *roth*. Bald waren sie über den ganzen Körper gefäet, und befonders am Leibe und den Armen und Händen fehr häufig; bald ftanden sie deutlicher nur an einzelnen Theilen. Sie waren öfters ungemein diftinkt und grofs; zuweilen aber auch kaum zu erkennen. Auch unter den Blattern und noch häufiger nach diefen kamen folche Friefel vor. In der Folge, befonders in den Sommer- und Herbftmonaten war die Scharlachröthe fchwächer, und fehr oft fchien sie ganz zu fehlen, und blofs weifslichter Friefel da zu feyn. Junge und Alte wurden von diefem Scharlachfriefel ungemein häufig ergriffen, litten auch befonders in den erftern Monaten, vom April bis Julius oft fehr viel daran; indem diefer epidemifche Ausfchlag während diefer Zeit im

viel gelindere und kürzer dauernde — Abart eines friefelartigen Ausfchlages bey uns häufig.

Ganzen, außer dem ihm eigenen catarrhalischen, auch einen *nervösen*, und zum Theil einen äußerst bösartigen, behauptete. Doch starben ungleich weniger Menschen daran, als an den Blattern; von mehreren Hundert vermuthlich nicht viel über vierzig, oder doch wenige mehr. Die Ursache dieser verhältnißmäßig geringern Sterblichkeit lag nicht allein (und wohl weniger) in der kürzern Dauer der Periode der Bösartigkeit dieser Epidemie, sondern auch und vielmehr in dem glücklichern Erfolg der dagegen angewandten *Heilmethode*. Am meisten hatte man darauf zu sehen, die Entzündung des Halses (die gewöhnlich asthenisch-schleimigt war) zu mäßigen, die — oft schleunigen und sehr leicht und schnell tödtlichen — Metastasen nach dem Kopf zu verhüten, oder wo möglich auf der Stelle zu heben (durch Vesicantia, kalte Umschläge, Blutigel, reizende Klystiere) und durch fortgesetzte Unterhaltung einer stärkern Hautausdünstung der — sehr leicht entstehenden — Geschwulst des Körpers vorzubeugen. Wenn der Ausschlag plötzlich zurücktrat, bey starkem Fieber, trockner und heißer Haut und größerer Schwäche, da erfolgte der Tod entweder unaufhaltsam, oder der Kranke war nur mit größter Anstrengung zu retten. Verbindung der Blattern mit diesem Ausschlag, oder unmittelbare Folge des

letztern auf jene, machten ihn ebenfalls leicht tödtlich. Aeufserft hartnäckig und mit gröfster Mühe zu bezwingen war öfters die folgende Hautwasserfucht, die gewöhnlich nicht ohne ftärkende Mittel in Verbindung mit reizenden diaphoretifchen — weniger mit diuretifchen — geheilt werden könnte. Die Kranken erholten sich oft nur langfam. Die *Heilmethode* des Scharlachfriefels war übrigens die unter diefen Umftänden erforderte mehr flüchtig reizend-diaphoretifche, die auch bey feiner Verbindung mit Blattern ftatt fand. Baldrian, auch Angelica mit Spir. Minder., Essent. alexiph. St., Campher, Doverfches Pulver, Cayeputöl, und nebenbey, oder in gutartigen Fällen, gelindere Diaphoretica, waren die gewöhnlichen Mittel. Nachher häufig die Senega mit antimonial., weinigte Aufgüsse von Squilla, die Digitalis und roborantia. — Merkwürdig war es, dafs gegen Ende des Jahrs, fo wie jetzt noch, mehrere *chronifche* Ausfchläge, befonders die *Krätze*, ungewöhnlich häufig vorkamen. Ueberhaupt zeigten sich von diefer Zeit an bis jetzt (Anfang Februars) noch eine Menge exanthematifcher Hautkrankheiten mit und ohne Namen, befonders bey den Kindern, ungemein häufig, doch gutartig. Von diefen vielleicht nächftens noch etwas.

Harles.

IV.

Auch ein Beytrag zur Diagnoſtik.

Eliſe S., eine ſtarke, arbeitſame, jähzornige, 28 Jahr alte Frau, die ihr 6 Monat altes Kind ſäugte, wurde am 3. May Abends, nachdem sie den Tag hindurch ſtark gearbeitet und vor zwey Tagen ſechs groſse Spulwürmer verloren, mit ſehr heftigen Kolikſchmerzen befallen, wobey sie alles, was sie nahm, ausbrach. Von Jugend auf hatte sie an Würmern gelitten, ſehr viele waren ihr vor und nach abgegangen, auch hatte sie oft, niemals aber ſo heftige Kolikſchmerzen gehabt. Am 7ten erſuchte man mich um Rath. Die Schmerzen waren ſehr groſs, der Bauch aufgetrieben, geſpannt, beym Berühren überall, vorzüglich aber doch in der Nabelgegend ſehr ſchmerzhaft, die Zunge mit einem feſten gelblichen Ueberzug ſtark belegt, der Durſt groſs, der Puls klein, krampfhaft, frequent und bey jedem zehnten Anſchlag intermittirend. Die

Kranke beſchrieb den Schmerz als ein anhaltendes Nagen am Magen und Nabel, das ſich bey ausgeſtreckter Lage vermehre, auch erfuhr ich, daſs sie ſeit geſtern nicht mehr gebrochen habe, die Neigung zu brechen gänzlich verſchwunden ſey und sie mit einigen flüssigen Stühlen in zwey Tagen noch ſechs groſse Spulwürmer ausgeleert habe, daſs sie aber nur ſelten und wenig Harn unter ſehr heftigen Schmerzen ſowohl in der Blaſe als Harnröhre lassen könne.

Da ich nirgends eine veranlassende Urſache fand, ſo ſchrieb ich alle Zufälle dem Würmerreiz zu, und dachte mir noch eine groſse Menge dieſer unruhigen Gäſte. Ich verordnete: *Rp. Flor. Zinc. Extr. Hyoſc. alb. an gr. IV. Sach. lact.* ℈j. *M.* Alle 4 Stunden eins. Auf den Unterleib alle Stunden warme Einreibungen mit *Ol. hyoſc. Spir. ſal. ammon. cauſt. Camph.* und *Laudano liquido*, dann warme Ueberſchläge aus einer Abkochung der *herba hyoſc. tanacet.* und *ſem. papav.* mit gleichen Theilen Milch und Wasser, zum gewöhnlichen Getränke Milch und alle 4 Stunden ein Milchklyſtier.

Den 9ten waren die Schmerzen minder, der Bauch weich, weniger ſchmerzhaft, der Urin floſs häufig und auſser etwas Brennen in der Harnröhre ſchmerzlos, auch hatte die

Kranke in der Nacht einige Stunden ruhig geſchlafen. Der Puls und der nagende Schmerz waren aber noch dieſelben. Abends lieſs ich mit dem letzten Pulver funfzehn Gran Calomel nehmen, worauf in der Nacht dreymal flüssiger Stuhl, aber kein Wurm erfolgte.

Am 10ten nahm die Kranke eine Unze Ricinusöl und mit jedem Pulver einen Skrupel Baldrianwurzel. Abends kehrten die Schmerzen mit der vorigen Heftigkeit, Erbrechen, Anſchwellung und Auſpannung des Bauches zurück.

Den 11ten erbrach sie alles, was sie zu sich nahm. Ich lieſs alle zwey Stunden 20 Tropfen aus gleichen Theilen der *Tinct. Thebaic. Liqu. anod. m. H. Liqu. C. C. ſuccinat.* und *Essent. Caſtor.* nehmen, worauf am 12ten das Brechen gänzlich und der Schmerz etwas nachlieſs.

Am Abend kam Erbrechen mit heftigem Brennen im Magen, unlöſchbarem Durſt und völliger Harnverhaltung wieder. Ich lieſs 20 Tropfen *Laudanum* und alle zwey Stunden ein Milchklyſtier geben, dem 2 gr. Opium zugeſetzt wurden. Die Ueberſchläge und Einreibungen lieſs ich alle viertel Stunden machen.

Erſt nachdem sie 100 Tropfen *Laudanum* genommen, lieſs das Erbrechen am 13ten nach und der Urin floſs häufig. Der Bauch war

nach einigen flüssigen, aber abſcheulich ſtinkenden Stühlen und dem Abgang vieler Winde gefallen, weich, immer aber noch oben ſchmerzhaft. Ich verordnete innerlich das *Extractum nucis vomicae* mit einem Salapdekokt.

Den 14ten war alles besser, am 15ten kehrten aber gegen Abend alle Zufälle viel heftiger als am 12ten zurück. Der Bauch ſchwoll bis zum Zerplatzen an. Ich lieſs ein zwey Hand breites Zugpflaſter auf die Magengegend legen, Opium zu den Klyſtiren thun und gab innerlich *Laudanum*. Den 16ten war die Kranke besser, verabſchiedete mich aber, weil sie ihr Uebel der Natur überlassen wollte.

Den 23ſten rief man mich wieder. Die Kranke erbrach ſeit geſtern alle Augenblick eine ſtinkende gelbgrünliche Feuchtigkeit in groſser Menge, der Bauch war ungeheuer aufgetrieben, der Schmerz unausſtehlich. Ich verordnete innerlich die *Potio Riveri*, lieſs Klyſtiere mit *Laudanum* geben und auf den Bauch ein zweytes Zugpflaſter tiefer legen. Alle Zufälle dauerten fort, ungeachtet ich am 24ſten Opium in allen Formen und in groſsen Gaben gab, und am 25ſten ſtarb sie. Ich erfuhr jetzt noch, daſs die Kranke während den Tagen, wo ich sie nicht behandelte, vielerley Mittel, unter andern auch eine groſse Menge

Milch, worin Knoblauch abgekocht worden, innerlich genommen und ebenfalls davon Umschläge auf den Bauch gemacht habe.

Mit vieler Mühe erhielt ich endlich die hier nie erhörte Erlaubnifs, die Leiche zwanzig Stunden nach dem Tode zu eröfnen. Der Bauch war kugelförmig und fehr ftark aufgetrieben; bey dem gelindeften Druck auf denfelben flofs aus Mund und Nafe viele, der während der Krankheit ausgebrochenen ähnlichen Flüssigkeit, mit aashaftem Geftanke. Das Bauchfell dunkelfchwarz von Farbe, zweymal fo dick als im gefunden Zuftande, war oben mit dem Netze und unten mit den Windungen der dicken Gedärme fo feft verwachfen, dafs Trennung davon nur durchs Messer möglich wurde. Das Netz war über anderthalb Zoll dick, mager und feine beyden Blätter durch eine in Säcke von verfchiedener Gröfse eingefchlossene gelbliche Lymphe von einander getrennt.

Die dicken Gedärme waren äufserlich fchwarz von Farbe, brandig und in einen dreyfpitzigen Klumpen fo verwachfen, dafs diefer nur ein Ganzes zu bilden fchien. Das Querftück des Grimdarms war mit der grofsen Krümmung des Magens und dem Netze feft verwachfen. Die Häute des Colon waren durchaus fingerdick, die äufsern trennten sich

leicht von der innerſten, die vollkommen geſund war und ſtarke Falten bildete. Sie waren hart wie Knorpel und das Meſser knirſchte dadurch, als wenn man auf Sand damit trifft. Der ganze Darmkanal enthielt etwas gelbliche, aber aashaft ſtinkende Materie — *nirgends aber die kleinſte Spur von Würmern.* Die dünnen Därme hatten nur hin und wieder kleine entzündete Stellen und der Maſtdarm war vollkommen geſund.

Der Magen war natürlich nur an den verwachſenen Stellen entzündet und enthielt noch etwas der aashaft ſtinkenden gelben Flüssigkeit. Die Leber war ſehr groſs, in ihrem konvexen Theile weich, ſchwärzlich, brandig. Der linke Lobus erſtreckte sich über den Magen, war da faſt mit ihm verwachſen, wo die *voſa brevia* in denſelben eindringen und war brandig. Die Gallenblaſe war weiſs, klein, unten mit der *flexura coli dextra* verwachſen und enthielt nur wenig ſehr flüssige Galle. — Milz, Gebärmutter, Eyerſtöcke und die Nieren waren geſund, letztere ſehr groſs. Die Urinblaſe war ſo feſt und klein zuſammengeſchrumpft, daſs ich sie nicht eher fand, als bis ich durch die Harnröhre einen Tubus in dieſelbe gebracht hatte. Bruſt und Kopf wurde mir nicht erlaubt zu eröfnen, wäre aber auch wohl ſehr unnöthig geweſen.

Der Beytrag des Herrn *Fielitz* d. J. in dem Journal VII. Band, 1. Stück, Seite 12 bestimmte mich zum Abdruck dieses Falls. Dort fand man die entfernter liegende Ursach des Uebels nicht und ich glaubte die wahre gefunden zu haben, die, wie die Leichenöfnung zeigt, gar nicht existirte. Ich gestehe gerne, daſs ich mich hier irrte, das Uebel verkehrt behandelte — glaube aber auch, daſs wenn meine Herren Kollegen eben so aufrichtig es öffentlich gestehen wollten, sich sehr viele mit mir in dem vorliegenden Fall geirrt haben würden. Möchte mein Bekenntniſs Verirrungen der Art seltener machen, so hätte ich meine Absicht erreicht.

V.

Die Weiſsnieswurzel (*Veratrum album*) gegen Erſtickungszufälle.

Siehe das 4te Stück des IIten Bandes dieſes Journals.

Eine achtzigjährige korpulente Dame genoſs ſeit einigen Jahren eine erwünſchte Geſundheit; auch hatte ſie ſonſt wenig gekränkelt, folglich ſelten nöthig gehabt Arzeney zu nehmen, wogegen ſie auch einen entſchiedenen Widerwillen hat. Uebrigens lebte ſie im ganzen zufrieden und hatte ſelten Verdruſs: aber ſchreckhaft iſt ſie bis dieſen Augenblick im höchſten Grade, ſo daſs die geringſte Veranlaſsung dazu ihre Nerven aufs empfindlichſte erſchüttern kann.

Im Anfange des verfloſsenen Winters bekam ſie ein mäſsiges Fieber, gaſtriſch-gallicher Modification, welches ſich bey gehöriger Behandlung in Zeit von acht Tagen regelmäſsig ſchied. Hierauf befand ſie ſich, bis

auf etwas Beklemmung in der Brust, wodurch das Athmen erschwert wurde, und welches gleich im Anfange des Fiebers einige Beschwerde machte, wieder so wohl wie vorher. Allein nach Verlauf von 48 Stunden, in denen ich sie nicht gesehen hatte, ward ich eilig wieder zu dieser Dame gerufen, die Verengerungsempfindungen in der Brust hatten sich schnell bis zum Ersticken vermehrt, ihre Angst war unbeschreiblich, die Extremitäten waren bis zur Taubheit kalt, und der Schweiss stand in grossen Tropfen vor der kalten Stirne.

Zeichen von Vollblütigkeit, die gestörte Circulation, und die Dame selbst, die über ein Aderlass schrie, welches sie wider ihre Gewohnheit einige Zeit unterlassen hätte, und nun als ihr einziges Rettungsmittel ansah, bestimmten mich ein Aderlass am Arme von 8 Unzen vornehmen zu lassen. Der Paroxismus liess nun bald nach und in einigen Stunden empfand die Dame zu ihrer grossen Freude nur noch etwas Beengen beym Athmen. Der Puls, den man im Anfalle, seiner Kleinheit und krampfhaften Beschaffenheit wegen kaum finden konnte, war nach und nach ziemlich voll und lebhaft, wenn gleich nicht ganz frey geworden: so hatten auch die Extremitäten ihre natürliche Wärme allmählig wieder angenommen. Hiezu hatte freilich

auch das Reiben derselben, besonders der Fufssohlen, woran sie Linderung zu spüren schien, beygetragen.

Ungeachtet aber der darauf angewandten krampfstillenden Mittel stellte sich der Paroxismus nach einer 24stündigen Apyrexie, in seiner ganzen fürchterlichen Heftigkeit wieder ein, und zwar wie das erstemal, nach erfolgter Ausleerung auf dem Nachtstuhle. Sie hatte nemlich einige Stunden vorher unter ängstlichen Träumen geschlafen, und war mit der Neigung zu Stuhle zu gehen erwacht. Aus diesem Grunde hatte sie von nun an eine grofse Angst, wenn sie merkte, dafs sie bald wieder werde zu Stuhle gehen müssen. Auch in diesem zweyten Anfalle mufste ich ihren dringenden Forderungen nachgeben, und ein Aderlafs, worin sie nun zuversichtlich ihre Rettung setzte, bewilligen, welches ich auch dann um so eher konnte, je vollsäftiger diese Dame war. Der Paroxismus liefs auch diesmal in einigen Stunden nach. Nun überredete ich aber meine Kranke, dafs durch Aderlassen der nächstfolgende Anfall nicht würde zurückgehalten werden können. Er stellte sich auch richtig, plötzlicher wie die vorigenmale und mit gleicher Heftigkeit in 24 Stunden, nach gehabten ängstlichen Träumen und Stuhlgang, wieder ein. Ich war schon vorher

auf das *veratrum album* gefallen, und nachdem ich den Krankheitszuſtand wieder einige Augenblicke in Erwägung gezogen hatte, lieſs ich ſogleich einen halben Gran dieſer Wurzel mit Zucker nehmen, worauf die Kranke ſchon nach einer Stunde wähnte, sie ſpüre, daſs sie freyer athmen könne, und daſs der Paroxismus nachlasse. Bald ſand sich Schlaf, der wohl durch Erſchöpfung in dieſem ſchrecklichen Kampfe herbeygeführt wurde, und der einige Stunden, indem er immer ſanfter ward, anhielt.

Nachdem ich nun alle 5 Stunden einen halben Gran dieſer Wurzel nehmen lieſs, ſo ward der Schlaf bald weniger durch ängſtliche Phantasien geſtört, die Vorſtellungen wurden nach und nach gleichgültiger, zuletzt angenehm. Jetzt, erzählte sie, kämen ihr, ſo bald sie die Augen geſchlossen, ganz andere Dinge vor. Bald hätte sie z. B. die Vorſtellung: als läge sie auf Raſen und wäre mit Blumen beſtreuet, bald: als beſtände ihre Bettdecke aus Roſen und dergleichen mehr.

Der hierauf 12 Stunden ſpäter eintretende Paroxismus war ſehr gelinde und dauerte nicht volle 2 Stunden. Sitzend im Bette konnte sie ihn ruhig überſtehen, nur quälte sie sich mit der Angſt, daſs es ſo ſchlimm wie die vorigenmale werden könne. In der That, die

verengenden Empfindungen in der Bruſt waren auch diesmal noch ziemlich ſtark, wenn sie gleich gegen die in den vorigen Anfällen, in denen sie mit dem Erſtickungstode rang und mit Mühe im Bette erhalten werden mulste, ſehr gelinde ſchienen.

In den folgenden Tagen fand ich, wenn sie geſchlafen hatte, die Haut feucht, und sie behauptete, der Schweiſs müsse ſcharf ſeyn, denn sie fühle ein Brennen in der Haut und in den äuſsern Theilen. Dies brennende Gefühl in den Hautnerven iſt von dem Herrn Doctor *Hahnemann* am oben angeführten Orte, als directe Wirkung dieſes fürtreflichen Heilmittels, worauf die Alten ſchon viel hielten, angezeigt. Die Kranke lieſs nun auch öfters weniger weiſslichen nicht ganz durchsichtigen Urin, und hatte in 24 Stunden drey bis vier kleine erweichte übelriechende Sedes, ohne weitere Beſchwerden.

Die Paroxismen kamen von nun an jedesmal 6 Stunden ſpäter, ſo daſs die Zwiſchenräume bey jedem neuen Anfalle um 6 Stunden verlängert wurden; auch verloren sie immer mehr an Heftigkeit. Doch blieben sie ſo lange bemerkbar, als die Reſpiration noch nicht ganz frey war, und ich beym Sprechen noch etwas kurzen Athem beobachtete. So lange hatte sie in den Zwiſchenzeiten auch

noch immer eine Empfindung, als säſse in der Brust etwas fest.

Diese Beschwerden und Empfindungen waren mit dem Asthma zu vergleichen, womit sich viele alte Leute plagen müssen, und welches der gemeine Mann den Dampf nennt. Sie verloren sich nun in den folgenden acht Tagen mit dem kleinsten Rest der Anfälle, die im Anfange so fürchterlich waren. Nach dem Gebrauche einiger stärkenden Mittel befindet sich die Dame seit einem halben Jahre so wohl wie vorher in ihrem gesunden Zustande, und lebt in ihrem 81sten Jahre vergnügt und zufrieden.

J. Fr. Müller,
der Arzneygelahrtheit Doctor
zu Uelzen.

VI.

Geſchichte einer Epilepſie, von Doctor *Fiſcher* zu Lüneburg.

Im Anfang des Winters 1799 wurde ein etwa zwanzigjähriges Bauermädchen von kurzer unterſetzter Statur, wegen epileptiſcher Zufälle, von einem benachbarten Dorfe her, ins hieſige Krankenhaus gebracht. Die Perſon hatte den Sommer über häufige Gemüthsbewegungen, Aerger u. dgl. gehabt, und ihre Zufälle erſt im Spätherbſt bekommen, deren Ankunft ſie im Anfange voraus gewuſst hatte, indem eine von den Füſsen her immer höher ſteigende krampfhafte Empfindung vorherging (*epilepsia pediſymptomatica*). Ein Landchirurgus hatte geurtheilt, daſs das Uebel von Würmern herrühre, auch durch ſeine gegebene Arzneyen drey Spuhlwürmer abgetrieben, und nachher die Kranke immer brechen und pur-

giren lassen, ohne Aenderung und Besserung. Ihre Zunge war jetzt bräunlich belegt. Sie hatte einen übeln Geſchmack, Kopfweh und einen ſchnellen gereizten Puls. Die Eſsluſt fehlte, und eben ſo häufig der Schlaf. Ich glaubte, daſs der Chirurgus höchſtwahrſcheinlich in den etwa nöthig geweſenen Ausleerungen genug oder auch zu viel gethan haben würde, und leitete den ganzen jetzigen Zuſtand der Kranken, bey der sich keine deutliche Zeichen von Würmern offenbarten, von Beweglichkeit des Nervenſyſtems ab, die wahrſcheinlich unter den Händen des mehrere Wochen auflöſenden und ausführenden Chirurgus, wo nicht erzeugt, doch vermehrt worden war, und nun allein noch die Urſache der Krankheit abgeben konnte, geſetzt auch, daſs die erſte Urſache in Würmern gelegen und wirklich fortgeſchafft worden war. Ich erklärte mir aus dieſer hier wahrſcheinlich gemisbrauchten ſchwächenden und ausleerenden Methode, ſowohl den Mangel an Appetit, den gereizten Puls, das Kopfweh, als auch die Weite der Pupillen, die auffallend war, und wahrſcheinlich mit Anlaſs zu dem Verdacht von Würmern, als erſter und einziger Urſache der Krankheit, gegeben hatte. Dieſen Ueberlegungen zufolge fing die Kranke ſogleich den Gebrauch eines Valerianaaufguſses (eine Unze

gepulverte Wurzel auf 7 Unzen Wasser) an, nnd da mir diese Form nach einig-n Tagen noch nicht kräftig genug scheint, so verordnete ich, da der Kranken Widerwille gegen Arzeneyen, und besonders gegen die Pulverform, diese Zeit her sehr stark geworden war, folgenden Aufguss:

℞. *Rad. Valerian concis.*
Fol. aurant. *aā* ℥j.
Inf. Aqu. ferv. ℔j.
Ebull. len. ign. ad reman. ℥vjj.
Col. add. Mell. desp. ℥j.
ms. Alle 2 Stunden eine halbe Tasse voll.

Bey dem Gebrauche dieser Arzeney liessen die Anfälle gleich merklich nach, und kamen, da sie sonst täglich wohl viermal angetreten waren, etwa nur einmal den Tag über. Kurz, die Kranke wurde binnen noch nicht völlig vierzehn Tagen gänzlich von den Anfällen befreyt, wobey auch die meisten der vorhin angegebenen Symptome, Kopfweh, Mangel an Esslust, der gereizte Puls u. s. w. sich verloren. Nachdem diese völlige Befreyung vom Uebel, unter fortgesetztem Gebrauch der Arzeney, über vierzehn Tage angehalten hatte, gab ich, um das gute Werk zu vollenden und wo möglich zu bevestigen, die mehr tonisch-stärkende China im Dekokt, und auch dabey

ging alles immer gut. — Ehe ich in der Erzählung der Krankengeschichte weiter fortgehe, eine Bemerkung — Mancher Purist, der dem an sich freilich sehr lobenswerthen Systeme der Einfachheit in der Medizin, und besonders in der Wahl und Verordnung der Arzneymittel anhängt, könnte mir hier den Vorwurf machen, warum ich nicht im obigen Aufguss, welcher der Kranken allerdings wohl that, nur Ein Mittel, entweder Baldrian oder Pomeranzenblätter genommen hätte, damit ich doch nun genau und sicher wisse, welches von den beyden, gegen die Epilepsie allerdings gleich berühmten Mitteln, hier wirklich geholfen. Ich antworte, dass ich dieses freilich gern gethan hätte, und mir selbst Vorwürfe darüber machen würde, wenn nicht der Wunsch des Mädchens und ihrer Herrschaft, bald wieder bey einander zu seyn, mich zu diesem freilich mehr nach Empirismus aussehenden Verfahren bestimmt hätte. Uebrigens aber gilt es mir dennoch, die Sache von ihrer wissenschaftlichen Wichtigkeit betrachtet, beynahe ganz gleich, ob ich hier mit einem einfachen oder zusammengesetzten Mittel die Kranke besserte, wenn nur ausgemacht ist, *dass hier die richtige Indication getroffen war*, eine aus dem jetzigen Zustande der Kranken hervorgehende Indikation *zu einer ge-*

wissen Klasse von Mitteln, gleichviel dann, oder wenigstens nicht so wichtig, welches der Mittel dann gerade einzig gewählt wurde. War ich hier in Erkenntniſs des Körperzustandes auf dem rechten Wege, war hier Reizbarkeit und Schwäche zu tilgen, (ohne materielle Ursachen, trotz des Anscheins davon) so durfte ich eben sowohl den Baldrian als die Pomeranzenblätter, oder auch beyde zusammen wählen, weil beyde, nach allen Erfahrungen, selbst in der Epilepsie, in ihren Wirkungen gleich und conform sind. Es wird also immer mehr Vortheil für die Kranken und für die Wissenschaft seyn, wenn der Arzt sich bestrebt, nach Anleitung einer gesunden generellen Therapie, da, wo ihn keine spezielle und individuelle Indikationen leiten, die Heilungsanzeigen zu erkennen und festzusetzen, was in dem Falle, den er vor sich hat (so wie in allen ähnlichen, *similia similibus*) zu thun und zu lassen sey, ob Stärkung, oder Schwächung, oder Ausleerung (und diese auf welche Art, ob mit Absicht schwächend, oder wenigstens die Kräfte schonend) nöthig sey, wo sich dann die Mittel, bei einiger Kenntniſs ihrer Wirkungsart, schon finden werden, wenn nur nichts von dem Uebel unerkannt bleibt, wogegen das oder die Mittel angewandt werden sollen. — Doch zurück

von dieſer Abſchweifung zu unſerer Kranken. — Nachdem dieſe völlig frey von Beſchwerden, nur noch einige Zeit, der Sicherheit ihrer Wiederherſtellung halber im Krankenhauſe bleiben ſollte, obgleich ich sie von der andern Seite gar zu gerne bald wieder nach ihrem Bauerhofe geſchickt hätte, nach welchem und nach der ihr gewohnten Lebensart sie ſelbſt ein groſses Verlangen hatte, änderte sich die Scene auf folgende Art. Das ohnehin, uud beſonders jetzt noch empfindliche Mädchen zankte sich eines Abends mit den weiblichen Bewohnern des Krankenhauſes, mit welchen sie, des elenden Raumes wegen, in einem erbärmlich kleinen Zimmer immer dicht zuſammensitzen muſste. Sie geht *hinaus*, ſchlägt die Thüre hinter sich zu, wirft sich aufs Bett und bekommt, wie die Leute ſagten, sie ſelbſt aber nicht Wort haben wollte, einen wiederholten, obzwar leichten Anfall ihres Uebels. Als ich am andern Morgen von dieſem Vorfall und der Gelegenheit dazu unterrichtet wurde, und noch die Partheien in Aufruhr gegen einander fand, gab ich zwar den Mittelsmann zwiſchen ihnen ab, und beſänftigte ihre Gemüther theils durch Scherz, theils durch Ernſt, ſo daſs bey beyden Partheien der Ungeſtüm sich in Lachen und ruhiges Nachdenken verwandeln muſste, aber es

war mir doch bey dieſem fatalen Zwiſchenakt, in Abſicht der geneſenden Kranken, der ich in mehrfacher, und beſonders in wiſſenſchaftlicher Hinsicht gern geholfen hätte, nicht wohl zu Muthe. Indessen hoffte ich, daſs alles vielleicht mit einer leichten Erſchütterung vorübergehen würde. Einige Tage hernach war die Kranke dem Anſcheine nach wieder ganz munter und bat mich nur, sie von dem Gebrauch der jetzt unnöthigen Arzneyen zu dispensiren, und sie nur noch etwa eine vierzehn Tage im Krankenhauſe zu laſsen. Dieſe letzte Forderung, die gar nicht mit den bisherigen Wünſchen der Perſon zuſammenſtimmte, fiel mir gleich etwas auf. Indeſs willigte ich ein. Nach einigen Tagen werde ich beym Vorbeygehen ins Krankenhaus gerufen, wo mir die Krankenwärterin nach langem Jammern und Wehklagen, unter groſser Angſt und Beklemmung mit weinenden Augen, nach langem Zaudern in der Kranken Gegenwart endlich erzählt, daſs sie alle unglücklich wären, indem das Mädchen behext ſey, und sie den Beweis auſser mehreren andern ſogleich vor meinen Augen führen wolle. Von meinem erſten wirklich angeſpannten Erſtaunen mich erhohlend lieſs ich mir die Probe gefallen, worauf die Frau etwas gepülverten *Orand*, wie sie es nannte, (*Antirrhinum Oronticum. Linn.*)

auf glühende Kohlen ſtreute, und nun alle Anweſenden auf die Veränderung aufmerkſam machte, die an dem Mädchen, welches ſaſs und ſpann, vorgehen würden. Nachdem alſo, unter dem durchdringenden Geruch des Rauchwerks, aller Augen eine Minute etwa auf sie gerichtet waren, fiel sie mit blassem Gesicht in Zuckungen, die zwar nicht ſehr heftig und von langer Dauer waren, aber doch den Umſtehenden, deren Zirkel mit einigen alten Weibern der Nachbarſchaft vermehrt war, dem Mädchen ihre Behexung auf den Kopf zuzuſagen. Vergebens bemühte ich mich die Erſcheinung dadurch zu erklären, daſs mancher Menſch, beſonders von ſo ſchwachen Nerven wie jetzt die Kranke, gewisse *eigene* oder auch nur ſtrenge Gerüche nicht vertragen könne, man wandte mir ein, daſs auch das Rauchen auſser der Stube den böſen Geiſt rege mache, und da ich auch hierbey mit meiner ſo gut als möglich verdeutlichten Erklärung, daſs dieſes alles Wirkungen der durch alle dieſe Anſtalten aufs höchſte geſpannten beweglichen Einbildungskraft ſeyen, nicht ausreichen konnte, ſchwieg ich lieber und lieſs mir das eigentliche Faktum und die übrigen Umſtände der Beſchaffenheit weiter erzählen. Ich erfuhr, daſs *den Tag nach der oben angezeigten Streitigkeit* das Mädchen, welches

wieder ganz ruhig zu ſeyn geſchienen, sich Abends halb acht Uhr, bey ſehr hellem Mondenſchein, ihre Arzney von der Apotheke habe holen wollen. (Es war ſchon ein Verſehen der Krankenwärterin, eine ſolche Perſon, ſelbſt bey dem Anſchein zur Besserung, allein Abends auf der Gasse gehen zu laſsen.) Auf dem Rückwege ſpringen ſechs ſchwarze Katzen plötzlich zu ihr ein, *) wovon die eine ſo groſs wie ein anſehnlicher Hund iſt. Voll Schreck kommt sie zurück ins Krankenhaus und erzählt ihr Abentheuer. Man erſchrickt freilich auch, hofft aber das Unglück ſoll vorübergehen, ſagt auch mir nichts. Inzwiſchen sitzt den dritten Tag nach der Katzengeſchichte das Mädchen in der Dämmerung vor der Thür des Krankenhauſes. Man hört ein Geſchrey, läuft hinaus und findet das Mädchen unbesinnlich liegen, ihre Kleidungsſtücke zum Theil vom Leibe gerissen und fortgeſchleudert, sie ſelbſt mit fliegenden Haaren u. ſ. w. Eine groſse ſchwarze Katze ſey ihr auf die Bruſt geſprungen und habe ordentlich gebrüllt, worauf sie, sie wisse nicht wie, ſo

*) Es war an einem ſchönen Tage, Abends, als dieſes sich ereignete. Das Wetter war, ſo wie den ganzen bisherigen Herbſt, ſo beſonders am heutigen Abend vorzüglich warm und angenehm, und konnte daher leicht bey dem hellen Mondenlichte die Katzen zu ihren gewohnten Promenaden aufmuntern.

zugerichtet sey. Wirklich findet man, beym Nachsuchen mit der Leuchte, die Spuren einer fürchterlich grossen Katze! — Diese Beweise einer offenbaren Hexerey waren es aber noch nicht alle. Denn als einige Tage darauf der Mann der Krankenwärterin, ein alter erfahrner und im Kriege geübter Soldat, in der Abenddämmerung mit einer Tracht Wasser zu Hause gehen will, wiederfährt ihm auch etwas, was er nicht weiss und nicht sagen kann, was aber doch so schrecklich ist, dass er nicht mehr allein des Abends aus dem Hause gehen kann. Es saust um ihn her. Es ist als wenn er durch etwas gefasst würde. Kurz, er weiss nicht, wie er mit seinen Wassereimern nach Haus gekommen ist, wo er *ganz* verwirrt ankommt und Schreck mit Schreck vermehrt. Und so hatte man erst nach durchquälten vollen acht Tagen, immer in Hoffnung, dass sich bey dem fleissigen Singen und Beten ein Ende des Leidens zeigen würde, seine Furcht und den wirklich verzweiflungsvollen Zustand der Hausgenossen mir entdeckt, weil man überzeugt war, ich glaube so wenig an dergleichen, als ich ihm durch Arzneyen und andere natürliche Mittel abhelfen könnte. *)

*) Ich habe diese ganze Geschichte mit Fleiss so umständlich erzählt, weil der Arzt, und besonders der mit dem grossen Haufen viel umgehen muss, oft

Befonders war dies arme Mädchen zu bedauern, welche nun von jedem ängftlich mit den Augen bewacht, und zu Zeiten mit dem Räuchern bewirthet, oftmals in die heftigften epileptifchen Zuckungen verfiel, fo dafs mehrere Leute sie mehrere Stunden halten mufsten, damit sie wegen Enge des Raums an den umftehenden harten Körpern nur keinen Schaden nähme. (Sonft würde ich die Kranke lieber gar nicht haben halten lassen.) Um wenigftens trotz diefer ungünftigen Umftände nicht alles unverfucht zu lassen, verordnete ich am andern Tage gegen Abend, wo nach der Ausfage der Leute das böfe Wefen immer antrete, drey Dofen weifsen Vitriol, jede von 3 Granen, alle viertel Stunden eine zu nehmen, bis zum Erbrechen, um dadurch vielleicht dem Paroxismus in etwas zuvorzukommen. Die Krankenwärterin hatte aber, ohngeachtet meiner deutlichen und mehrmaligen Erklärung, mich doch nicht verftanden, weil auch sie wirklich ganz verwirrt war, und hatte nur alle Stunden ein Pulver eingegeben, worauf nach dem zweyten zweymaliges Erbre-

Pfychologie und detaillirte Menfchenkenntnifs nöthiger hat als Recepte, und daher zu Zeiten dem Gange des menfchlichen Verftandes und der Phantasie, in ihrer beyderfeitigen Verwirrung nicht genug folgen kann.



chen eben nicht ſchadhafter Materie erfolgt war. Ich merkte nun am andern Tage, daſs die Leute mich nicht dahin laſsen wollten, daſs das Mädchen den Abend nach dem Erbrechen viel ruhiger geweſen, und der Anfall ſelbſt ſpäter und gelinder gekommen ſey. Denn ihre Meinung war, wie es allezeit die Meinung des Pöbels bey dergleichen Aberglauben iſt, daſs natürliche Mittel, Arzneyen u. ſ. w., in ſolchen Fällen doch nichts ausrichten könnten, und man ganz andere Mittel nöthig habe, um etwas Gutes zu bewirken. Man gab mir auch jetzt ſo verworrene Berichte von der Kranken, indem der eine ſagte, sie ſey besser, der andere sie ſey ſchlimmer, man konnte nicht einmal über die Zeiten ihrer Anfälle einig werden, (alles offenbar eine wahre Zerrüttung der Gemüthskräfte) daſs, wie ich ſchon gleich gewünſcht hatte, es hohe Zeit war, die Kranke aus der Geſellſchaft ihrer übrigens wohlmeinenden Peiniger weg und nach einem andern Ort hinzubringen, wo neue Gegenſtände, neue Bilder eine andere Stimmung hervorbringen konnten. Inzwiſchen lieſs ich noch, um nicht ganz müſsig zu ſeyn, den weiſsen Vitriol zu 2 bis 3 Granen pro dosi einigemal täglich nehmen, allein ohne Erfolg. Und wie konnte dies auch anders ſeyn, da nun ſogar der Mann der Krankenwärterin, der oben ange-

führte Soldat, alle Abend beym Heimkommen aus dem Tagelohn einen Anfall von Beklemmung, Aufstoſsen u. dergl. bekam, der offenbar, ſo wie die öfteren Ohnmachten einer andern alten Frau im Hauſe, in der Mitleidenſchaft mit dem Zuſtande des Mädchens gegründet war, von den übrigen aber als ganz etwas anders bedeutende Dinge angeſehen wurde. *) Indessen zögerte dieſe Verſetzung des Mädchens in ein anderes auſser der Stadt belegenes Krankenhaus mancherley Urſachen halber ſo lange, daſs, wie ich nach einigen Tagen die Kranke beſuchen und mich nach den Umſtänden ihres Tranſports in das andere Krankenhaus erkundigen wollte, wieder eine neue Scene sich zeigte. Die Krankenwärterin und die Kranke ſelbſt waren nemlich durch mein ernſthaftes und drohendes Zure-

*) Wer erinnert sich nicht hiebey der noch ungleich ſtärker die gleichſam unaufhaltbare Wirkung der Einbildungskraft beweiſenden Geſchichte des *Boerhave* auf dem Waiſenhauſe zu Harlem? Nachher erfuhr ich, daſs ſogar einige ſtarke Bauern bey den vormaligen Zufällen des Mädchens, bey ihrer Herrſchaft auf dem Lande, ebenfalls den Anblick davon nicht ohne ähnliche Empfindungen hatten ertragen können. Doch waren dieſe Landleute ſo vernünftig, daſs sie über die angebliche Behexung lachten, und in Gegenwart der Kranken ihr Erſtaunen bezeugten, wie man ſo etwas glauben könnte.

den und durch die Versicherung, daſs die Kranke sicher aus dieſem verrufenen Hauſe weg und in ein anderes unbeſcholtenes gebracht werden würde, wahrſcheinlich etwas zum Nachdenken, oder wenigſtens auf andere Gedanken gekommen, und man ſagte mir, daſs das Mädchen ſeit 24 Stunden keinen Anfall wieder gehabt, zugleich aber auch, daſs sie ſeit dem vorigen Tage ihre monatliche Reinigung bekommen. Vielleicht aber auch, meinte die nunmehr anders geſtimmte Krankenwärterin, könnte das ganze Uebel auch wohl Verſtellung ſeyn, wie man davon doch ſchon Beyſpiele habe. Alles dies war ein neues Gewebe von Umſtänden, Wahrſcheinlichkeiten und Widerſprüchen, wodurch der Fall complizirter wie je wurde. Indessen verdiente doch die Erſcheinung der monatlichen Reinigung die meiſte Aufmerkſamkeit. Dieſe, die immer unordentlich geweſen war und nur kurz angehalten hatte, wurde durch das Trinken eines gelinden Safranthees befördert. Da aber die Kranke ſelbſt, nachdem die Reinigung zu flieſsen aufgehört hatte, immer noch roth und aufgedunſen ausſahe und Congeſtionen nach dem Kopfe und der Bruſt, z. B. Aushuſten von etwas Blut bemerkte, lieſs ich sie eine Zeitlang eine kühlende Miſchung aus Seignette und Brechweinſtein in gebrochenen

Gaben nehmen, die ich hernach mit etwas bitterm Extrakt verſetzte, um den durch alle Umſtände noch geſchwächten Magen zu ſchonen. Wirklich fügte es sich, daſs in Zeit von vier Wochen kein Anfall wieder erſchien, ſondern das Mädchen an Kräften und Munterkeit zunahm. Inzwiſchen waren die Folgen dieſer angeblichen Hexerey für die Geſundheit der Mitbewohner des Krankenhauſes nicht gleichgültig geweſen. Denn es muſsten sich alle, drey Frauensperſonen und eine Mannsperſon, tüchtig brechen, um die deutlich aufgeſammelte Galle loszuwerden, welche auch in dieſen Fällen eine auffallende Trägheit des ganzen Körpers, Mangel an Eſsluſt, Bitterkeit des Geſchmacks, Druck in der Magengegend u. ſ. w. verurſachte, und wahrſcheinlich nicht ſo leicht und sicher durch die ſtärkende Methode unſchädlich gemacht worden wäre. Eine Frau aber hatte doch ſchon einen Abortus von 5 Monaten erlitten. So groſs und offenbar waren die Folgen dieſer an sich thörichten, aber jetzt doch ernſthaften Gemüthsbewegungen welche wie ein Miasma sich über alles ausbreiteten, was innerhalb der Sphäre ihrer Berührung kam.

Das Mädchen befand sich indeſs, wie geſagt, ſehr wohl, und als bey der nächſten Periode ihrer Monatszeit sie ein Schmerz im

Rücken, Wallung und Hitze des ganzen Körpers befiel, mit einem Gefühl von Ziehen und wirklichem öftern Gähnen begleitet, verordnete ich ihr ein Aderlaſs am Fuſse, zumal da sich eines Tages das Monatliche zeigte, aber gleich wieder verſchwunden war. Der Chirurgus behauptete aber keine ſchlagbare Ader am Fuſse finden zu können, und hatte daher ohne Weiteres am Arme die Ader geöffnet und etwa 8 Unzen Blut herausgelassen, welches von geſunder Beſchaffenheit und nur mit einer feinen weiſsen Haut bedeckt war. Die Hitze und Wallung im Syſtem legte sich darauf merklich, und ich lieſs Abends und Morgens einen Gran *Extr. Aloes aquoſ.* und eben ſo viel *Extr. Hyoſc.* nehmen. Nach den *erſten* Gaben laxirte sie ſtark, *) daher ich bloſs einmal des Tages nehmen lieſs. Das Monatliche zeigte sich auch am dritten Tage wieder, hörte aber auch bald wiederum auf zu flieſsen. Indessen kam doch die Kranke bey dieſen abwechſelnden Umſtänden ſo weit, daſs sie nach

*) Ich habe immer den Ausſpruch des *Cullen* (*mat. med.* T. 2.) und *Murray* (*appar. medicam.* Vol. V.) wahr gefunden, daſs die *Aloe* oft ſchon in kleinen Gaben abführende Wirkungen äuſsere, daher es wirklich auſserordentliche Fälle ſeyn müssen, wo man nach der Angabe einiger Praktiker 10 bis 30 Gran auf einmal geben kann. Zwey Gran täglich vom Extrakt laxieren gemeiniglich ſchon.

einiger Zeit gesund das Krankenhaus verlassen und zu ihrer vorigen Herrschaft auf dem Lande zurückkehren konnte, wo sie sich auf alle Fälle besser befand als in dem hiesigen, leider abergläubischen Krankenhause, und auch nachher, wie ich höre, gesund geblieben ist.

Die medizinischen, besonders aber die psychologischen und politischen Betrachtungen (in Absicht des Personale und Zustandes des hiesigen Krankenhauses *) über diese Geschichte überlasse ich dem Leser selbst zu machen, weil es mehr meine Absicht gewesen ist, ein einzelnes lebendiges Bild, wie es oft in der *Welt*, welche von *Menschen* bewohnt wird, hergeht, für den Arzt, mit allen begleitenden Umständen praktisch zu entwerfen, als eine eigentliche Abhandlung über die Krankheit, welche den Stoff zu diesem Bilde hergegeben hat, zu schreiben. —

*) Doch wurde die oft angeführte Krankenwärterin damals vorgefordert, und weil die Geschichte in der Stadt und rund umher auf dem Lande bekannt wurde, ihr ihr unvernünftiges Betragen, als Krankenwärterin, öffentlich verwiesen, obgleich ich noch nicht einig bin, ob es wirklich reiner Aberglaube oder sonstige Gründe waren, die sie bewogen eine solche Rolle zu spielen.

VII.

Kurze Nachrichten und medizinische Neuigkeiten.

Gelungene Einimpfung der Menschenpocken an einem Affen.

Sehr merkwürdig, besonders für unsere *Zeiten*, wo man zuerst anfängt, ein Thiergift, (*die* Vaccine) auf Menschen absichtlich zu verpflanzen, sind die Versuche, welche Herr *Viborg* zu Kopenhagen über die Wirkung mehrerer Gifte auf Thiere angestellt hat.

Nach *Campers* und andern Versuchen war man überzeugt, dass die Menschenpocken durch Ansteckung nie einem Thiere mitgetheilt werden konnten. Herr *Viborg* zeigt aber in seinen *Abhandlungen für Thierärzte und Oeconomen*, dass der Affe eine Ausnahme davon macht, wodurch, wie mir scheint, ein neuer grosser Beweis von der auch pathologisch grossen Verwandtschaft des Affen mit dem Menschen

gegeben wird. Er impfte nehmlich an der innern Seite des Arms gutartiges Menschenpockengift ein. Es entstanden die nehmlichen Erscheinungen der Localkrankheit und an den nehmlichen Tagen wie bey den Menschen. Am siebenten und achten Tage wurde der Affe sehr krank; er saſs da mit niederhängendem Haupte, wollte nicht fressen, hatte glänzende und vorstehende Augen, holte schnell Athem, warf sich auf die Seite, die Hände unter dem Kopfe, ächzte und stellte sich wie ein Mensch bey Schmerzen an. Am neunten Tage zeigten sich die ersten Pocken an den Armen, dem Bauche und Halse, und vom zehnten bis achtzehnten Tage brachen beständig neue hervor, von welchen die letzten das Angesict einnahmen und sich auf die Zeugungstheile setzten, welches gerade das Gegentheil vom Ausbruche beym Menschen ist. Die ersten Blattern, die hervorkamen, gingen leicht in Eiterung, trockneten und fielen ab, die letzten hingegen waren bösartig. Der Affe war unter ihrem Ausbruche sehr schwach; er konnte sich nicht aufrecht erhalten, hatte einen übermäſsig schnellen Puls, war steif am ganzen Leibe, im Angesichte geschwollen, und bekam nun auch Nasenbluten. Am neunzehnten Tage fand sich ein höchst bösartiger Durchfall ein, der dem Kranken alle übrigen

Lebenskräfte vollends zu rauben schien. Der Affe wurde nun so steif und kraftlos, dafs er weder sich aufrichten, noch irgend ein Glied bewegen konnte; er hatte einen so schwachen Athem, dafs er beynahe unmerklich war; die Augen waren durch die Gesichtsgeschwulst geschlossen, die Pocken enthielten eine mit Blut vermischte Materie, und unter diesen Zufällen starb er am fünf und zwanzigsten Tage der Krankheit. Bey der Oeffnung fand man Entzündung im ganzen Darmkanal und einen Darmknoten (*Intussusceptio*) im Grimdarm. Den nehmlichen Versuch wiederholte ich am Kapuziner-Affen, (*Simia capucinus*) der ebenfalls angesteckt wurde, aber *nur drey* Pocken in der Nähe der eingeimpften Stelle am Arme bekam. Um zu erfahren, ob die Affen wie die Menschen *nur einmal von dieser Krankheit befallen werden*, wurde dieser letztere Affe von neuem mit frischer Pockenmaterie eingeimpft, aber er erhielt die Pokken nicht zum zweytenmale.

d. H.

Inhalt.

I. Ueber die Brutalimpfung und deren Vergleichung mit der humanen, von Herrn Hofrath *Marcus Herz* an den D. *Dohmeyer*, Leibarzt des Prinzen August von England, - - - - - - - - - - - - - Seite 1

II. Merkwürdige Konvulsionen, die sich durch Mittheilung auf 14 Subjekte verbreiteten, im Krankenhause der Charité beobachtet, von Herrn Geh. Rath *Fritze* - - - - - - - - - - - - - - - 110

III. Epidemische Krankheitkonstitution von Erlangen, vom Herbst 1799 bis Ende Decembers 1800, von Herrn Professor *Harles* zu Erlangen - - - - 132

IV. Auch ein Beytrag zur Diagnostik - - - - - - 154

V. Die Weifsnieswurzel (*Veratrum album*) gegen Erstickungszufälle, von Herrn D. *Müller* zu Uelzen 161

VI. Geschichte einer Epilepsie, von Herrn D. *Fischer* zu Lüneburg - - - - - - - - - - - - - - 167

VII. Kurze Nachrichten und medicinische Neuigkeiten - - - - - - - - - - - - - - - - - - 184

Gelungene Einimpfung der Menschenpocken an einen Affen - - - - - - - - - - - - - - - - ebend.

Mit

Mit dieſem Stücke des Journals wird ausgegeben: *Hufeland Bibliothek der practiſchen Heilkunde*, V. Band, 1. Stück, (5 Gr.) enthält: *Metzger Geſchichte der Influenza.* — *Dömling über die Krankheiten der Säfte.* — *Tode kliniſche Berichte*, 1. Heft.

Journal der practischen Arzneykunde und Wundarzneykunst

herausgegeben

von

C. W. Hufeland,

Königl. Preuss. Geheimen Rath, Leibarzt, Director des Colleg. med. chirurg., erstem Arzt der Charité u. s. w.

Zwölfter Band Zweytes Stück.

Berlin 1801.

In Ungers Journalhandlung.

I.

Ueber die Anna Maria Kienker zu Borgloh und die Entdeckung ihres Betrugs.

Die Geschichte der *A. M. Kienker* zu Borgloh im Hochstifte Osnabrück, die nach ihrem und ihrer Eltern Vorgeben, was durch eine so grosse Summe triftiger Gründe beglaubigt zu seyn schien, so viele Monate ohne Nahrungsmittel gelebt haben wollte, hat unter Gelehrten und Ungelehrten, Aerzten und Layen so viel Aufsehen gemacht, und ist durch die darüber erschienenen Schriften vom Herrn Doktor *Schelver* in Osnabrück, *a*) dem Herrn Doktor *Müller* in Dissen, *b*) dem Herrn Doktor *Consbruch* in Bielefeld *c*) und von mir *d*) so

a) S. *Westphälische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen.* 1799. 19tes und 26stes Stück und in diesem Journal VIII. Band, 2tes Stück, S. 191.

b) *Differtat. inaugur. exhibens trigam observat. medic. pract. Duisburg* 1799.

c) In diesem Journal IX. Band, 2tes Stück, S. 115.

d) *Merkwürdige Geschichte eines jungen Mädchens im Hochstifte Osnabrück, was bereits* 18 *Monate ohne Speisen und Getränke lebt. Hannover* 1800.

allgemein bekannt geworden, daſs die Nachricht von ihrem entdeckten endlichen Betruge eine faſt eben ſo groſse und allgemeine Senſation erregte.

Da es einem groſsen Theile des Publikums und den Aerzten gewiſs nicht unintereſſant ſeyn kann, zu erfahren, wie viel Wahres an ihrem behaupteten langen Faſten geweſen, und wie viel man in mediciniſcher Hinſicht darauf bauen könne; wie ſie ihren Betrug geſpielt und wie dieſer am Ende entdeckt worden iſt, ſo werde ich hiervon eine gedrängte und authentiſche Nachricht, wie ich sie aus den gerichtlichen Verhandlungen gezogen habe, geben.

So wenig ich anfangs an der Wahrheit ihres Vorgebens auf die groſse Summe von beweiſenden Gründen, die ich in meinem Buche mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit und Unpartheylichkeit aufgeſtellt habe, mich stützend zweifelte; da die Möglichkeit eines ſo langen Faſtens durch eine ſo groſse Menge in den Schriften der Aerzte und Naturforſcher aufgezeichneter Fälle hinlänglich bewieſen zu ſeyn ſcheint; ſo wurde doch kurz vor der zweyten Bewachung mein Glaube wankend, und zwar aus folgenden Gründen: 1) Weil die Eltern, die ſo viele und reiche Gaben von den mitleidigen Händen der groſsen Menge herzuſtrömender neugierigen Beſucher erhielten, gar

keine Lust zeigten, aus ihren eigenen Mitteln etwas zur Heilung ihrer kranken Tochter anzuwenden. 2) Nachdem ich sie ſeit dem 18ten Nov. 1799, mithin in vier Monaten nicht selbst geſehen hatte, reiſete ich mit meinem Freunde, dem Herrn Doktor der Philoſophie, *Hoche*, den 11ten März 1800 zu ihr: wir überrumpelten sie des Morgens in der Frühe ganz unerwartet: fanden zwar nichts Verdächtiges, sie lag in der ungeheitzten eiskalten Stube, (das Reaumürſche Thermometer ſtand 10 Grad unter Null) wie gewöhnlich in ihrem Bette auf dem Rücken; ihre Unterlippe war, wie ſonſt, mit einer dicken Blutkruſte bedeckt und das Zahnfleiſch blutete; der Puls an den Armen war ſo klein, daſs ich ihn kaum fühlen konnte, ich fühlte ihn daher an den Halspulsadern, und dieſer that, nach der Secundenuhr genau gezählt, in einer Minute hundert und funfzig Schläge. So ſehr mich dieſer auffallend ſchnelle Puls überzeugte, daſs sie noch nicht geſund ſeyn könne, ſo verdächtig war mir doch ihre ſo ſehr in die Augen fallende Zunahme an Fleiſch und Kräften; sie war dick und ſtark geworden und glich einer wohl gemäſteten Bauerndirne. Sie konnte itzt alle Gliedmaſsen nach Willkühr bewegen, obgleich sie versicherte in den Extremitäten kein Gefühl zu haben, welches sie sich auch befliſs dadurch

bewähren zu wollen, daſs sie von tiefen Nadelſtichen, die wir ihr in dieſe Theile machten, nichts zu fühlen versicherte und durch keine Verzuckung der Mienen etwas davon zu erkennen gab.

Ohngeachtet es wohl nicht geleugnet werden kann, daſs der Menſch eine gute Portion Nahrungsſtoff aus der Luft ſchöpft; ſo iſt es doch kaum glaublich, daſs er ohne den Genuſs von nahrhaften Speiſen und Getränken blos von der Luft fett werden und sich mäſten könne: zumahl da in den meiſten Beobachtungen von langem Fasten die Menschen als abgemagert und ausgemergelt beſchrieben werden.

Ich hegte daher von nun an den Argwohn, daſs die vielen bisher eingeerndteten Geschenke die Gier nach mehrern erweckt, und *Auri ſacra fames*, wodurch ſchon ſo manche gute und unſchuldige Herzen verſtrickt und verdorben sind und ſo viel Elend und Unheil in die Welt gebracht iſt, dieſe ſonſt unverdorbenen einfältigen Landleute in den Strudel der Unredlichkeit und des Betrugs gezogen hätten, und daſs ihr anfängliches wirkliches lange Faſten sie endlich gelehrt, wie man sich gebehrden müſſe, um ein erdichtetes Faſten glaubhaft zu machen, und sie nun in Lügner und feine Beutelſchneider verwandelt habe.

Einige Tage nachher, als ich sie am 11ten März besucht hatte, kam ihr Vater zu mir; ich äusserte gegen ihn sofort meinen Verdacht und Misstrauen, er leugnete aber allen Betrug und Täuschung. Um ihn auf die Probe zu stellen erzählte ich ihm die Fastengeschichte der *Anna Monica Mutschlerin* zu Dunningen bey Rothweil in Schwaben, *e*) die Art, wie man ihren Betrug entdeckt habe und die Strafe, die sie für ihre schändliche That habe erleiden müssen; ich fasste ihn dabey scharf ins Gesicht, er verrieth aber gar keine Verlegenheit dabey und kein Zug änderte sich in seinen Mienen. Er erzählte mir, dass man seine Tochter nach der Stadt Osnabrück, welche drey Stunden von seiner Wohnung entfernt ist, bringen wolle, um sie von ihrer Krankheit zu heilen, und frug mich, was ich davon hielte, ob dies ohne Nachtheil für ihr Leben geschehen könne: ich sagte ihm, dass ich dies, falls seine Tochter noch ohne Essen und Trinken lebte, für sehr bedenklich hielte, und zwar aus folgenden Gründen: 1) Weil bekanntlich ein grosser Unterschied zwischen einer reinen Berg- und Landluft und der verdorbenen Stadtluft ist, die erste ist nämlich sehr reich an Saurstoff, dem freilich, wovon sie bey ihrem

e) S. *Medicinisches Wochenblatt von Reichard. Frankfurt* 1781. 2ter Jahrgang, S. 59.

Faſten höchst wahrſcheinlich einzig gelebt hatte, und die letzte ſehr entblöſst davon: eine ſolche Vertauſchung der Luft hätte ihr daher das Leben koſten können. 2) Bey ihrem Zuſtande, wo sie bey der geringſten Bewegung in Beſchwimniſs fiel, hätte ihr eine erſchütternde Reiſe von drey Stunden ſchwerlich zuträglich ſeyn können. 3) Weil die Entfernung aus dem Kreiſe ihrer Eltern, Angehörigen und Bekannten höchſtwahrſcheinlich das Heimweh in ihr erwecken würde, welches glaublich ihren Zuſtand merklich verſchlimmern und die Kur vereiteln könnte.

Der ſeltſame Zuſtand dieſes Mädchens, in welchen man gröſstentheils kein Miſstrauen ſetzte und auch kaum ſetzen konnte, da ſo viele Gründe für die Wahrheit ſprachen, erregte fast allgemeine Theilnahme und Mitleiden: alles war auf den Ausgang neugierig, alles wünſchte, daſs es wieder geneſen möchte; und hier blieb es nicht blos bey frommen Wünſchen. Ich hatte ſchon einige Piſtolen, als einen Beytrag zu ihrer Heilung von Auswärtigen geſchickt bekommen; die Osnabrückſchen Stiftsſtände bewilligten zu dieſem Zwecke 60 Rthlr., und in der Stadt Osnabrück wurden durch eine Subſcription 150 Rthlr. zuſammen gebracht.

Da aber in ihrem ganzen Habitus eine ſo

auffallende Veränderung vorgegangen war, daſs man nun anfieng einen Betrug zu ahnden, und beynahe ein Jahr ſeit der erſten Bewachung verſtrichen war, in welcher Friſt nicht ſelten die hartnäckigſten Krankheiten einzig durch die Heilkräfte der Natur entweder völlig beſiegt oder ſo modificirt werden, daſs ein neuer Zuſtand entſteht, der mit dem vorigen keine Aehnlichkeit mehr hat, ſo hielt man es für gerathen, ehe man zur Kur ſchritt, sich durch eine zweyte Bewachung zu versichern, ob sie auch jetzt noch ohne Speiſen und Getränke lebe, wie sie und ihre Eltern noch immer behaupteten.

Zu dieſer Bewachung erboten sich die vier jungen Gelehrten aus Osnabrück, der Herr *Juſtus Gruner,* Doktor der Philoſophie, der Herr *Franz Schelver,* Doktor der Medicin und die beyden Herren Advokaten *Wilhelm Vezin* und *Juſtus Durfeld,* und verſchafften sich eine Vollmacht von der Hochfürſtlichen Kanzelley, dem oberſten Juſtiz- und Polizey-Tribunal des hiesigen Landes.

So willfährig die *A. M. Kienker* und ihre Eltern zu der erſten Unterſuchung und Bewachung geweſen waren, und ſo ſehr die letztern dieſelbe ſelbſt verlangt hatten, ſo weigerlich zeigten sie sich bey der zweyten und ſpannten dadurch den Verdacht noch höher. Indeſſen lieſsen

sich die vier Herren dadurch nicht einschüchtern, indem sie die Vollmacht hatten, falls es ihnen nicht gelänge mit Gründen und Glimpf zu ihrem Zwecke zu gelangen, Gewalt anwenden zu können. Am meiſten ſträubten sich die Eltern dagegen, daſs man ihre Tochter aus ihrem Hauſe nach dem eine halbe Stunde von ihnen entfernten Dorfe Borgloh bringen wollte, um sie dort in einem fremden Hauſe zu bewachen, und bezogen sich auf mein Urtheil, daſs ein ſolcher Transport ihrer Tochter ſehr nachtheilig ſeyn könne. Mein Urtheil hatte ich aber nur unter der Vorausſetzung und Bedingung gefällt, daſs sie noch wirklich ohne Speiſen und Getränke lebe, in welchem Falle wohl der gröſste Theil der Aerzte nach den von mir oben aufgeſtellten Gründen mit mir einſtimmig ſeyn dürfte.

Da die Unterſucher es mit Ueberredung und Gelindigkeit nicht dahin zu bringen vermochten, daſs die Eltern in den Transport ihrer Tochter nach Borgloh willigten und sie sich bey der ihnen unbekannten Stimmung der Nachbarſchaft nicht getraueten Gewalt zu gebrauchen, ſo muſsten sie sich einſtweilen begnügen, die Bewachung in dem *Kienkerſchen* Hauſe anzufangen: und dieſe begann den 2ten April 1800. Man legte sie aus ihrem gewöhnlichen Lager, dem Durdich, nicht ohne

grofsen Widerfpruch der Eltern in eine ifolirte Korbbettftelle, um sie sicherer beobachten zu können. Eine Maasregel, die man bey der erften Bewachung nicht nahm, theils weil man damals nicht fo viele Gründe zu einem gefpielten Betrug hatte, theils weil man nach der genaueften Unterfuchung den Durdich nicht fo geeignet fand, dafs er zum Werkzeug eines Betrugs dienen konnte (man fehe hierüber in meiner Schrift die Befchreibung diefer Bettlade). Diefe Umbettung ging nicht ohne eine Befchwimnifs *f*) (*animi deliquium*) von ftatten, und diefs konnte nicht wohl ein verftellter Zuftand feyn, weil die rothen Wangen sich entfärbten, die Unterlippe, Kinnlade, Nafenflügel, Arme und Handarterien zitterten, die Hände kalt wurden und der Puls nicht fo deutlich als fonft zu fühlen war; es kam ein Schaum vor dem Munde und es flofs eine ftinkende roth gefärbte Flüssigkeit heraus: nach einigen Minuten holte sie einigemal tief Athem und die Wangen rötheten sich wieder, nach sieben Minuten erholte sie sich endlich wieder und erwachte. Solche Zufälle kann

f) Ich mache einen Unterfchied unter Befchwimnifs (*animi deliquium*) und Ohnmacht: die erftere ift ein leichter Grad von Ohnmacht, wo der Puls noch nicht ganz verfchwindet. S. *Sprengels Handbuch der Pathologie,* 3. *Theil, S.* 290.

ſchwerlich ein Menſch nach Willkühr erzwingen! Nachdem das alte Bette genau durchſucht war, fand man nichts Verdächtiges, als daſs eins der Kissen durchnäſst und das Stroh und Heu faulicht und feucht war.

Die Beobachter unternahmen die Bewachung zu zwey und zwey und löſeten sich alle acht Stunden ab. Der Puls der *A. M. Kienker* ſchlug nach ihren Beobachtungen in einer Minute 90 bis 97 mal, ihr Zahnfleiſch blutete noch und die Unterlippe war noch mit der Blutrinde, die sie bisweilen abkratzte, aber immer wieder von neuem entſtand, wie gewöhnlich bedeckt. Obgleich ihre Füſse warm waren, ſo legten ihr doch die Eltern eine Flaſche mit warmen Waſſer daran. Sie klagte oft über Mattigkeit und ſuchte dieſe durch Waſchen des Gesichts mit kaltem Waſſer zu verbannen, welches ihr nach ihrer Versicherung dagegen ſehr hülfreich ſey. Ihr Athem roch immer ſehr widerlich. Sie beſchwerte sich, daſs der Schein eines Lichts ihr Stechen in den Augen errege, man wandte daher durch einen Schirm die Strahlen von ihren Augen ab. Sie bat immer, auch bey der kälteſten Witterung, die Fenſter zu öfnen und versicherte nicht das geringſte Einheitzen in der Stube ertragen zu können. Sie klagte oft über Hitze im Gesichte, die sie durch Waſchen mit kaltem

Waſſer zu dämpfen ſuchte. Beym Frühſtücke der Wachthabenden behauptete sie einen Widerwillen vor allen Speiſen und Getränken zu haben. Zu unbeſtimmten Zeiten, bald bey Tage, bald bey Nacht hatte sie einen natürlichen Schlaf. Eine kleine Bewegung beym Verrücken der Bettſtelle brachte sie einer wirklichen Ohnmacht nahe, sie klagte über Hinfälligkeit und ihr Antlitz ward blaſs.

Bis zum vierten Tage der Bewachung hatte man nichts entdeckt, was den Verdacht eines Betrugs bewähren konnte: sie hatte nichts gegeſſen und getrunken. Aber nun ereignete sich ein Umſtand, der Argwohn erregte, aber freylich den Betrug noch nicht aufs Reine brachte. Nachdem sie die gewärmte Flaſche unter dem Bette hervorzog und sie einem der Wachenden gab, entdeckte dieſer einen Harngeruch daran; dieſer griff ſogleich unter das Bette, zog zwiſchen ihren Beinen ein leinenes Tuch hervor und fand, daſs es von Urin durchnäſst war. So wichtig dieſer Fund war, ſo konnte er doch noch nicht alle Zweifel heben, ob sie wirklich Speiſen und Getränke zu sich nehme. Denn da in der Harnruhr die Menge des gelaſſenen Urins oft sieben bis achtmal die Menge der genoſſenen Speiſen und Getränke überſteigt, der Ueberſchuſs alſo einzig aus der Luft ein-

gesogen werden muſs, ſo erhellet, daſs ein Menſch, der ſo eigenthümlich organisirt ist, (welche Möglichkeit ich auf die vielen Beobachtungen von langen Faſten, welche ich doch nicht alle für erdichtet halten möchte, bauend, nicht ganz in Zweiſel ziehen möchte) daſs er lange ohne Speiſen und Getränke fortdauert, mithin blos von der Abſorbtion aus der Luft lebt, wohl ſo viel Feuchtigkeiten aus der Luft einſaugen könne, um Harn ab- und auszuſondern, ohne zu eſſen und zu trinken. Die Patientin ſuchte zwar dieſen Vorfall zu bemänteln· und behauptete dies Tuch der innern Hitze wegen auf die Bruſt gelegt und mit dem Schwamme, womit sie sich das Gesicht wuſch, befeuchtet zu haben, er wäre zufällig unter das Bett geglitten: indeſſen war der Harngeruch zu deutlich, als daſs man sich hätte berücken laſſen können; auch verbreitete sich ein täglich zunehmender Harngeruch in der Stube, und man argwohnte nun, daſs sie die Wärmflaſche, die sie ſo oft ſoderte, dazu nutzte das naſſe Bette damit zu trocknen; um ſo mehr, weil sie sie immer an die Seite ihrer Schenkel legte. Sie lieſs sich gleich ein mit Waſſer benetztes Tuch geben und legte es auf die Bruſt mit der Behauptung, dies der innern Hitze halben oft zu bedürfen. Sie lieſs sich noch warme Steine zu den Füſsen und zur Seite legen, nahm dann das naſſe

Tuch wieder von der Bruſt, reichte es den Wachenden und foderte sie auf zu unterſuchen, ob es nicht eben ſo röche, als das, was man unter dem Bette hervorgezogen hätte, und wirklich fand man im Geruche wenig Unterſchied; jedoch vermuthete man, daſs der Harngeruch ſchon vorher darin geweſen ſeyn möchte, weil die Mutter es ihr ſchon naſs zugebracht hatte. Sie legte sich noch mehr naſſe Tücher unter, zog sie wieder hervor und man fand an jedem einen harnhaften Geruch: die Kranke behauptete aber, daſs sie oft ſtark ſchwitzte und dieſer Geruch von ihrem Schweiſse herrühre.

Die Wachthaber beſchloſſen nun den Gegenſtand ihrer Beobachtung nach dem Dorfe Borgloh zu ſchaffen. Da der Vater hierüber raſend war und sich ſtellte Gewalt mit Gewalt vertreiben zu wollen: ſo bediente man sich einer Liſt und nutzte den Zeitpunkt, wie er von Hauſe abweſend war, wo man ihn gefliſſentlich ſo lange als möglich aufzuhalten ſuchte und machte Anſtalten gegen etwanigen gewaltſamen Widerſtand.

Weil sich die Kranke nicht gegen den Transport weigerlich zeigte, ſo nahm man ihn noch am Abend des vierten Tages der Bewachung, den 5ten April, vor. Man bedeckte die Kranke in ihrer Korbbettſtelle, in welcher

man sie trug und begann den Zug. Bey der ersten Bewegung der Bettstelle fiel sie in Beschwimniss, aus welcher man sie mit kaltem Wasser und riechenden Substanzen bald wieder erweckte, indessen nicht ohne bange Furcht vor einer traurigen Katastrophe mit ihrem Leben schritt man weiter, da sie während der kleinen Reise noch mehr solche Paroxismen bekam, die mit einem Ausflusse blutiger Feuchtigkeiten aus dem Munde verbunden waren. Man langte endlich in Borgloh in dem Hause des Notarius *Heilmann*, des nämlichen, der die Aufsicht über die sechs ersten Wächter hatte, an, und brachte sie in ein luftiges geräumiges Zimmer; hier bekam sie noch mehr Anfälle von Beschwimniss, aus welchen man sie mit Vitrioläther, auf das Gesicht und in die Augen gespritzt, erweckte, weil die vorigen Mittel nicht mehr frommen wollten. Sie war nun munter und heiter und machte mit vielem Behagen ihre Toilette. Man entdeckte Zucker bey ihr, ohne dass man ergründen konnte, wie sie ihn erlangt hatte, bis sie gestand, einer ihrer Brüder hätte ihn ihr ins Bette gelegt.

Man stellte sich nun sie nachläsig zu beobachten, um sie desto dreister zu machen und ihre geheimen Machinationen desto eher auszuspähen. Man erlaubte daher ihrer Mutter allein bey ihr zu bleiben, der man Speisen und

Wein gab. In der darauf folgenden Nacht, wo einer in dem nächst daranstoſsenden Zimmer die Wache hielt und ihre Mutter auf einem Stuhle schlafend neben ihr saſs, schlief sie fast ununterbrochen.

Den 6ten April, den fünften Tag der Bewachung, befand sie sich sehr munter und heiter, sprach viel und suchte ihren über ihre Fortschaffung noch höchst aufgebrachten Vater zu besänftigen, der sich endlich, auf die Vorstellungen mehrerer Personen zur Ruhe fügte. Sie hatte die folgende Nacht einen ruhigen Schlaf, wobey ihr Athem sehr stinkend war.

Am folgenden Morgen, den 7ten April, verlangte sie ihren gewöhnlichen Schwamm mit kaltem Waſser getränkt, um das Gesicht damit zu waschen, man drückte ihn aber vorher stark aus, worüber sie sehr aufgebracht ward; auch verlangte sie mehrmals Tücher mit kaltem Waſser benetzt, um wie sie sagte, die Hitze ihrer Brust damit abzukühlen. Nach oftmaligen Wiederholungen schob sie eins dieser Tücher unter das Bette; weil sie eine groſse Aengstlichkeit bewiesen hatte, zog man es hervor, und es verrieth einen starken Harngeruch, auch ward nach und nach ihr Zimmer von einem durchdringenden Harngeruch imprägnirt. Weil die Kranke merklich hinfälliger ward und dies den Verdacht ihres Betrugs

noch mehr verſtärkte, ſo beſchloſs man, um näher zum Ziel der Entdeckung zu kommen, sie umzukleiden und in ein anderes Bette zu bringen. Sie lehnte sich anfangs ſtandhaft dagegen auf und fieng zu weinen an; nach vielen Vorſtellungen willigte sie endlich ein. Bey dieſem Geſchäfte fiel sie in Beſchwimniſs, wobey ihr etwas Blut aus dem Munde kam, indeſſen blieb die Gesichtsfarbe, die Temperatur des Körpers und der Puls unverändert; als man sie wieder zu sich gebracht hatte, ſchien sie ſehr verlegen zu ſeyn. Das Bette und das ausgezogene Hemde waren von Urin beſudelt und man fand nicht undeutliche Merkmale von Excrementen darin. Die Inquisitin behauptete aber, die Näſſe ihres Bettes und ihrer Wäſche käme von der Wärmeflaſche her, (die man ihr bisher gelaſſen hatte, ihr aber nun nicht ferner bewilligte) deren Pfropf losgegangen wäre. In der folgenden Nacht ſchlief sie unruhig und ängſtlich und verlangte wieder naſſe Tücher, einen naſſen Schwamm und eine Wärmflaſche, worin man ihr aber nicht willfahrte.

Den 8ten April, den siebenten Tag der Bewachung, klagte sie ſehr über innere Hitze und verlangte am folgenden Tage nach ihrem elterlichen Hauſe zurück gebracht zu werden, mit dem Zuſatze, weil ihr Zuſtand dann glaub-

haft genug ſeyn würde. Da der neue Harngeruch eine Unterſuchung veranlaſste, ſo fand man ihr Bette wieder von Harn beſchmutzt, wobey die Patientin ſehr erſchrocken und ängſtlich war; sie versicherte aber, sie wiſſe nicht, woher dieſe Näſſe und dieſer Geruch kämen. Man drang nun mit Gründen und Drohungen in sie, da sie doch verrathen wäre, die Wahrheit zu geſtehen, und sie bekannte nun, sie habe ſeit dem zweyten Tage dieſer Bewachung etwas Waſſer aus dem Schwamm beym ſtarken Aufdrücken an sich geſogen und hintergeſchluckt; auch verlangte sie vom Pfarrer das Abendmal gereicht zu haben, in der Hoffnung dies mit Wein und Waſſer niederſchlucken zu können, welches man ihr aber nicht geſtattete. Man foderte sie nun auf, daſs sie mehr Waſſer trinken muſste, und ihr brennender Durſt siegte nun über ihren ſtarken Willen. Sie trank daher nun mehrere Portionen Waſſer und nahm in einer Zeit von drey Stunden acht Biergläſer voll Waſſer mit etwas Wein gemiſcht zu sich, fiel darauf in Schlaf, in welchem sie ſehr erhitzt zu ſeyn ſchien. Sie geſtand nun vor dem Notarius *Heilmann* folgendes: »Zur öſterlichen Zeit 1798 habe sie zum letztenmal das Abendmahl genommen, nachher aber in der Zeit eines Jahres nichts von Speiſen oder Getränken

genoſſen. Den Tag vor der erſten Bewachung 1799 habe sie etwas Waſſer getrunken, von wem ihr aber dies gereicht ſey, wiſſe sie nicht; während derſelben habe sie aus einem naſſen Tuche, was man ihrer Hitze wegen zur Seite des Kopfes gelegt, etwas Waſſer geſogen, und sie hätte damals weder Stuhlgang noch Urinausleerungen gehabt. Nach jener Bewachung hätte sie von ihrem Bruder *Chriſtian* verschiedenemale Waſſer, auch wohl Milch und Brey, jedoch niemals über einen Löffel voll, erhalten. Der Stuhlgang ſey immer zurück geblieben, allein beym Ausleeren des Harns hätte ihr derſelbe Bruder einigemal ein Geſchirr untergehalten, nicht ſelten habe sie ihn auch ins Bette gemacht. Zugleich betheuerte sie ausdrücklich, daſs ihre Eltern ganz ſchuldlos wären und um den Betrug gar nicht wüſsten.»

Indeſſen verhaftete man ſofort ihren Vater und ihre Mutter. Die letzte leugnete vor dem Notarius alle Kenntniſſe von dieſem Betruge; nach ihrem Wiſſen hätte ihre Tochter ſeit Oſtern 1798 nichts genoſſen und sie hätte ihr auch nichts zu eſſen oder zu trinken gegeben. Obgleich sie ihr oft Waſſer, einen Tuch und Schwamm an das Bette gebracht hätte, ſo hätte sie doch nie wahrgenommen, daſs sie etwas davon genoſſen hätte; sie hätte ihr oft angelegen, Speiſen, Getränke und das Abend-

mahl zu sich zu nehmen, hätte aber immer eine abſchlägige Antwort bekommen. Wenn ihre Tochter während dieſer zwey Jahre Nahrungsmittel genoſſen hätte, ſo müſste sie sie von ihrem Bruder *Chriſtian*, der nach ihrem eigenen Wunſche ſeine Mahlzeiten bey ihr gehalten hätte, bekommen haben. Dieſer hätte aber immer auf ihre Fragen, ob er ſeiner Schweſter etwas von ſeinen Speiſen mitgäbe, es geleugnet. Indeſſen äuſserte sie, daſs ihr der Zuſtand ihrer Tochter nach ihrer allmäligen Beſſerung oft zweydeutig geweſen, und ihr der Geruch und die Näſſe des Bettes, worin sie bey ihrer Tochter geſchlafen, oft verdächtig vorgekommen wäre; und wenn sie dieſe Verunreinigung des Bettes gerügt hätte, ſo hätte ihre Tochter immer die Schuld auf den *Chriſtian* gewälzt, der auch oft darin gelegen hätte. Sie versicherte auch noch, daſs nach ihrem Dafürhalten ihr Ehemann mit dem Betruge gänzlich unbekannt ſey. Zuletzt eröfnete sie noch, daſs sie ſeit einigen Tagen mit dem Zuſtande ihrer Tochter bekannt geworden ſey: dieſe hätte in der Nacht vom 5ten auf den 6ten April, als man sie bey ihr allein gelaſſen hätte, aus dem vor ihrem Bette geſtandenen gewöhnlichen Geſchirre in ihrer Gegenwart etwas Waſſer getrunken, und als sie ihr hierauf geſagt hätte, falls sie Appetit

hätte, sie dies nicht aushalten würde, ſo hätte sie erwiedert, daſs dies nicht immer alſo wäre. Hiermit habe sie sich getröſtet und weder vor noch nachher geſehen, daſs sie was genoſſen hätte.

Nun nahm man ihren achtjährigen Bruder *Chriſtian* vor. Dieſer geſtand, daſs er ſeiner Schweſter mehrmals Waſſer zugetragen habe, er hätte gewöhnlich ſein Mittageſſen, welches ſeine Mutter ihm in ein eigends dazu beſtimmtes Näpfchen zugetheilt, vor dem Bette ſeiner Schweſter verſpeiſet; er hätte ihr gewöhnlich etwas, aber nie über zwey Löffel voll davon mitgegeben, beſonders wenn er Kartoffeln mit Milch erhalten hätte, die für sie ein Leckerbiſſen geweſen wären; Rüben hätte sie nur einmal gegeſſen, und vor Sauerkraut hätte sie einen Widerwillen gehabt. Das Waſſer, wie auch ein paarmal Milch, hätte er ihr immer in einem Napfe zugebracht, sie hätte ihn aber nie vollends ausgeleert. Dieſe Geſchirre habe er in einem Wandſchranke der Stube verborgen gehalten, und wenn er von Fremden wäre unterbrochen worden, sie immer mit groſser Gewandtheit dort verſteckt, denn er wäre nie auf dieſer That ertappt worden, und er habe dies ſogar ſeinen Eltern und Geſpielen verſchwiegen. Uebrigens versicherte er, daſs ihm nicht bewuſst ſey, daſs ſeine

Schwester Ausleerungen von Excrementen gehabt und er weder diese noch den Urin beseitigt hätte; doch gestand er ein, dass seine Schwester oft das Bette mit Urin besudelt, wozu er sich aber immer als Ursache angegeben hätte.

Man verhörte auch ihren ältern Bruder *Balthasar* von 11 Jahren; dieser schien aber nicht in dem Geheimnisse der Intrigue eingeweihet zu seyn, denn er wusste nichts von Erheblichkeit davon zu sagen.

Nachdem man diese Geständnisse der *A. M. Kienker* hinterbracht hatte, räumte sie ein bisweilen gegessen zu haben, aber nur äusserst wenig und nur seit kurzer Zeit hätte sie dies angefangen. Sie trank nun noch einige Gläser voll Wasser und leerte noch einen Nachttopf voll Harn mit einigen Excrementen vermischt aus. Man schloss sie nun allein ein.

Am andern Morgen, den 9ten April, trank sie eine gute Portion Wasser und leerte eine Menge stinkenden Urin aus. Man bewog sie nach vielen Einwendungen von ihrer Seite sich auf einen Stuhl setzen zu lassen, und dies gieng ohne einen Anfall von Beschwimniss zu; sie gieng auch von zweyen unterstützt zu ihrem Bette zurück. Weil sie behauptete noch kein Gefühl in den Beinen zu haben, so stach man ihr eine Nadel durch die Beine, ohne

dafs sie Empfindung von Schmerzen äufserte; nachgehends brannte man ihr ein Stück Zunderschwamm auf der einen Hand ab, wobey sie die Mienen etwas verzog, sie versicherte aber, sie hätte nur ein schwaches Gefühl davon gehabt. Sie afs an diesem Tage zum erstenmal einige Löffel voll Kartoffeln mit Milch und verzehrte einen Kringel in Milch getaucht, nachdem sie bis in den *achten* Tag ohne alle Speise gelebt hatte. Man schlofs sie wieder ein und gab ihr Wasser, aber keine Speisen mehr.

Am 10ten April früh verlangte sie wieder Wasser zum trinken; die Blutkruste von ihrer Unterlippe hatte sich nun ganz abgelöset, *sie* gab dies auf den getrunkenen Wein, den man zu dem Wasser gemischt hatte. Gegen die Verhöhnungen und Insultationen des nun herzuströmenden Haufens bewies sie sich abgehärtet und gleichgültig.

Am nämlichen Tage kam das Gogericht zu Iburg in Person des Gografen *Kramer* und des Gerichtsschreibers *Meyer*, dem nun die weitere Untersuchung aufgetragen war. Diesem erzählte sie den Anfang ihrer Krankheit, nämlich: dafs sie seit sechs Jahren unaufhörlich kränklich und mit der fallenden Sucht behaftet gewesen sey; in den ersten drey Jahren hätte sie blos des Winters zu Zeiten

das Bette hüten müſſen, im fünften hätte sie sich etwas gebeſſert, wäre aber noch in demſelben Jahre ſo elend geworden, daſs sie hätte beſtändig im Bette bleiben müſſen. Da sie nun die meiſte Zeit ſo ſchwach geweſen wäre, daſs sie keine Besinnungskraft gehabt hätte, ſo wiſſe sie auch nicht, ob sie in dieſem Jahre Speiſen und Getränke genoſſen hätte, wenigſtens hätten ihre Eltern ihr nichts davon geſagt. In den drey letzten Tagen der vorigjährigen Bewachung hätte sie aus dem naſſen Tuche, womit man ihr das Gesicht gewaſchen, etwas Waſſer geſogen, indem sie eine auſserordentliche Trockenheit im Munde empfunden hätte und nachher, wenn sie die nämlichen Gefühle im Munde gehabt, hätte sie aus einem kleinen Schwamm etwas Waſſer geſogen. Nachgehends hätte ihr ihr Bruder *Chriſtian* des Morgens und Abends in einer kleinen Schaale etwas Waſſer gebracht, was sie getrunken hätte. Vor etwa zwey Monaten habe derſelbe Bruder vor ihrem Bette etwas Waſſer und Milch gegeſſen, und da ihr der Mund ſehr trocken geweſen, hätte sie von dieſem Gemiſche etwa einen Löffel voll getrunken. Nicht lange nachher hätte der nämliche *Chriſtian* in ihrer Kammer Kartoffelbrey mit Milch gegeſſen, wovon sie auch einen Eſslöffel voll und nachher noch einigemal dergleichen gegeſſen

hätte. Nach der Zeit aber hätte sie keinen besondern Trieb etwas zu genieſsen empfunden, als daſs sie zuweilen etwas Waſſer getrunken hätte. Sie könne weiter hierüber nichts ſagen, sie wäre ſo wenig zu einer Täuſchung von Jemand verleitet worden, als daſs sie Jemand durch eine verſtellte Krankheit, oder dadurch, daſs sie keine Nahrung zu sich genommen, hätte betrügen wollen. In dieſem letzten Jahre wäre sie auch ſelten befragt, ob sie etwas genöſſe? die fremden Leute hätten mehr mit ihren Eltern, als mit ihr geſprochen; wenn sie aber befragt wäre, hätte sie entweder nicht geantwortet, oder da sie auſser dem Waſſer wenig oder gar nichts genoſſen hätte, erwidert, daſs sie nichts genöſſe. Seit dem Jahre nach der erſten Bewachung, wie sie zu Zeiten das Waſſer getrunken, habe sie auch Harn gelaſſen, und ihr Bruder *Chriſtian* habe ihr zu dem Behufe zuweilen eine Schaale verſchafft; Stuhlgang habe sie aber nicht gehabt. Seit vorgeſtern hätte sie mehr Waſſer mit Wein gemiſcht getrunken, auch geſtern einen Kringel in Milch eingeweicht gegeſſen; man habe ihr auch Kartoffeln mit Milch geboten, sie hätte sie aber, nachdem sie sie gekoſtet, nicht gemocht, sie habe überhaupt noch keinen rechten Geſchmack und Appetit.

Die triftigſten Vorſtellungen zu geſtehen,

ob sie in dem Jahre vor und nach der ersten Bewachung nicht mehr Nahrungsmittel zu sich genommen hätte? blieben fruchtlos. Sie beharrte fest dabey, daſs das von ihr eben abgelegte Bekenntniſs der wahre Hergang der Sache sey.

Nun ward ihre Mutter vor dem Gogerichte verhört. Ihre Ausſage iſt in Absicht des Anfangs der Krankheit mit der ihrer Tochter gleichlautend, ich übergehe sie daher. Im übrigen lautet sie wie folgt: »Vor zwey Jahren hätte sich die Krankheit ihrer Tochter ſehr verſchlimmert: der Harnabgang und die ſonſtigen Ausleerungen wären bey ihr ſtehen geblieben; sie hätte sie um dieſe Zeit auf ihr Verlangen mit dem heiligen Abendmahl verſehen laſſen. Von der Zeit an hätte sie sich nun ganz vom Eſſen und Trinken gegeben, und wäre auch die meiſte Zeit von Verſtande geweſen, hätte beſtändig zu Bette gelegen und äuſserſt ſelten auf Fragen, die man an sie gethan, geantwortet. In dieſem Zuſtande ſey sie bis zur vorigjährigen Bewachung geblieben, und weder sie, noch ihr Mann, noch ihre Kinder, noch andere hätten ihr, ihrem Wiſſen nach, Speiſen gereicht; sie wäre daher bereit, dies, wenn es geſodert würde, eidlich zu beſchwören. Nach der vorigjährigen Bewachung hätte sich aber ihre Tochter durch ihren Sohn *Chriſtian* Waſſer

zum Trinken reichen lassen; auch habe sie von dem Mittagessen, was sie dem *Christian* gegeben, einiges mitgenossen. Sie hätte daher darin gefehlt, dass, wenn sie nach der ersten Bewachung gefragt sey, ob ihre Tochter noch keine Speisen zu sich nähme, sie dies verneint hätte, obgleich dies nur so höchst unbedeutend gewesen wäre. Sie hätte aber dadurch nichts gesucht, oder die Absicht gehabt Jemand zu täuschen: vielmehr wäre es ihr und ihrem Manne höchst unangenehm gewesen, wenn Jemand gekommen wäre ihre Tochter zu besuchen: sie wären dadurch in ihren häuslichen Geschäften so sehr gestört, dass die Geschenke, die sie und ihre Tochter bekommen hätten, die bey weitem keine hundert Thaler betrügen, kaum zureichten, den durch diese Störung erlittenen Schaden aufzuwiegen. Auf alles Zureden, zu gestehen, ob ihre Tochter in dem Jahre vor der ersten Bewachung keine Speisen und Getränke genossen hätte, blieb sie aber fest bey ihrer Aussage, dass dies nach ihrem Wissen nicht geschehen sey.»

Den Tag darauf ward der Vater, der inzwischen nach dem Gefängnisse zu Iburg geschafft war, von dem nämlichen Richter zum Verhör gezogen; er legte folgendes Bekenntniss ab: »Seine Tochter sey seit Weihnachten etwa sechs Jahre kränklich und mit der fallen-

den Sucht behaftet gewefen; einige gebrauchte Arzneyen hätten zwar einige Erleichterung, aber keine wahre Befferung bewirkt. Vor drey Jahren um Martini fey sie immer noch elender geworden, fo dafs sie ftill zu Bette hätte liegen müffen. Sein Nachbar hätte ihm empfohlen, einen Hufaren von dem im Kirchfpiel Borgloh kantonirenden preufsifchen Hufarenregimente *von Goecking*, der bey demfelben im Quartiere gewefen, wegen feiner Tochter zu Rathe zu ziehen, mit der Versicherung, dafs diefer sie heilen würde; er hätte dies anfangs nicht zugeben wollen, aber auf vieles Zureden hätte er endlich eingewilligt. Die von ihm verordneten Mittel hätten fo gut gewirkt, dafs die Kranke mit Beyhülfe eines andern zuweilen hätte auf einem Stuhl sitzen können. Nach einigen Wochen hätten sie aber mit der Kur eingehalten, weil der Hufar einen zu hohen Preis für feine Bemühungen verlangt, und doch nicht hätte verfprechen wollen, dafs feine Tochter unter feinen Händen völlig genefen follte. Um Lichtmeffen 1798 wäre sie ftets fchlimmer geworden und Urin und Stuhlgang wären bey ihr gänzlich zurück geblieben; in diefer Verlegenheit hätte er sich an den Wundarzt *Woerdemann* zu Wellingholzhaufen gewendet, aber die von diefem vorgefchriebenen Mittel wären ohne Wirkung geblieben.

In dieſer Zeit habe sie noch ſtets etwas genoſſen, aber ihr Appetit habe immer mehr und mehr abgenommen, bis sie etwa drey Wochen vor Oſtern 1798 gar nichts mehr genoſſen, und sie kaum mit dem heiligen Abendmahle habe verſehen werden können. Von Oſtern 1798 bis in die Faſten 1799 hätte sie in einem fast beſtändigen Schlummer und Ohnmacht ähnlichen Zuſtande gelegen, ohne das geringſte zu sich zu nehmen. Kurz darauf wäre die erſte Bewachung vorgenommen. Obgleich sie sich einige Zeit hernach etwas gebeſſert, und er, ſeine Hausgenoſſen und Fremde sie oft hätten bereden wollen, etwas Speiſen und Getränke zu sich zu nehmen, ſo hätte sie dies mit Unwillen verweigert. Wenn ſeine Tochter nach der erſten Bewachung Speiſen und Getränke genoſſen hätte, ſo wiſſe er davon nichts; wenn er sie gebeten hätte etwas zu genieſsen, ſo habe sie immer erwidert, sie hätte keinen Appetit und wolle nichts eſſen. Ob ſein Sohn *Chriſtian*, der zu ihrer Geſellſchaft habe bey ihr ſeyn müſſen, ihr Waſſer oder von ſeinem Mittageſſen etwas gegeben hätte, das habe er nicht erfahren, weder von ihm, noch ſeiner Frau und Tochter, und wiſſe es nicht. Wahr ſey es indeſſen, daſs er bey der Ankunft der vier letzten Wächter dem *Chriſtian* verboten habe zu

ſagen, daſs er bey ſeiner Schweſter gegeſſen habe, weil ſeine Tochter nicht habe haben wollen, daſs dies Jemand wiſſe. Alle Ermahnungen ihn zum Geſtändniſs von mehrerem zu bringen, waren ohne Erfolg. Auch mein Bruder, der Amtsrentemeiſter zu Iburg, und ich, als wir ihn nachgehends in ſeinem Verhafte beſuchten, konnten nichts weiter aus ihm herausbringen.

Man vernahm nun auch ihre Nachbarn wegen ihres Zuſtandes; allein dieſe wuſsten nichts zu eröfnen, was dieſe Sache näher aufhellen konnte.

Die *A. M. Kienker* war am 10ten und 11ten April ſehr wohl, aſs am Mittag einige Kartoffeln mit Suppe und ſprach viel mit den hinzugekommenen Fremden.

Am 12ten April brachte man sie auf Befehl der Kanzelley nach Osnabrück in das dasige Zuchthaus. Nachdem sie etwa acht Löffel voll Kartoffelbrey gegeſſen und etwas Wein und Waſſer getrunken hatte, trug man sie mit ihrer Korbbettſtelle auf einen verdeckten Leiterwagen. Auſser daſs sie oft über Anfälle von Hinfälligkeit und Beſchwimniſs klagte, ging die Fahrt ohne Unfälle von ſtatten. Man trug sie in Osnabrück auf ein zu ihrer Aufnahme bereitetes Zimmer, legte sie in ein Bette, gab ihr eine Flaſche Waſſer

und ein Nachtgeſchirr, und ſchloſs sie ein, so daſs niemand zu ihr kommen konnte. Die medicinische Aufsicht ward nun dem Herrn Doktor und Landphysikus *Semmelmann* und dem Herrn Doktor *Schelver* übertragen.

Am 13ten April befand sie sich ſehr wohl; sie äuſserte nun, daſs sie itzt wohl, wenn man den Verſuch machen wolle, von bloſsem Waſſer leben könne; man ſagte ihr aber, daſs sie nun geheilt werden ſolle, und um arbeiten zu können, eſſen und trinken müſſe. Sie hatte wirklich in Osnabrück noch nichts anders, als etwas Waſſer und Wein zu sich genommen, und genoſs erſt am Abend etwas Reistorten. Sie klagte über Schlaflosigkeit und wünſchte die Fenſter ihres Zimmers Tag und Nacht geöffnet zu haben.

Den 14ten April trank sie des Morgens Kaffee und aſs am Mittage eine Fleiſchſuppe mit Nudeln. Sie erzählte nun, daſs sie drey Wochen vor Oſtern 1798 zum letztenmal kommunizirt hätte; nach dieſer Handlung wäre sie ganz von Verſtande gekommen und müſſe eine Zeit lang nichts genoſſen haben; wie lange dies gewährt hätte, wüſste sie nicht. Im May des Jahres hätte man sie von der Stube auf die Tenne gebracht, und hier hätte sie zuerſt wieder Durſt bekommen und hätte ihren Bruder *Chriſtian* erſucht, ihr etwas

Waſſer zu reichen, und dieſer hätte ihr immer ſolches in Abweſenheit ihrer Eltern in einem Glaſe gegeben; ſie hätte in dieſem Jahre nichts als einzig Waſſer genoſſen. Sie klagte über Einſamkeit und Schlaflosigkeit, Brauſen vor den Ohren, Drücken in der Magengegend und Mangel an Stuhlgang. Sie behauptete nicht gehen zu können und man fand ihre Wadenmuskel ſehr erſchlafft. Ihr Puls that neunzig Schläge in einer Minute, ihre Unterlippe war wieder mit einer Blutkruſte bedeckt, ſie hatte häufigen Urinabgang. Man reichte ihr keine Arzneyen, ſondern bloſs nahrhafte Speiſen, die man ihr zuwog.

Man hatte ihr an einem der folgenden Tage Haberwelge vorgeſetzt, die ſie aber wieder ausgebrochen hatte; von Rüben aſs ſie nichts, man gab ihr daher Fleiſchbrühen, die ſie gern aſs und gut vertrug. Sie verzehrte nun zuweilen des Mittags ein halb Pfund Fleiſchbrühe mit etwas Fleiſch und Nudeln, und trank in 24 Stunden drey Schoppen Waſſer mit einem Schoppen Wein gemiſcht. Sie beſchwerte ſich über Schmerzen in der rechten Bauchweiche, und verſicherte noch keinen Stuhlgang gehabt zu haben. Da man hierin Miſstrauen ſetzte, ſo durchſuchte man das Bette; man fand aber in den Betttüchern Flecken, die das Gegentheil zu beweiſen

ſchienen, und hinter ihrer Bettſtelle deutliche Spuren von zerkrümelten und herumgeſtreueten Excrementen. Sie geſtand nun den Aerzten, daſs sie wirklich Stuhlgang gehabt, ihn mit den Händen zerrieben und mit dem Bettſtroh gemiſcht unter die Bettſtelle geworfen habe, was man auch wirklich ſo fand; sie hatte ihn unter dem Bruſttuche verheelt, um ihn bey ihrem Aufſtehen aus dem Fenſter zu werfen. Sie leerte nun viele, aber ſehr harte Excremente aus. Mit Unterſtützung konnte sie itzt einige Schritte gehen und einige Zeit aufsitzen.

Der Herr Kanzelleyrath *Vezin* und der Herr Secretair *Struckmann* ſetzten nun die weitere Unterſuchung fort. Man hatte nun den Vater von Iburg auch nach dem Zuchthauſe in Osnabrück gebracht, wo auch deſſen Frau verhaftet war. Den 24ſten April hob das Verhör mit der *A. M. Kienker* an. Ich ziehe ihre Geſtändniſſe, die sie in mehreren Sessionen abgelegt hat, zur Erſparung des Raums, und um keine ekelhafte unnöthige Wiederholungen zu machen, zuſammen.

Ihr Bekenntniſs über den Anfang ihrer Krankheit, (wo sie noch erwähnte 6 Wochen bey dem Anfange ihrer Epilepsie nichts anders genoſſen zu haben, als was ihr ihre Mutter mit einem Federkiel eingeflöſst hätte)

kommt mit dem, was sie vor dem Gogerichte zu Iburg abgelegt hatte, völlig überein; ich übergehe es daher. Aufserdem geftand sie folgendes: »Als sie im Frühling 1798 auf die Tenne des Haufes gebracht und lange in einer fteten Sinnlosigkeit gelegen hätte, fey endlich zwifchendurch ihr Bewufstfeyn zurückgekehrt und dann habe sie Durft empfunden, wo sie sich denn bisweilen von ihrem Bruder *Chriftian* habe Waffer geben laffen; diefer Zuftand habe bis zur Mitte der Faften 1799 angehalten, in welcher ganzen Zeit sie nichts als Waffer getrunken hätte, welches auch bis zur erften Bewachung ihre einzige Nahrung gewefen wäre. So lange sie nur Waffer getrunken, habe sie keinen andern Abgang als Urin gehabt, den ihr Bruder aufgefangen und aus dem Fenfter gegoffen hätte. Zur Zeit, als ich sie zum erftenmal befucht, hätte sie noch einzig von Waffer gelebt. In den drey erften Tagen der erften Bewachung habe sie durchaus nichts, in den folgenden Tagen gar nichts anders, als Waffer genoffen, was sie aus dem naffen, zum Abkühlen ihres Gesichts gebrauchten Tuch gefogen hatte. In den letzten acht Tagen hätte ihr ihre Mutter, als sie ihr des Abends die Mütze gewechfelt, *einmal eine kleine platte Flafche* mit Waffer heimlich in das Bette gefteckt; sie habe nämlich an

dem Morgen, als sie des Abends dies Waſſer erhalten, ihrer Mutter, als sie ihr die Mütze aufgeſetzt, zugeflüſtert, ihr etwas Waſſer zu geben, um das naſſe Tuch, was sie gewöhnlich auf der Bruſt hätte liegen gehabt, damit anzufeuchten. Von dieſer einen Flaſche Waſſer habe sie denn des Nachts etwas getrunken, weil die brennende Lampe ſo gehangen hätte, daſs die Wächter es nicht hätten ſehen können. Uebrigens hätte sie während dieſer ganzen Bewachungszeit nichts als dieſe eine Buttel mit Waſſer genoſſen. Nicht lange nach dieſer erſten Bewachung habe sie angefangen erſt etwas gekochte Milch mit Waſſer, dann Kartoffelbrey, aber nur zu einigen Löffeln voll, zu eſſen. Nun sie angefangen habe solche Speiſen zu eſſen, habe sie auch wieder Stuhlgang bekommen, den ihr oft genannter Bruder beſeitigt hätte. Während der zweyten Bewachung hätte sie bis zur Entdeckung nichts weiter als das Waſſer genoſſen, was sie aus ihrem Schwamm geſogen hätte. Bey den Ohnmachten hätte sie bisweilen alle Besinnungskraft verlohren, bisweilen sie aber etwas behalten, und sie könne nicht leugnen ſolche bisweilen erdichtet zu haben, um glauben zu machen, sie könne nicht bewegt werden. Das Blut, was ihr aus dem Munde gefloſſen, ſey aus dem blutenden Zahnfleiſche gequollen,

und die Blutrinde auf der Unterlippe hätte ihren Urſprung daher, daſs sie an der letzten gepflückt und gerieben hätte, wenn sie ihr trocken und ſpröde geworden wäre. Sie versicherte, daſs ihre Eltern, ſo viel ihr bekannt wäre, um den Betrug nicht gewuſst hätten; es möchte denn ſeyn, daſs sie die letzte Zeit etwas davon geſpürt hätten. Seit acht Wochen vor der letzten Bewachung hätte ihre Mutter sie befragt, ob sie etwas genöſſe, wenn dies wäre, ſo möchte sie es ihr eröfnen, ſo brauchte sie ja da nicht ſo zu liegen; sie hätte es aber geleugnet. Sie vermuthe, daſs sie der *Chriſtian* bey der Mutter verrathen hätte, obgleich er ſolches verneint hätte. Als sie nach *Heilmanns* Hauſe gebracht ſey, hätte ihr ihre Mutter auf ihr Verlangen eine kleine Schaale mit Waſſer verſchafft, und als sie daſſelbe getrunken, hätte sie ihr geſagt, das hielte sie ja nicht aus, und warum sie ihr das nicht früher kund gethan hätte. Sie geſtand, als sie von ihrem Bruder *Chriſtian* zum erſtenmal Waſſer gefordert hätte, ſofort den Entſchluſs gefaſst zu haben, es zu verheimlichen, daſs sie etwas genöſſe, zu welcher Absicht, könne sie eigentlich nicht ſagen. Sie könne mit Gewiſsheit behaupten, daſs sie vor vier Jahren ganzer acht Tage ohne alle Nahrung gelebt hätte und dabey herumgewandelt

ſey; sie wäre aber dabey ſo kraftlos geworden, daſs sie am Ende nicht mehr hätte gehen können. Sie habe bey der letzten Bewachung nur vorgegeben, sie könne kein Licht vertragen, damit man sie nicht genau möchte beobachten können; gleichfalls räumte sie ein, daſs sie zu dieſer Zeit zwar Gefühl in den äuſsern Gliedmaſsen gehabt hätte, es wäre aber nicht ſo ſtark gewefen als itzt. Endlich geſtand sie in mehreren Verhören, daſs sie zu dieſem geſpielten Betruge von dem Huſaren, mit Namen *Schumann*, der sie vor drey Jahren in der Kur gehabt, verführt ſey; dieſer habe ihr gerathen, die Rolle ſo zu ſpielen, als sie bisher gethan hätte, mit der Versicherung, daſs sie dadurch glücklich werden könne, und er alle Verantwortung davon auf sich nähme; dagegen habe er ihr auf das ſtrengſte verboten, dies ihren Eltern zu ſagen und nie ſeinen Namen zu verrathen, wenn sie in ihrem Betruge entdeckt würde.»

Als man die Mutter zum Verhör zog, widerrief dieſe das Bekenntniſs, was sie vorher ſowohl den einzelnen Mitgliedern der Unterſuchungskommission, als auch vor dem Iburger Gogerichte abgelegt hatte, nämlich, daſs sie ſeit einem Jahre Kenntniſs von dem ausgeübten Betruge ihrer Tochter gehabt hätte, und behauptete, daſs sie dies Bekenntniſs aus Noth

und Bestürzung abgelegt hätte, weil sie mit solchen Personen nicht umzugehen wisse, und dann in der Hoffnung wieder zu ihrem verlassenen Kinde zurückkehren zu können, weil einer der letzten Wächter, der Herr Doktor *Gruner*, ihr versprochen habe, dass sie sofort wieder in Freyheit sollte gesetzt werden, wenn sie gestände um den Betrug gewusst zu haben; und bey diesem Widerruf blieb sie hartnäckig bey drey verschiedenen Verhören. Sie erzählte, sie hätte ihre Tochter oft befragt, ob sie noch keine Lust zum Essen hätte, sie hätte dies aber immer verneint; sie hätte seit ihrer Krankheit immer bey ihr geschlafen und nur dann in ihrem Bette Nässe und üblen Geruch wahrgenommen, wenn der *Christian* bey ihr gelegen hätte. Sie gestand endlich, was sie bey dem ersten Vernehmen in Osnabrück geleugnet hatte, ihrer Tochter auf ihr Bitten während der ersten Bewachung ein plattes Gläschen mit Wasser in ihrer Tasche zugetragen zu haben; auf ihr Befragen, ob sie auch davon getrunken, hätte sie dies geleugnet. Sie könne nicht verheelen, dass ihr oft der Gedanke gekommen wäre, dass ihre Tochter vielleicht heimlich etwas genösse, wenn sie aber ihre Tochter oder den *Christian* darnach gefragt und beyde es geleugnet hätten, so hätte sie es dabey be-

wenden laſſen; dies, und daſs ſie als Mutter die Sache nicht genauer unterſucht hätte, wäre das einzige, was man ihr vorwerfen könne. Uebrigens ſey ſie jeden Augenblick bereit zu ſchwören, daſs ſie mit Gewiſsheit nicht erfahren habe, daſs ihre Tochter von Oſtern 1798 bis zu ihrem Transport nach Borgloh irgend etwas genoſſen hätte, daſs ſie ihr ſelbſt nichts gereicht, auch mit Zuverläſsigkeit nicht wiſſe, daſs dies von andern geſchehen ſey. Endlich verſicherte ſie noch, daſs ſie nicht glauben könne, daſs der Huſar *Schumann* ſie zu dem verübten Betruge verleitet und unterrichtet hätte.

Der Vater leugnete in allen Verhören, daſs er um den Betrug ſeiner Tochter gewuſst hätte. Im Ganzen kommt ſein Geſtändniſs mit dem, was er vor dem Gogerichte zu Iburg abgelegt hat, überein; ich erwähne daher hier nur der Varianten, die des Aufzeichnens werth sind. Er ſagte: »Seit Martini 1798 hätte er ſeine Tochter nicht aus dem Bette gehoben, er ſey oft in ganzen Tagen nicht in ihre Stube gekommen. Bey ihrer ſteten Verſicherung, daſs ſie keine Eſsluſt hätte, hätte er nie auf den *Chriſtian* Verdacht geworfen, und dies wäre die Urſache, warum er nie in dieſen wegen eines Geſtändniſſes gedrungen hätte. Die Krankheit ſeiner Tochter habe ihm vielen

Verdruſs und Kummer verurſacht; dieſe und ſeine Frau hätten ein ſo feſtes Bündniſs mit einander geſchloſſen, daſs er keiner von beyden etwas Widriges zu ſagen gewagt hätte: ob indeſſen ſeine Frau im Einverſtändniſſe des Betrugs mit ſeiner Tochter geweſen wäre, könne er nicht ſagen, er aber wolle darauf leben und ſterben, daſs er ſelbſt nicht die mindeſte Kenntniſs davon gehabt hätte. Während der Zeit, daſs der Huſar *Schumann* ſeine Tochter in der Kur gehabt hätte, ſey derſelbe oft zu ihr gekommen und bey ihr allein geweſen; sie habe viel Vertrauen in ihn geſetzt, und als er sich mit ihm wegen der Bezahlung entzweyet und ihn verabſchiedet hätte, hätte ſeine Tochter einige Tage darüber geweint. Dieſer *Schumann* ſey nach ſeinem Wiſſen nachgehends nicht wieder in ſeinem Hauſe geweſen: ob derſelbe ſeiner Tochter den Plan zu dem Betruge angegeben habe, könne er nicht wiſſen. Noch fügte er auf ausdrückliches Nachfragen hinzu, daſs er eine jetzt in Holland lebende Schweſter habe, die in ihrer erſten Jugend an Zuckungen und nachgehends an der Epilepsie gelitten hätte, sie ſey darauf wahnsinnig geworden, habe sich ſeltſam verzogen, geberdet und gebiſſen, ſo daſs die Leute sie für beſeſſen gehalten hätten; durch Arzneyen ſey sie zwar vom Wahnsinne,

aber nicht von der fallenden Sucht befreyet worden. Auch ſey ein Bruder von ihm ein Jahr lang verwirrt geweſen.

Die Ausſage des Knaben *Balthaſar* war bey der Kanzelley-Inquiſition mit ſeiner erſten faſt gleichlautend, und verbreitet über die Geſchichte ſeiner Schweſter nicht das geringſte Licht.

Der vernommene *Chriſtian* beſtätigte ſeine erſten Geſtändniſſe, und verſicherte wiederholt, daſs er von den Excretionen ſeiner Schweſter nichts wiſſe, ihr weder bey der einen noch bey der andern behülflich geweſen wäre, noch sie weggeſchafft hätte: er ſagte nun, daſs sie auch gern Sauerkraut gegeſſen, und ſeine Mutter immer, er aber nie bey ihr geſchlafen hätte. Man verhörte auch mehrere Verwandte und Nachbarn der *Kienkerſchen* Familie: ihre Ausſagen gaben aber ſo wenig Aufklärung und sind ſo unerheblich, daſs ich sie übergehe.

Der vorgeladene Chirurgus *Woerdemann* aus Wellingholzhauſen beſtätigte es, daſs der alte *Kienker* im Anfange Februars 1798 bey ihm geweſen wäre, um wegen einer achttägigen Verſtopfung des Stuhlgangs und ſechstägigen Urinverhaltung ſeiner Tochter bey ihm Rath zu holen.

Von dem Gelde, was mitleidige Perſonen

ihnen geſchenkt hatten, war nach der Eltern Behauptung ein Theil im Haushalte verbraucht, denn dieſe und die Tochter hatten sich nach gewiſſen Geſetzen darin getheilt. Bey der Tochter fand man aber noch 48 Rthlr. Vorrath.

Die Delinquentin befand sich indeſſen, auſser fortdauernden Klagen über Schmerzen in einem Hüftgelenke, wohl, sie aſs und trank mit gutem Appetite und hatte gehörigen Stuhlgang; ob aber ihre monatliche Reinigung im Gange geweſen iſt, davon iſt in den Akten nichts bemerkt, ich vermuthe daher, daſs sie verſtopft geweſen ſeyn muſs. Sie brachte den gröſsten Theil des Tages auſser dem Bette zu und ging mit Unterſtützung umher. Sie versicherte nun nach und nach mehr Gefühl in den Extremitäten zu bekommen, und könne das Stechen darin nicht gut mehr leiden. Ihr Puls wechſelte ſehr ab, blieb aber im Ganzen im natürlichen Geleiſe.

Was endlich den Huſaren *Schumann* betrifft, ſo kamen die mehrſten Zeugniſſe darin überein, daſs er ein groſser Liebhaber des ſchönen Geſchlechts und ein verderbter schlechter Menſch ſey, der mit einem von einem verlaufenen Apothekergeſellen erhaltenen Recepte alle Krankheiten zu heilen unternehme.

Die Hochfürſtliche Kanzelley ſchloſs die

Unterſuchung und publicirte am 27ſten Juny 1800 folgende Urtheile: daſs 1) die *Anna Maria Kienker*, weil sie mehrere Jahre hindurch eine *gänzliche* Enthaltung von Speiſen und Getränken und andere krankhafte Zufälle fälſchlich vorgegeben, die auf obrigkeitlichen Befehl zur Unterſuchung ihres Geſundheitszuſtandes verſchiedentlich abgeordneten Männer hintergangen, die Verſtellung *noch*, nachdem sie ſchon verhaftet worden, fortgeſetzt oder wiederholt, und den inquirirenden Richter durch Erdichtungen zu täuſchen geſucht, mithin dieſen ſowohl, als das Publikum betrogen, dadurch ein öffentliches Aergerniſs gegeben und eben ſo viel Beharrlichkeit als Frechheit im Betrügen gezeigt habe, unter Zurechnung des ſeit dem 12ten April d. J. erlittenen Arreſtes noch ein halbes Jahr im Zuchthauſe zu verwahren und zu einer ihren Kräften angemeſſenen Arbeit anzuhalten, ſodann nach Ablauf der Strafzeit an einem Sonntage vor der Kirche zu Borgloh mit der Inſchrift: »*öffentliche Betrügerin*« eine Stunde auszuſtellen, auch zwey Drittheil der aufgegangenen Koſten zu bezahlen ſchuldig, mithin das durch ihren Betrug erworbene und ſequeſtrirte Geld dazu mit zu verwenden ſey.

2) Daſs dem *Chriſtian Kienker* wegen ſeiner thätigen Theilnahme am Betruge ſeiner

Schwester und der an den Tag gelegten Fertigkeit im Lügen und Betrügen gleich nach Eröfnung dieses Urtheils zwanzig Ruthenstreiche auf den blossen Rücken, jedoch seiner Gesundheit unbeschadet, zu reichen.

3) Dafs der *Kolona Kienker*, weil sie einer Mitwissenschaft und Theilnahme an dem Betruge ihrer Tochter höchst verdächtig, einer strafbaren Sorglosigkeit und Connivenz bey demselben aber, so wie mehrerer in den gerichtlichen Verhören vorgebrachten Unwahrheiten überwiesen sey, der bisherige Haft zur Strafe anzurechnen, und sie ein Drittheil der aufgegangenen Kosten zu bezahlen schuldig. Endlich

4) Der *Kolonus Kienker*, bey ermangelndem vollständigen Beweise und Mitwissenschaft, von der Instanz zu entbinden und loszusprechen sey.

So weit die authentische Geschichte des entdeckten Betrugs der *A. M. Kienker.* Man wird nicht ohne Grund fragen, ob ihr vorgegebenes langes Fasten vom ersten Anfange an Täuschung und Verstellung gewesen sey, und sie nun ganz aufhöre für den Arzt und Naturforscher interessant zu seyn? Wenn das alte Sprüchwort: »wer einmal lügt, ist immer ein Lügner,« hier eine Ausnahme findet, und man der Behauptung der *A. M. Kienker* und

ihren Eltern noch Glauben beymessen kann; so ist ihre Geschichte noch immer selten und merkwürdig genug, um nicht in das Meer der Vergessenheit versenkt zu werden. Nach des Vaters und der Mutter wiederholten einstimmigen Aussage hat sie ein Jahr vor der ersten Bewachung in einem Zustande von Schlaf und Sinnlosigkeit gelegen und nichts gegessen und getrunken, und nach ihrem eigenen Geständnisse ist sie bisweilen zur Besinnung gekommen, hat dann Durst empfunden und etwas Wasser getrunken; es scheint demnach wahrscheinlich, dass sie über ein ganzes Jahr theils ohne alle Speisen und Getränke, theils einzig von Wasser und dem gelebt hat, was sie aus der Luft absorbirte. Dies wird um so glaubhafter, wenn man erwägt, dass sie während der ersten vierzehntägigen Bewachung nichts als etwas Wasser, was sie aus den nassen Tüchern gesogen, und ein plattes Gläschen mit Wasser, was wohl nicht viel über ein Pfund mag betragen haben, genossen hat, und dabey munterer und stärker geworden ist, und dass sie endlich bey der zweyten Bewachung ganze sieben Tage blos bey etwas Wasser ausgedauert hat, ohne Spuren von grosser Abnahme an Fleisch und Kräften zu verrathen. Wie viele Menschen möchten dies wohl aushalten, wenn sie nicht eine ganz eigenthüm-

liche Organiſation haben! Daſs ſie während der erſten Bewachung keine Ausleerung des Stuhlgangs und Urins müſſe gehabt haben, iſt daraus glaublich, weil man bey der groſsen Frühlingswärme nichts davon gerochen hat, wo gegentheils bey der zweyten Bewachung dieſer Geruch ſchon in den erſten Tagen das ganze Zimmer bey einer ziemlich kalten Atmosphäre erfüllte.

Die *Maria Monika Mutſchlerin* bey Rothweil, die in acht Jahren nichts wollte gegeſſen und getrunken haben, foderte ſchon am vierten Tag der Bewachung zu eſſen und zu trinken, und entlarvte sich dadurch als eine Betrügerin. Die unglücklichen Schlachtopfer der fränkiſchen Direktorial-Tyranney, die in die gifthauchenden Wüſteneyen von Guajana verbannten *Pichegru*, *Barthelemy*, *Willot*, *Ramel*, *Le Tellier* u. a. m., die aus ihren Feſſeln von Sinnamary nach Surinam in einer kleinen Barke entflohen, und ihrer neun an der Zahl nichts als zwey Flaſchen Rum bey sich hatten, waren nach einer achttägigen Fahrt und Faſten bis zum Sterben erſchöpft *g*).

Schon *Hippocrates* ſagt, *h*) daſs viele von denjenigen, welche sieben Tage nichts eſſen

g) S. *Archenholz Minerva, July* 1799.

h) S. *ejus opera ex editione Halleri. Lauſannae* 1798. *Tom. II de Carnibus, Cap. VIII. p.* 116.

und trinken wollten, innerhalb derſelben ſtürben, und wenn auch einige dieſen Zeitraum überlebten, ſo ſtürben sie doch noch nachher; denn wenn sie auch wieder anfingen Speiſen zu genieſsen, ſo wäre ihr Magen doch nicht im Stande sie aufzunehmen und zu verdauen.

Nach den von *Haller* geſammelten Beyſpielen *i*) kann in den gewöhnlichen Fällen ein Menſch kaum 4, 5, 6, 7, höchſtens *8 bis* 9 Tage ohne Nahrungsmittel ausdauern, und wenn sie ihm länger entzogen werden, ſo läuft er Gefahr den ſchrecklichen Hungertod zu ſterben. Zufolge dieſer Erfahrungswahrheiten iſt es alſo höchſt wahrſcheinlich, daſs die *A. M. Kienker* eine ganz ſpecifiſche zum langen Faſten eingerichtete Organiſation *haben* müſſe, lange von bloſsem Waſſer gelebt haben und ihre Behauptung ganz der Wahrheit gemäſs ſeyn könne, weil sie vierzehn Tage mit einer ſehr kleinen Portion deſſelben fortdauern konnte und noch dabey munterer und kraftvoller ward. Ihre Geſchichte iſt daher in mediciniſcher Hinsicht wohl denen beyzuzählen, wo Menſchen unter eigenthümlichen Verhältniſſen lange von bloſsem Waſſer lebten, und davon die Schriften der ältern und neuern Zeiten eine ſo groſse Menge enthalten. S. *Haller loc. cit.*

i) *Elementae Physiologiae, Tom. IV. lib. XIX. Cap. II. p.* 168.

Was die *A. M. Kienker* nach der erſten Bewachung an Speiſen genoſſen hat, muſs höchſt unbedeutend geweſen ſeyn, da sie sich mit dem gewiſs ſehr klein ausgefallenen Theil befriedigt hat, den ihr kleiner achtjähriger Bruder von ſeiner Mittagsportion erübrigte oder sich entzog, und ihre Eltern nach ihrer Behauptung nicht gewuſst haben, daſs sie etwas gegeſſen habe; denn wenn sie eine ſolche Quantität Nahrung zu ihrer Erhaltung hätte zu sich nehmen müſſen, wie es einem gewöhnlichen Menſchen von ihrer Natur und Alter gebührt, ſo hätte ihnen dieſe heimliche Näſcherey leicht müſſen verrathen werden. Auch die ihr im Zuchthauſe zugewogenen Portionen beweiſen dies, denn gewöhnlich hat sie in 24 Stunden nur ein Pfund Fleiſchbrühe und etwas Fleiſch genoſſen.

Daſs sie alſo eine anſehnliche Portion Nahrungsſtoff aus der Luft müſſe geſogen haben, um ihr Leben zu erhalten, und ſo viel Rundung und körperliche Maſſe zu besitzen, leidet wohl keinen Zweifel. Eben ſo wenig kann man wohl zweifeln, da sie ſo lange von bloſsem Waſſer gelebt hat, daſs auch das Waſſer Nahrungsſtoff für den Menſchen enthalten müſſe und nicht blos als Verdünnungsmittel der Speiſen, des Chylus, der Lymphe und des Bluts, und als ein Vehikel der abge-

nutzten und verdorbenen Auswurfsstoffe diene. Welcher Bestandtheil des Wassers, der Saurstoff oder Wasserstoff, oder beyde vereinigt diese nährende Kraft hat? wer wagt das apodiktisch zu entscheiden!

Wahrhaft Schade ist es, dass man das Erbieten der *A. M. Kienker* im Zuchthause blos von Wasser leben zu wollen, verworfen hat: hier hätte man mit Zuverläßsigkeit bestimmen können, wie weit sie es in dieser seltenen Kunst gebracht hätte; und dann hätte man mit völliger Zuversicht interessante Folgerungen daraus herleiten können.

Wer bedauert es nicht, dem die Fortschritte der Naturwissenschaften am Herzen liegen, dass diese Fastengeschichte der *A. M. Kienker*, deren Wahrheit über alle Zweifel bewiesen zu seyn schien, am Ende aus niederer Habsucht mit Täuschung und Betrug so sehr vermischt worden ist, dass man nun nur nach Wahrscheinlichkeiten und nicht nach unumstöslicher Gewisheit physiologische und pathologische Resultate daraus ziehen kann!

Indessen würde man inconsequent und übereilt schliessen, wenn man nun, weil in diesem Falle am Ende ein Betrug entdeckt ist, behaupten wollte, dass in allen sonst beobachteten Fällen von langen Fasten ein Betrug zum Grunde gelegen hätte, und es un-

möglich sey, dafs ein Menſch ſo lange ohne alle Nahrung leben könne. Der ſcharfsinnige mit den Kräften der Natur ſo bekannte *Haller k*) glaubte feſt an die Möglichkeit des langen Faſtens, und belegt sie mit einer groſsen Summe von Beobachtungen. Herr Hoſrath *Blumenbach l*) ſcheint dieſelbe eben ſo wenig zu bezweifeln. Herr *Ploucquet* führt in ſeinem unſterblichen Werke *Initiae bibliothecae medic. chirurg.* unter der Rubrik *Jejunium* und *Inedia* noch eine Menge neuere Beyſpiele von langen Faſten an.

Wenn man auch annehmen will, dafs bey manchen in Schriften verzeichneten Fällen die Verfaſſer hintergangen sind, ſo läſst sich dies doch ſchwerlich von allen behaupten. Wenigſtens ſcheint mir die Geſchichte, die ein Herr *v. W.* aus Laſis bey Feldkirchen im Voralbergiſchen *m*) von einem Bauer erzählt, der wegen einer Mundklemme und aus Unvermögen zu ſchlucken, 37 Wochen ohne alle Speiſen und Getränke gelebt und nachgehends durch einen Nairnſchen Magnet geheilt iſt, Glauben zu verdienen. Auch ſcheint mir die

k) Loc. cit. p. 262.

l) Inſtitutiones Phyſiologiae, p. 262. 263.

m) S. *Stoff zu Betrachtungen für Aerzte und Naturforſcher.* 1799, auch *Göttinger gelehrte Anzeigen von* 1780, *S.* 53.

Beobachtung des Herrn Doktor *Jahn n)* von einem zwölfjährigen epileptiſchen Knaben zu Heide im Holſteinſchen, der ohne Sprache und Bewuſstſeyn einige 60 Tage ohne alle Nahrungsmittel lebte und darauf plötzlich Verſtand, Bewuſstſeyn und Eſsluſt wieder bekam, über alle Zweifel authentiſch zu ſeyn.

Abgeſehen von allem mediciniſchen Intereſſe an der Geſchichte der *A. M. Kienker*, ſo wird doch der Menſchenbeobachter an dieſem Mädchen, in einer einſamen Bauerhütte erzogen, fern von dem Getümmel und den Intriguen der Städte, wo es in Taſchenſpielerkünſten hätte unterrichtet werden können, die Schlauheit und Geſchicklichkeit bewundern müſſen, mit welchen es die Rolle einer Scheinheiligen ſo lange ſpielte, und ſeinen Betrug und Machinationen den ſpähenden und mistrauiſchen Augen ſo vieler aus Neugier zu ihm ſtrömenden ſcharfsinnigen Menſchen entzog. Schwerlich hätte es dieſe Rolle ſo lange mit einer ſolchen Gewandtheit ausführen können, wenn es nicht von der Natur ſelbſt darin wäre unterrichtet, und durch wirkliches langes Faſten mit den einzelnen Theilen derſelben

n) S. *Nordiſches Archiv für Natur- und Arzneywiſſenſchaft, von Pfaf und Scheele, I. Band, 2. Stück, S.* 357, auch *Allgem. mediciniſche Annalen,* 1800, *July. S.* 725.

wäre bekannt geworden, und alſo von ſelbſt einſtudirt wäre. Auch nahm der Huſar von ihrem wirklichen Faſten wohl die Veranlaſsung her, ihr zu rathen, dies Spiel noch länger zu treiben, als ihre körperliche Verfaſſung es mit sich brachte und geſtattete; denn von einem gemeinen Soldaten läſst sich wohl nicht ſo viele und tiefe Natur- und Menſchenkenntniſs erwarten, daſs er sie alle die Bedingungen, Erforderniſſe und kleinen Details lehren konnte, um einen ſolchen Zuſtand eine ſo geraume Zeit mit ſolchem Erfolge zu dichten und ihn vor den Augen ſo vieler Skeptiker verborgen zu halten.

Melle, im Hochſtifte Osnabrück.

L. J. Schmidtmann.

II.

Fragmentarische Bemerkungen zu Browns *Elements of medicine.* *)

§. XVIII. Entschuldigt er sich ganz artig, »dass er sich der Ausdrücke: *mangelnde*, » *erschöpfte*, *verzehrte*, *angehäufte*, *überflüssige Erregbarkeit* » — bedienen müsse, wegen Neuheit des Gegenstandes und Armuth der Sprache. Aber dies ist keine Entschuldigung für

*) Diese Bemerkungen rühren von einem der vorzüglichsten Aerzte Teutschlands her, der aber, wie er sich selbst ausdrückt, » so lange die literärische Chouanerie die Heerstrasen noch unsicher macht » seinen Namen nicht nennen will, welches auch in Dingen, wo Gründe und nicht Auctoritäten entscheiden, nach meiner Meinung sehr gut ist. Aber bemerken muss ich, dass der Verfasser weder etwas für noch wider das Brownsche System gelesen hat, und man also desto gewisser seyn kann, hier das unbefangne Urtheil eines in Erfahrung und Nachdenken gereiften practischen Arztes über diesen Gegenstand zu erhalten.

einen Mann, der sich rühmt: (CCCXII) die Arzneikunde jetzt zuerst zu einer ächten Wissenschaft, die bald den Nahmen: *Lehre der Natur*, (Anm. zu DCLXXVII) erhalten werde, erhoben und (s. Ende der Vorrede) *sie zuerst demonstrirt* zu haben. Wer eine neue Wissenschaft lehren will, zu der er neue Begriffe braucht, der muss sich auch neuer, angemessener, unzweideutiger Ausdrücke dazu bedienen, sie zu dieser Absicht erschaffen, oder die alten Worte durch Unterlegung neuer Bedeutungen zu neuen Ausdrücken umprägen. Indem sich aber *Brown* der alten Ausdrücke unerklärt und nicht neu bestimmt bedienet, muss er dem Leser verstatten, sie unter der alten Bedeutung zu verstehen, und wenn wir dann lesen: *dass Erregbarkeit, deren Quantität oder Kraft dem Menschen schon bey seiner Geburt in einer bestimmten* (XVIII) *Menge zugemessen worden, durch Reitze verzehrt* (CCCIX) *und nachgehends dennoch durch neue Reitze wieder hervorgelanget werden könne* — uns nicht verargen, wenn wir glauben, Unsinn gelesen zu haben.

XXI §. 4 »Die Brech- und Purgirmittel, »Gram, Verdruss u. s. w. vermindern die Summe der Erregung und schwächen — aber aus »keiner andern Ursache, nicht weil sie keine »Reitzmittel wären — sie sind Reitzmittel,

»ſchwächen aber, weil sie ſchwach und unzu»reichend reitzende Mittel sind (*debilitating, »that is, weakly ſtimulant, owing their debi»lity* (er hätte ſchreiben ſollen, *debilitating power*) »*to a degree of ſtimulus inferior to »the proper one.*)»

Wenn alle Erregung, alle Bedingung des Lebens und der Geſundheit von Reitzmitteln und blos von ihnen (XXII) abhängt, ſo kann kein Reitzmittel die Erregung an sich vermindern. Entweder in dem Begriffe »Reitzmittel» liegt nicht einzig die äuſsere Bedingung für Leben und Geſundheit, oder wenn sie darin liegt, ſo kann ein Reitzmittel, ſei es auch ein ſchwaches, ein unzureichendes, nicht ſchwächen. Blos dann, wenn es (was aber von *Brown* nicht vorausgeſetzt wird) auf lange Zeit das einzige auf den Körper wirkende Reitzmittel iſt, indeſs daſs alle andre gröſsere Reitze ausgeſchloſſen bleiben, kann eine Schwäche, nicht von der Kleinheit des wirkenden, ſondern vom Mangel der abweſenden gröſsern (gewohnten) Reitze erzeugt werden. Sonſt müſste ein Mann, der sich wohl befindet, sich aber noch munterer befinden würde, wenn er jetzt vier Unzen Wein tränke, ungeheuer geſchwächt werden, wenn er in dieſem Augenblicke ſtatt der vier Unzen Wein, nur vier Tropfen Wein in den Mund nähme, und

noch viermahl mehr geſchwächt werden, wenn er nur Einen Tropfen genöſſe.

Ein noch ſo geringer Zuſatz zur Bedingung des Lebens (ein ſchwaches simples Reizmittel) kann nie ein *Minus* werden, kann nie ſchwächen. Schwächt es aber (wie Purgirmittel, Gram, Schreck u. ſ. w.) bey übrigens unverminderter Summe der nöthigen gewohnten Lebenserhaltungsmittel (Wärme, Nahrung u. ſ. w.), ſo muſs ſeine ſchwächende Kraft auf einer ganz andern Urſache beruhen, als auf der Kleinheit ſeiner Reitzkraft.

Wer sieht dieſe Folgerungen nicht ein?

Ein geſundes, feuriges Mädchen ſtirbt in vollem Genuſſe aller zur Geſundheit nöthigen Reitzmittel, von der plötzlichen Trauerpoſt, daſs ihr Bräutigam erſtochen ſei, augenblicklich. War dieſer blos ein simpler, nur kleiner Reitz, ſo war er ja ein kleiner Zuſatz zu der nicht mangelnden Summe aller übrigen Reitzmittel. Wie könnte dieſer kleine Zuſatz ſchaden, wie konnte er tödten, wie konnte er augenblicklich tödten, wenn er blos als einfacher Reitz und auf keine andre Art wirkte?

Wer sieht dieſe Folgerungen nicht ein?

Er geht in ſeinem Wahne ſo weit, zu behaupten (XXI 4) »Verdruſs und Gram wären Freude und Zufriedenheit nur in geringerm Grade.« Wenn ich ſolche Behauptungen

wagen darf, dann kann ich aus allem alles machen; dann ist es leicht, ein scholastischer Sophist zu seyn. Nein, lieber Freund! es sind zwey Gradleitern; auf der einen steht die Gleichmüthigkeit oben, und diese geht herab bis zu Verdrufs, Gram, Verzweifelung. Die andre Skale hat Gleichmüthigkeit zum untersten Grade, von dem sie hinauf zur Zuversicht, zur Freude, zum Entzücken steigt.

Wenn *Brown* von Gleichheit der Wirkungen auf Gleichheit der Ursachen schliefsen darf, so wird es auch uns erlaubt seyn, von Entgegengesetztheit der Wirkungen auf Entgegengesetztheit der Ursachen zu schliefsen, und Kälte und Gram, Wärme und Freude für entgegengesetzte Potenzen anzunehmen, (weil sie entgegengesetzte Effekte äufsern), dergestalt jedoch, dafs die stärkende Eigenschaft der letztern wie die schwächende der erstern nicht auf ihrem gemeinsamen Attribute als Reitzmittel beruhen kann, sondern auf Attributen beruhen mufs, die bey erstern von ganz entgegengesetzter Natur als bey letztern sind.

XX, XXI zählt *Brown* die Gifte und die Typhusmiasmen zu den obigen Potenzen (deren Schwächungskraft von der Kleinheit des Reitzes, den sie auf den Körper ausübten, herrühre.)

Wie nun, wenn ein Mann in vollem Ge-

nuſſe aller die Geſundheit erhaltenden äuſsern Reitze (ihre Summe ſoll täglich 3000 bis 3010 betragen) ſich belieben läſst, nach Ausleerung des letzten Glaſes Wein eine mit Kohlenſäure angefüllte Grube zu beſteigen, und nach zehn Minuten todt, unwiederbringlich todt herausgezogen wird, was hindert hier die Fortdauer des Lebens? Etwa der Hinzutritt des gar zu kleinen und deshalb angeblich ſchwächenden Reitzmittels der fixen Luft? Man ſetze die Summe ihres Reitzes auf 1, oder wenn man will, auf $\frac{1}{1000000}$, ſo wird die Summe aller ſeit vier und zwanzig Stunden ihm zugefloſſenen Reitzmittel dieſen Tag mit Einſchluſs der geathmeten Luftſäure 3001 oder 3000$\frac{1}{1000000}$ betragen. So viel hat er (mehr oder weniger) ſchon alle vorhergehende Tage an Reitzmitteln genoſſen, es iſt weder Verminderung noch Vermehrung der Reitze in dieſem letzten Tage bis zum Augenblicke ſeines Todes geſchehen. Was hinderte ihn alſo zu leben? Sichtbarlich nicht eine Potenz, die der Kleinheit ihres Reitzes, ſondern wegen einer ungeheuren Kraft andrer Natur ihm äuſserſt ſchädlich war.

Er will ſich zwar mit der Ausrede (XXI §) behelfen, daſs die ſchwächenden Reitzmittel *zum Theil vermittelſt einer unangenehmen Beziehung auf die Erregbarkeit, oder vermit-*

telst einer widrigen Empfindung schwächend wirkten. Aber er ist sehr inkonsequent, sich auf der einen Seite zu brüsten, dass er die Physiologie und Pathologie auf ein oder zwey Prinzipe zurückgeführt habe, und doch auf der andern Seite *quasi aliud agendo*, ein Paar *qualitates occultas* in die Winkel zu postiren, die er im Nothfalle, wenn die Blösse der gerühmten Hauptstützen seines Systems *aufgedeckt* würde, als schon etablirte Prinzipe hervorziehen, und ihnen, je nachdem es dermalen nöthig seyn würde, eine Deutung geben könne, die ihm beliebte. Durch diese ausgetheilten Rollen an Nothhelfer, Nebentriebfedern und Nebenagenzen schwindet aber die vergötterte Simplizität seines sogenannten Systems in ihr Nichts zurück. Da können nun alle spezifische Wirkungen der Gifte, Miasmen u. s. w. wenn es der Vortheil *Browns* und seiner Anhänger erfordert und das allmächtige Wort *stimulants*, *weakly stimulant* nicht zureichen will, von *a discordant combination of powers* und die spezifischen Heilkräfte dieser oder jener Arzney zum Theil von der *agreable relation, that the exciting power bears to the excitability*, zuweilen von einer *agreable sensation* deduzirt werden; so ist der Rückzug gedeckt! Wie schlau! aber auch wie unredlich!

Seinem übertriebnen Verbote der Kälte in

afthenifchen Krankheiten, § CCXCII *in the fame difeafes (of great and direct debility) Cold muft be moft carefully avoided, as it is always of a directly debilitating power and never of fervice but in fthenic difeafes and thofe that are in a progrefs to indirect debility* — welches fchon mehrmal ift gerügt worden, fetze ich die mir mit vielen Andern gemeine Erfahrung entgegen, dafs ich viele Jahre hindurch, als ich noch keine fpezififchen Mittel für alte chronifche Krankheiten kannte, sie fehr oft glücklich allein mit kaltem Wafchen, kalten Fufsbädern, auch wohl mit minütlicher Eintauchung in Waffer von 50° bis 60° *Fahr.* beftritten habe. Ein Fall unter vielen ift aber allzumerkwürdig, als dafs ich ihn nicht anführen follte. Ein fchon etwas bejahrter Mann von noch ziemlichen Kräften hatte an feinem linken Arme feit fünf Jahren von unbekannter Urfache eine Paresis. Die Bewegungen waren fehr fchwach und gering, die er damit vornehmen konnte, und auch das Gefühl war fehr vermindert. Einftmahls als er einen Anverwandten befucht, und sich niemand findet, der zu einem kleinen Abendfchmaufe Fifche aus dem eingefrornen Fifchbehälter hohlen will, macht er sich ftillfchweigend auf, lüftet das Eis, legt sich darüber hin und bringt faft eine Stunde zu, ehe er

mit beyden, in das eiskalte Waſſer geſenkten Armen die nöthige Menge Fiſche herauslangen kann. Er kömmt und bringt sie zur heimlichen Freude ſeines Wirthes, beklagt sich aber ſogleich über Schmerzen in ſeinem kranken Arme, welcher sich binnen wenig Stunden entzündet. Den andern Tag war Schmerz und Entzündung vergangen und ſein Arm hatte geſunde Empfindung und alle Kräfte des geſunden. Die Lähmung war und blieb geheilt. Sollte er zur Aufrechthaltung der *Browniſchen* Fehlſätze ungeheilt bleiben?

Immer ſah *Brown* nur, wie alle kurzsichtige, unpraktiſche Aerzte, auf die erſte und anfängliche Wirkung der Mittel, nicht auf den nachfolgenden Effekt, der doch die Hauptſache iſt.

CCXCVIII — *in ſpasms and convulsions, in the external, in the internal parts — and other very violent diſeaſes, when thoſe ſtimuli, which have a more permanent influence, fail, or act to no good purpoſe, the virtue of the diffusible ſtimulants, the principal of which is opium, is eminent.* Wie allgemein geſprochen und wie empiriſch! Was der Mann nicht alles mit Mohnſaft ausrichten kann! Ich wünſchte es ihm nachthun zu können. *Innere und äuſsere Krämpfe* mehr als durch irgend ein anderes Mittel mit Opium

zu *heilen*, das muſs ein Andrer bleiben laſſen.

CCXCIX — *when the action of all the other powers, by which life is ſupported, is of no effect, they* (Wein, Brandwein, Mohnſaft) *turn aside the inſtant ſtroke of death.* Niemand bediente sich ihrer reichlicher und abwechſelnder als der Meiſter, der dies ſchrieb, warum wendeten sie ihm (in ſeinem noch geringen Alter) nicht den Todesſtreich ab, damit ſeine Lehre kein Brandmahl erhielte?

CCCI — *a higher place in the ſcale is claimed by — camphor —; however in every reſpect the preparations of opium are ſufficient for moſt purpoſes of high ſtimulating.* Sonach wäre Opium zur Kur der meiſten chroniſchen Krankheiten und andrer, die er von hoher Schwäche ableitet, Vergiftungen irgend einer Art u. ſ. w. völlig zureichend. Das wäre dann eine wahre Panazee und wir bedürften faſt keines andern Mittels. Er muſs wohl wenig chroniſche Krankheiten, wohl keine Vergiftung mit weiſser Nieſswurzel, Arſenik u. ſ. w. geſehn und geheilt haben, ſonſt könnte er ſolche Unwahrheit nicht hinſetzen.

Nach dieſem Paragraph hätte auch der Kampher dieſelben Kräfte als Mohnſaft, nur etwas geringer; und doch sind sie *in der wirklichen Erfahrung* an Effekt einander gerade

entgegen; eins hebt die Wirkungen des andern auf. Wie wenig kannte *Brown* die Dinge, von denen er so dreist spricht!

CCCII — *in the diseases depending upon great debility* (also, nach ihm auch im akuten Nerven-, Faul-, Gallenfieber, der levantischen Pest u. s. w.) *animal soups to be given*. Aber sie verabscheuen die Fleischbrühen aufs äusserste; will er, ihrem Ekel zum Trutze, sie ihnen dennoch aufzwingen? Da werden sie ihnen vortrefflich bekommen.

CCCIII. Bey einem Rekonvalescenten, wo die Reitzmittel noch fortgesetzt werden sollen, empfiehlt er: *in his movements he should first use gestation*. Die alte, der Natur unkundige Schule, mit deren Mährchen *Brown*, der Restaurator der Medizin, noch so sehr angefüllt ist, kannte das Fahren ohne Stoss ebenfalls nur unter der Kategorie der Stärkungen, und stellte diese passive Bewegung der aktiven (Gehn, Graben und andre Handarbeit) an die Seite, da doch erstere der zweyten entgegengesetzt wirkt und antiphlogistisch, antisthenisch, schwächend (wenigstens in der ersten Wirkung) ist, die Pulsschläge mächtig vermindert, Brechen und Ekel erregt, u. s. w. Der Leser wird diesen Verstoss gegen Wahrheit und Natur fühlen.

CCCVII φ — *the remedies of asthenic*

diathesis to whatever part they are applied — stimulate that part more than any other. Dies ist auch einer seiner durch göttliche Simplicität hinreissenden Sätze. Nur Schade, dass er grundfalsch — dass er der genauen Erfahrung ganz entgegen ist. Auf die Herzgrube gelegte Mohnsafttinktur bringt an der Stelle keine Empfindung hervor, stillt aber schnell hysterisches Erbrechen. Dahin, oder an den Hals, oder auf sonst eine empfindliche äussere Stelle des Körpers gelegt, hemmt sie (palliativ) einige Durchfälle, nimmt die schlagartige Todtenkälte, Steifigkeit und Unbesinnlichkeit von grossen Kamphergaben, das Bauchreissen von Belladonna und die Schlafsucht im Typhus hinweg, obgleich die Stelle des Auflegens keine merkbare Veränderung fühlt. Und so könnte ich hundert andere Beyspiele anführen gegen die Allgemeinheit jenes Satzes, »dass die Arzneyen am Orte ihres Anbringens stärker als sonst wo wirkten.« Diess hat er sich nur so ausgedacht.

CCCVIII — *inanition of vessels (penury of blood) — takes place in asthenic diseases in an exact proportion to their degree* — Wie könnte denn wohl im pestartigen Nervenfieber, wo zuweilen nur wenige Stunden von der Gesundheit bis zum Tode verfliessen, oder in den plötzlichen Todesfällen von Kirschlor-

beerwaſſer, von gekohltem Waſſerſtoff, von Abtrittsgruben, von Kohlendunſt, von Luftſäure, von Schreck, wo der Zwiſchenraum von der Geſundheit bis zum Tode oft kaum eine oder ein paar Minuten beträgt, ein ſo ungeheurer Blutmangel *in an exact proportion to the degree of theſe aſthenic diſeaſes* in einer ſo kurzen Zeit entſtanden ſeyn? Wo wäre das Blut hingekommen? Es wäre lächerlich, die Lächerlichkeit dieſes Satzes, auf den er ſich ſo viel zu gute thut, noch mehr ins Licht ſetzen zu wollen.

Nach dieſem Paragraph ſetzt er auch die gröſste Hülfe bey aſtheniſchen Krankheiten in (künſtliche) Anfüllung der Gefäſse mit Blut! Gleich als wenn in einem kranken Körper geſundes Blut zubereitet, gleich als wenn in ſolchen Krankheiten durch Opium, Wein und aufgezwungenen Fleiſchſuppen ſo geradezu Blut gemacht werden könnte, wie man Butter in einem Butterfaſſe, oder Bier in der Braupfanne macht! Und was für Blut? wie verſchieden iſt nicht das chlorotiſche Blut von dem der Lungenſüchtigen! *Aſt parvà non curat philoſophus.*

CCCIX — *when the excitability is worn out by any one ſtimulus finds excitability and draws it forth and thereby produces a further variation of effect.* Richtig iſt das Faktum,

daſs eine zweyte Arzney wieder wirkt, wenn die erſtere nichts mehr thut. Aber der Grund dieſer Erſcheinung? Unmöglich kann er der Browniſche ſeyn.

Wenn die Reitzmittel *nicht der Art, nur dem Grade und der Stärke nach* (ein unbedingter Hauptſatz bey *Brown* (CCCXII, CCCXIII) unter ſich verſchieden sind, ſo iſt es *unmöglich*, daſs das zweyte Reitzmittel von neuem wirken könne, nachdem das erſte Reitzmittel nicht mehr zu wirken vermocht werden kann. Eine verſtärktere Dosis des erſtern müſste ja nothwendig alles das leiſten, was man vom zweyten Reitzmittel erwartet, wenn beyde nur dem Grade und der Stärke nach von einander abwichen; nun thut aber, auch in ſtärkerer Gabe, das erſtere nichts mehr, während das zweyte von neuem wirkt, folglich können sie nicht blos dem Grade nach, sie müſſen *der Art nach* (*modo*) verſchieden ſeyn. Iſt aber dieſs, ſo fällt das ganze Browniſche Gebäude zuſammen.

Zudem, wie kann das zweyte Reitzmittel noch Erregbarkeit vorſinden und hervorlangen, wie er hier ſpricht, wenn sie ſchon durch das erſtere erſchöpft worden? Wo käme denn da die neue Erregbarkeit her? aus ſeiner Phantasie, oder aus der Quelle des thieriſchen Haushalts, von der er nichts wiſſen will?

tertium non datur. Kömmt sie aus letzterer Quelle, so kann diese freilich bald langsamer und schwieriger, bald allzuschnell und reissend fliessen. Dann fällt aber die zweyte, noch einzige Hauptstütze seines Systems. Siehe da einen naturgemässern Ursprung von Krankheiten, den diese seine Worte wider seinen Willen verrathen. Hätte er wollen oder können konsequent seyn, so durfte er diesen kitzlichen Punkt nicht berühren, der ihn ins Angesicht schlägt.

Dass aller dieser Widersinn seine wahre Meinung sey, sagt er laut in

CCCXII, CCCXIII. »Die Effekte aller »äussern Dinge auf uns sind unter sich nicht »verschieden; sie bringen Leben, Thätigkeit, »Gesundheit und Krankheit hervor durch »gleiche Wirkung, durch gleichen Reiz. Hier»aus folgt, dass die Dinge, welche die Gesund»heit herstellen, auch nicht anders wirken »können, als durch einen und denselben Reiz.»

»Mancherley Dinge, die einerley Wirkung »hervorbringen, sind sich selbst gleich, sind »eine und dieselbe Sache.»

Bey weitem nicht, wenn die Wirkung *zusammengesetzt* ist! wie selbst nach *Brown* die Arzeneyen nicht so ganz unmittelbar, so unbedingt, so ohne Zuthun der Körperkräfte, so ganz ohne vorgängige Reaction, die Gesund-

heit in den Körper hinlegen, wie der Apfelbaum den Apfel ins Gras fallen läſst.

Sind es aber komponirte Wirkungen, die einerley Effekt hervorbringen, ſo kann das der Wirkung zum Grunde liegende Primum Agens allerdings ſehr verſchieden ſeyn.

Windmühle, Pferdegöpel, Feuermaſchine, Menſchenhaſpel, alle leeren einen Wasserbehälter aus; auch die trockne Luft der Atmosphäre, die über den Wasserbehälter hinſtreicht, leert ihn aus; folgt aber daraus, daſs Windſtoſs, Roſs, Feuer, Menſch und trockne Atmoſphäre eine und dieſelbe Sache sind? Auch giebt es viele Potenzen, welche eine doppelte Wirkung ausüben, eine anfängliche und eine nachgängige, und mehrere unter ihnen, die sich in ihrer erſten Wirkung und nicht wenige, die sich in ihrer zweyten Wirkung *ähneln.* Sieht nun der Halbbeobachter nur auf die Aehnlichkeit der anfänglichen Wirkung einiger Potenzen, (wie *Brown* oft that) oder bloſs und allein auf ihre ſekundairen Wirkungen, oder auf Aehnlichkeit der Wirkungen, sie mögen primair oder ſekondair ſeyn, ſo kann er oft verleitet werden, aus einiger Aehnlichkeit dieſer einſeitigen Wirkungen auf die Identität der Urſache zu ſchlieſsen, wie es *Brown* gewöhnlich begegnet. So könnte ich mittelſt eines gleichen Trugſchlusses leicht deduciren,

dafs die wässerige Gewächskoft und ftarke Fleifchbrühen eine und diefelbe Sache wären, weil sie beyde (in ihrer anfänglichen Wirkung auf den Körper) fatt machen. Gleiche Wirkungen haben gleiche Urfachen, folglich sind wässerige Gewächskoft und Rindfleifchbrühe eine und diefelbe Sache. So ift der fcholaftifche Trugfchlufs fertig.

CCCXIV. »In afthenifchen Krankheiten »bringen die flüchtigen Reitzmittel, welche »(auch in jedem kranken Körper?) Appetit »erregen und Verdauung der Nahrungsmittel, »als des gröfsten Heilmittels, befördern (thun »sie das in jedem kranken Körper?), Wärme, »thierifche Koft, Wein, gelinde Bewegung, »gemäfsigter Schlaf, reine Luft, Aufheiterung »des Geiftes (läfst sich auch ein Melancholi»fcher aufheitern?) und gemäfsigte angenehme »Leidenfchaft (auch bey dem Blödsinnigen, »dem tobenden Narren?) die Gefundheit her»vor, blofs durch Verftärkung der Erreg»barkeit.»

Das wäre denn *Browns* ganze Therapie der Krankheiten von und mit Schwäche! Dafs die gute Natur und Jugend bey einem fo zweckmäfsigen Regim (denn weiter ift es nichts) Krankheiten von weit andrer Grundurfache, als Mangel und Ueberflufs an Erregbarkeit ift, auch durch sich felbft heile, ift

dem vorurtheilsfreyen Beobachter eine alltägliche Erſcheinung, die aber *Brown* wegleugnen muſste, um ſein ſcholaſtiſches Syſtem aufrecht zu erhalten.

Aber auch dieſe göttliche Kraft hier weggerechnet und zugegeben, daſs alle diejenigen Krankheiten auf einem krankhaften Grade der Erregbarkeit beruheten, welche durch die von ihm angegebnen (längſt vor ihm angewendeten) Hülfsmittel *allein* gehoben wurden, wo bleiben denn die Myriaden von Krankheiten, die durch dieſe Hülfsmittel nicht geheilt werden können? Daſs er auch dieſe von Mangel oder Ueberfluſs an Erregbarkeit deduziren will, hilft uns nichts. Er ſoll ſie nur heilen. Wir wollen ſehen, ob von dieſem Regim die groſse Menge der Gemüthskrankheiten, die Epilepsien, die veneriſche Seuche, die merkurialiſche Abzehrung, die Pellegra, der Wichtelzopf (ich verbitte mir für alle dieſe den Zufluchtsnahmen der *Brownianer*, Lokalkrankheit) werden geheilt werden. *Hic Rhodus! hic ſalta!*

Oder ſoll dieſes Regim, dessen heilſamen Einfluſs man unter einer geraumen Zeit nicht erwarten darf, auch die Aſthenie heilen, welche oft binnen wenig Stunden, wenig Minuten geſunde Menſchen tödten (die ſchlimmen Arten von Nervenfieber, die levantiſche Peſt, die

Schlagflüsse, die Zufälle von Kirſchlorbeer, azotiſcher und kohlenſaurer Luft, gekohltem Waſſerſtoffe, weiſser Nieſswurzel, Arſenikdampf u. ſ. w.)?

DCLXXVIII. — *As it never happens, that either direct or indirect debility alone proves hurtful, hence we have a third case given, where we have to combat both ſorts of debility.*

Man ſollte nicht glauben, daſs ein Scholaſtiker, der ſich ſo viel auf ſeine logiſchen Figuren einbildet, der uns die Grade der Erregung und Erregbarkeit (als einzige Bedingungen des Lebens, der Geſundheit und Krankheit von ihm geträumt) in Zahlen auf einer eignen Tabelle beſtimmt vorzählet, *sich* ſo weit hätte vergeſſen können, wie hier Meiſter *Brown* am Ende ſeines unſterblichen Werkes! Wie? Beyde Arten Schwäche in Einem Körper zu Einer Krankheit zuſammen gefloſſen!

Zuerſt möchte ich wiſſen, da er (Anm. zu XLVII und LXXXII) den Stand der Geſundheit zu 40 Erregbarkeit — die Prädispoſition zu direkter Schwäche in die Grade unter 40 bis zu 25 — die volle und äuſserſte direkte Schwäche von 25 bis 0 — die Prädisposition zur Sthenie in die Grade von 40 bis 55 — die Sthenie ſelbſt in die Grade von



55 bis 70 — und die indirekte Schwäche in die Grade 70 bis 80 setzt — ich möchte wissen, wo er auf dieser Tabelle (auf die er sich so viel einbildet) die hier gedachte gemischte Schwäche hinbringen, durch welche Zahlen er die hier supponirte Erregbarkeit ausdrücken will? Hier schweigt er ganz von Zahlen seiner Tabelle, die ihm doch überall so geläufig sind.

Hier ignorirt er sie weislich und sucht blofs durch Worte den Hiatus in einer Note, ich weifs nicht, soll ich sagen, zu decken, oder noch zu erweitern. Er führt mehrere Beyspiele an, wo direkte zu indirekter, indirekte zu direkter Schwäche in Eine Krankheit zusammen trete. Gesetzt nun der Mann, den er da von einem Typhus befallen annimmt, hätte dadurch eine direkte Schwäche von 10 (30 Grad unter 40) das ist 40—30 erhalten, sich aber während der Zeit durch die starke Körperbewegung eine indirekte Schwäche von 70 (30 Grad über 40) das ist 40+30 zugezogen, kann der Mann dadurch seinen Zustand verschlimmert haben und nun an einer indirekten und zugleich direkten Schwäche laboriren? Müfste dann nicht, wenn *Browns* Erregungstheorie nicht ganz falsch und seine Tabelle darüber nicht erträumt wäre, müfste nicht augenblickliche Gesundheit

oder der Grad 40 eintreten, da 40, minus 30, zu 40, plus 30 addirt, die Summe Erregbarkeit 40 giebt?

Wenn diefs das Refultat der beyden zufammengetretenen, sich entgegen ftehenden Schwächen nicht feyn foll, fo frage ich, welches dann? Wo findet sich noch eine Stelle auf feiner Erregbarkeitstabelle, die nicht fchon befetzt wäre?

Entweder feiner Erregungstheorie oder feiner Erregbarkeitstabelle liegt kein Fünkchen von Wahrheit unter, oder der Mann mufs, obgleich fchon vom Typhus befallen, durch die hinzugekommene Körperanftrengung fogleich völlig oder beynahe gefund worden feyn nach *Browns* ganzer Theorie, und feiner belobten Tabelle. Hat sich aber der Mann, wie natürlich, merklich durch diefe Strapaze verfchlimmert, wie *Brown* auch hier gefteht, fo wirft diefes Ereignifs fein ganzes Syftem über den Haufen.

Wenn die von *Brown* angenommene ungemeine Erregbarkeitsanhäufung in einem Typhus durch eine Körperanftrengung verfchlimmert werden kann und mufs, wie die Erfahrung lehrt und er felbft hier zugiebt, fo kann entweder die Körperbewegung nicht die Erregbarkeit herabfetzen, fonft müfste in unferm Falle die Gefundheit oder beynahe die Ge-

ſundheit erfolgen, oder sie kann im Typhus nicht angehäuft ſeyn. Plus und Minus können nicht zugleich exiſtiren, ohne sich einander aufzuheben.

Unmöglich ſollte ein Zuſtand von Erregbarkeitsanhäufung durch eine Erregbarkeit mindernde Potenz (nach ſeiner ganzen Theorie) verſchlimmert werden können, und verſchlimmert er sich wirklich, ſo iſt dieſe Verſchlimmerung eine Widerlegung ſeiner ganzen ſchönen Erregungstheorie und ſeiner in Zahlen ausgedrückten Anhäufung und Verzehrung der Erregbarkeit, worauf sich alle Zuſtände des Lebens, nach ihm, ſollen zurückbringen lassen.

Brown giebt uns gar keine Auskunft darüber, in welchem Zuſtande (und in welchem Grade) man sich nun die Erregbarkeit zu denken habe, wenn beyderley Schwächen zuſammenkommen. Daſs er ſelbſt nicht gewuſst habe, wie er sich dieſen Zuſtand denken ſolle, sieht man an ſeinen über dieſen Punkt sich widerſprechenden und zweydeutigen Aeuſserungen.

Nämlich, da die direkte Schwäche des mit Typhus befallenen Mannes ſchon wenigſtens 70 Grad Erregbarkeitsanhäufung zählen muſste, wie hoch ſtiegen nun die Grade, da er sich durch Körperanſtrengung verſchlim-

merte? Vermindert um etwas können sich die Grade der Anhäufung nicht haben, weil er sich sonst nicht verschlimmert hätte, wenigstens in eine sthenische Krankheit gerathen wäre (bey 60); der Zustand müßte dann jähling und tief unter 40 zur indirekten Schwäche herunter gesunken seyn, um wenigstens durch den Grad 10 die erfolgte große Verschlimmerung ausdrücken zu können. In erstern Falle müßte *Brown* zur Heilung, da er zum Kuranfange der alleinigen direkten Schwäche 10 Tropfen *Laudanum* vorschreibt, 8 Tropfen und darunter, im letztern Falle aber, da er zum Kuranfange der indirekten alleinigen Schwäche 150 Tropfen verordnet, bey einem noch schlimmern Grade 200 Tropfen und drüber vorgeschrieben haben. Doch nein! seine gerühmte Konsequenz verläßt ihn hier.

»Wenn das Uebel» spricht er (DCLXXXVI) »mehr ein Gemisch von beyden Sorten Schwä»che ist, so müssen die Proportionen der Do»sen zusammengeschmolzen (*blended together*) »werden.»

So absichtlich unverständlich dieß auch ausgedrückt ist, so kann es doch nur den einzigen Sinn haben, daß man eine Mittelzahl aus beyden ziehen solle aus den von wenigen Tropfen steigenden und den von vielen Tropfen herabsteigenden Gaben. Also eine mitt-

lere Proportion aus einer auf- und einer herabsteigenden Progression. Sehr wunderlich! Da müßten vom Anfange bis zu Ende (wenn beyde Schwächen sich an Stärke ungefähr gleich wären) ununterbrochen 80 Tropfen fortgegeben werden, welches seinen übrigen Kurplänen und der Natur der Sache widerspricht. Und wie nun, wenn die direkte Schwäche größer als die indirekte, oder letztere größer als erstere ist, welcher Zustand ist dann, was ist da zu thun? Er weiß eigentlich selbst nicht, was er für Auskunft geben soll über Fälle, die er weder sich noch Andern deutlich machen kann, und was wollte er auch in diesem Gedränge rathen? Weislich umgeht er daher alle detaillirte Auskunft darüber, und setzt bloß in der Anmerkung zu DCLXXXII sehr schlau (etwa um bey der Verwirrung des Ganzen sich selbst unsichtbar zu machen?) hinzu: »Ein Arzt finde bey diesen gemischten »Zuständen Gelegenheit, seine Urtheilskraft »zu üben.» Mit einem Worte er läßt uns, unter einer Verbeugung gegen den Leser, im Stiche, nicht nur hier, sondern überhaupt *in Heilung aller Asthenien*, »*weil es*,» nach seiner Versicherung in diesem Paragraph, »*fast* »*keine asthenische Krankheit giebt*, *wo nicht* »*ein solcher gemischter Zustand vorhanden* »*sey*.» Also fast *alle* asthenische Krankheiten

bestehen aus einer unbekannten Mischung beyder Schwächen, worüber er keine Auskunft, in Absicht der davon in dem Körper resultirenden Veränderung und des nunmehrigen Standes der Erregung und Erregbarkeit anzugeben, worüber er keinen modifizirten Rath zu ertheilen weiss! Hilf Himmel! das ganze transparente Werk hindurch hat er uns die Augen mit einem lodernden Strohfeuer geblendet, hier sinkt es zu Asche nieder und *Er?* — überläst uns, lächelnd, der grausigen Einöde umher, in dunkler Nacht.

III.

Bermerkungen über eine Scharlachepidemie und die heilſamen Wirkungen des Mercurs in derſelben, nebſt Anhang des Herausgebers.

1796 im September, October und November waren in meinem Bezirk ſehr wenige Kranke, und was krank wurde, ward durch einige leichte Abführungen oder Brechmittel wieder geſund; im December zeigten sich hie und da entzündliche Gallenfieber, die aber Brech- und antiphlogiſtiſchen Abführungsmitteln leicht wichen. Im Januar 1797 änderte sich die gutartig gallicht-entzündliche Beſchaffenheit und ſchien in eine ſcharfe katarrhaliſche überzugehen, die immer heftiger wurde. Im Februar zeigte sich deutlich eine krankhafte Beſchaffenheit in der Lymphe, dem Schleim und allen abſondernden und ſchleimführenden Werkzeugen. Es gab ſehr viele Halsentzündungen, von einem ſcharfen, ſres-

lsenden Schleime erregt, mit braunrothen Anſchwellungen der Mandeln, wobey Gaumen und Rachen mit brennenden Aphtaeen beſetzt waren. Die angeſchwollenen Mandeln ſtellten oft einen ganzen, weiſsgrauen, auch ſchwarzbraunlichten Schorf vor, der Leib war meiſtens heiſs, oft mit, oft ohne ſtarken geſchwinden Puls, meiſtens war aber der Puls ſehr gereizt und weich, ſelten hart, mehrentheils war Neigung zum Brechen, bitterer Geſchmack, Ekel, groſse Mattigkeit der Glieder dabey. Im Februar und März waren dieſe Halskrankheiten am häufigſten, sie befielen Erwachſene und Kinder. Kinder, ſo mit ſelbigen befallen wurden, hatten meiſtens einen Scharlachausſchlag dabey, Erwachſene nicht; doch ſah ich bey einigen kleine rothe Flecken, die sich abſchuppten. Gewöhnlich war mit dieſem Halsweh ein heftiger Geſtank aus dem Halſe, wie bey einem ſtark Salivirenden zu riechen, und faſt immer floſs ein rotziger Speichel aus dem Mund und ein dicker ſcharfer Schleim, welcher die Haut wund fraſs, aus der Naſe. Die Schleimhaut der Naſe ſchwoll oft ſehr dick an, und ſonderte ſehr viel dieſes ſcharfen Schleimes ab, die Augen ſahen meiſtens röthlicht und thränend aus. Bereits bey allen Kranken, ſowohl Kindern als Erwachſenen, gingen Würmer durch Erbrechen und durch

den Stuhl ab. Der Bauch, besonders die Präkordien schmerzten beym Druck gewöhnlich, einige klagten über Schmerzen und Brennen im Bauch, andere über flüchtige Stiche bald in der Brust, bald im Kopf, viele hatten anhaltendes stechendes Kopfweh, und wieder andere ausser dem Halsweh keine Klage. Gewöhnlich waren mehrere Drüsen, besonders aber die Halsdrüsen angeschwollen, doch waren diese Drüsenanschwellungen bey Kindern beträchtlicher als bey Erwachsenen. Der Stuhlgang war meistens verstopft, oft aber natürlich; der Harn oft gelblicht, oft blass wie bey Gesunden, er ging bey einigen sehr sparsam ab und verursachte beym Lassen meistens Brennen. Der Bödensatz, wenn er welchen machte, war gewöhnlich nur etwas Schleim in Gestalt feiner Häutchen, selten war durch den Harn etwas Entscheidendes in Rücksicht der Krisis erfolgt. Husten mit oder ohne dünnem Schleimauswurf war ein öfterer Zufall bey der Krankheit. Erwachsene starben nicht und konnten solche durch zweckmässige Mittel bald geheilt werden. Kinder aber starben einige, sowohl schon geblatterte als nicht geblatterte, doch konnten durch gehörige Behandlung die meisten gerettet werden. Die Unschicklichkeit und das dumme Vorurtheil der Eltern, welche dem Eigensinn der Kinder nicht ent-

gegen zu wirken wissen, und sobald die Kinder die angebotene Medizin nicht wollen, selbige wegsetzen, oder aus sträflicher Nachläſsigkeit nicht geben mögen, hatte die meiste Schuld an dem Tod dieser kranken Kinder. Fast alle Kinder, welche von dieser Krankheit wieder gesund wurden, der Scharlach mochte häufig oder kaum merkbar gewesen seyn, wurden, wenn sie sich zu früh aus dem Bette machten, am ganzen Körper angeschwollen. Die meisten krank gewesenen Kinder wurden nachher noch einige Zeit von einem wahren Keichhusten geplagt. Es wurden aber auch andere vorhin nicht kranke Kinder, besonders im Monat May, mit diesem Husten befallen, welcher aber nicht gefährlich wurde und bis im Juny sich wieder ganz verloren hatte.

Die Behandlungsarten dieser Krankheit, so mir am besten Dienste leistete, war: Anfangs ein Brechmittel, welches selten nicht angezeigt und nicht nützlich war. Meistens entleerte es eine groſse Menge schleimigter Galle, oft auch nur weiſsen zähen Schleim, und einigemal verschwand darauf die ganze Krankheit sammt dem Halsweh. Nach diesem waren meistens wirksame Laxantia, unter welchen sich die *Rad. Jalap.* mit *Merc. dul.* am wirksamsten auszeichneten, gewöhnlich die

angezeigten und auch entſprechenden Mittel, oft muſsten sie zwey, drey bis mehrere Tage fortgeſetzt werden. Wo der Magen nicht zu ſehr zum Brechen geneigt war, ward ein Zuſatz von *Tart. emet.* oder *Kerm. min.* ſehr wirkſam, meiſtens ging ein klumpichter dikker Schleim oft mit Würmern ab, oft zeigte sich Anfangs nur ein wässerigter ſtinkender Abgang, und erſt, wenn zwey bis mehrere Tage fleiſsig mit dieſem Mittel fortgefahren ward, erfolgte der dicke Schleimabgang mit aller Erleichterung. Auf dem ernſthaften unerſchrocknen Fortſetzen dieſer Mittel, beſonders dem *Marc. dulc.* mit *Jalapp.* und *Kerm. min.* beruhete in ſtärkerem Krankheitsgrad die Rettung, ſpäterhin, wenn immer nur dünnwässerigte grünliche Entleerungen folgten, war die Rettung ſchwerer, und nur das fleiſsige Geben der letztgeſagten Mittel konnte noch retten, welche oft in ſehr ſtarken Gaben gegeben werden muſsten.

Selten waren Opiate als Zuſatz nöthig oder dienlich. Bey Kindern waren durchaus mehrere und thätiger wirkende Mittel nöthig als bey Erwachſenen. Nie wurde der Scharlachausſchlag durch fortgeſetzte Laxantia unterbrochen, ſondern befördert, und je richtiger und früher die gallicht-ſchleimigten Entleerungen folgten, deſto ordentlicher zeigte

sich der Scharlach, und verſchwand in wenig Tagen durch gehörige Abſchuppung. Nie wurden ſchweiſstreibende Mittel, beſonders der hitzigen Klasse erfordert, ehe die Krankheit durch den Schleimabgang durch den Stuhl entſchieden war. So wie die entſcheidende Schleimentleerung durch den Stuhl folgte, verminderte sich auch der ſcharfe Schleimfluſs aus Mund und Naſe. Als Gurgelwasser lieſs ich Anfangs den Borax mit Honig und Hollunderinfusion gebrauchen, bemerkte aber ungleich mehrere und ſchnellere Hülfe von folgender Zuſammenſetzung: ℞ *Herb. Belladon. Herb Cicut.* aā Mj *ſem. lin.* ℥ij *Merc. ſubl. corr.* gr. vj — gr. viij bis gr. x, dieſes wurde mit ℔ij Wasser einige Minuten gekocht, durchgeſeigt und zum öftern zum Gurgeln gegeben. Wenn die innere Urſache zugleich mit gehoben wurde, war der Sublimat in dieſer Form ein ſehr groſses Linderungsmittel, die brennenden Aphten, die dunkle Röthe verſchwanden zuſehends, beſonders wenn nach Hebung der innern Urſache das Halsweh fortſetzte, war die ſchnelle Wirkung wunderbar. Wenn alle Anzeigen zum Abführen mangelten, oder auf gegebene Laxantia verſchwunden waren, und die von der ſcharfen verarteten Lymphe entſtandenen Reize und Erſcheinungen nicht weichen wollten, ſo be-

merkte ich von der wässerigten Auflösung des Sublimats innerlich die geschwindeste und beste Wirkung, die oft bis tief in den Schlund sich erstreckenden Aphthen verschwanden meistens schon bis den zweyten Tag auf dessen Gebrauch, doch gab ich selbige innerlich nur Erwachsenen. Kinder liess ich aus Furcht gegen dieselbe in ähnlichen Fällen den *Mercurius dulcis* auch mit gutem Erfolge nehmen, wiewohl der Sublimat bey Erwachsenen schneller zu wirken schien; immer musste auch während des Gebrauchs der Merkurialmittel sorgfältig auf jede Anzeige zum Entleeren des Unterleibes geachtet werden. Der scharfe Schleimfluss und Gestank aus Mund und Nase verminderte sich beym Gebrauch des Sublimats, unter Voraussetzung obiger Bedingniss, dass die nöthigen Entleerungen geschehen waren, sehr schnell und wurde mild. Immer war zu kaltes Verhalten nachtheilig, zu warmes im Anfange schädlich, am Ende aber musste genau auf Wärme geachtet werden, indem durch mehrere Tage die Ausdünstung befördert werden musste, wenn nicht Geschwulst des Körpers folgen sollte.

Niemand wird in dieser Schilderung das wahre Scharlachfieber mit Halsweh (*Scarlatina chynanchyca*) und zwar diejenige Art, welche *Frank* in seinen Grundsätzen IIIten Ban-

des, pag. 61, die gefährliche nennt, verkennen.

Die allgemeine nächste Ursache dieser Krankheit fand ich in scharfer verdorbener Lymphe und in einer Menge im Unterleib sich befindenden verdickten, mit Schärfe durchmischten Schleim, in gereizter, verstimmter und daher unrichtiger Wirkung des ganzen lymphatischen und Nervensystems, durch welche die Gallenwerkzeuge und andere Organe in Unordnung versetzt und krankhaft wurden. Unter allen, welche ich an dieser Krankheit sah, starben sechs bis acht Kinder, es würden aber ohne zweckmäfsige Hülfe mehrere gestorben seyn. Unter den Gestorbenen waren die meisten, wo die Krankheit entweder der Natur allein überlassen, oder die gegebenen Mittel schlecht gebraucht wurden. Ein einziges Kind von fünf Jahren starb trotz aller Mühe, und es konnten die vielen Würme, der schwarzbraune auch grüngelbe dicke Schleim nicht genugsam ausgeleert werden, der Schleimflufs aus Mund und Nase wurde immer häufiger und frafs den Gaumen, Zunge und Nase wund, bis es endlich mit angefülltem, nicht mehr schmerzendem Bauch, brauner Zunge, und wie es schien, am Brand der Gedärme starb.

D. *Sauter*,
Arzt zu Allenberg.

Bemerkungen des Herausgebers.

Ohnerachtet ich nicht leugnen will, daſs es, beſonders auf dem Lande, Scharlachfieber geben kann, die ſo mit gaſtriſchem Zuſtand complicirt und dabey ſo ſtheniſcher Natur sind, daſs Ausleerungsmittel von ſehr guter Wirkung sind, ſo darf man dieſs doch ja nicht als allgemeine Regel anſehen. Vielmehr muſs jedes Scharlachfieber als eine ihrer Natur nach mehr zum aſtheniſchen Zuſtand geneigte Krankheit betrachtet werden, die, wenn sie auch in den erſten zwey Tagen eine entzündliche Form anzunehmen ſcheint, dieſelbe doch ſehr ſchnell verlieren und sich in deutlich nervöſe oder putride verwandeln kann. — Beſonders war die Krankheit im Jahre 1800 und 1801 an mehreren Orten des nördlichen Teutſchlands (beſonders Berlin und Wittenberg, von welchen ich im nächſten Stück eine ausführliche Nachricht mittheilen werde) von ausgezeichnet fürchterlicher Bösartigkeit und Karakter des Typhus. — Schon am dritten oder vierten Tage konnte die Krankheit, ſelbſt bey ſcheinbar gutem Stande, durch plötzliches Zurücktreten und erfolgende metaſtatiſche Lähmung des Nervenſyſtems tödtlich werden.

Und hier war die Anwendung gaſtriſch-

ausleerender Mittel äuſserſt bedenklich. Nicht allein Purgir- ſondern auch Brechmittel, die ich ſonſt ſo oft mit dem gröſsten Nutzen im Anfange des Scharlachfiebers gegeben hatte, konnten ein plötzliches Sinken der Kraft, Zurücktreten des Ausſchlags, Konvulsion und in wenig Stunden erfolgende tödtliche Apoplexie hervorbringen.

Der Gebrauch anfangs gelinder und dann immer ſtärkerer Reizmittel, beſonders von der diaphoretiſchen Art, fortgeſetztes gleichförmiges warmes Verhalten, auch nach den Umſtänden warme Bäder, waren die beſten Mittel. Doch muſs ich vorzüglich des Mercurs als eines Mittels erwähnen, dem ich auſserordentlich viel beym Nachlaſs des entzündlichen Stadiums verdanke, wovon ich die Urſache vorzüglich darin ſuche, daſs das lymphatiſche Syſtem bey dieſem Fieber vorzüglich ſchnell und ſtark paralysirt wurde (daher die ſo leicht entſtehenden Waſſerſuchten und Metaſtaſen). Am meiſten brauchte ich Calomel zu 1 oder 2 Gran, täglich dreymal. — Nur muſste, bey groſser Schwäche, dieſes Mittel mit Opium, Moſchus, Kampher, auch wohl China unterſtützt werden. Bey örtlichen Affectionen war auch der äuſserliche Gebrauch des Mercurs vortrefflich.

Scarlatina ſecundaria.

Es iſt bekannt, daſs bey den Blattern und Maſern nach Endigung der Hauptkrankheit, wenn die Krisis unvollkommen iſt, ein nochmaliger, dem vorigen ähnlicher Ausſchlag entſtehen kann, der gewöhnlich leicht, unbedeutend und bald vorübergehend iſt, und mit dem Namen *Variolae ſecundariae*, *Morbilli ſecundarii* belegt wird. Unſre diesjährige Epidemie gab mir Gelegenheit, auch bey dem Scharlachfieber eine ähnliche Erſcheinung wahrzunehmen. Ein Kind, welches das Scharlachfieber ſtark gehabt, aber eine unvollkommne Deſquamation erlitten hatte, verfiel nun in ein ſchleichendes Fieber, bey dem sich täglich eine völlige Scharlachröthe an mehreren Theilen des Körpers einſtellte. Dieſe Erſcheinung dauerte über drey Wochen, wo sie sich endlich mit Entſtehung eines *Abscessus tonsillaris* endigte. Der Absces eiterte noch lange und tief mit fortdauernden Fieberbewegungen und Abmagerung des Körpers und Huſten, bis er endlich unter dem Gebrauch ſtärkender und nährender Mittel sich ſchloſs und die Geſundheit völlig wieder hergeſtellt wurde. Dieſe Erſcheinung rührt ſo gut, wie bey den Blattern und Maſern davon her, wenn bey der Krisis die Verbeſſerung der materiellen Miſchung, die bey dieſen in einer ſpezifiſchen

Ausartung der Materie liegenden Krankheiten durchaus zur vollkommnen Krise erforderlich ist, nicht gehörig geschieht, und nun also dieser Ueberrest des Mischungsfehlers, was man sonst Ueberrest der Schärfe nannte, noch die unvollkommnen specifischen Phänomene seines ersten Daseyns hervorbringen, und nur durch langsame und fortgesetzte Bestrebungen der regenerirenden Lebenskraft nach und nach verbessert und verarbeitet werden kann.

Die beyden Hauptformen des Scharlachausschlags in Flecken und Pusteln (*Scarlatina maculosa et pustulosa*) zeichneten sich diesmal sehr deutlich. Sehr oft erschien das Scharlach gleich von Anfang an in Gestalt kleiner Pusteln mit wenig Röthe verbunden, wobey aber die Angina, das Fieber und die nachfolgende Desquamation die wahre Natur der Krankheit hinlänglich verriethen. Zuweilen kamen diese Pusteln zu den schon entstandnen Scharlachflecken hinzu, worauf die Röthe gewöhnlich bald verschwand.

Einigemal war der Scharlachausschlag bloss ein oder zwey Tage und sehr flüchtig vorhanden ohne Nachtheil der Folgen; ja zuweilen waren nur *Angina*, also blos *Scarlatina* des Halses gegenwärtig. Diese Fälle waren als geringe Grade der Krankheit zu betrachten.

Auch diesmal bemerkte ich, daſs, wenn ein ſtarkes Scharlach vorhergegangen war, denn bey einem ſchwachen fehlt der zureichende Grund dazu, eine unvollkommne Deſquamation immer ein Beweis unvollkommner Kriſe war und alſo üble Nachkrankheiten fürchten lieſs.

d. H.

IV.

Die endemischen Krankheiten Wez

Eine Skizze.

§. 1.

Nur nach sehr reiflicher Ueberlegung [illegible]
nehme ich es, dieses Kapitel zu bearbei
Ein Hauptgrund, der mich bestimmte, wa
Begriff, den ich mir machte, daſs es eine[illegible]
Einzelnen heiligste Pflicht sey, zum Woh
Staates und mithin zur Beförderung der
chen Glückseligkeit aller Individuen, welch
ser in sich faſst, dasjenige beyzutragen,
seinen Kräften steht. Mein Wirkungskr
die öffentliche Gesundheit, und dem H
sey Dank, daſs er mir diese Sphäre gab
Priester Hygieens kann ich nützlich w
denn auf dem Felde was ich als solch
arbeite, kann manche schöne fruchtbare
noch aus einem einzelnen Saamenkorn
das man streut und pfleget. Sollte

leere Hülfe feyn, die ich dem Boden anvertraue, wenn ich diejenigen Krankheiten auffstelle, welche bey uns gleichfam zu Haus sind, wenn ich hier und da Winke gebe, wie man vielleicht die Axt an die Wurzel legen könnte; wenn ich überdem etwas über den herrfchenden Genius, die Conftitution fage? Ich fürchte das nicht! denn vielleicht dankt mir mancher Arzt dafür, der hier feine medizinifche Carriere antreten will, und aus Mangel an hinlänglicher Kenntnifs des Locals als wahrer Fremdling da ftehn würde, hätte er nicht einen Leitfaden, nach welchem er einigermaſsen feine Schritte lenken könnte. Mir wenigftens würden ähnliche Blätter immer fehr willkommen feyn, im Fall mich ein anderer Ort einft als Arzt fehn follte, welches ich dann, per Parenthesin gefagt, aus manchen Gründen fehr wünfchte. Doch nun zur Sache felbft.

§. 2.

Wezlar, die Reichsftadt, ift fo zu fagen eine kleine Republik oder ein für sich beftehender Staat. Er befteht aus der Stadt allein, denn Gebiet ift gar nicht dabey, oder diefes ift wenigftens fo eingefchränkt, dafs es gar nicht in Anfchlag gebracht zu werden verdient. An manchen Orten ift die Stadtmauer die Gränze. Es zählt 8000 Seelen, gehört

ſetzt sind, sind der Nord, Nordoſt und Südweſt. Doch iſts gewöhnlich, daſs wenn der Regenwind aufhört, wir gerade den Oſt oder Nordoſt haben; die Natur ſpielt alſo hier mit Extremen; meiſtens haben wir Nordoſt. Die Gegend iſt deswegen rauh und unangenehm. Ja der Unterſchied iſt ſo groſs, daſs das nahe gelegene Frankfurth in allem um 14 Tage früher iſt.

§. 9.

Die *umliegende Gegend* iſt äuſserſt bergicht. Wir ſind auf fünf Stunden Wegs im Umkreis von zum Theil groſsen Bergen umgeben, welche gegen Abend ein maleriſch ſchönes Amphitheater bilden, und das Lahnthal einſchlieſsen. Dieſe Berge ſind meiſtens mit Wäldern beſetzt. Doch ſind wir in ſo weit glücklich, wir haben gar keine ſtehenden Waſser, kennen kaum die *Sümpfe.* Auch hat die Gegend den groſsen Vorzug, daſs ſie reich an officinellen Pflanzen iſt, wir zählen ihrer 148; *eigentlich hätten wir deswegen zur Heilung aller einheimiſchen Krankheiten gar keine fremde Arzneymittel nöthig.* *)

§. 10.

An *Getraide* fehlt es uns gar nicht. Es

*) Man vergleiche mit dieſer Angabe *J. Jac. Dillenii Catalog. plantarum ſponte circa Gissam naſcentium. Francoſ. ad M.* 1719.

§. 5.

Wir zählen drey *Flüſſe.* Die *Lahn* iſt darunter der bekannteſte. Sie flieſst ganz dicht an dem untern Theil der Stadt vorbey und vereinigt sich ohnweit derſelben mit der *Dill,* welche zwar nicht ſo anſehnlich iſt, aber doch bisweilen ſehr anſchwillt und Winters, vereinigt mit der *Lahn*, dann die Gegend überſchwemmt. Die *Wez* iſt eigentlich ein Bach.

§. 6.

Der *Boden* iſt ſteinicht, ſandicht, kalchicht, eiſenhaltig an bergichten Orten; in der Tiefe iſt er lehmicht.

§. 7.

Das *Wasser* iſt im ganzen genommen, gut. Beſonders haben wir einige Brunnen, die ſehr reines und weiches Wasser führen. Der vorzüglichſte iſt vor dem Wildbacher Thor gelegen und heiſst der Wildbacher Brunnen. Der zweyte iſt der ſogenannte Nixbrunnen; dieſer iſt in der Stadt. Das Wasser führt etwas Salpeter; die übrigen Brunnen sind ſchon etwas kalch- und eiſenhaltig, doch vorzüglich nur deswegen nicht ſo geſucht, weil das Wasser faſt immer, wegen der ſchlecht verwahrten Röhren, trüb iſt.

§. 8.

Die *Winde,* denen wir vorzüglich ausge-

aus. Man trocknet viel davon und genieſst es auch zur Latwerge gekocht das ganze Jahr durch.

§. 13.

Das Gewerb iſt hier ſehr verſchieden. Füglich kann man aber das Publikum eintheilen 1) in Handwerker und arbeitende Leute, 2) Leute, die sitzende Lebensart führen, oder in die Klasse der Gelehrten, deren hier eine unendliche Menge iſt.

§. 14.

Die *Polizey* iſt hier getheilt, man kann aber mit Recht behaupten, daſs sie *ſchlecht* iſt, da es an executiver Gewalt fehlt. *Daher* kommt es dann, daſs die Straſsen immer ekelhaft unrein sind, daſs Metzger alles auf die Gassen ſchütten u. ſ. w. Da nun die Stadt, wie geſagt, an einem Berg liegt, ſo iſt es ſehr begreiflich, daſs die Bewohner im untern Theil derſelben ſehr durch dieſe Unordnung leiden, da aller Koth von oben herunterflieſst und sich anhäuft; daher im heiſsen Sommer ein groſser Geſtank in dem tief gelegenen Theil von Wezlar und, wenn Faulfieber u. ſ. w. ausbrechen, auch in dieſem Theil die erſten Kranken.

§. 15.

Die Sterblichkeit iſt in Verhältniſs der

Anzahl der Bewohner, gering. Es ist wirklich selten, daſs man Epidemien hier sieht, einige Gattungen ausgenommen, welche ich in der Folge anzeigen werde. Daher trifft man sehr alte und sehr viele alte Leute an; achtzig- bis neunzigjährige Greise sind gar häufige Erscheinungen bey uns. Noch mehr würde es aber dergleichen geben, wenn nicht jedem Pfuscher der Eintritt gestattet würde, und wenn unsre Nachbarschaft nicht Quacksalber hegte, welche gleichsam privilegirt wären; ferner, wenn man auf Kinderkrankheiten mehr achtete, und wenn der gemeine Mann allemal frühzeitig genug zum Arzt seine Zuflucht nähme; so aber geht mancher darüber zu Grunde, weil er die edle Zeit, wo der Arzt noch etwas hätte thun können, unbenutzt hat verstreichen lassen. Hier ist auch der schicklichste Ort, um hinzuzusetzen, daſs vielleicht nirgends so viele Vorurtheile unter den Menschen herrschen als hier. Ich erkläre mir das als eine Folge von dem schlechten Schulunterricht und der ganz willkührlichen Erziehung. *)

*) Der Wunsch, daſs keine Quacksalber, Störcher, Charlatans, Pfuscher geduldet werden möchten; der Wunsch, daſs man mehr auf Kinderkrankheiten achte, daſs der gemeine Mann nicht die Zeit, wo noch Hülfe möglich ist, verstreichen lassen und nur frühzeitig genug zum Arzt seine Zuflucht nehmen möge; der Wunsch ferner, daſs die Vorurtheile un-

§. 16.

Dieſs war nun das, was ich vorausſchikken muſste; ich gehe nun zur Sache ſelbſt über. Bey der angezeigten Lage der Stadt iſt es jedem Leſer einleuchtend, daſs Witterung und Veränderungen derſelben bey Entſtehung der Krankheiten und auf den Gang derſelben einen mächtigen Einfluſs haben müſſen. Wir empfinden im Sommer manchmal eine Hitze, die ganz unerträglich iſt, umgekehrt aber im Winter eine Kälte, wo man in Spitzbergen zu ſeyn glaubt. Jedes ſolcher Extreme kann nicht ohne nachtheilige Folgen bleiben. Doch empfinden wir weniger die Extreme ſelbſt, als die ſchnelle Abwechſelungen derſelben. Im Frühjahr herrſchen die gefährlichſten *Catarrhe,* im Sommer *Rheumatismen*, im Herbſt *Ruhr,* im Winter *Gicht* nnd *Entzündungen*, und wenn man dieſe unſere Hauptplagen, die nie ausgehen, zuſammennimmt, ſie vergleicht, ihnen auf den Grund sieht, ſo iſt das Weſen von allen *entzündlich.*

§. 17.

Doch auch auf dieſes kann man bey weitem noch nicht alles ſchieben. Auch die Lebensart, das *vitae genus* hat den

ter den groſsen Haufen ausgemerzt, und in der Zukunft dieſem ganz durch zu verbessernde Schul- und Lehranſtalten geſteuert werden möge, sind *pia desideria!*

wesentlichsten Einfluss. Hierher rechne ich nun auch zum Beyspiel die harte Kost im Allgemeinen, ferner die schlechte physische Erziehung der Kinder u. s. w. Auffallend ist z. B. jedem Fremden die Anzahl *bucklichter verwachsener Menschen*, die vielen *schweren Entbindungen* und die Menge *scrophulöser* Kinder. Doch wir wollen eins nach dem andern näher betrachten, und ich zweifle keinen Augenblick, dass uns das am Ende sehr erklärlich werden wird.

§. 18.

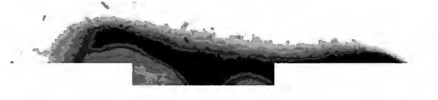
Ich nannte *Catarrh* zuerst, ihn trifft also auch zuerst die Reihe, dass ich ihn genauer betrachte. In Wezlar empfinden wir alle Witterungsveränderungen leider sehr stark. Die Jahrszeit des Frühjahrs läſst uns überhaupt überall eine catarrhalische Constitution bemerken, unser Terrain aber vorzüglich. Im März z. B. pfeift hier gewöhnlich ein so reiner trockner Ost, dass man nicht frey vom Husten bleibt. Dieses Wetter wechselt wieder mit feuchter Witterung ab und die Catarrhe werden chronisch. Der Vorsommer kommt allmählig herbey, und unsere Bergluft, die grosse Feindin der Brustaffekte, weht immer noch. Es vergehn Monate und man hustet noch, das Bergsteigen kommt hinzu, und das Ding wird so langwierig, dass man endlich die

Hülfe des Arztes sucht, die man deswegen nicht mehr länger entbehren zu können glaubt, weil der Athem etwas kurz geworden. Dieser untersucht, und heilt durch Nitrum, Aderlässe, Selterswasser, Molken u. s. w. Den Sommer über gehts vortreflich; im Herbst aber hustet wieder die ganze Stadt und auch unser voriger Kranker. Frühjahr und Herbst bringen ihm jedesmal richtig seinen Catarrh; zuletzt hustet er immer fort, ich untersuche wieder und finde nun *pthisin catarrhalem!* Es ist nirgends selten, dass Catarrhe in Pthisis sich verwandeln, denn chronischer Catarrh gränzt schon an und vor sich daran, hier aber ist dieser Ausgang häufiger als man glauben sollte, und ist diese einmal da, so bleibt uns in den wenigsten Fällen mehr übrig als die Achsel mit einem mitleidsvollen Gesicht zu zucken.

§. 19.

Bey sehr grosser Hitze nun, wie wir sie im Sommer ausstehn müssen, sucht sich ein grosser Theil von Menschen dadurch Erleichterung zu schaffen, dass er dünne Kleider anlegt. Zwey, drey Stunden, wo die Sonne gerade über dem Kopf brennt, geht das an, nachher aber wird es schon kühler und am Abend erkältet man sich. Nun entsteht Rheumatismus; gehts gut, so wird er wieder aus-

geſchwitzt und die ganze Sache geht mit Zahnweh, Catarrh, Ohrenſchmerzen oder einem Fluſsfieberchen vorüber; iſts aber nicht der Fall, ſo ſtellt sich Gliederreiſsen ein, was oft gar nicht auszurotten iſt; bisweilen trifft das Rheuma einzelne Theile, und fälſchlich nennt es der Schlendrianiſt die Gicht. Oft wirft es sich auf innere Theile, und eine Cholera bringt den Leidenden dem Tode ganz nah. Ueberhaupt aber iſt es eine ſehr gewöhnliche Complication bey allen unſeren Krankheiten, auch dann, wenn der Kranke sich Erhitzung oder Verkähtung nicht hat zu Schulden kommen lassen. Wer vorsichtig ſeyn will, muſs beynahe blindlings hier mit drauf los gehn. Sogar in äuſsern Schäden hat es den thätigſten Einfluſs, es macht ſo zu ſagen die *Cardinal-Conſtitution* aus; ſo weiſs ich, daſs bösartige Geſchwüre endlich dadurch bezwungen wurden, wenn man sie mit Antirheumaticis behandelte. Eben eine herrſchende rheumatiſche Disposition verdarb uns auf eine ſo abſchreckende Art unſere letzte Blatternepidemie und Blatterninoculation. Das Rheuma iſt ein verborgener Feind, der oft unüberwindlich wird, wenn man ihm nicht gleich im Anfang ſeines Werdens Gränzen ſetzt. Ich habe ihn ſogar bey neugebohrnen Kindern geſehn. Oft nämlich lagen dieſe und ſchrien, ſo oft man



sie angriff, oder angreifen wollte, ganz erbärmlich, lagen aber ſo lange ruhig und waren ſtill, als man sie nicht anzugreifen drohte. Ich besiegte das Uebel hier durch Klyſtiere mit einigen Tropfen *Laudanum*, Kampher und Fliederblümenabſud. Die armen Würmchen ſollten nach Ausſage der Groſsmutter angewachſen ſeyn —!

§. 20.

Ein Uebel aber, das uns faſt alle Jahre und zwar epidemiſch heimſucht, iſt die *Ruhr*. Dieſe Krankheit ſteht mit dem Rheumatismus in der genaueſten Verbindung. *Cälius Aurelianus* *), wie sie wissen, mein Leſer, nannte sie ſchon *rheumatismus intestinorum*. Neuere tauften sie *catarrhus inteſtinorum crassorum*; es kommt immer auf das nämliche heraus, sie haben beyde *cum grano ſalis* Recht. Es giebt nämlich eine Art von Ruhr, die rein rheumatiſch iſt. Sie leſen dieſe bey *Richter*, *Vogler*, *Verdries*, *Lentil*, *Stoll* und *Askenside* ſehr ſchön beſchrieben. Eben dieſe iſt bey uns diejenige, welche am häufigſten vorkommt. Im Auguſt nämlich und September, oft bis zu Anfang October, wenn die Tage noch recht [w]arm sind und die Morgen, Abende und [N]ächte anfangen kühl zu werden, um eben

*) *Chron. Lib. IV. C.* 6. *pag.* 524.

dieſe Zeit, wo die Därme ſo empfindlich sind, daſs sich gern alles nach ihnen hinzieht, da fallen häufig Verkältungen vor. Es entstehen darauf Tormina, häufiger ſchaumichter Durchfall mit Zwang und Blutſtreifen, zu denen sich alsbald Fieber zu geſellen pflegt. Dieſs nennt man *rheumatiſche Ruhr.* Die Vorſtädte, welche ganz frey liegen, liefern immer die erſten Ruhrkranken ſolcher Art. Hier helfen Opium, ſchweiſstreibende Arzneyen und einwickelnde Mittel. Schweiſs iſt kritiſch. Daſs Catarrh mit dieſer Ruhr noch verwandt ſey, zeigt die unbezweifelte Wahrheit der *Hippocratiſchen* Lehre: »Ruhr heilt Catarrh und Catarrh heilt Ruhr!» Indessen deswegen, weil dieſe Gattung die häufigſte iſt, nur eine rheumatiſche Ruhr ſtatuiren zu wollen, läuft meiner Meinung und meiner Erfahrung nach ſchnurſtraks gegen die Natur der Sache. Ich glaube nach der ältern Eintheilung noch eine *faulichte oder nervöſe, eine gallichte und eine entzündliche* annehmen zu müssen. Man verzeihe mir hier eine Digression, die ich meiner Ueberzeugung ſchuldig zu ſeyn glaube. Die gallichte nimmt ganz die Indoles eines Gallenfiebers an. Die erſten Zeichen sind bitterer Geſchmack im Munde, Drücken in den Präkordien, Aufſtoſsen und Erbrechen einer ſcharfen Galle, eine gelb oder vielmehr braun überlegte

trockne Zunge, Mangel an Appetit, beſonders Ekel vor Eyern, Fiſchen, Fleiſch u. ſ. w. dagegen grosſes Verlangen nach ſauren Sachen *) ein ſpecifiſch riechender Athem, gallichte, ebenfalls ſtinkende Stühle; gallichter dicker Harn, wie der von laſttragenden Thieren; ſtarkes Kopfweh. Im ferneren Verlauf der Krankheit wird die Haut gelb, ſogar das Weiſse im Auge wird gefärbt. Der Durſt iſt marternd und kaum zu löſchen, unerklärlich. Der Puls iſt ſchnell, weich, ungleich ausſetzend. Auch ſtellt sich fortdauernde Schläfrigkeit, was man Dussel nennt, mit einer unangenehmen Empfindung von Schwindel und heftigen Schmerz im Vorderhaupt ein. Was aber vorzüglich entſcheidet, iſt der Umſtand, daſs die Exacerbationen und Remissionen des Fiebers entweder regelmäſsig alle Tage oder allemal über den andern Tag sich einſtellen. Dieſs iſt ſelten oder vielmehr nie bey den übrigen Arten dieſer Krankheit der Fall. Wer wird leugnen können, daſs in dieſem Fall, wo die Krankheit

*) Dieſer Ekel vor aller animaliſchen Nahrung, und auf der andern Seite der Hang und unüberwindliche Luſt nach Genuſs von Säuren, iſt ein Fingerzeig der Natur, welcher als *heilende Bemühung* derſelben vom Praktiker betrachtet und benutzt werden muſs. *Hebenſtreit der jüngere* in Leipzig, und *Robert Jackſon* in Jamaika haben dieſe activen Symptomen am beſten vorgetragen; sie verdienen geleſen zu werden.

offenbar als Gallenfieber behandelt werden muſs, *) die ausleerende Methode die beſte iſt? Ich heilte glücklich, indem ich anfänglich Brechmittel gab, was ich bey rein rheumatiſcher Ruhr ſorgfältig vermied, und dann mit *involventibus, diluentibus*, ſäuerlichen gelinden Abführungsmitteln und der Ippecacuanha fortfuhr, welche letzte doch die Zahl der ſo entſetzlich häufigen Stühle, welche manchen Tag auf 70 bis 80 ſteigen, verminderte, und nicht wie Mohnſaft die ſcharfe ranzichte Galle einſperrte. **)

*) *K. Sprengel* (*Pathol.* II. Th. p. 503. §. 750.) nimmt an, daſs sich Rheumatismus ſehr häufig mit Galle complizire, ja er behauptet, daſs erſterer oft bloſs durch Galle hervorgebracht werde. Dieſs will er vorzüglich auf die Herbſtruhren angewendet wissen. Eben das hat auch *Stoll* unvergleichlich dargethan. *Rat. medend.* Vol III. p. 272.

**) Ich habe bemerkt, daſs Ruhr ihre Kriſen gern durch Durchfälle, Schweiſse, den Urin und Erbrechen macht. Wenn man der Natur aber hier in den Weg tritt, was dann geſchieht, wenn man durch adſtringirende Mittel die Abſonderung des Harns hindert, oder durch Opium die heilſamen Bauchausleerungen einhält, ſo ſchlieſst man die Ruhrſchärfe ein, und bewirkt dadurch Metaſtaſen derſelben auf verſchiedene Theile des Körpers, die dann eine unzählige Menge von Krankheiten zur Folge haben, als: innere und äuſsere Entzündungen, z. B. Bräune, ſehr gefährliche Pleuresien, Lungenentzündungen; ferner Raſerey, Melancholie, fallende Sucht, Gicht, beſonders Kopfgicht (welches ich ſah und einſt noch zu beſchreiben

Obgleich unſere Conſtitution gar nicht zum Gaſtriſchen inclinirt, ſo ſehe ich doch keinen Grund, warum man Gallenruhr ausmerzen ſollte. Galle, die Mutter einer unendlichen Menge von Krankheiten, ſollte dieſe nicht zuerſt und am leichteſten auf den *Tractum inteſtinorum* wirken können?

Diejenigen, welche annehmen, daſs Galle erſt *per conſenſum* in die Därme gebracht werde, welche annehmen, daſs der Reiz, der das Rheuma verurſache, sie herbeylocke, haben gewissermaſsen Recht, nur begehen sie einen Schluſsfehler, sie machen einen *errorem*

hoffe), Geſchwüre im Geſicht, auf den Wangen und an anderen Orten; nach *Schenk a*) und *Hippocrates b*) ſehr böſe Krätze; umziehende und fixe rheumatiſche Schmerzen, wie *Horſt c*) beobachtet hat; Geſchwülſte nach *Triller d*); Verhärtungen in der Leber, Aſthma, Augenentzündungen, langwierige bösartige Geſchwüre, wie *Tissot e*) und *Zimmermann f*) gelehrt haben.

a) *Obſervation*. Lib. III. p. 354.

b) *De victu in morbis acutis*.

c) *Oper*. Lib. IV. pag. 780 und Lib. VIII. *de Morb. externar. part*. p. 412. 413. 414. *Obſerv*. XI u. XII.

d) *Dissert. de tumoribus ſubitis a dyssenteria intempeſtive ſuppressa ortis*. In ſeinen *Opuscul*. Vol. IV.

e) *Avis au peuple*. T. II. Chap. 24. §. 340.

f) Von der Ruhr Cap. VII. p. 91. Frühlingsruhren haben es beſonders eigen, leicht Metaſtaſen auf edle Organe, auf das Hirn und die Lunge zu bilden. *Stoll rat. med*. Vol. IV. p. 68.

caussae non caussae. Man erlaube mir hier mich zu erklären. Jede anhaltende Hitze hat die Folge, daſs ein Theil des Fettes in unſerm Körper verdirbt, ranzicht wird: während eines trocknen brennenden Sommers nun kann es nicht fehlen, daſs ein groſser Theil unſeres Fettes und wenn man will, ein groſser Theil derjenigen Säfte, welche nicht in der Circulation sind, eine ähnliche Verderbniſs annehme, aber ruhig liegen bleibe. Dieſen Zuſtand müssen wir Prädisposition zu gallichten Krankheiten nennen. Im Herbſt nun geht einmal ein ſolcher pathologiſcher Candidat, wo er warm iſt, an die freye friſche Luft, er bekommt Bauchweh, er bekommt endlich Ruhr. Seine ganze Passionsgeſchichte beichtet er nun ſeinem Arzt, und dieſer tauft die Krankheit rheumatiſche Ruhr, nennt sie eine Folge der erlittenen Verkältung. Es iſt nicht zu leugnen, daſs er sich irrt, die *cauſa procatarctica* iſt Galle, die *caussa proxima* oder *occasionalis* iſt die Verkältung. Der kleine Reiz in den Därmen würde bey einem Menſchen, der nicht prädisponirt geweſen, ſolches Uebel nicht haben hervorbringen können. Brechmittel nur als Reizmittel verhüten, weil sie den Zufluſs nach den Därmen vermehren, iſt falſch, die Galle muſs weg, und daſs sie das müsse, geben uns die Zeichen von Un-

reinigkeiten und die Vomituritionen an die Hand; *quo vergunt sordes, eo ducendae,* sagt der *Coische Weise* *). Was richtet man damit aus, wenn man hier blos den Reiz behandeln will? Sehr viel Schlimmes! Die ranzichte Galle, die nun einmal in allen Theilen des Körpers in Bewegung gesetzt ist, und mit Macht in das ganze System der Portadern eines Theils aus dem Unterleib aus allen dessen Theilen, die an dergleichen Saft so reich sind, andern Theils in die Leber aus den übrigen einströhmet, muss ausgeleert werden, oder die ganze Maschine ist dem Sturz reif. **) Stillt man mit Opium den Reiz, so bleiben auf jeden Fall die so häufigen Stühle aus, aber die Galle wird eingesperrt, und der Kranke kann nur durch eine wohlthätige Bemühung

*) *Hippoc. aphorism. Sect. I. aphorism.* 21.

**) Um hier nicht unrecht verstanden zu werden, muss ich erklären, dass ich den Unterleib bey dieser Prädisposition für die Vorrathskammer ranzichten Fettes, verdorbener Säfte u. s. w. halte, die Leber aber als das Organ annehme, durch welches sich alle übrigen dergleichen verdorbene Stoffe aus den Säften des ganzen Körpers in den Magen und die Därme ausleeren.

Meine Begriffe über Polycholie kommen im ganzen vollkommen mit denen überein, welche der grosse *K. Sprengel* in seinem klassischen Werk über Pathologie aufgestellt hat.

der Natur, d.h. durch eine neue Ruhr noch gerettet werden. Diese μελαινα χολη, so nannten es die Alten, das verstanden sie eigentlich unter diesem sehr viel umfassenden Wort, spielt eine Hauptrolle, *) und läfst sich nicht wie Rheumatismus behandeln.

Die *faulichte Ruhr* ist eben so wenig zu verkennen. Manchmal fängt Ruhr mit dem pathognomonischen Zeichen des Faulfiebers an. in diesem Fall ist sie sehr übel und ich möchte sagen pestilentialisch; ob sie gleich bey uns nicht so häufig ist als in sumpfigten Gegenden, auf Schiffen und nie geöffneten Gefängnissen, so habe ich sie doch gesehen, aber ich muss es gestehen nur ein paarmal, und zwar etwas spät im Herbst nach heissem Sommer, bey Menschen, deren Safte sehr zur Fäulniss neigten. Ich musste hier eine gallicht faule Schärfe mit einem spezifischen Ruhrmiasma annehmen. Hier eine ganz kurze Beschreibung.

Alle Zeichen verrathen hier gleich Anfangs Fäulniss und mehr Auflösung der Säfte. Die Kräfte sinken schnell und sind unwiederbringlich verloren. Dabey fühlt die forschende

*) Dass die Alten schon diese für eine der Ursachen der Ruhr hielten, erhellt aus *Hipp. Werken;* dieser sagt: »*Wenn Ruhr von schwarzer Galle herrührt, so ist sie tödlich.*

Hand jene brennende beissende Hitze, die man in Faulfiebern unterscheidet; um sie unverkennbar zu machen, will ich *Galens* *) eigene Worte hierher setzen; er sagt: »*Inter initia* »*accessionum (dum adhuc suffocatus calor, et* »*intus accenduntur excrementa) non statim* »*admoventibus manum dignoscitur, sed diu-* »*tius immorantibus hoc caloris genus quasi* »*de profundo emergit. Nihil suave nihil mo-* »*deratum habet, sed* ***mordax*** *potius quod-* »*ammodo est, ut laedat, mordeatque tactum,* »*veluti fumus oculos et nares.*» Der Puls ist äusserst schnell, klein und nicht ganz wie er soll, daher leicht von demjenigen bey Gallenruhr zu unterscheiden. Ganz genau läst er sich nicht beschreiben, oft ist er der Puls eines sehr Entkräfteten, manchmal ist er ein Intestinalpuls, der von Unreinigkeit in den ersten Wegen und von nachfolgenden Ausleerungen zeugt. Die Kranken athmen schwer und ihr Hauch ist ekelhaft riechend und heiss. Die Temporalarterien und Carotiden sieht man klopfen, die Nasenflügel bewegen sich bey jedem Athemzug. Der Harn ist entweder roh, und das ist nach der *Hippocratischen* Schule ein Beweis der wahren Abwesenheit der Kräfte, oder er ist dick, braun, stinkend, ohne jedoch einen Bodensatz zu bilden. Diess schon

*) *De febrium differentia*, Lib. I. Cap. XI.

allein beweist Fäulnifs. Doch lassen auch die grauen, blauen, fchwarzen, gelben Petechien nicht mehr zweifeln. Durch den Stuhl werden Maafse von fchwarzem Blut ausgeleert, die fo fchrecklich übel riechen, dafs ihnen nichts an die Seite zu fetzen ift. *) Der Zwang ift geringer als bey Gallen- und Entzündungsruhr. Die Augen folcher Unglücklichen liegen tief und ihre Blutgefäfse sind immer mit dem dünnen Blut angefüllt, sie fchwimmen beftändig in unwillkührlichen Thränen, sind oft gelblich und haben ein trauriges Anfehn. Die Hypochondrien sind fehr ausgedehnt und angefpannt; sie werden es immer mehr, jemehr durch den After ausgeleert wird. Die Zunge ift ftark überlegt, trocken, hart,

*) In dem hiesigen Stadthospital lebt noch jetzt ein gewisser *Dittert*, welcher einft unter andern auch faulichte Ruhr hatte; er leerte (und diefes Beyfpiel ift gewifs nicht unwichtig) endlich gar nichts mehr als ein folches fchwarzes riechendes Blut aus, und zwar alltäglich einen Topf voll. Wahre anfangende Fäulnifs im Körper zeigt sich gewifs immer durch dergleichen heftige Blutungen an, welche bey ihr unausbleiblich sind, weil sie das Blut nicht nur flüssiger macht, fondern auch dessen Expansivkraft zu einem Grad erhöht, dafs die ohnehin dabey fchwachen Blutgefäfse aufberften. Daher alle Arten von Hämorrhagien, und zwar immer in hohem Grade. Berften aber Blutgefäfse unter der Haut, fo giebt es Ekchymofen, Petechien, blutige Schweifse u. f. w.

braunſchwarz, die Zähne mit einem braunen Schmeer umgeben. Ueberdem überziehen dunkle Schwämmchen Mund und Rachen wie eine Decke; einen Leichenduft haucht der Leidende: es brechen an einzelnen Theilen des ohne Schaam unordentlich hingeworfenen Kranken kalte Schweiſse aus; ein Meteorismus kommt hinzu und meiſtentheils nimmt die Sache folgenden Ausgang:

Ῥὶσ ὀξεῖα, ὀφθαλμοὶ κοῖλοι, κροτάφοι ξυμπεπτωκότεσ, ὦτα, ψυχρα καὶ ξυνεσαμένα, καὶ οἱ λοβοι τῶν ὤτων απεσραμμένοι, καὶ τό δέρμα τὸ περι τὸ μέτωπον σκληρόν τε καὶ περιτεταμένον, καὶ καρφαλέον ἐὸν, καὶ το χρῶμα τῦ ξύμπαντοσ προσώπυ χλοροντε, η καὶ μέλαν ἐόν, καὶ πελιὸν, ἤ μολιβδῶδεσ, θάνατος.

Doch habe ich kürzlich einen kranken Apotheker (Herrn *Hartmann*) zu behandeln gehabt, der beynahe alle dieſe Zeichen hatte, und zuletzt noch bey ſeinen Schwämmchen eine Salivation und fünf Tage und Nacht anhaltenden ſtarken Schlucken hatte, und doch mit dem Leben davon kam. Der Schlucken war hier bloſs *ſymptoma ſymptomatis* und ich erklärte ihn gleich für einen nicht tödtlichen Gefährten der Aphthen. Wollte man in dieſer Art von Ruhr das Opium geben, man würde den Kranken aufopfern.

Die *entzündliche Ruhr* nun iſt ſehr ſelten. Sie iſt mit Entzündungsfieber und leerem

Zwang vergesellschaftet. Manchmal wird eine Eyerschaale voll weissen Schleims ausgeleert; ich behandelte sie als einen *catarrhum intestini rati.* Manchmal erfordert sie Aderlass, immer *Nitrum*, *Diluentia diaphoretica*, *antiphlogistica.* Ich erinnere mich sie nur ein paarmal gesehn zu haben. *)

§. 21.

Auch *Gicht* ist endemisch. Da das Wesen dieser Krankheit entzündlich gallicht ist, so ist unser Himmelstrich, unser Locale ein fruchtbarer Boden für dasselbe. Hierbey leiden die Gelenke und Knochen am meisten; der Gichtstoff wirft sich in die Aponeurosen und bildet da eine coagulable Lymphe, die, wo sie einmal eingewurzelt ist, kaum weggeschafft werden kann. Sobald der November und December trockne Kälte mitbringen, so hört man auch schon hier, da, dort das Gewimmer der gichtischen Leute; so wie wieder der Boreas aufhört und ein West eintritt, haben die bisher Gemarterten wieder Ruhe. Erzeugt die Heftigkeit des Schmerzes aber Fieber, so rafft die Natur bisweilen alle ihre Kräfte zusammen und setzt, ohne dass man es

*) Ich habe diese Spezies von Ruhr nie in einem fürchterlichen und gefährlichen Grade gesehn, aber *Zimmermann* sah sie nach 5 Stunden tödtlich werden.

vermuthen ſollte, einen Tophus an irgend einem Knochen an, und befreyt durch dieſe Apoſtaſe den Kranken von allem Schmerz. Doch mehr als dieſes thun noch freywillige Durchfälle, die ſchon *Hippocrat* *) für heilſam hielt und Blutausleerungen durch die Naſe. Auf den Sommer haben alle Gichtiſchen die gröſste Urſache sich zu freuen; die *Lahn* nimmt in ihrem Flieſsen alle ihre Qualen mit. Das Baden darin beweiſt sich ungemein wohlthätig: Sollte sich dadurch vielleicht jene zähe Lymphe auflöſen? Sollte sie wohl dadurch in Umlauf gebracht und fortgeſchafft werden? Sollte die aufs kühle Baden gewöhnlich sich vermehrende Diaphoresis ſolche tröſtliche Wirkung thun? Oder ſollte die Temperatur des nassen Elementes dieſen Nutzen ſtiften. Vielleicht, indem sie die Congeſtionen nach den äuſsern Theilen hebt, vereinigt das Lahnbad dieſs alles in sich; wir wissen, daſs es hilft. So gab die Natur zu jedem Uebel auch wieder ein Hülfsmittel, und uns den Verſtand, der es uns ſuchen und wählen lassen ſoll. Da wir dieſes nun haben, ſo wäre es allerdings ſehr billig, wenn wir mehr Gebrauch davon machten als es wirklich geſchieht. *Um geheilt zu werden, bedürfen wir Wisbadens*

*) *Articulorum dolores ſolvit ſpontanea alvi dejectio.* *Hipp.*

nicht, auch unſere vaterländiſche Lahn iſt heilend.

§. 22.

Entzündungen aber sind bey uns am allerhäufigſten, und wo sich dieſe zeigen iſt das Gaſtriſche nicht zu ſuchen. Dieſs triſſt bey uns ein. Die Hälfte unſerer Krankheiten führen ein *itis* am Ende. So z. B. *Pleuritis, Pleuroperipneumonitis, Phrenitis, Hepatitis, Metritis, Cephalitis, Splenitis, Gaſtritis, Enteritis, Cyſtitis* u. ſ. w. Da aber die Bruſt am meiſten leidet, ſo sind Seitenſtechen und Lungenentzündungen gar häufig. In den Monaten Januar, Februar, März, oft bis in' den April zeigen sich Pleuresien. Zuerſt zeigen sie sich immer am Oberthor, welche Gegend der Stadt am meiſten von der reinen Nordluft gefaſst wird. *) Wer einmal dazu eine Neigung hat, bekommt sie hier öfters im Jahr. Wir haben Leute, die alle zwey bis drey Monat müssen Ader lassen, wenn sie nicht Entzündungen sich ausſetzen wollen. Bräunen kommen deswegen ſehr oft vor, und die ſogenannte Bruſtbräune habe ich manchmal erlebt. Viele Kinder ſterben am Bruſtfieber. Eine Pleuresie gut heilen, muſs man von den Alten lernen; die Lehre von Coction und

*) *Omnis epidemia ab inclementia coeli!*
Hippocr.

Crudität, von Lysen, Crisen, Perturbationen, Apostasen und Metastasen muss man aus den *Hippocratikern* und ihrer Quelle schöpfen, wenn man sie gründlich und gut heilen will. Mir ist es immer eine Freude, wenn ich eine reine Peripneumonie oder Pleuresie behandle und finde, dass ein *Morton*, *Boerhave*, *van Swieten* u. s. w. wahr und zuverläsig sind, dass ich sie wie ein untrügliches Orakel betrachten kann. Entzündungskrankheiten sind das eigentliche Feld für den Arzt um sich Ehre zu erwerben; gewisser als irgend bey einer andern Krankheit ist hier die Diagnose und Prognose, wenn man Crisen und critische Tage anerkennt. Wie oft werden aber Pleuresien schlecht behandelt, wie oft wird zu viel, wie weit öfter aber zu wenig gethan! Die Folge davon sind die *pleuritides suppuratae*, und wahre Lungensuchten, die man hier gar häufig sieht. *Pthisis pulmonalis* ist eigentlich hier nicht zu Haus, denn, nach *Stoll*, *plurimi pthisici ex abdomine fiunt*, und diess läst sich nur an Orten annehmen, wo intermittirende Fieber grassiren, welche die Unterleibseingeweide verderben, wenn sie durch Quacksalberey, schlechte Diät u. s. w. zu früh verschwinden, und sogenannte Fieberkuchen, d. h. geschwollene Drüsen im Mesenterium u. s. w. eine sehr ausgedehnte verderbte Milz und

Leber und Stockungen in den feinſten Gefäſsen zurücklassen. Alſo unſere Pthiſes, wenn sie nicht durch Amenorrhoe, erbliche Disposition oder Ausſchweifungen entſpringen, sind eigentlich Acquiſite durch vernachläſsigte Catarrhe und ſchlecht behandelte und daher in Eiterung übergegangene Bruſtfieber. *) Dieſs iſt nun leider beym gemeinen Mann ſehr häufig der Fall; er kann oder will nichts brauchen, und eine Entzündungskrankheit der Natur überlassen, iſt eben ſo gut, als einem kollerichten jungen tobenden Gaul den Zügel auf einem halsbrechenden Weg ſchieſsen lassen, er verunglückt durch ſeine eigene Kraft; hier muſs aſtheniſch verfahren werden und zwar alsbald im Anfange, ſonſt gewinnt das Uebel die Oberhand. Bey den meiſten unſrer Krankheiten bemerken wir eine inflammatoriſche Complication; dem praktiſchen Arzt auf unſerm Grund und Boden darf dieſer Genius nicht aus den Augen kommen. Sie miſcht sich ſogar in Waſſerſuchten. Dies beweiſen

*) *Qui ex pleuritide ſupparati fiunt* (ἐμπυονίνονται) *si intra quadraginta Dies, a) ex quo ruptio fuerit facta, repurgentur ſuperne, liberantur: si vero minus, ad tabem tranſeunt.*

Hippocr.

a) *Eadem tabes ſubit, si in lateris dolore orta ſuppuratio inter quadraginta dies purgari non potuit.*
Celſus L. II. C. 7. p. 66. 67.

die nicht ſeltenen Beyſpiele von noch lebenden Menſchen, die durch eine einzige Paracentheſe geheilt worden sind. Wären verdorbene Unterleibseingeweide hier die Schuld geweſen, ſo hätte das Abzapfen nichts geholfen, »*non enim tali caſu malo medetur para-*»*centhesis, ſed ſolummodo medicinae locum*»*facit,*» ſagt *Celſus*. *Bacher* ſtimmt auch hiermit überein.

§. 23.

Nun aber eine Krankheit, die Wezlar berühmt macht, nämlich *Rhachitis*, oder die ſogenannte Engliſche Krankheit, die doppelten oder abgeſetzten Glieder. Die Zahl von verwachſenen Menſchen, von Pucklichten und Krüppeln iſt ſo groſs, daſs wie geſagt, Fremde ſtaunen, die sich in unſerer Stadt zum erſtenmal ſehn. Es iſt auch wirklich ſehr auffallend, denn es giebt ganze Straſsen, wo beynahe Haus für Haus dergleichen Elende aufzuweiſen hat, namentlich z. B. unter andern die Schuhgasse. Woher, wird man fragen, kommt denn das? *) Wahrſcheinlich, antworte ich, aus fol-

*) Man zerhaut dieſen Gordiſchen Knoten mit dem Schwerdt und erklärt dieſe Krankheit für durchaus erblich! —

Wie ſehr ſtreitet aber die Erfahrung gegen dieſe Behauptung! Sieht man nicht täglich bey uns Leute vom beſten Wuchs, deren Eltern rhachitiſch waren?

genden Gründen: Unſere Straſsen sind ſehr ſchlecht und elend und, weil der Umfang der Stadt ſelbſt nicht groſs iſt, auch beynahe theils voll Menſchen, theils mit Wagen, Vieh u. dergl. angefüllt. Ferner die Nahrungsmittel bey der ärmeren Klasse sind ſchlecht und beſtehen aus meiſtens ſehr ſchwer zu verdauenden Dingen, die überdem nicht ſehr nährend sind, und alſo in groſser Menge genossen werden, z. B. Kartoffeln, Brey u. ſ. w. Rhachitis aber iſt eine Krankheit, welcher nur Kinder zwiſchen dem erſten und zweyten Jahre ausgeſetzt sind. Wenigſtens wird in der frühen Jugend nur der Grund dazu gelegt. *) Sie werden nach unſerer Sitte ſchon in den Windeln mit Brey und Kleiſter gefüttert; ſo viel in sie hineingehen will, wird in sie gepfropft. Da dieſes nun ganz gegen den Gang der Natur iſt, ſo können Krankheiten auch nicht ausbleiben. **) Die erſten übeln Folgen

Und sieht man nicht wieder eben ſo oft die Kinder ſehr gut gewachſener Eltern rhachitiſch werden?

Das Aeuſserſte was man annehmen kann, iſt erbliche Anlage, die aber nur in Atonie der feſten Theile ihren Grund hat.

*) *Stoll* will Rhachitis bey manchen nach den Jahren der Mannbarkeit sich erſt haben entwickeln ſehn. Hat er recht geſehn, der groſse Arzt, ſo gehörten ſeine Fälle doch immer nur unter die Ausnahmen.

**) Auffallend iſt für jeden Arzt, der an andern Or-

dieses Ueberfütterns mit unverdaulichem Zeug sind dicke Bäuche, welche theils von Infarcten im Mesenterium und den Eingeweiden der Bauchhöhle überhaupt, theil von Megalosplanchnie hervorgebracht werden. Könnten die Kinder sich nun stark bewegen, könnten sie auf der Strafse oder auf freyen Plätzen herumspringen, so möchte dies immer ohne grofsen Nachtheil für ihr künftiges Leben und Gesundheit hingehn; sie würden sie verwachsen und vertheilen; da dies aber gar nicht der Fall ist, da vielmehr gerade die Kinder einsitzen müssen, so leidet dabey die Verdauung so sehr, dafs der Magen, statt einen blanden Chymus zu kochen, einen wahren Essig siedet; diese *suburra* ist nun zur Nutrition nichts nütze; es erfolgt also natürlicherweise eine Atrophie, die entweder mit dem Tod endet, oder wobey die Kinder fortleben, dicke Gelenkknochen bekommen, das Gehn verlernen und schiefe Beine bekommen. Auch der Kopf wird dicker, oft beugt sich

ten practicirt hat, die Menge von *Wurmfiebern* und *verminösen Complicationen*, welche man in Wezlar bemerkt. Obgleich ein Ort mehr diesem Uebel ausgesetzt ist als der andere, und unsere Stadt gleichsam nach einem natürlichen und durchgängig bemerkten Gesetz mehr Wurmkranke zählet, als Städte, welche mittäglicher liegen, so ist zum Theil doch gewifs auch das Ueberfüttern daran Schuld.

der Rückgrad ſelbſt. *) So sitzen nun dergleichen Kinder oft viele Jahre ohne sich bewegen zu können, manchmal wachſen sie gar nicht und sind nur der menſchlichen Geſellſchaft zur Laſt. Kommen sie aber auf, ſo werden aus ihnen oft ſchreckliche Figuren, oder wenns gut abgeht, doch immer entſtellte Menſchen. Ich erkläre mir die Urſache folgendermaſsen: die Säure, die der Magen kocht, bringt Säure in alle Säfte ſolcher Kinder. Dieſe Säure dringt endlich durch bis zu den Knochen, ſcheidet gleichſam das *gluten*

*) Ich zweifle ſehr, daſs die von manchem Catheder verkündeten vielen verſchiedenen Arten von Rhachitis sich je dem unpartheyiſchen Praktiker beſtätigen werden. Obs z. B. eine Rhachitis giebt, welche von fortgeerbtem *veneriſchen*, nun verlarvtem Gift herrühre, bedarf vieler Beſtätigung. wenigſtens glaube ichs nicht. Ferner iſt die *ſcrophulöſe Rhachitis* auch nicht ſo anzunehmen; die Vertheidiger derſelben nehmen verſchiedene Modificationen derjenigen Schärfe an, welche der Grund des Uebels iſt, und ſtatuiren um methodiſch zu ordnen, auch den Fall, daſs bisweilen die rhachitiſche Schärfe auch Scrophelſchärfe ſey — sie irren! Beyde sind *toto coelo* von einander verſchieden. So mag es sich auch mit den übrigen Arten wohl verhalten.

Wenn ich nicht irre, ſo nimmt der bekannte *Antoine Portal* in ſeinem Werk *Obſervations ſur la nature et le traitement du Rachitisme* sieben Arten derſelben an.

animale in denſelben von dem erdichten Beſtandtheil ab. Die Röhrknochen werden dadurch mürbe und biegſam, und weil sie dieſes werden, ſo nehmen sie endlich diejenige Geſtalt an, welche die sich an ihren Enden inſerirenden Muskeln, vermöge mechaniſcher Geſetze geben müssen. Da nun von den Muskeln die Attractores eine Kraft haben, welche die der Abducentium bey weitem überwiegt, wie wir das bey einem nackten neugebohrnen Kinde ſehn, wo sich der Körper ganz zuſammenzieht, ſo gehn die Knie auswärts, und die Ferſen kommen dicht zuſammen; ſo nun auch mit dem Uebrigen. *) Doch auch hier wirkt unſere heilbringende Lahn als ein ſtärkendes und zertheilendes Mittel auſserordentlich. Die dicken Bäuche ſchmelzen bey dem Gebrauch derſelben sichtbar zuſammen, die Dauungskräfte werden verbesſert und die Kräfte wieder hergeſtellt. Wäre

*) Man ſoll zwar den menſchlichen Körper nicht als ein chemiſches Laboratorium betrachten, indessen muſs ich hier doch anführen, daſs die Verſuche, welche man mit Knochen angeſtellt hat, ſehr für meine Meinung beweiſen. Ein Knochen in Säure gelegt, wird aufgelöst und biegſam; ich habe Verſuche geſehn, welche mir das zeigten. Auch verdient hier *Bertrandi (Opere cirurgiche)* nachgeleſen zu werden. Die Knochen von Kindern, welche an Rhachitis geſtorben sind, hat man nach *K. Sprengel* (ſ. dessen Pathol.)

das Baden der Kinder mehr, oder möcht ich ſagen allgemein eingeführt, wahrhaftig es würde manches gerettet werden, was ſo ſchon früh die mütterliche Erde wiederbekommt. Bewegung, Reiben des Körpers, gute Diät, ſtärkende und abſorbirende Arzneyen leiſten hier auſserdem noch die vortreſflichſten Dienſte.

§. 24.

Die Lehren jener harten Geburtshelfer *Sacombe*, *Boer*, *Kranz* u. ſ. w. nämlich, auch die ſchwerſten und widernatürlichſten Geburten ganz der Natur zu überlaſsen, widerlegen sich bey uns ganz. Bey uns iſt es leider ſehr oft der Fall, daſs der Geburtshelfer herbey *muſs*, und die Paradoxie jener Herren, daſs Verwachſene am leichteſten gebähren, wird lächerlich gemacht. Es iſt bey uns der Fall, daſs häufiger als an irgend einem andern Ort der Gebrauch der Inſtrumente bey Nie-

in ihrer Oberfläche mit einem Knorpel überzogen gefunden: dabey waren sie halb durchsichtig und weich, in ihrem Gewebe ſchwammicht. Iſt dieſs nicht das Bild von Knochen, die durch Säure gelitten?

Daſs übrigens die Säfte aus den erſten Wegen in die zweyten unverändert übergehen können, beweist unter andern die Erfahrung, daſs man die Knochen von Vieh, welchem man die Wurzel der *Rubia tinctorum. L.* (Färberröthe) gegeben hat, durchaus mit rothem Färbeſtoff durchdrungen findet.

derkunften erfordert wird, und diefs folgt aus dem fehr einfachen Grund, weil es viele Rhachitifche giebt. Welchem erfahrnen Arzt ift es unbekannt, dafs die Ungeftaltheiten der Knochen derfelben sich bis auf die Zähne und das Becken erftrecken. Fürchtet sich nicht jeder Wundarzt vor dem Zahnausnehmen bey Leuten, welche die Englifche Krankheit gehabt haben. Die Zähne folcher haben nämlich oft ganz zu Haken gebogene Wurzeln, mit denen, wenn sie unvorsichtig ausgenommen werden, oft ein grofser Theil des Kiefers mitgeht. Ferner habe ich Becken in der Sammlung des Herrn Oberhofrath *Stein* gefehn, welche wie eine Brezel in ihrem Innern geftaltet waren. Die Conjugata wurde durch die zu dichte Symphyfe der Schaambeine und eine unnatürlich grofse Protuberanz am heiligen Bein fo eng, dafs sie vielleicht nur 2 Zoll betrug. Diefs ift nun bey rhachitifch gewefenen, und bey folchen, die lange an Gicht gelitten haben, ein ganz alltäglicher Fall, wenn auch der Raum nicht ganz fo eng ift, wie der im oben erwähnten Becken. *) Wie unendlich viele Gomphofen von allen Graden sind mir hier in meiner Praxis fchon vorgekommen, welche

*) Einige Abbildungen diefer Becken siehe in *Steins* Lehrbuch der theoretifchen und praktifchen Entbindungskunft. Erfte Ausgabe.

ich ſchlechterdings nicht anders als durch Anlegung der Zange, oder im äuſserſten Fall durch Perforation des Craniums und Enthirung heben konnte! Ja die Noth trieb mich bey Krüppeln zum Kayſerſchnitt. Einſt machte ich dieſen und brachte ein lebendes Kind, den andern Tag ſtarb aber die Mutter und leider auch das Kind, was ſehr wohl und ganz unbeſchädigt war. Gegen dieſes Uebel iſt gar nichts zu machen.

§. 25.

Nun zuletzt komme ich noch auf eine Krankheit, die ebenſalls ſehr allgemein iſt; sie gehört in die Klasse derer *ex lentore*, oder *Browniſch* sie zu beſtimmen, unter die aſtheniſchen; es sind die *Scropheln*. Wie sie sich zu uns verirren, da sie eigentlich flachen Erdſtrichen, ſumpfichten Ländern und den Seeufern, Schweizerthälern, Tyrol u. ſ. w. zugehören, kann ich nicht beſtimmen, kurz sie sind häufig hier, und werden, da sie *Rougemont* mit unter die erblichen rechnet, auch nicht ausgehn. Gegen *Fauce*, der dieſs leugnet, weiſs ich meine Erfahrung aufzubieten. Sie ſcheinen nach den genaueſten Unterſuchungen von einer gewissen Anlage der feſten Theile, und vorzüglich des Syſtems der Lymphgefäſse abzuhängen. Hieraus entſteht, ſo ſcheint es, ein beſonderes Gift, welches, gegen

die Meinung vieler, nichts von der Natur des venerifchen hat. Es fcheint eine befonders geartete Säure zu feyn, deren Natur uns noch nicht genug bekannt ift. Wirft sich diefes auf die lymphatifchen Drüfen, fo bildet es die fogenannten kalten Gefchwülfte; auf andere Theile verfetzt, macht es Augenentzündungen, Anfprung, Gliedfchwamm u. f. w. Vor wenigen Jahren machte man sich fo grofse Hoffnung diefes Uebel durch ein Mittel zu heilen, das die grofse Empfehlung *Hufelands* für sich hatte; allein der fchöne Traum ift auch dahin! *) Alle die Verfuche, welche ich und ein grofser Theil meiner medizinifchen Freunde und Bekannten mit der *kochfalzfauren Schwererde* angeftellt haben, sind fruchtlos abgelaufen; ich habe sie in der gröfsten Gabe angewendet, allein ganz ohne Nutzen. Die ftärkende Methode ift die einzige, wodurch man ihm einigermafsen begegnet. Vielleicht haben wir es von den kommenden Zeiten zu hoffen, dafs man sie heilen lernt; bis jetzt kennen wir nur Palliative dagegen.

*) Man fehe über diefe Krankheit, und wie ich über den Gebrauch der *Terra ponder.* und ähnlicher Mittel denke, meine Preisfchrift: *Ueber die Erkenntnifs und Heilung der Skrofelkrankheit.* Jena 1795.

d. H.

§. 26.

Uebrigens sind die Handwerksleute, wie in der ganzen Welt, ihren befonderen Krankheiten ausgefetzt. Die *Perückenmacher*, *Strumpfwirker*, *Maurer*, *Wollkämmer* werden z. B. lungenfüchtig durch die Haar- und Staubanhäufungen in den Refpirationsorganen. Die *Müller* und *Steinmetzer* werden afthmatifch wegen den Tuberculis in den Lungen, welche durch das Einathmen von Mehl und Sandftaub entftehn; sie kämpfen überdem noch mit Blutfpeyen. Die *Schuhmacher*, *Schneider* und *Leinweber* werden kachektifch, haben Stockungen im Unterleib, Hüftweh, blinde goldne Ader; im Alter werden sie auch leicht wasserfüchtig und leiden an Bruftbeklemmung. Die *Schreiber* und *Gelehrte*, welche eine sizzende Lebensart und Kopfarbeiten haben, werden von der leidigen Hypochondrie heimgefucht, und verdienen mit Recht den Namen Geifsel der Aerzte. Durch den Mifsbrauch erfchlaffender Getränke u. f. w. sieht man viele *hyfterifche* Frauenzimmer. Doch nun genug!

Dr. *G. F. C. Wendelftadt*,

Physikus der Reichsftadt
Wezlar u. f. w.

V.

Beyträge zur Geschichte der Heilungskraft des Kalchwassers gegen die Harnruhr, von M. Doctor *August Jacob Schütz* zu Bruchsal.

Die Harnruhr ist bekanntlich eine hartnäckige tödtliche Krankheit, die selten vorkömmt, sehr leicht, besonders im Anfange, übersehen wird, und da wir weder über die Verletzung der Organe des Körpers, noch der Mischung der Säfte selbst, oder wie von beyden zugleich solche Krankheitszufälle entstehen können, genugsam überzeugt werden, so dürfen wir auch uns keiner bestimmten wissenschaftlichen Heilart derselben rühmen, sondern unsre Erkenntniss und Heilungsbestreben hierüber ist bloss empirisch.

Man gebrauchte überhaupt, nach bisherigen ganz vernünftig anerkannten allgemeinen Heilanzeigen auf die vorausgegangenen bekannten schwächenden Ursachen derselben,

von Kälte, Angſt, Schrecken, Schwelgen, Ermüdung u.ſ.w. ſtärkende, zuſammenziehende, ſchweiſstreibende, erweichende, Säure dämpfende, krampfſtillende Mittel, mit dem ſeltenſten Erfolge einer dauerhaften Heilung. Was wir aber hierdurch zu einer radicalen Heilung beygetragen haben, können wir lediglich den Beobachtungen und der hiſtoriſchen Erkenntniſs zum Verdienſt rechnen, wodurch wir endlich durch Muthmaſsungen und weitere Verſuche dem Verhältnisse näher kommen, in welchem dieſe oder jene Modification der Harnruhr mit gewissen Gattungen oder Arten von Arzneymitteln ſtehen, und ſo müssen wir immer am Krankenbette weiter forſchen, um endlich zu erfahren, wo und wie Chinarinde, Opium, Kampher, Wein, Alaun, Kalchwasser, Schwefel, warme Bäder, das Quecksilber, die Spaniſche Fliegentinctur innerlich genommen, und Vesicantia auf das heilige Bein, durch die bewirkte Reaction eines Individui ihre relative Heilkräfte sicher äuſserten.

Ich hatte zu Pavia unter Herrn *J. P. Franck*, einem Arzt und Lehrer der Arzneykunſt von der erſten Gröſse, in den Jahren 1789 bis 1790 die Gelegenheit, fünf Harnruhren von dreyerley Arten zu obſerviren, d. i. *Diabetem aquoſum, mellitum* und *hyſtericum*. Gegen die zwey erſteren thaten der Alaun, die Do-

werſchen Pulver, die *Griffitiſche* Mixtur *), die Spaniſche Fliegentinctur, nur eine kurze Zeit hindurch gute Wirkung. Bey letzterer aber wurde eine Patientin durch den Gebrauch benannter Mixtur von den gewöhnlichen Zufällen der Harnruhr bald befreyet, ohne daſs jedoch die übrigen ſchmerzlichen und erſchütternden Krämpfe, welche vor wie nach der Harnruhr die Kranke befielen, ſobald nachlieſsen. Dieſe Mixtur wurde zwar nicht ganz nach *Griffiths* Vorſchrift verordnet, ſondern ſtatt des *Aquae alexiteriae simplicis, nucis moſchatae, Tincturae cort. peruv.* folgendermaſsen abgeändert:

℞ *Sal. abſynth. Drach.* j.
Solv. in aqu. menth. pip. unc. vj.
adde
Sal. mart. factit. gr. xjj.
Aqu. cinamom. unc. ſemis.

M. D. S. Alle 2 Stunden 1 Eſslöffel voll, oder täglich dreymal den vierten Theil zu nehmen.

Joſeph Frank heilte in der Pavianiſchen kliniſchen Schule **) *Diabetem aquoſum* mit Mercurialfrictionen und den damit verbundenen

*) Siehe *Sammlung auserleſener Abhandlungen für praktiſche Aerzte.* VI. Band, Seite 591.

**) *Ratio inſtituti clinici Ticinensis. Viennae* 1797. *fol.* 208.

innerlichen ſtärkenden Mitteln innerhalb 62 Tagen.

Erſter Fall.

Nun hatte ich auch das Vergnügen, im Juny 1793 einen armen Bürger in dem Reichs-Ritterſtiftiſchen Amte *Odenheim*, bey welchem ich ſowohl wegen Abgang der hierzu geeigneten Verpflegung, als auch der zahlreichen Apothekerbüchſen aus den Klassen empiriſcher Mittel und Kurarten keinen fernern Verſuch machen konnte, mit dem einfachſten Gebrauche des Kalchwassers *in ſtarken Gaben*, bald zu heilen.

Der Kranke war 50 Jahr alt, ein Metzger von magerem Körperbau, veränderlicher blasſer Gesichtsfarbe, und von Jugend auf dem unmäſsigen Weintrinken und andern ſchwächenden Ausſchweifungen ergeben, welche aber ſeit vielen Jahren aus Armuth unterblieben. Er handelte, als er kurz zuvor mit einem öfteren und ſchmerzlichen Blutharnen, woran er auch ſchon vor acht Jahren gelitten hatte, behaftet war, mit Schlachtvieh in das Kaiſerliche Lager über den Rhein, litt bey groſser Sommerhitze vielen Durſt, und labte sich dabey öfters mit einem ſchnellen Trunk kalten Brunnenwassers, ſchlief Nachts leicht bedeckt unter freyem Himmel auf den Wagen, und verkältete sich in ſolchen kühlen,

oft auch nassen Nachtlagern so sehr, daſs er Morgens an vorübergehendem Frost mit nachfolgender Fieberhitze, heftigem Durst, schwerem Athmen, erstarrten und bis an die Knie geschwollenen Füſsen, die ihn kaum mehr tragen konnten, erkrankte, und in solchen Umständen begab er sich gleich nach seiner Rückreise den 16ten Juny 1793 zu mir, um sich heilen zu lassen.

Der Kranke hatte nebst erwähnten Zufällen, worunter das *Bluthamen*, die geschwollenen Füſse, der Fieberfrost schon ziemlich vermindert waren, ein blasses etwas aufgeschwollenes Angesicht, engen Athem, eine hartnäckige Leibesverstopfung, einen langsamen weichen Puls, und muſste öfters uriniren, ohne daſs jedoch letzteres von ihm in besonderen Anschlag genommen wurde, litt vielen Durst, hatte sehr wenig Appetit zum Essen, ohne jedoch über Ekel und üblen Geschmack zu klagen, einen trocknen Mund, eine reine Zunge, schlaflose unruhige Nächte, zwar noch muntern Geist, verspürte aber täglich solche Abnahme der Kräfte, daſs er endlich immer zu Bette liegen muſste.

Drey Tage nachher klagte er nebst benannten Zufällen über die noch täglich zunehmende Trockenheit des Mundes, ein Brennen in den Gedärmen, ein Drücken und Zie-

hen in der Nierengegend, und der Urin, der immer noch ſehr häufig abging, hatte anfänglich ein wassergrünſarbiges durchsichtiges Anſehen, aber keinen ſüſsen Geſchmack, die Haut war ſehr trocken, der *volle weiche Puls ſchlug* 30 *mal in einer Minute*, und die Fuſsgeſchwulſt war bereits wieder gänzlich verſchwunden.

Von nun an lieſs ich die Menge des Urins täglich abmessen und obſervirte die Krankheit, ohne etwas weſentliches dagegen gebraucht zu haben, folgendermaſsen fort, um mich immer mehr von der Harnruhr zu überzeugen.

Den 21. Juny hatte er ſeit Abends 6 Uhr bis Morgens 9 Uhr 7 Pfund Urin gelassen, des nämlichen grünlichten Anſehens, der Puls ſchlug 32 mal in einer Minute, die Menge des Tranks überſtieg kaum ein Maaſs innerhalb 24 Stunden, ohnerachtet er nach der Gröſse des Durſtes beſtändig mehr trinken konnte. Den Wein konnte er wegen der vielen nächtlichen Wallungen und Unruhen nicht ertragen, auch blieb die Leibesverſtopfung ohne Klyſtier die nämliche.

Den 22ſten klagte er über beſtändigen ſauren Geſchmack, und urinirte innerhalb 24 Stunden 14 Pfund, der Puls war der nämliche langſame.

Den 24ſten lieſs er in nicht gar 24 Stunden 9 Pfund Urin, welcher ſeit geſtern etwas blutig ausſahe und ſehr faulartigen Geſtank verbreitete; der Puls ſchlug 52 mal.

Den 25ſten lieſs er 14 Pfund Urin eines mehr fleiſchwäſsrigen Anſehns, der Puls ſchlug 54 mal; das Drücken auf der Nierengegend war ſeit drey Tagen ſchon hinweg, die Ermattungen waren noch ſehr groſs, auch der Durſt noch anhaltend ſtark, der Kranke aſs mit vielem Appetit und hatte nun beſtändig einen ſchäumenden Speichel.

Den 26ſten lieſs er 13 Pfund Urin des nämlichen Anſehns, der Puls ſchlug 36 mal.

Den 27ſten lieſs er 14 Pfund Urin, welcher ſchon etwas bläſser war, und ſo lieſs er

Den 28ſten, wie auch die folgenden Tage hindurch 11, 9 bis 13 Pfund innerhalb 24 Stunden, des nämlichen, aber bläſseren und fleiſchwäſserigen Anſehns.

Die Sonnenhitze ſtieg damals nach *Reaumurs* Thermometer auf 30 Grade, die Haut blieb immer kalt und trocken, jedoch befand ſich der Kranke bey dieſer groſsen Hitze etwas erleichtert.

Nachdem ich mich nun von dieſer Harnruhr genugſam überzeugt hatte, und dabey nur einige unbeträchtliche Mittel, d. i. ein *Linimentum volatile*, auf die Nierengegend Ka-

millenaufguſs, Magnesia, Klyſtire u. ſ. w. vielmehr zur tröſtlichen Beruhigung des Kranken bisher gebraucht hatte, ſo verſuchte ich den Gebrauch des Kalchwassers aus gebrannten Auſterſchaalen ganz pur und zwar von zwey Stunden zu zwey Stunden eine Unze in einem Kelchgläschen zu nehmen, und die erweichenden Klyſtiere wurden inzwiſchen wegen ausbleibender Leibesöfnung fortgenommen.

Das Kalchwasser vermehrte ihm zwar den Durſt um ein merkliches, verminderte aber, nachdem ſchon 2 Pfund hiervon genommen waren, den Harnfluſs um 3 bis 4 Pfund täglich, und ſo beſtand ſchon am dritten Tag nach dem Gebrauch dieſes Mittels die Menge des Urins in 6 Pfunden, welcher nicht mehr wie vorhin ſo röthlicht oder fleiſchwässerig ausſahe; der Durſt verminderte sich dann auch wieder, der Stuhlgang ging weicher und freyer, und der Puls ſing an geſchwinder und kräftiger zu ſchlagen.

Nun wurde das Kalchwasser, wovon der Kranke täglich ein Pfund eingenommen hatte, wiederholtermalen fortgebraucht.

Den ſechſten Tag dieſer Kurart gingen 4 Pfund eines beynahe ganz natürlichen Urins innerhalb 24 Stunden. Der Puls ſchlug 60 mal in einer Minute, die Kräfte kamen merklich wieder, der Patient ging ſchon aus dem

Bette und beklagte sich meiſtentheils nur über verlorne Eſsluſt.

Den siebenten Tag nach dem Gebrauch des Kalchwassers ſtellten sich auſser dem ſauren Geſchmack und der verlornen Eſsluſt ſchon beynahe alle Zeichen der Reconvaleszenz ein. Er lieſs nur 4 bis 5 Pfund eines ganz natürlichen gelben Urins innerhalb 24 Stunden, und zwar mehr bey der Nacht als bey Tage, und die Kräfte und der Schlaf ſtellten sich täglich besser ein.

Es wurde täglich noch ein Pfund pures Kalchwasser fortgenommen, und der Kranke kam bey dieſer Kurart innerhalb 13 Tagen ſo zu Kräften und Geſundheit, daſs er am 14ten Tage nach dieſer Kalchwasserkur wieder eine Reiſe von einer Stunde Weges zu Fuſs machte. Er bemerkte nichts mehr von häufigem Uriniren, nichts mehr vom Drücken in den Lendengegenden, nichts mehr vom Brennen in den Gedärmen, nichts mehr von Trockenheit des Mundes und ſchäumenden Speichel u. ſ. w. er aſs, ohne weitere Beſchwerden darnach zu fühlen, alle Gattungen von roher Bauernkoſt, und nahm an guter Gesichtsfarbe ſowohl, als an Fleiſch zuſehends zu.

Ich unterſagte ihm noch auf lange Zeit den Wein, und verordnete ihm, nebſt dem Trank des reinen Brunnenwassers täglich drey-

mal noch ein Trinkglas voll Kalchwasser noch einige Tage hindurch zu gebrauchen.

Dieſer Mann genas alſo durch den Gebrauch des puren Kalchwassers, *welches ich aber in gröſserer Gabe nehmen lieſs, als man es gewöhnlich gegeben hatte*, und welchem um des bessern Geſchmacks willen jezuweilen nur etwas Milch beygemiſcht wurde, in ſehr kurzer Zeit von einer meiſtentheils unheilbaren und langwierigen Krankheit der Harnruhr, trieb bald nachher ſeinen Viehhandel bey Regen, Wind und Kälte wieder fort, und iſt bis jetzo, beynahe ſchon acht Jahre hindurch, von dieſem Uebel immer noch befreyet.

Zweyter Fall.

Auch habe ich beobachtet, daſs in einer andern Art der Harnruhr, d. i. *Diabetes mellitus*, welche durch einen plötzlichen Schreck in Ausbruch kam, durch häufigeres Trinken eines zwar ſchwächeren Kalchwassers der Harnfluſs vermindert wurde.

Ein Bauernknecht von 19 Jahren zu Ubſtadt in dem Fürſtlich-Speyerſchen Oberamt *Bruchſal*, welcher von Kindheit auf durch Schläge und harte Erziehung ſeines zornmüthigen Vaters öftere Angſt und Schrecken erlitten hatte, und aus dieſer Urſache vielleicht ſchon ſeit drey Jahren her einen Anſatz der

Harnruhr verſpürte, (denn wie er mir ſagte, muſste er von dieſer Zeit an Tag und Nacht ſehr oft ſchon uriniren), hatte dabey unauslöſchlichen Durſt gehabt und war ſo merklich ſchon von Fleiſch und Kräften gefallen, daſs er nun und lange vorher ſchon ſehr blaſs und mager ausſahe.

Dieſer Junge hatte hierauf das Unglück gehabt, daſs ihn ein Pferd in eine tiefe Steingrube ſtürzte, wodurch ihn ein erſchütternder Schrecken dermaſsen befiel, daſs er, nach ſeinen eigenen Ausdrücken, an den untern Gliedern wie gelähmt, faſt nicht mehr ſtehen noch gehen konnte. Er legte sich gleich zu Boden, blieb mehrere Stunden lang liegen, labte sich bey dem heftigſten Durſt mit einem ſchnellen Trunk Wasser, und fühlte sich hierauf von Stund zu Stunde kränker.

Im Monat October 1794, nachdem ſeine Krankheit 7 Wochen lang unter der Behandlung von Afterärzten weder erkannt noch gehörig behandelt worden war, bekam ich ihn zum erſtenmal in meine Kur. Sein Uebel hatte ſchon ſo zugenommen, daſs er ſehr abgemagert und entkräftet zu Bette lag, und während dem unauslöſchlichen Durſt und häufigen Trinken täglich einen Kübel voll von 8 bis 9 rheiniſcher Maaſs Urin lieſs. — Der Urin war grünlicht, durchsichtig, ſchäumend,

süfs, verbreitete einen ftarken Gährungsgeruch und fetzte an dem innern Rande des Kübels dicke Zuckerkryftallen an. Auch bemerkte ich an feinem ganzen trocknen und abgezehrten Körper einen raudenartigen Ausfchlag, einen eingezogenen Bauch, vollen langfamen Pulsfchlag. Er hatte dabey grofsen Hunger, afs fehr viel, und klagte noch vorzüglich über Lendenfchmerzen, Brennen der Gedärme, langfamen und harten Stuhlgang, Trockenheit des Mundes und der Nafe u. f. w.

Diefer Kranke hatte vorhin die heftigften Abführungsmittel unter andern widrigen und fchädlichen Arzneyen bekommen, unterliefs aber zum Glück bald wieder eine jegliche dergleichen mörderifcher Kurarten.

Ich bewog ihn, da er ohnehin gegen das Einnehmen der Arzneyen fchon grofsen Widerwillen und Ekel zeigte, dafs er täglich einen Krug voll eines Trinkwassers, welches ich ihm felbft im Haufe zubereiten wollte, ohne in die Apotheke zu fchicken, nahm, (ich bereitete ihm nämlich aus meinen noch vorräthigen gebrannten Auftern gleich ein fo fchwaches Kalchwasser, dafs er kaum einen widrigen Gefchmack davon haben konnte, und gab ihm hingegen ftatt eines Schoppens den Tag hindurch ein Maafs voll zu trinken, welches er auch willig that). Hier-

bey trank er zur Stillung ſeines auſserordentlichen Durſtes innerhalb 24 Stunden gewöhnlich noch 2 bis $2\frac{1}{2}$ Maaſs Brunnenwasser.

Den folgenden Tag hatte er nach dem Gebrauch dieſes ſchwachen Kalchwassers von Morgens 9 Uhr an bis Mittags 12 Uhr einen gelinden Schweiſs im Gesicht und an den Händen, welchen er vorher niemals hatte, der übrige Leib und die Füſse blieben kalt und trocken. An der Menge des Urins merkte man noch keinen Unterſchied, bis auf den

Dritten und vierten Tag, wo nebſt dieſem örtlichen Schweiſs, der Mittags um 12 und Abends um 9 Uhr wiederkam, der Durſt ſchon gemindert ward, und die Menge des Urins innerhalb 24 Stunden ſchon um die *Hälfte* abnahm, er blieb aber noch zuckerartig wie vorhin und die Kräfte ſtellten sich auch wieder besser ein.

Der Kranke wurde endlich auch heiterer, und der Puls ging beſonders Abends geſchwinder. Er trank nun dieſes Wasser in der vollen Zuversicht, daſs er dadurch wieder geheilt werde, noch einige Tage fort, und nachdem er bereits über 5 Maaſs getrunken hatte, nahmen die Kräfte ſo zu, daſs er vom Bette aufſtieg und im Hauſe herumging. Der groſse Hunger und Durſt lieſsen etwas nach, der Nachtsſchlaf ward ruhiger, *nur war der zwar*

ſchon ſehr verminderte Urin immer noch zukkerartig.

In der zuverſichtlichen Hoffnung, daſs dieſer Kranke mir nun folgen würde, machte ich das Kalchwasser etwas ſtärker. Kaum verſpürte er dieſs aber aus dem herbern Geſchmack das Kalchwasser, ſo ſetzte er mit allem Widerwillen dieſe ganze Kurart aus, und entſchloſs sich weiter nichts mehr zu nehmen, als etwa nur ein *ſtarkes Laxir*, weil er noch Mangel an ordentlichem Stuhlgang verſpürte. Ich ſchlug ihm aber zu dieſem Endzweck tägliche Klyſtiere vor, welche er nicht annahm. Der Kranke glaubte sich nun leider! nach dem gewöhnlichen irrigen Wahn des Pöbels, von ſelbſt nach und nach erholen zu können, und erlaubte sich nebſt andern Unordnungen auch allerley verbotene Speiſen zu essen, ſogar das häufige Trinken unſerer inländiſchen jungen ſauren, die Verdauungs- und Harnwege ſo ſehr ſchwächenden Weine; — der ihn ſonſt ſo erleichternde Schweiſs unterblieb auf einmal, die Haut wurde wieder trocken, und der Ausſchlag ſchuppte sich endlich auch ab. Er urinirte täglich wieder 3 bis 4 Maaſs mehr, und zwar bey Tage öfterer als bey Nacht, und beklagte sich nachher noch über eine beſtändige krampfartige Müdigkeit in den

Waden und Schenkeln, die er ſonſt niemals empfunden hatte.

Ich ſah nun die Schwierigkeit ein, dieſen widerſpenſtigen Kranken, und zwar um ſo weniger in meiner öftern Abweſenheit heilen zu können, zweifelte bey der ſo leichten Rückfälligkeit dieſer vorigen erleichternden Wirkung durch das Kalchwasser, an einer gänzlichen Heilung, und überliefs dieſen Kranken ſeinem künftigen traurigen Schickſal, welches ich ihm, um vielmehr ſeine Bekehrung zu bewirken, ganz ſchreckbar vorausſagte. Jedoch liefs ich ihn auch, im Falle er alles vermiede, was ihm in dieſer Krankheit ſchädlich werden könnte, in Hinsicht ſeiner Jugend, endlich noch auf die geheime Hülfe der Natur Geneſüng hoffen, worüber Herr Doctor *Friedrich Bang* *) einen wichtigen Fall angiebt, woraus erhellet, wie nach einem Fieber und neuen Ausſchlage ſolche hartnäckige Krankheit von ſelbſt aufhören könnte. Bey einem Landmann nämlich dauerte dieſe Krankheit drey Monate lang fort, ohne auf den Gebrauch ſtärkender, Säure dämpfender Mittel, des

*) *Friedrich Ludwig Bang Mediziniſche Praxis ſyſtematiſch erklärt, und mit ausgewählten Krankengeſchichten aus dem Tagebuch des Friedrichs-Hospitals erläutert, aus dem Lateiniſchen überſetzt von Heinze,* 2te Auflage. Kopenhagen 1796. Seite 634.

Schwefels, des Kamphers, des Spiesglases und der lauwarmen Bäder Lindrung zu verspüren. Es entstand aber bald, nachdem er aufhörte pharmacevtische Mittel zu gebrauchen, ein starkes Fieber mit einem Rothlaufausschlag im Gesicht, dem Hals und den Gliedern, und mit der Heilung des Fiebers verschwand auch zu gleicher Zeit der Harnfluss sammt übrigen Beschwerden.

Durch das Kalchwasser hoffte ich aber noch durch fremde glückliche Beyspiele besonders bestärkt, welche D. *L. Zorn* an zwey alten dadurch glücklich geheilten Männern angiebt, *) um so eher diesen jungen Menschen zu retten, und gab mir auf den *Celsischen* Spruch hin, *Pertinacia remedii vincit malum,* die größte Mühe, obwohl vergebens, ihn zum fernern Gebrauch dieses Mittels zu bereden.

Sechs Monate hernach sah ich meinen Harnruhrpatienten auf den Strassen in Ubstadt wieder herumschweben und hie und da leichte Handarbeiten verrichten; er hatte das Kalchwasser nicht mehr gebraucht, noch sich nach einer andern vernünftigen Kur und Diät regulirt, hatte sein Uebel noch in hohem Grade, und lebte dabey noch beynahe drey Jahre lang, indem er zu Ende des Monats August

*) *Leonard Zorn vermischte Beobachtungen u. s. w.* Würzburg 1787. Seite 33.

1797 erſt an den Folgen ſeiner Harnruhr ſtarb.

Ich erlaube mir nun noch von obigen zwey Beyſpielen des Herrn *L. Zorn*, da sie zu meinem Endzweck ſo passend sind und vorzüglich beweiſen, wie langſam die Wirkung des Kalchwassers in ſchwachen Gaben geſchieht, hier einen kurzen Auszug nachzutragen.

Dritter Fall.

Ein Mann von 62 Jahren litt ſchon drey Jahre lang an *Diabete mellito*; der Verfasser verordnete ihm das Auſterſchaalenkalchwasser täglich dreymal zu einer halben Theeſchaale voll mit dem dritten Theil Milch zu nehmen. Der Kranke gebrauchte dieſes Mittel drey Wochen lang ununterbrochen fort, wo er erſt einige Linderung ſeines Uebels verſpürte. Es liefs nämlich die brennende Hitze der Eingeweide und beſonders in den Lendengegenden ſammt dem heftigen Durſt, nach, der Urin ging nicht mehr ſo häufig, auch ſtellte sich die Leibesöfnung wieder frey ein, und ſo erfolgte unter dem unausgeſetzten Gebrauch des Kalchwassers mit jedem Tage die augenſcheinlichſte Linderung. Nach Verlauf von vier Wochen war er geheilt.

Vierter Fall.

Ein Mann von 72 Jahren litt an *Diabetes mellitus* ſchon einige Jahre lang; er hatte dabey ein ſchleichendes Fieber mit einer ungewöhnlichen trocknen Hitze und beſtändiger Hartleibigkeit. Herr Hofrath und Professor *Wilhelm* in Würzburg verordnete ihm das Auſterſchaalenkalchwasser täglich dreymal zu einem Stängelgläschen voll mit drey Theilen Milch zu nehmen. Vier Wochen beym Gebrauch folgte noch keine Besserung, und endlich verlor sich in der ſechſten Woche erſt das ſchleichende Fieber, der Harnfluſs verminderte sich, und in Zeit von drey Monaten hörte das Uebel gänzlich auf.

VI.

Aufforderung an alle Aerzte Teutschlands im Betreff der Kuhpocken.

Das grosse Experiment, was sich die Arzneykunst erlaubt hat in Betreff der Kuhpocken mit der Menschheit anzustellen, nähert sich allmählig einer für die Sache und für das Wohl der Menschheit sehr günstigen Entscheidung. Tausende von Beyspielen sprechen sehr laut für den Nutzen dieser Erfindung. Alles beruht nur noch auf der befriedigenden Beantwortung folgender zwey wichtigen Fragen:

Sichert die Kuhpockenimpfung gewiss vor den Menschenpocken, und wenn diess nicht immer geschieht, unter welchen Umständen sichert sie nicht?

Erzeugt diese Vergiftung irgend etwas Nachtheiliges oder Ausgeartetes in der Organisation, wovon noch nach überstandener Krankheit üble Wirkungen zu befürchten wären?

Diesen beyden Punkten bitte ich meine Herren Kollegen, vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, und thue, um alle darüber gemachte und noch zu machende Erfahrungen

unter einen Gesichtspunkt zu bringen, und dadurch endlich befriedigende Resultate ziehen zu können, den Vorschlag, daſs *alle*, die sich in Teutschland mit Vacciniren beschäftigt haben, mir so kurz, aber bestimmt, wie möglich melden möchten: Wie viel sie überhaupt geimpft haben? Bey wie vielen sie nachher den Gegenversuch mit Menschenpocken angestellt haben? Ob und wie viele nachher die Menschenpocken bekommen haben, und von welcher Beschaffenheit in diesen Fällen das Kuhpockengift und die Kuhpockenkrankheit war? Ob sich gefährliche oder tödtliche Zufälle bey der Kuhpockenkrankheit eingestellt haben? Ob Krankheiten oder auch nur Kränklichkeiten nachgefolgt sind, die einen Zusammenhang mit den Kuhpocken zu haben schienen? Ob die Krankheit bey dem Vieh an manchen Orten existirt, und ob man da zufällige Ansteckung der Menschen und dadurch bewirkte Sicherung für die Menschenpocken bemerkt hat.

Ich werde diese Nachrichten in meinem Journale mittheilen, das, da es in den Händen fast aller lesenden Aerzte ist, der schicklichste Platz seyn möchte, diesen höchstwichtigen Gegenstand zur Entscheidung zu bringen.

Und nun zum Schluſs dieser Aufforderung nur noch die Bitte an meine Herren Kollegen,

unbefangen, unpartheyiſch und gewiſsenhaft bey ihren Unterſuchungen und Mittheilungen zu ſeyn. Nicht das Intereſse der Kuhpocken, ſondern das Wohl der Menſchheit und Wahrheit iſt ja unſer Zweck, und die unglücklichen oder miſslungenen Verſuche sind uns deshalb eben ſo wichtig und intereſsant als die glücklichen. Ja ich geſtehe aufrichtig, daſs, da wir nun ſchon glückliche Erfahrungen genug haben, mir mehr daran liegt die nachtheilig ausgefallenen ausführlich zu erfahren als jene, und ich fordre hiermit dringend auf, alle (aber verificirte) *Facta* von nach den Kuhpocken wiedergekommenen, Menſchenpocken, oder anderen üblen Nachkrankheiten mir mitzutheilen.

Dieſs wird zugleich das beſte, ja das einzige Mittel ſeyn, die hie und da exiſtirenden Gerüchte von ſolchen unglücklichen Fällen und Folgen zu widerlegen, die nur dadurch ſich erhalten und wirken können, daſs ſie nicht ſtreng unterſucht werden. Ich verſichere vielmehr viele meiner Herren Kollegen, daſs ſie durch mehr Aufmerkſamkeit auf ſolche Erſcheinungen und genaue öffentliche Unterſuchung derſelben der guten Sache mehr Nutzen ſchaffen werden, als durch das unbedingte Ausposaunen derſelben.

d. H.

VII.

Enthüllung einer völlig erdichteten Krankengeschichte zum Behuf des *Brownschen* Systems, in *Röschlaubs* Magazin zur Vervollkommnung der Heilkunde. *)

Als ich vor einiger Zeit, auf Veranlassung einer Recension in der Salzburger medizinischen Zeitung, durch den *Hamburger Correspondenten* erklärte: „dass meine, in den „dort recensirten Briefen vorkommende Kran„kengeschichte eine blosse Erdichtung sey;„

*) Ich kann meinem Freund, Herrn Kollegienrath *von Kotzebue*, die Aufnahme dieses Aufsatzes in mein Journal nicht versagen, um so mehr, da die Wahrheit und die Ehre eines unverdient gekränkten vortreflichen Arztes mich dazu auffordern. Auch schätze ich Herrn Prof. *Röschlaubs* Wahrheitsliebe zu hoch, um glauben zu können, dass er hierin etwas anders als mein Bestreben die Medizin von falschen Beobachtungen zu befreyen sehen werde, ein Bestreben, das er sich selbst so sehr angelegen seyn läst und allen Aerzten zur Pflicht macht.

d. H.

da hatte ich dasjenige Stück des *Röſchlaub-ſchen Magazins* noch nicht geleſen, in welchem jene Briefe ſelbſt befindlich sind. Nun aber iſt das geſchehen, und ich habe mich von meinem erſten Erſtaunen über einen Mann erholt, der, wenn einſt der Vater der Lüge ſterben ſollte, ohne Bedenken sich um dessen Platz bewerben darf. Ich ergreife daher zum zweytenmal die Feder, Erſtens: weil ich im *Hamburger Correſpondenten* viel zu wenig geſagt habe; Zweytens: weil ich es für Menſchenpflicht halte, durch eigene Erzählung meiner Krankengeſchichte, theils die ſo unverſchämt und ſataniſch angegriffene Ehre meines biedern und geſchickten Arztes, D. *Bluhm* in Reval, zu retten; theils zu verhüten, daſs nicht etwa angehende *Brownianer* im Vertrauen auf jene erlogene Krankengeſchichte, alle die armen Teufel in die andre Welt ſchicken, deren Leiden den meinigen gleichen.

Die Worte *Lüge* und *erlogen*, deren ich mich hier ſchon verſchiedenemal bedient habe, sind ſo wenig human, daſs ich eilen muſs, den Leſer zu überzeugen, ich habe mich noch viel zu gelinde ausgedrückt, und bloſs der Armuth der Sprache habe es jener Lügner *par excellence* zu verdanken, daſs ich nicht den Brand-

mark weit härterer Benennungen auf ſeine ſchaamloſe Stirn drücke. Man urtheile ſelbſt.

Meine Krankengeſchichte will Referent »von einem academiſchen Freunde haben, »den ich *zuletzt* als Arzt gebraucht, und der »meine Reſtituzion, ſo weit es nemlich der »Kunſt noch möglich ſeyn mochte, nach einer »ganz simpeln Schluſsform zu Stande gebracht »haben ſoll.»

Erſte Lüge: denn ich habe *zuerſt* und *zuletzt* den verdienſtvollen Herrn Dr. *Bluhm* in Reval gebraucht, bey meinem Aufenthalt in Deutſchland aber durchaus *Niemanden*, auſser denen im *Hamburger Correſpondenten* benannten ſechs berühmten Aerzten, nemlich *Metzger, Selle, Zimmermann, Marcard, Gall* und *Hufeland* um Rath gefragt. Mit allem was mir lieb und heilig iſt, verbürge ich mich für die Unmöglichkeit, daſs Einer von jenen Männern eine *ſolche* Krankengeſchichte von mir geliefert haben, oder auch nur der *Freund* des Referenten ſeyn könne.

»Für die Wahrheitsliebe ſeines Freundes »verbürgt Referent sich (wohlweislich) *nicht*, »weil er in der literariſchen Welt = *X* iſt» und, ſetze ich hinzu, in der moraliſchen Welt = einem boshaften Verläumder.

Jetzt folgt denn die ſogenannte *Geſchichte* (ſoll heiſsen *Fabel*) *eines Hypochondriſten.*

»Angreifendes Studiren, allzuſtarker Ap»petit, anhaltend sitzende und doch dabey »lüſterne Lebensart, bey einer Konſtitution »und in einem Alter, welches Bewegung fo»dert, und wahrſcheinlich ein bischen Jugend»ſünde, mochten die erſten Anlässe ſeyn zu »den Unterleibbeſchwerden, welche *K.* ver»anlaſsten einen Arzt um Rath zu fragen.

Zweyte Lüge: Denn wer mich kennt, weiſs, daſs ich ein jovialiſcher, zu Geſelligkeit und Freude geſtimmter Menſch bin, der sich nie durch ſtudiren *angriff*, nie eine *sitzende* Lebensart führte. Was Referent unter einer *lüſternen* Lebensart verſteht, weiſs ich nicht. Auch nicht einmal das *bischen Jugendſünde* kann ich ihm zugeſtehn, in ſo fern es Einfluſs auf meine Krankheit gehabt haben ſoll, denn *ausgeſchweiſt* habe ich nie.

»Die früheſte Urkunde, welche ich in den »Kriminalacten dieſes Unterleibes entdecken »konnte, war ein Antwortsſchreiben von einem »geſchickten praktiſchen Arzte, welcher ächt »hippocratiſch das ganze Gefolge von Leiden »vorausſagte. Die wirkſamen Mittel dieſes »Arztes ſchafften Erleichterung, und der Un»terleib verſchwand von der Bühne, bis ihn »ein zweyter Arzt, zwey Jahre nachher, wie»der eine beträchtliche Rolle ſpielen läſst.»

Dritte Lüge: Denn dieſes Antwortsſchrei-

ben eines geſchickten praktiſchen Arztes exiſtirt gar nicht, aus der ganz simpeln Urſache, weil ich vorher nie krank war, und alſo auch keine Anfrage deshalb an irgend jemand erlassen konnte.

»Die Kur des zweyten Arztes unterbrach ein hitziges Fieber —»

Vierte Lüge: Denn ich habe in meinem Leben kein hitziges Fieber gehabt.

»und lange fortgeſetzte Verſuche mit der »Electricität.»

Fünfte Lüge: Denn es sind nie Verſuche mit der Electricität an mir gemacht worden.

»Die Kurart des zweyten Arztes beſtand »vorzüglich in auflöſenden und bittern Extrac»ten und dem *Gumm. ferulac.*»

Sechſte Lüge: Denn ich habe weder dieſen zweyten Arzt noch die *Gummata ferulacca* jemals gebraucht.

»Der dritte Arzt endlich wandte die er»öffnende und Klyſtiermethode drey Jahre »lang unausgeſetzt an. Der Actenfaſcikel die»ſes Arztes iſt der voluminöſeſte und enthält »21 Briefe, welche ich Ihnen in kurzen Aus»zügen mittheile.»

Siebente Hauptlüge: Denn von dieſen 21 Briefen iſt auch nie ein Einziger geſchrieben worden. Ich habe während meiner Krankheit und meines Aufenthalts auf dem Lande höch-

ſtens drey oder vier Briefe vom Herrn Dr. *Bluhm* erhalten, die weder an Styl noch Inhalt den hier gelieferten gleichen.

»Nro. 3 wird *eröffnender Thee* ange-»rathen.»

Achte Lüge: Denn ich habe nie eröffnenden Thee getrunken.

»In Nro. 8 wurde dem eröffnenden Pul-»ver die *Bella donna* zugeſetzt, worauf Ma-»gendrücken, Funkeln der Augen, Schwindel »und Auſſchwellen der Hände entſtand.»

Neunte Lüge: Denn ich habe nie *Belladonna* gebraucht, habe nie Magendrücken gehabt und meine Hände sind nie aufgeſchwollen.

»In Nro. 10 werden meine krampfhaften »Beſchwerden im Halſe bedauert, und, wegen »des Gefühls vom Kitzeln in der Gegend des »Rückgrats, auf einen organiſchen Fehler ge-»muthmaſst, auch deshalb die Unterſuchung »eines Chirurgus angerathen.»

Zehnte Lüge: Denn von krampfhaften Beſchwerden im Halſe und Kitzeln im Rückgrat habe ich nie etwas empfunden.

»Hierauf lieſs sich *K.* von zwey Aerzten »besichtigen, welche keinen organiſchen Feh-»ler fanden, und auf deren Rath er China-»rinde mit Billſenkrautextract gebrauchte, wor-»auf zwar die Krämpfe nachlieſsen, aber die

»Hartnäckigkeit der Oeffnung — (ſoll wohl »heiſsen *Verſtopfung;* nicht einmal Deutſch »verſteht der Referent) — den Patienten faſt »raſend machte.»

Eilfte, zwölfte und dreyzehnte Lüge: Denn ich habe mich nie besichtigen lassen, habe nie China mit Bilſenkrautextract gebraucht, und bin auch, Gott ſey Dank, nie faſt raſend geweſen.

»Nro. 17 wird auf drey bis vier Wochen »eine *Haberkur* verordnet,» welches die *vierzehnte Lüge* iſt, denn dieſe Kur iſt nie bey mir angewandt worden.

»In dieſem Zwiſchenraum wurde von ei»nem andern Arzt ein derber Verſuch auf »den Bandwurm gemacht, welches die Kräfte »des Patienten ſtark mitnahm.»

Funfzehnte Lüge: Denn es iſt nie ein Bandwurm bey mir vermuthet worden.

»In Nro. 19 iſt, wegen Neigung zum Er»brechen, ein wiederholtes Brechmittel verordnet worden,» welches die *ſechszehnte Lüge* iſt, denn es iſt in meiner ganzen Krankheit nie von Brechmitteln die Rede geweſen.

»Mit ſteigender Bewunderung, versichert »Referent, habe er dieſe 21 Briefe copirt.» Mit ſteigender Unverſchämtheit, hätte er ſagen ſollen, habe ich dieſe 21 Briefe ſelbſt geſchmiedet.

Die Mittel meines Arztes ſollen unter andern geweſen ſeyn: *Arcanum duplicatum*, *Magnesia*, *Limat. mart.*, und das iſt die *siebenzehnte Lüge*, denn dieſe drey Arzneymittel habe ich nie gebraucht.

»Nun lieſs endlich *K. meinen Freund zu* »*sich rufen*, und bat ihn, *einen ganzen Tag* »*bey ihm zu bleiben*, um den 24ſtündigen »Cirkel von Leiden ſelbſt zu beobachten. Es »waren folgende:

»Der Patient ſteht, nach einem *guten* »Schlaf, mit Schwäche auf, trinkt mit *zit*»*ternden Händen* eine Tasse *Cichorien*»*Caffee*, und nimmt für den bevorſtehen»den Krampf eine Krampfessenz. Der »Oeffnung geht groſse Unruhe vorher. »Nachher *vermehrt sich die Schwäche*, es »erfolgt ein *Krampf im Halſe*, welcher »mit häufigem Ausſpucken, *Heiſerkeit*, *lei*»*ſer Sprache*, einigem Zurückhalten des »Athems, zuweilen mit *hörbarem Röcheln* »verbunden iſt. Die Schwäche zu vertrei»ben wird *Suppe und Wein* genommen, »eine Viertelſtunde darauf *abermals*, und »ſo Vormittags zum drittenmal. Pünctlich »um 10 *Uhr* wird mit *ſtarkem Appetit* *) »zu Mittag geſpeist; während der Mahlzeit »wirft er ein *halb Pfund Schleim* aus.

*) Weiter unten nennt er dieſen Appetit gar *bodenlos*.

»Nach dem Essen steht es vortrefflich, *K.*
»ist *heiter* und zu *allen Geschäften aufge-*
»*legt.* Um 4 Uhr nimmt er Laxirpulver;
»dann geht das Leiden mit der Oeffnung
»wieder an u. s. w. Das dauert bis zum
»Nachtessen, wo *Alles wieder verschwin-*
»*det*, bis zum nächsten Morgen.»

Obige Zeilen enthalten die *achtzehnte* bis *zwey und dreissigste Lüge*, denn ich habe nie einen andern Arzt zu mir rufen lassen, noch weit weniger ihn gebeten 24 Stunden bey mir zu bleiben; ich schlief meistens *schlecht*, und sehr oft *gar nicht*; ich trank nie *Cichoriencaffee*, und meine Hände *zitterten* nie; nach der Oeffnung *verminderte* sich *jedesmal* die Schwäche; *Krampf im Hals*, *Heiserkeit*, *leise Sprache*, *Röcheln*, haben nie unter die Symptome meiner Krankheit gehört; *Suppe* und *Wein* habe ich des Vormittags weder Ein, noch zwey, noch dreymal zu mir genommen; ich habe weder um 10 *Uhr*, noch auch mit *starkem Appetit* zu Mittag gegessen, denn ich hatte meistens gar keinen Appetit, und speiste *immer* um 1 Uhr. Weder vor, noch während, noch nach der Mahlzeit warf ich *Schleim* aus, weder Unzen- noch Pfundweise. Statt nach dem Essen *heiter* und zu *allen Geschäften aufgelegt* zu seyn, empfand ich gerade dann die meisten Beschwerden und

war zu gar nichts aufgelegt. Das nemliche war auch der Fall nach dem *Abendessen*.

»Uebrigens versicherte *K.* noch meinem »Freunde, dafs er, aus Furcht vor Schwindel »und Krämpfen, schon über ein Jahr lang nicht »mehr aufser dem Hause gekommen sey, und »seine amtlichen Verrichtungen seit mehrern »Jahren Andern übertragen müsse.»

Wenn *K.* das versichert hat, so mufs er wirklich sehr krank gewesen seyn, denn es ist die *drey und dreyfsigste* und *vier und dreyfsigste Lüge*. Ich habe mich, bey irgend guter Witterung, nie zu Hause gehalten, und mein Amt immer selbst verwaltet, so lange ich in Reval war. Es ist wohl der Gipfel der Unverschämtheit, eine Sache zu behaupten, der eine ganze Stadt, und das Protocoll eines angesehenen Richterstuhls widersprechen können.

Den hierauf folgenden höchst schaalen Witz übergehe ich wie billig.

Nun ist ein langer Brief eingerückt, in welchem der Freund des *Lügners* mir seine neuen, natürlich *Brownischen* Vorschriften ertheilt haben soll, den ich nur bedauern mufs nie empfangen zu haben, und den ich daher gezwungen bin für die *fünf und dreyfsigste Lüge* zu halten. Er räth mir unter andern, ie Zeit meines Studirens wieder in die Früh-

ſtunden zu verlegen; ein ſehr überflüssiger Rath, denn ich habe nie anders als des Morgens ſtudiren *können.*

Zur Ehre meiner Leſer muſs ich glauben, daſs *Keiner* unter ihnen es auf den erſten Blick für *möglich* halten wird, 35 ſo ungeheure Lügen mit einer ſo ungeheuren Unverſchämtheit in die Welt zu ſchreiben, und daſs es ihnen Allen gehen wird wie mir, der ich lange ganz verblüfft da ſtand, und nicht wuſste, ob ich die ganze Schmiererey für Spaſs oder Ernſt halten ſollte. Die meiſten meiner Aerzte leben noch; hunderte von Zeugen meiner Krankheit leben noch; ich ſelbſt lebe noch; die Recepte, die mir verordnet wurden, exiſtiren noch; der Apotheker, der sie zubereitete, lebt noch; mein eigenes, mit hypochondriſcher Genauigkeit geführtes Tagebuch iſt noch vorhanden; und trotz allem dem tritt ein ſchaamloſer Quidam auf, ein *Browniſcher Enragé*, dem kein Mittel zu ſchlecht iſt, um ſeine Syſtems-Wuth zu befriedigen, erfindet sich ſelbſt eine Krankengeſchichte, macht Symptome, verſchlimmert sie, hebt sie wieder; pasquillirt auf das ſchändlichſte einen rechtſchaffenen, ſehr geſchickten, in ſeinem Vaterlande ſehr berühmten Arzt, der ſeit länger als einem Vierteljahrhundert das uneingeſchränkte Zutrauen des Publikums

geniefst; der taufend Eltern ihre Kinder, taufend Kindern ihre Eltern wiedergab; der auch mir ein geliebtes Kind, und diefem Kinde feinen Vater erhalten hat — Ha! und ich follte nicht auftreten und den Verläumder niederdonnern mit der ganzen Kraft der fonnenklaren Wahrheit! —

Er trete auf und nenne sich, der Elende, der meinen Nahmen fo heimtückifch mifsbrauchte! — er nenne feinen gerühmten Freund, der mich kurirt haben foll! er deponire bey feiner nächften Gerichtsbehörde die Originalien der Briefe, die er copirt haben will; er deponire die Recepte, das Diarium feines Freundes u. f. w.; er bekenne sich felbft als *Betrogenen*, oder als den *abgefeimteften Betrüger!* — aber auch zugleich als den *dummften* Betrüger! Denn wie konnte er einen Augenblick glauben, dafs diefe alberne Erfindung unenthüllt bleiben werde? — Verliefs er sich etwa darauf, dafs ich nichts medicinifches lefe? — oder — erfuhr er etwa gerade beym Schlusse feines Wifches, dafs ich nach Sibirien verbannt fey? verliefs er sich etwa darauf, dafs ich nie wiederkehren würde? dafs er alfo ungeftraft meinen Nahmen nennen, und durch die Bekanntheit desselben feine Lüge noch mehr aufftutzen könne? — Bey der unverkennbaren Bosheit diefes Menfchen ift mir die

letztere Vermuthung fast die wahrscheinlichste. Anfangs erklärt er, »die handelnden Personen »sollten hinter der Coulisse bleiben,» (da wuſste er nemlich noch nichts von meiner Verbannung) zuletzt aber sagt er mit einer exemplarischen Unverschämtheit geradezu: »er »werde das Gelübde der Anständigkeit nur »in Rücksicht meiner übertreten,» und nun nennt er allein *mich*, weil er meinte ich säſse auf ewig in Sibirien.

Wehe! wehe! wenn das *Brownische* System zu dergleichen elenden Behelfen seine Zuflucht nehmen muſs. Zur Ehre dieses Systems hoffe ich, der Herr Professor *Röschlaub* werde seinen verleumdrischen *X öffentlich* nennen, und sich öffentlich von aller Theilnahme lossagen. Zu diesem Bekenntniſs fodere ich ihn hiermit auf, und habe das Zutrauen zu seinem Charakter, er werde es edelmüthig leistvn. Thut er es nicht — auf wen *fiele* dann die Hälfte der Schuld?

Um die Entlarvung des Betrügers und die Rechtfertigung meines biedern Arztes zu vollenden, will ich nur noch kurz meine Krankengeschichte selbst entwerfen:

Bis in mein 27stes Jahr genoſs ich einer ununterbrochenen Gesundheit, obgleich ich weit entfernt bin eine *athletische Constitution* zu besitzen, wie Herr *X* behauptet. Den

Sommer des Jahres 1787 brachte ich mit meiner Familie bey meinem Freunde, dem Baron *Rosen*, auf seinem Landgute Kirkel unweit Narva zu. Meine sonst ungewöhnliche Lebensart daselbst war folgende:

Von 6 Uhr des Morgens bis Mittag am Schreibtisch; dann mit gutem, doch nie *bodenlosen* Appetit gegessen; dann zwey Stunden geschlafen; dann 4 bis 5 Stunden die heftigste Bewegung auf der Jagd in Wäldern und Morästen; dann, nach einer starken Abendmahlzeit, sogleich zu Bett. In der Beschaffenheit dieser Abendmahlzeiten ist wohl besonders — wie die Folge lehren wird, — die Entstehung meiner Krankheit zu suchen. Wir waren nemlich sämmtlich große Liebhaber von grünen Erbsen, und, um diese immer jung und frisch zu haben, wurden alle 14 Tage aufs neue Erbsen ausgesäet. Mir zu gefallen kam *jeden* Abend eine große Schüssel voll dickgekochter grüner Erbsen auf den Tisch, von welchen ich wenigstens einen Suppenteller voll mit Löffeln, auch wohl mehr aß.

Gegen den Herbst bekam ich öftere Anwandlungen von *Herzklopfen* und *Beängstigungen*. Ich schob es auf das Blut, trank keinen Kaffee, keinen Wein; es half nicht; die Beschwerden nahmen zu, ich schrieb an den Herrn Doctor *Bluhm* nach Reval, meinen

ersten und Einzigen Arzt. Er schickte mir ein auflösendes Pulver, bestehend aus Rhabarber, Tartarus tartarisatus, Nitrum und Fenchel, wobey er mir viel Bewegung in freyer Luft anrieth. Diess Pulver verschaffte mir heitre Zwischenzeiten, doch kehrten die ängstlichen Beschwerden oft wieder, und ich reiste nach der Stadt, wodurch folglich die Correspondenz zwischen meinem Arzt und mir ohnehin unnütz wurde.

Sein *zweytes*, im Original vor mir liegendes Recept besteht größtentheils aus Taraxacum. Das *dritte* sind Pillen aus Ochsengalle und bittern Extracten. Das *vierte* — lies und schäme dich elender *X!* — das *vierte Chinarinde* und *Quassia* in *spanischem Wein* aufgelöst, mit Zimmtwasser versezt, täglich 2 mal 2 Löffel voll zu nehmen.

Die Krankheit nahm aber nicht ab, sondern zu. Ihre hauptsächlichsten Symptome waren folgende: 1) ein immerwährendes Fieber. 2) Herzklopfen und Beängstigungen, die zuweilen so stark wurden, wie nur ein Vater- und Muttermörder sie empfinden mag. 3) Auffallende Abmagerung des ganzen Körpers. 4) Fast gänzliche Schlaflosigkeit und eine heftige Furcht vor dem Bett. Wie manche Nacht habe ich auf und nieder gehen müssen!

und X behauptet ich hätte gut geſchlafen! — 5) Sehr verminderter Appetit.

Mein Arzt nahm nunmehr ſeine Zuflucht wiederum zu andern Mitteln. Sein *5tes Recept* beſtand aus *Extract. Taraxac. Extract. Gramin. Tart. tartar. Aq. Chamom. Menth. piper.* und *Oxymel simpl.* Alle 2 Stunden 1 Löffel. Hiezu geſellte er Klyſtierſpecies, die gleichfalls aus *Taraxac.* und Graswurzel beſtanden.

Mir wurde besser. Das Frühjahr nahte heran. Ich wollte wieder aufs Land. Mein Arzt glaubte meinen Unterleib genug gereinigt zu haben, und verordnete mir daher auf dem Lande eine bloſs *ſtärkende* Kur zu gebrauchen. Sie beſtand aus Stahlauflöſungen.

Kaum hatte ich dieſe 10 oder 12 Tage gebraucht, als alle meine Uebel mit verdoppelter Wuth zurückkehrten, und eine hartnäckige Verſtopfung mir den Tod drohte. Höllenangſt folterte mich Tag und Nacht, mein Leib glich einer Trommel und war ſehr ſchmerzhaft anzufühlen. Stuhlgang erfolgte gar nicht mehr, und nach vielem Drängen kam bloſs etwas Blut.

Ohne Hülfe, 22 Meilen von der Stadt entfernt, nahm ich in der Verzweiflung, zum Erſten und letztenmale in meinem Leben ein Ailhaudiſches Pulver. Es rettete mich wenig-

ſtens für den Augenblick. Ich ſchrieb an den Doctor *Bluhm*, und bat ihn, mir das Erſte auflöſende Pulver wieder zu ſenden. E that es, rieth mir aber nach der Stadt zu kommen. Ich blieb indessen noch einige Wochen auf dem Lande, brauchte das Pulver täglich dreymal, und — siehe da, nun gingen 14 Tage lang *täglich groſse Klumpen von Erbſenhülſen* von mir. Da ich den ganzen Winter über Diät gehalten und keine Erbſe in meinen Mund gekommen war, ſo war dieſs offenbar ein Erbſenmagazin, welches ich ſchon im vorigen Jahre geſammelt hatte. Als ich zuerſt davon ſprach, lachten meine Hausgenossen mich aus und meinten, ich ſähe Gott weiſs was! für Erbſen an. Ich lieſs daher mehreremal die Erbſenklumpen rein waſchen, lieſs die Hülſen ſogar mit einem Federkiel aufblaſen, und überzeugte ſo einen Jeden.

Erleichtert, aber nicht geheilt, kehrte ich zurück nach der Stadt. Meine Beſchwerden blieben noch immer die nemlichen, bald mehr bald minder. Es geſellten sich dazu eine groſse Nervenſchwäche, Krämpfe, häufiger Schleimabgang, ſehr häufiger blasser Urin, ein unmäſsiger Speichelauswurf (doch nie Schleimauswurf) u. dgl. m.

Mein Arzt verordnete mir jetzt Nro. 7. *Extract. gramin. Extract. Taraxac. Extract.*

Chelidon. maj. und den *Ammoniac* in Pillen. Nro. 8. ist ein Liquor gegen die Krämpfe. Nro. 9. *Extract. Gent. r. Extract. Cascarill. Aq. menth. pip. Liq. a.* täglich 2 mal 1 Löffel. Nro. 10. *R. Gramin. Taraxac. Lapath. acut. Rub. tinct.* als Decoct. Nro. 11. *Sal. ammon. Sulfur. antim. aur. G. arab. Rad. Seneg.* alle 3 Stunden ein Pulver zu nehmen. Nro. 12. *Extr. Rad. Senek. Sal. ammon. Aq. rub. id. Oxym. ſcill. simpl.* Auch *Kämpfische* Visceralklyſtiere wurden ziemlich oft gebraucht. Hierbey waren mir *Fleiſchſpeiſen*, doch mäſsig, *erlaubt; alter Rheinwein* täglich zu trinken *befohlen;* viel Bewegung in freyer Luft zu Fuſs und zu Pferde, beſonders das letztere; und, wenn die Witterung ungünſtig war, muſste ich Billard ſpielen. Alle Geiſtesanſtrengungen waren unterſagt; nur des *Morgens* durfte ich einige Stunden arbeiten, doch *ſtehend.* Viel angenehme Zerſtreuungen wurden anempfohlen. Nach den öſteren Vorſtellungen unſers Liebhabertheaters (an welchen ich oft ſelbſt Theil nahm) in Geſellſchaft meiner Freunde eine Flaſche Burgunder zu leeren, wurde keinesweges verboten, ſondern gern geſehn. Abends beym Schlafengehen waren geiſtige Einreibungen in den Unterleib verdnet, und überhaupt muſste ich mir den ib oft mit warmen wollnen Tüchern reiben.

Wenn ich mein in Weimar liegendes Tagebuch bey der Hand hätte, so würde ich die ganze Kurart noch umständlicher angeben können. Manche Kleinigkeiten sind mir entfallen.

Als nun das Frühjahr 1789 herannahte, und ich, zwar sehr viel besser, doch noch immer nicht gänzlich hergestellt war, da rieth mir Herr Doctor *Bluhm* zu einer Reise nach Pyrmont, mit dem Zusatz: dass er nicht bloss von dem Wasser, sondern schon von der Reise, Bewegung und Zerstreuung die gänzliche Kur hoffe. Er gab mir eine Abschrift aller seiner Verordnungen mit auf den Weg. Diese zeigte ich zuerst in Königsberg dem seel. *Metzger*, der sein Verfahren vollkommen billigte, und zu seinen Vorschriften nichts hinzuzusetzen wusste. Die nemliche Billigung fand ich bey *Zimmermann* in Hannover. Er verordnete mir, beym Gebrauch des Wassers, täglich früh einen Löffel voll des dick eingekochten Graswurzelsaftes, und dann dreymal des Tages ein Pulver von der Angusturarinde.

In Pyrmont fand ich *Selle* und *Marcard*. Beyde nahmen sich meiner freundschaftlich an; beyde liessen dem wackern Doctor *Bluhm* Gerechtigkeit wiederfahren. *Marcard* gab mir bey meiner Abreise einige Schachteln voll Pillen mit auf den Weg, die der berühmte *Westrumb* in Hameln aus Baldriansöl verfertigt hatte.

Faſt ganz hergeſtellt kehrte ich nun zu meiner Familie zurück und brauchte gar keine Arzney mehr. Aber der lange russiſche Winter weckte meinen alten Feind mehr als Einmal wieder auf. Mein Arzt ſetzte ihm *ſtärkende* Mittel, ſo viel Bewegung als nur immer thunlich war, und nur ſelten ein auflöſendes Mittel entgegen. Der Winter verging ſehr leidlich. Ich ſelbſt ſehnte mich nach meiner zweyten Reiſe, da die Erſte mir ſo gut bekommen war. Mein Arzt billigte sie; *Catharina die Zweyte* war ſo gnädig, mich auf ein ganzes Jahr zu beurlauben, und ich kehrte 1791 geſund nach Liefland zurück. Nur eine Neigung zu Schleimanhäufungen im Unterleibe blieb mir zurück, der ich jedoch nunmehr ohne ärztliche Hülfe zu begegnen wuſste.

Bey meinem nachmaligen Aufenthalt in Deutſchland habe ich meinen würdigen Freunden *Hufeland*, und D. *Gall* in Wien, die ganze Verfahrungsart des D. *Bluhm* nochmals mitgetheilt; beyder Urtheil beſtätigte mich in meinem Vertrauen.

Nun Herr *X!* treten Sie hervor! zeigen Sie Ihre Originaldocumente, Ihre Actenfaſcikel; beweiſen Sie Ihre albernen Behauptungen von *Belladonna*, Electricität, Bandwurm u. ſ. w. ſtellen Sie mir den trefflichen Freund unter die Augen, der meinen guten Schlaf und mei-

nen bodenlosen Appetit bewundert, der meinen Schleim gewogen hat; — und wenn Sie dann, statt alles diess thun zu können, reumüthig bekennen müssen, dass Sie, aus Systems-Wuth der schwärzeste Verleumder wurden; dass Sie, vielleicht aus Brodneid und Privathass, ein elendes Mährchen erfanden; so schlagen Sie an Ihre Brust und rufen: »ich »bin ein armer Sünder! der aus Verzweiflung »über den Ruhm und die Geschicklichkeit ei»nes Arztes, dem er nicht werth ist die Schuh»riemen aufzulösen, seine Zuflucht zu einer »niederträchtigen Lüge nahm, hoffend, dass »die sibirischen Wälder ihn vor der Entlar»vung ewiglich schützen würden.»

Es thut mir übrigens Leid, dass ich die Langeweile, über welche schon der Recensent in der *Salzburger Medic. Zeitung* mit Recht klagt, durch diesen Auffatz habe erneuern müssen; aber wenn mehrere Aerzte vom *Brownischen* System sich *solche* Krankengeschichten zu erzählen erlauben sollten, so habe ich doch auch gewiss ein sehr gutes Werk gestiftet, indem ich, durch ein auffallendes Beyspiel, Misstrauen gegen solche Prahlereyen erwecke. Geschrieben auf dem Lande, im May 1801.

A. von Kotzebue,
Russisch-Kayserlicher Kollegien-Rath.

VIII.

Eine merkwürdige Lungenſchwindſucht mit gänzlicher Zerſtörung der linken Lunge.

Oefters hatte ich ſchon in jener fürchterlichen Krankheit der Lungenſchwindſucht das *Semen phellandrii aquatici* mit groſsem ſcheinbaren Nutzen angewandt; ſo daſs, wenn mich alle andere Mittel verlassen hatten, dieſes den ſchlimmen Ausgang wenigſtens halbe und ganze Jahre verzögerte: noch nie aber mit dem Erfolg, wie andere beobachtet haben wollen, daſs eine vollkommene Heilung dadurch bewirkt worden wäre. Da ich jedoch in den vorhergehenden Fällen nicht immer auf die genaueſte, lange genug fortgeſetzte Anwendung desselben rechnen konnte; ſo nahm ich mir vor, ihn bey der nächſten sich ereignenden Gelegenheit, wo wahre Eiterung der Lungen ſtatt fände, mit der gröſsten Genauigkeit nehmen zu lassen; dieſs geſchah wie aus nachſte-



hender Krankengeschichte erhellen wird. Daſs ich den Wasserfenchel nicht immer allein gab, kann mir wohl in Rücksicht der Gewiſsheit ſeiner Wirkung nicht zum Vorwurf gereichen, weil die übrigen Symptome der Krankheit zugleich mit berücksichtigt werden muſsten. Ueberdieſs waren auch jene von der Beſchaffenheit, daſs dessen Wirkſamkeit nicht vermindert, ſondern vielmehr dadurch erhöht wurde.

Eine vierzigjährige Dame von ſehr zartem Körperbau, reizbaren Nerven und ſanguiniſch-phlegmatiſchem Temperament, die vorher mehrere Jahre hindurch an Röthlauffchärfe am Fuſs litt, und durch innerliche Mittel mehr als durch ein äuſserliches nicht zum Fluſs zu bringendes Fontanell geheilt wurde, bekam Anfangs des Aprils ein Catharrfieber, wie es damals mehrere im Hauſe befiel. Durch acht Tage wurde es von ihr bloſs als ſolches angeſehen, und wie gewöhnlich, und leider! wie dieſs der durch die Vorurtheile verjährte Gebrauch iſt, mit warmen Theegetränk zu bekämpfen geſucht. Da aber hierdurch nicht Verminderung, ſondern Verſchlimmerung des Uebels erfolgte, und einige nur ſo abverlangte ablöſende Mittel nichts fruchten konnten, ſo wurde ich zur perſönlichen Unterſuchung des Zuſtandes erbeten. Ich fand sie im allgemeinen ſehr matt, mit mehr trocknem als

feuchtem Huſten, kleinem krampfhaften Puls, beengter Bruſt, weniger Eſsluſt, geſtörtem Schlaf, der beſonders ſogleich beym Niederlegen, ſo wie gegen Morgen durch den lange anhaltenden Huſten unterbrochen wurde. Von allen ſonſtigen rheumatiſchen Beſchwerden, beſonders in den Gelenken, ſo wie von der Rothlaufsäuſserung am Fuſs, war nun keine Spur zu entdecken. Noch hielt ſie es für das epidemiſch im Hauſe herrſchende Catharrfieber, wobey ich allerdings nicht in Abrede ſeyn konnte, daſs dieſs hierzu die nächſte veranlassende Urſache war. Allein die Complication mit dem ehemaligen rheumatiſchen Stoff in den Füſsen war unverkennbar, daher die Krankheit um deſto wichtiger, und ihr ganzer Zuſtand wegen den ſo fein empfindenden Nerven, die durch mehrfache Gelegenheitsurſachen öfters zu herzangreifenden Gemüthsbewegungen geſtimmt wurden, höchſt bedeutend und nicht leicht zu entfernen ſeyn konnte. Ich erklärte daher, daſs ihre Beſchwerde nicht gewöhnliches Catharrfieber ſey und daher die genaueſte Beachtung erfordere. Nach einigen vorausgeſchickten Auflöſungsmitteln ſah ich mich, des offenbar vorhandenen gaſtriſchen Stoffs wegen genöthigt, und zwar zu wiederholten malen Brechmittel zu reichen, welches allezeit mit ſehr ſtarker Entleerung von Galle

und dicken Schleim, und mit wefentlicher Erleichterung der fieberhaften Zufälle, fo wie der Stärke des Huftens gefchah.

Es war hier aufser Zweifel, dafs aus doppelten Gründen, nehmlich wegen der allgemeinen Erfchütterung des Körpers, und der dadurch bewirkten localen der Bruft fowohl, als auch wegen der Entledigung der fcharfen Galle, die theils den Magen, theils confenfuell den Lungen und endlich dem ganzen Körper nachtheilig feyn mufste, diefe erneuerten Brechmittel fehr zweckmäfsig wirken konnten, wie sie auch in der That gewirkt hatten. Denn mehrere Tage darauf war sie fieberfreier, muntrer und zeigte mehr Efsluft, war auch von dem trocknen Krampfhuften weniger geplagt. Zugleich liefs ich ableitende reizende Mittel auf beyde Waden und wiederholt auf jene des fonft leidenden Fufses legen, rieth dabey ftarke Frictionen am letztern, liefs das flüchtige Liniment in die ganze Bruft einreiben und rieth innerlich den *Kermes mineral.* das *Guajac.* und *Ammoniac. Gumm.* mit dem *Hyofc. Extract.* nebft dem Gebrauch der füfsen Molken nüchtern. Alles fchien gut zu wirken, bis sich nach einigen Gemüthsbewegungen bald alle Symptome verfchlimmerten. Nun kam der Reiz zum Huften häufiger, der Huften felbft war anhaltender, der Auswurf weifs,

schaumig-schleimigt, es gesellten sich Schmerzen auf der linken Seite der Brust, beschwerliches Athmen, Unvermögen tief zu inspiriren und die Luft lange anzuhalten, mehr Fieber; Nachtschweisse, ein kleiner gereizter Puls und sehr grosse Mattigkeit dazu, welches alles sattsam bewies, wie nachtheilig jener metastatische Reiz auf die Lunge gewirkt und nun daselbst tief sitzende Stockungen verursacht hatte. Grosse Blasenpflaster auf beyde Arme, das mit Cantharidentinctur geschärfte Einreiben des flüchtigen Liniments in die leidende Seite der Brust; ein perpetuirliches Pechpflaster zwischen die Schultern; früh nüchtern Wein molken, in den Zwischenzeiten Selterwasser mit Milch und Nachmittags etwas des besten Steinweins, so wie die Anwendung des Pulvers von dem Wasserfenchel zu ℈ß — ℈i pro dosi zwey bis dreymal täglich; mit einem Gelée des *Lichenis islandici,* wurden nebst den leichtesten nahrhaftesten Speisen, einem halben Seidelglas des guten bittern Braunbiers und dem Genuss reiner Luft dazwischen gerathen; zur Erleichterung des trägen Stuhlgangs aber Kamillenklystiere mit venetischer Seife. Ohne Zeitverlust liess ich an den ehemals leidenden Fuss ein beträchtliches Fontanell setzen, und gleich Anfangs stark reizende Mittel zur Beförderung des schnellern Abflusses einlegen, welcher

Endzweck auch bald erreicht wurde. Nach achttägigem Gebrauch neuer Mittel verlor sich das Fieberhafte, befonders das mehrere Fröfteln, der Husten änderte sich und gestattete eher nächtliche Ruhe, der Auswurf blieb wie vorher, bey nicht verminderter Beengung der Bruft, der Nachtfchweifs war nur abwechfelnd, aber die allgemeine Mattigkeit hatte sich, fchon nach dem kraftvollern Puls zu fchliefsen, eben fo gut wie der Ekel an Speifen einigermafsen gehoben, wenn man diefs auch an dem fehr magern Körper nicht bemerken konnte. Die Dosis von dem Wasferfenchel wurde um einige Gran verftärkt, zu dem Trank wurde noch der *Hoffmannfche* Myrrhenzucker und die *Radix polygalae amarae* gefetzt, und als örtlich zertheilendes Mittel das Einathmen von Dämpfen aus *floribus arnicae*, *chammom.* und *verbafci* mit der Myrrhe täglich fechs bis achtmal durch einen Trichter angerathen. Kaum war diefe Behandlung acht bis zehn Tage fort angewandt, als sich ein Nachlafs des Fiebers, des Schweifses und der Bruftbeengung zeigte, dagegen aber nicht nur vermehrter Husten, fondern auch vermehrter und zwar eitrichter Auswurf, nach allen vorgenommenen Unterfuchungsmethoden einftellte. Er war fehr verfchieden, graugrünlich, gelbweifs, klumpenartig, röthlich-grau,

ſalzigten Geſchmacks und in dem Spuckglas von penetrant faulem Geruch, wie nach der Eröfnung eines lange verſchlossenen Eiterſacks. Die Quantität desselben war nicht täglich gleich ſtark, manchen Tag aber gewiſs bis auf einige Unzen ſteigend, wobey jedoch die Patientin, wie ich genau bemerkte, weit weniger ermattet war als bey dem ſonſt trocknen Huſten, ſondern mehrere Erleichterung ſpürte. Ueberhaupt betrachtet, magerte sie aber ſehr ab, beſonders weil sie nur kleine Portionen Speiſe zu sich nehmen durfte, da sie auſser-dem groſse Qual zur Verdauungszeit und Blähungsbeſchwerden verſpürte, und weil immer der Schlaf durch den Huſten geſtört und durch letztern der abmattende Schweiſs hervorgepreſst wurde; auch ſogar mehrere Tage ohne alle veranlassende Urſachen eine heftige Diarrhoe dazu kam. Jenes nebſt dem sich jeden Abend vermehrt einſtellenden *Oedema pedum*, als Folge der allgemeinen Debilität, machten mich allerdings ſehr beſorgt, indem die nun am Tage sich wiederholt zeigende trockne Fieberhitze, die umgränzte dunkle Röthe bald auf dieſer bald auf jener Wange, das Brennen der Handteller, hauptſächlich Mittags bald nach dem Essen, ohnſtreitig bewieſen, daſs eine ſehr wichtige ſchreckliche Periode der Krankheit, nemlich jene der all-

mähligen Abzehrung eingetreten ſey. Das friſche Auge, die Geiſtesheiterkeit und die sich nach und nach einſtellende bessere Eſsluſt und etwas verbesserte Verdauung, flöſsten mir aber immer von neuem Hofnung ein. Deswegen lieſs ich sie mehr als jemals viele Stunden bey ſchönen Tagen in freyer Luft zubringen, verband mit jenen Mitteln, nebſt ſtärkern Doſen von dem Wasserfenchel oft zu 15 bis 18 Gran pro dosi, den Chinaextract und den tolutaniſchen Balſam, lieſs reichlich die kräftigſten gelatinöſeſten Bouillons und Schneckenſuppen, und den ſo vorzüglich nahrhaften Salapgenuſs, fortſetzen, rieth grösſere Portionen Wein vor und bey Tiſche zu trinken, ſo wie Nachmittags ein reines Braunbier, und ſo oft es nur ſeyn konnte, muſste sie friſchen Gurkenſaft, beſonders Vormittags nehmen. Der Wichtigkeit der Krankheit und der Familie ſelbſt wegen ſchlug ich den Beyrath noch eines Arztes vor, der in der ganzen Gegend mit Grund für den geſchickteſten gehalten wurde, der auch, da er das Uebel für das nemliche erkennen muſste, wofür ich es erkannt hatte, die ganze Kurart billigte, und nur folgende Zuſätze machte, nemlich, daſs die Abkochung der Sassaparillwurzel, ein *Emplaſtrum epiſpaſticum perpetuum, ad modum Janini*, und das Einathmen der Dämpfe des durch Vitriolnaphta ausgezogenen Cicutapulvers noch beygefügt würde.

Beyde erſtere Mittel wurden noch mit angewandt, letzteres aber muſste bald nach einigen Verſuchen wieder weggelassen werden, weil die Patientin darnach mehr Stockung und Beklemmung der Bruſt bekam, und die von mir zuerſt empfohlnen Dämpfe wurden wieder wie vorher gleich nutzbar angewandt, aber bald darnach auch das Pflaſter weggelassen, da der Reiz auſserordentlich auf die zarten Nerven wirkte.

Der fortgeſetzte Genuſs der freyen Luft (denn wenn sie noch ſo ermattet in den Garten ging, kehrte sie doch immer weit geſtärkter zurück) das ununterbrochene Einreiben des flüchtigen Salmiakſpiritus mit der Cantharidentinctur in die ganze Bruſt, die immer erneuerten Vesicatoria am Arm, und die wiederholten Sinapismen an Füſsen, wirkten nebſt den reichlichen Fortgebrauch jener innerlichen Mittel ſo angemessen, daſs der Huſten und Auswurf abnahm, und letzterer sich wieder in weiſslichen Schleim umänderte, und nur ſelten dazwiſchen noch einige Eiterportionen erſchienen; daſs das Athmen verbessert wurde und insbeſondre das Einathmen leichter und tiefer geſchehen konnte, der Schlaf sich erquickend einfand und weder durch vielen Huſten, noch durch alltäglichen und ſtarken Schweiſs unterbrochen wurde; daſs sich der Puls erhob, die Sprache kraftvoller und mit mehr Reſonnanz sich zeigte, die körperlichen Kräfte nicht nur

nach ihrem äufsern Anfchein, fondern auch nach ihrem Gefühl wuchfen: kurz, dafs sie mir mit einer unbefchreiblichen Heiterkeit versicherte, »dafs sie nun wahrhafte Besserung verfpüre.« Wenn alfo nach der jetzigen gründlichen Heilung der entleerten Vomica der Huften allmählig immer mehr nachliefs, und sich nicht wieder neue erzeugten; fo ftand allerdings radicale Besserung zu erwarten. Zur Erreichung diefes wichtigen Endzwecks liefs ich mit China verfetzt obigen Trank ferner, anftatt alles andern früh zuerft einige Gläfer Pyrmonter Wasser, dann ftärkende Chokolade, und alle übrige Mittel in fteigender Dosi fortbrauchen, fo dafs ℈j von dem *Phellandrio aquatico* zwey bis dreymahl täglich mit genommen wurden. Hierdurch war sie bald der vollkommenen Besserung fo nahe gebracht, dafs ich das unbefchreibliche Vergnügen hatte, den 2. Junius zum erftenmal wieder einen höchft erfreulichen Brief von ihr felbft zu erhalten, der voll der innigften dankbarften Gefühle war, und fo wie ein nachfolgender vom 9ten ejusdem die fortdaurende Besserung zu erkennen gab. Da das dazwifchen sich eingefundene Fröfteln blofs Folge einiger Diätsfehler war, die bey der fteigenden Efsluft auch leichter möglich wurden, der Huften und Schweifs aber immer mehr abnahmen, der Auswurf überhaupt weniger und nicht mehr fo dick, die Bruft freyer und das Einathmen, fo wie das längere Anhalten des Athems weniger mühevoll war, die Kräfte auch fo zugenommen hatten, dafs sie allein den ganzen Garten durchgehen konnte, fo waren die oben geäufserten Hofnungen um defto gerechter. Nichts deftoweniger rieth ich die ftrenge Fort-

ſetzung des Waſſerfenchels, der China, des Weins und des beſten braunen Biers, nebſt der Dampfeinathmung mit verſtärktem Myrrhenzuſatz. In dieſem günſtigen Zuſtande brachte ſie einige Wochen zu, während welcher letzten Tage theils des früh entſtehenden ſtärkern Huſtens, theils der eingetretenen üblen Witterung, theils des Mangels des Pyrmonter Waſſers wegen, dieſes mit einigen Taſſen Weinmolken vertauſcht wurde. Zeithero blieb ſich der wenige Huſten meiſtens mit weiſslichem Auswurf gleich; nur gegen das Ende dieſes Monats ging er, ohne mir bewuſst vorhergegangene Urſachen, in dickgelben, wieder mit Geruch verbundenen über, wobey auch der Reiz zum Huſten öfterer, beſonders bey vielem Sprechen oder Zugwind vermehrt ſich einſtellte. Demohngeachtet aber blieb ſie im Ganzen genommen immer noch kraftvoll; die Eſsluſt, der Stuhlgang, der Schlaf, ihr munteres Auge bewieſen mir dies gleichfalls, als ich ſie am 28ſten und ſie mich ſelbſt ganz unerwartet den 30ſten Junius darauf beſuchte, worüber ich aber des naſskalten Tages wegen ſehr erſchrak und nichts Gutes ahndete. Als ich ſie nach mehreren Tagen wieder ſah, erſchrak ich über das plötzliche Magerwerden, ſo wie über den zunehmenden Huſten mit dickem Eiterauswurf. Alle oben mehrmals erwähnte Mittel wurden nun mit doppelter Sorgfalt vermehrt zu nehmen angerathen. Eine während der groſsen Hitze den 8ten und 9ten July durch eine kleine Unvorſichtigkeit erlittene Erkältung verſchlimmerte alles, auch den Auswurf. Ein heftiger Schmerz der ganzen linken Bruſt kehrte zurück, hatte das ſtärkſte Zehrfieber, den Mangel des Appetits zum Eſſen, mehr Schweiſs und Stockhuſten

im Gefolge, und drohte der kräftigften Gegenmittel ohngeachtet die fchnellfte Confumtion herbeyzuführen. Das *Sulphur auratum ant.* mit *Camphoratis*, der *Spiritus Mindereri* mit dem *Decocto Lichenis islandici* und dem *Cortice* wurden zwar fo wie Selterwasser mit Milch und Vesicatoria auf die Bruft reichlich angewandt, allein der Bruftfchmerz, die Stockungen, die grofse Erfchöpfung, die Schwere des Heraufhuftens nahmen täglich zu und wurden noch mit einem peinlichen Schmerz in der *Regione epigaftrica* vermehrt, fo dafs sie endlich den 22ften July Mittags unter einigen Zuckungen verfchied. Dem Wunfch des Gatten und der Anverwandten gemäfs nahm ich diefen Abend noch die Section vor, als ein untrügliches Beweismittel für die rechte Indication des Arztes; als Beruhigung für ihn felbft, fo wie für die Angehörigen, wenn sich unmöglich zu entfernende Hindernisse entdecken lassen; und endlich als allgemein wichtiges Belehrungsmittel für alle Menfchen, befonders für praktifche Aerzte, wozu der vorliegende Fall ohnftreitig ganz geeignet ift.

Der ganz abgezehrte Körper zeigte hier und da einige gelbbläuliche Flecken, fo wie die linke Seite des Thoracis etwas flach zufammengedrücktes. Nach allen vorausgehenden Symptomen fagte ich der Verftorbenen und den Anverwandten und Gatten nicht nur während der Krankheit oft den dort fixirten Sitz des Uebels voraus, fondern erklärte auch der Erfahrung und Theorie gemäfs, noch vor dem Anfang der Eröfnung, dafs dort die alleinige Quelle des Uebels sichtbar werden würde. In dem Unterleib fand ich nachftehendes Widernatürliche:

Das Netz war ganz verzehrt, die Leber von mittlerer Gröſse, hier und da mit einigen kleinen weiſslichen Verhärtungen durchwebt; der aus ſeiner Lage mehr ins *Hypochondrium dextrum* herübergedrängte Magen war in ſeiner linken und obern Hälfte gehörig ausgedehnt, hingegen der rechte Theil gegen den *Pylorum* zu, zuſammengeſchnürt, wulſtig, auch der *Oeſophagus* war mehr gegen die rechte Seite gepreſst und verengert, die Milz auſserordentlich klein, das *Colon tranſverſum* ſtark aufgetrieben und etwas entzündet, alles übrige aber in gutem Zuſtande. In dem linken Hypochondrio zeigte sich das Zwergfell prall geſpannt, tief herabgedrückt, ſo daſs jene Dislocation des Magens hieraus leicht erklärt werden konnte, und der Rückſchluſs auf die Erſcheinungen in der linken Bruſthöhle nicht mehr zweifelhaft wurden. Ich hatte kaum die Rippen derſelben durchſchnitten, als ſchon ein gelbgrauer Ichor mit dem heftigſten Geſtank hervorquoll. Nun öffnete ich den *Thorax* auf der linken Seite ganz, und es zeigte sich zum ſchreckhaften Erſtaunen aller Umſtehenden, daſs die ganze Höhle voll von einer graugelblichten oben dünnern und gegen unten immer dicker werdenden eiterichten Masse war. Unter dem frappanteſten Geruch ſchöpfte ich 6, ſage ſechs volle Maaſs oder reichlich zwölf Pfund Jauche und dicken endlich käsigt gelben Eiters heraus; und als ich auf den Grund oder die hintere Seite der Rippen kam, bemerkte ich auch nicht die geringſte Spur von einer Lunge, nicht einmahl die Stelle, wo sie je angeſessen haben konnte; vielmehr entdeckte ich ſogar die *asperam arteriam* mehr als 4 Zoll herauf nicht ſowohl zerfressen als vollkommen de-

ſtruirt, ja ſogar die Oefnung in der *Pleura* rund herum angegriffen, ſo wie mehr als 30 Stellen an der ganzen Auskleidung der Bruſt von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Zoll in der Peripherie, wie mit einer dicken Rinde von Eiter überlegt. Der Herzbeutel war mit dem *Mediaſtino* weit in die rechte Bruſthöhle herübergedrückt, das Pericardium mit ungewöhnlich vielem Liquore von beynahe 5 Unzen angefüllt, das Herz ſelbſt aber geſund, ſo wie der gröſste Theil der rechten Lunge, die nur hier und da kleine Stigmata von Verhärtungen und an dem untern Rand eine geringe Portion coagulirt verdorbener Lymphe erblicken lieſs. Bey einer ſo enormen, vielleicht beyſpielloſen Verzehrung der ganzen linken Lunge und ihrer Kanäle, wie ich sie bey ſo vielen Leichenöfnungen nie ſah, auch nie beſchrieben fand, bey einer ſo auſserordentlichen Menge von Jauche und heftig ſtinkendem Eiter, wie vielleicht noch von keinem Anatomiker bemerkt worden iſt, war alſo die Verlängerung des Lebens der Patientin durch faſt 4 Monate ein Wunder, und nur als eine erzwungene Folge des Wein- und Arzneygenusses zu betrachten. Es iſt mir unglaublich, wie es dieſs zuverläſsig auch jedem denkenden Arzt ſeyn wird, daſs die totale Deſtruction dieſes edelſten Theils der Eingeweide, ſchon in dem Zeitraum von 16 bis 17 Wochen erfolgen — und sich in den Zwiſchenzeiten ſo auffallend günſtige ziemlich lange Zwiſchenräume einfinden konnten! Deswegen glaube ich befiehlt Theorie mit Analogie und Erfahrung den Anfang dazu weiter vorwärts zu ſetzen, ohngeachtet einige Wochen voraus eine gute Geſundheit zu gehen ſchien. Ob nicht ein, wie ich jetzt erſt erfahre, beynahe zwey

und einen halben Monat vorher statt gehabtes ungewohntes, durch mehrere Stunden fortgesetztes Tanzen dazu die prädisponirende Ursache gegeben, und die Verschlimmerung durch den Absatz des rheumatischen Stoffes und des dazu gekommenen Catharrs bewirkt habe, wäre hiebey, meines Erachtens, die wichtige höchst wahrscheinlich zu bejahende Frage?

Bey so hoher totaler Verderbniſs der Lunge, oder nur bey sehr fest sitzenden Fehlern derselben, giebt es also bis jetzt kein Mittel zur Herstellung der Patienten, nicht einmal das so sehr gepriesene, und mir in leichtern Anfällen so wesentliche Dienste geleistet habende *Semen phellandrii aquatici*, eben so wenig wie die so hoch erhobene Anwendung der Dämpfe, die, von der zweckmäſsigsten Art, von keinem Patienten je wohl regelmäſsiger gebraucht worden sind.

Möchten doch *Beddoes* angerühmte Verfahrungsarten mehr und gründlicher bestätigt und redlicher und gewissenhafter öffentlich dargelegt werden! Möchten doch alle praktische Aerzte eines viel umfassenden Wirkungkreises mehrere Versuche damit, und überhaupt bessere Behandlungsarten der Schwindsüchtigen und Auszehrenden überhaupt und der Lungensüchtigen insbesondere bekannt machen, damit wir nicht vergebens so manchen Leidenden nur fristen dürften! —. und damit uns, bis jetzt wenigstens, immer nur das traurige Resultat für die Zukunft bliebe: »daſs alle an eigentlichen bedeutenden Lungenbeschwerden Leidende ohne Ausnahme verloren sind.« —

J.

IX.

Kurze Nachrichten und medizinische Neuigkeiten.

Naphtha Aceti martialis, oder *Tinctura Ferri acetici-aetherea Klaprothi.*

Es ist bekannt, von welcher grossen Wirkung die *Naphtha Vitrioli martialis* oder die sogenannte *Bestuscheffsche* Nerventinctur ist. Um so angenehmer ist mirs, hier eine Essignaphta der Art mittheilen zu können, die eine Erfindung unsers verdienstvollen Herrn Ober-Medizinalrath *Klaproth* und hier in Berlin schon allgemein im Gebrauch ist. Sie scheint das feinste, leicht verdaulichste und flüchtigste Eisenpräparat zu seyn, was wir bis jetzt haben, und in dieser Hinsicht die *Naphta Vitrioli martialis* noch zu übertreffen. Wenigstens vertragen sie selbst solche schwächliche und empfindliche Kranke, die sonst durchaus kein anderes Eisenpräparat vertragen, und sie hat mir schon in den hartnäckigsten Magen- und Nervenkrankheiten die trefflichste Wirkung geleistet. Die Dosis ist 10 bis 40 Tropfen drey- auch viermal des Tags, am besten in Wein.

Reine Eisenfeile wird in einem geräumigen Kolben mit reiner Salzsäure aufgelöset; nach vollbrachter Auflösung wird reine Salpetersäure in kleinen Portionen hinzugesetzt, so lange bis davon über der Wärme weiter keine, mit Auf-

braufen begleitete Erzeugung von nitröfem Gas erfolgt, und das Eifen vollftändig oxydirt ift.

Die Auflöfung wird hierauf mit Wasser verdünnt und mit ätzender Kali- oder Natronlauge gefüllt.

Nach gefchehener vollftändigen Anfüfsung des Niederfchlags läfst man diefen an der Luft fo weit abtrocknen, dafs er noch als eine etwas feuchte, aber das Druckpapier nicht mehr nässende, bröckliche Masse erfcheint.

In diefem Zuftande wird der Eifenniederfchlag in einem bedeckten Zuckerglafe, portionenweife in *Acidum aceticum* getragen, und darin mit einem gläfernen Stabe öfters umgerührt. Nach erfolgter Auflöfung wird eine neue Portion hineingetragen, und damit fo lange fortgefahren, als sich noch etwas auflöfen will.

Neun Unzen diefer concentrirten dunkelbraunen Auflöfung werden nun mit einer Mifchung aus Einer Unze *Aether aceticus* und zwey Unzen *Spir. Vini alcoholifatus* verfetzt und unter obiger Benennung verwahrt.

Herrn Assessor Flittners Bereitung diefer Naphtha.

Eine Unze *getrocknetes fchwefelfaures Eifen* oder fogenannten bis zur Weifse kalzinirten Eifenvitriol und anderthalb Unzen *essigfaures Kali* (*Terra foliata Tartari*) werden in einem fteinernen Mörfer wohl zerrieben und fo

genau, als es sich thun läſst, mit einander vermiſcht. Das Gemiſch, welches anfangs feucht wird, ſetzt man nun einige Tage, oder ſo lange, bis daſs es wieder vollkommen trocken geworden iſt, dem Zutritt der Luft aus, löſst das in demſelben entſtandene essigſaure Eiſen in einer Miſchung aus 6 Unzen deſtillirten Wassers und des beſten Weinalkohols durch Reiben ohne angebrachte Wärme auf, und ſcheidet die Auflöſung vom Rückſtande durch ein Filtrum.

Der filtrirten Flüssigkeit ſetzt man 6 Drachmen *Aether aceticus* und 3 Drachmen *Acidum aceticum* zu, und laugt das Filtrum mit einer Miſchung aus zwey Theilen deſtillirten Wassers und einem Theil Weinalkohol ſo lange aus, bis daſs das ganze Gewicht der filtrirten Flüssigkeit (*Acid. acetic.* und *Aether aceticus* mit inbegriffen) 9 Unzen beträgt, die in wohl verſchlossenen Gefäſsen aufbewahrt werden muſs.

d. H.

I n h a l t

I. Ueber die *Anna Maria Kienker* zu
Entdeckung ihres Betrugs, von H
mann - - - - - - - - -

II. Fragmentariſche Bemerkungen zu
of medicine - - - - - - -

III. Bemerkungen über eine Scha
die heilſamen Wirkungen des M
von Herrn Dr. *Sauter* zu Alle
des Herausgebers - - - -

IV. Die endemiſchen Krankheiten
vom Herrn Phyſikus Dr. *Wer*

V. Beyträge zur Geſchichte der He
waſſers in der Harnruhr, von
Bruchſal - - - - - - -

VI. Aufforderung an alle Aerzte
treff der Kuhpocken vom *H*

VII. Enthüllung einer völlig
ſchichte zum Behuf des *B*
Röſchlaubs Magazin zur
Heilkunde, von Herrn Koll

VIII. Eine merkwürdige Lunge
licher Zerſtörung der linke

IX. Kurze Nachrichten und m
Bereitung der *Naphtha Ac*

Mit dieſem Stück
gegeben: *Hufeland Bi*
Heilkunde, V. Band, 2
Reil Fieberlehre — *S*
kunſt — *Ayrer über*
nd ihre verſchiedene

I.

Circulare des Königl. Preuſs. *Ober-Collegii Medici et Sanitatis* an alle *Collegia Medica et Sanitatis*, die Impfungsverſuche mit Kuhpocken betreffend.

Von Gottes Gnaden *Friedrich Wilhelm*, König von Preuſsen etc. etc. etc.

Während daſs im In- und Auslande mit der Einimpfung der Kuhpocken Verſuche gemacht, und für und wider dieſe aus England dem feſten Lande zugekommene Erfindung geſchrieben worden, hat Unſer Medicinal-Departement an gedachter Angelegenheit denjenigen Antheil genommen, welchen sie wegen ihrer Wichtigkeit in landespolizeylicher und mediziniſcher Hinsicht verdient. Es iſt nicht zu leugnen, daſs, wenn die Kuhpocken ohne andere gefährliche Folgen vor den menſchlichen sichern ſollten, sie mehr als alle auf lauter frommen Wünſchen beruhende Vertilgungs-

mittel der natürlichen Pocken zum Zweck führen, und ein Uebel aufheben würden, welches noch täglich mit Verwüstung droht. Es ist ferner nicht zu bestreiten, dass viele in der Folge der Zeit bewährt erkannte Heilmittel, zum Exempel die China und das Antimonium, vielen Widerspruch fanden, und eben so bekannt ist es, dass die Einimpfung der menschlichen Pocken, welche jetzt der Staat mit Prämien belohnt, anfangs kein besseres Schicksal hatte.

Gleichwohl findet sich Unser Medicinal-Departement bis jetzt auf keine Weise veranlasst, dieser oder jener Meinung über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit des Einimpfens der Kuhpocken einen entschiedenen Vorzug zu geben. Nur einer unpartheyisch geprüften Erfahrung mehrerer Jahre ist diese Entscheidung vorbehalten. Vorläufig hat daher Unser Medicinal-Departement sich mit einer genauen Beobachtung und Sammlung der, hiesigen Orts und in der Nähe statt gehabten, Impfungsversuche beruhigen müssen, um daraus, und aus den nächsten Folgen zu beurtheilen, ob und in wie fern Versuche dieser Art, ohne anschauliche Gefahr für Unsere Lande, zu dulden seyn möchten. Ob nun gleich das Resultat dieser bisherigen Versuche dem Sicherungszweck vor der Ansteckung

durch menſchliche Blattern günſtig ausgefallen iſt, auch noch zur Zeit keine bedenklichen Folgen der Kuhpockeneinimpfung wahrgenommen worden; ſo finden Wir doch aus Landesväterlicher Fürſorge für das Wohl Unſerer getreuen Unterthanen nöthig, gewisse Grundſätze vorzuſchreiben, welche geſchickt sind, die Erfahrungen zu berichtigen und dem Enthusiasmus der Medicinalperſonen, welche sich mit der Impfung beſchäftigen, gehörige Gränzen zu ſetzen.

Dem zufolge ſoll:

1) Niemand, als ein approbirter praktiſcher Arzt, wohin auch die Regimentschirurgen gehören, sich mit der Einimpfung der Kuhpocken in Unſern Staaten befassen.

2) Den approbirten Kreis- Land- und Stadtchirurgen wird dieſe Erlaubniſs nur unter der Leitung eines Arztes bewilligt.

3) Jeder Arzt, er mag die Impfung ſelbſt bewirkt oder sie nur dirigirt haben, iſt verbunden, über jeden Geimpften ein ordentliches Journal zu führen, darin alles, was die Krankheit directe oder indirecte betraf, beſonders die beobachteten Folgen der Impfung, auf ſeinen Amtseid, anzumerken, und einen pflichtmäſsigen Extract daraus, mit namentlicher Anzeige des Geimpften, ſeines Karakters, Standes und

Aufenthalts, jährlich, und zwar zum erſten-
male mit dem Ende des jetzigen Jahres,
an das ihm vorgeſetzte *Provinzial-Colle-*
gium Medicum et Sanitatis einzuſenden,
indem Wir Unſere ſämmtliche *Collegia*
Medica et Sanitatis hiedurch anweiſen,
die Generaltabellen der mit Kuhpocken
geimpften Perſonen nach dem beyliegen-
den Schema an Unſer *Ober-Collegium Me-*
dicum et Sanitatis jährlich einzuſchicken.

4) Kein Arzt ſoll ſich unterfangen die Haus-
väter der Familien, Vormünder, oder an-
dere Vorgeſetzte, *zudringlich aufzufor-*
dern, ihre Kinder, Curanden oder Unter-
gebene der gedachten Impfung zu unter-
werfen, noch weniger dergleichen Aner-
bieten öffentlich bekannt zu machen, theils
weil es für jetzt noch nicht möglich iſt,
die Folgen dieſer Impfung mit Gewiſsheit
zu überſehen, theils weil überhaupt jeder
Arzt bey ſolchen Verſuchen äuſserſt be-
hutſam zu Werke gehen muſs, für deren
Wirkung er ſelbſt auf keine Weiſe Bürg-
ſchaft leiſten kann. Dagegen empfehlen
Wir den Aerzten, wenn natürliche Pocken
an einem Ort ſich zeigen, die Einimpfung
dieſer, und wenn ſie durch wichtige Um-
ſtände bedenklich werden ſollte, auch al-
lenfalls die Einimpfung der Kuhpocken,

wenigſtens als temporelles Rettungsmittel gegen bösartige Pocken, nicht zu verſäumen, ſondern durch Empfehlung zu befördern, da auch epidemiſche anfänglich gutartige Pocken in der Folge bösartig zu werden pflegen, durch die überwiegend gröſsere Gefahr der bösartigen Pocken aber alle andere Bedenklichkeiten aufgehoben werden. Dabey bleibt es der Gewissenhaftigkeit und Klugheit jedes Arztes anheim geſtellt, bey einer ſolchen Empfehlung dieſer noch nicht völlig entſchiedenen Sache eben ſo vorsichtig, als bey den Verſuchen ſelbſt zu Werke zu gehen, jedem, der sich dazu entſchlieſsen will, ſowohl die Gründe dafür, als die noch nicht völlig ausgemachten Punkte vorzulegen, es ſeiner individuellen Entſcheidung zu überlassen, und beſonders die Nachimpfung mit Menſchenpocken zu empfehlen.

5) Hat die Erfahrung gelehrt, daſs bey den mit Kuhpocken geimpſten Menſchen, zwiſchen den ächten und unächten Kuhpokken ein groſser Unterſchied obwaltet, und daſs letztere vor der Anſteckung der menſchlichen Blattern nicht sichern. Die ächten Kuhpocken, wiewohl ihnen bis jetzt eine fortdauernde Sicherungseigen-

ſchaft auch noch nicht abſolute beygemeſſen werden kann, entſtehen urſprünglich an dem Euter friſchmilchigter Kühe, ſie ſehen bleyfarbig aus, sind am Euter mit einer roſenartigen tiefen Entzündung verbunden, und enthalten eine wasserhelle durchsichtige Lymphe; nur dieſe iſt zur Einimpſung geſchickt; dagegen erzeuget die in Eiter übergegangene trübe und undurchsichtig gewordene Lymphe die falſchen Kuhpocken. Wir machen es den impfenden Aerzten zur Pflicht, sich bey der Einimpfung der ächten Kuhpocken zu bedienen, und warnen sie gleichfalls, mit keiner Kuhpockenlymphe *ſolcher* Menſchen zu impfen, welche die menſchlichen oder die Kuhpocken ſchon einmal gehabt haben, oder wo die Krankheit in ihren localen Erſcheinungen nicht den gehörigen Verlauf gehalten hat; auch nicht mit ſolcher von Menſchen genommenen ächten Kuhpockenlymphe, welche ihre *Durchsichtigkeit* ſchon vor dem Aufnehmen verloren hatte, oder welche in der Hitze getrocknet, oder faul, oder *zu alt* (*über vier Wochen*) geworden iſt, weil die Erfahrung bewieſen hat, *daſs dergleichen* Lymphen vor den Menſchenblattern nicht sichern.

Indem Unſer Medicinal-Departement sich überzeugt hält, daſs auf dieſe Weiſe zur richtigen Beurtheilung und Entſcheidung der Frage:

ob die Kuhpocken ohne gefährliche Folgen vor den menſchlichen Blattern Sicherheit gewähren?

ein wichtiger Schritt geſchiehet; ſo behält sich dasselbe vor, das Publicum zu ſeiner Zeit von den Beobachtungen und Erfahrungen zu unterrichten, welche hiernach zu dessen Kenntniſs gelangen werden. Gegeben Berlin, den 11. Julii 1801.

Auf *Seiner Königlichen Majeſtät* Allergnädigſten Special-Befehl.

Graf von der Schulenburg.

Nachricht

von den mit der Einimpfung der Kuhpocken gemachten Versuchen.

Nahmen des Arztes.	Anzeige der bey der Inoculation angewandten Methode.	Totalsumme der Geimpften.	Erfolg der Kuhpockeneinimpfung im Allgemeinen, nebst Bemerkung, ob, und wie viel Geimpfte im Verlauf der Kuhpockenkrankheit, oder kurz nachher, und unter welchen Umständen sie gestorben sind; oder an Krankheiten, welche Folgen der Kuhblattern seyn könnten, gelitten haben.	Bestimmte Anzeige, ob und wie viel mit Kuhpocken behaftet Gewesene nachher mit natürlichem Pockeneiter geimpft worden, oder einer nahen Ansteckung durch natürliche Blattern ausgesetzt gewesen sind; und ob, und wie viel derselben die gewöhnliche Pocken hierauf bekommen haben.

II.

Etwas über die Unfruchtbarkeit der Ehen, von *Moriz Gerhard Thilenius.*

Kinderlosen Ehen mangelt fast immer vollkommene Zufriedenheit, bey allen übrigen Glücksgütern die Seele wahrer häuslicher Wonne, vorzüglich da, wo auf eigenthümliche Leibeserben Vieles ankommt. Nicht selten wird die Hülfe des Arztes angerufen, und traurig ist es, einem sonst glücklichen Paare die Hoffnung absprechen zu müssen; aber auch äusserst belohnendes Vergnügen ist es, so heisse Wünsche befriedigen zu können.

Von den Ursachen der Unfruchtbarkeit fällt die gröfste Zahl auf das weibliche Geschlecht, weil im zusammengesetzteren Baue seiner Zeugungstheile mehr angebohrne und zufällige organische Fehler Statt finden, die das mannigfaltigere Geschäft: Empfängnifs, Bildung, Geburt eines Kindes erschweren, oder gar unmöglich machen.

Außer gewissen zu einander passenden physischen Verhältnissen der Geschlechtstheile, ist zum fruchtbringenden Beyschlafe zusammentreffendes höchstes Gefühl von Liebesbrunst, von Entzücken beyder Theile im nämlichen Moment, unbedingte Nothwendigkeit. In eben dem Augenblicke, da der männliche Saame ausgespritzt wird, muss der Gebärmuttermund sich öfnen, um ihn, oder einen Theil desselben aufzufangen; müssen die angestraften Muttertrompeten mit ihren Säumen die Eyerstöcke umfasst haben; müssen Gebärmutter und Trompeten in einer ansaugend oscillatorischen Bewegung seyn, um den Saamen zum Eye zu führen. Gewiss auch nur durch den specifiken Reiz des männlichen Saamens erreicht die Erregung der weiblichen Geburtstheile den allerhöchsten Grad, und nur in diesem wird ein Bläschen im Eyerstocke zersprengt, ein Ovulum losgepresst.

Tausendmal kann ein Weib unterm Begatten in wollüstiges Entzücken gerathen, zum wollüstigen Schleimerguss kommen, es löst sich aber kein Ey, es erfolgt keine Schwängerung, wenn nicht im nämlichen Nu der männliche Saame in die Gebärmutter gelangt. Wäre dies nicht der Fall, wie bald würde manches hitzige Frauenzimmer fürs Zeugungsvermögen erschöpft an Eyern seyn.

Hat der männliche Saame ſeine gehörige belebende Kraft, dann iſt zur Befruchtung ſicher auch nur ein einziger Concubitus der Art nöthig.

Dies vorausgeſetzt, wende ich mich zu den mir bekannten, das Kindererzeugen hindernden organiſchen Fehlern, phyſiſchen und moraliſchen Krankheiten.

Fehlende Klitoris.

Einer robuſten Frau, mit einem ungewöhnlich erhabenen Schaamberge, sind die Nymphen mit einer auſserordentlich ſtarken Wulſt vereiniget, und kein deutlicher Kizler, kein hervorſtechendes Gefühl darin zu bemerken. Sie liebt ihren Mann, der Beyſchlaf aber iſt ihr ganz gleichgültig und fruchtlos.

Zu groſser Kizler.

Ob ein zu groſser Kizler, nach Verſicherung mehrerer Aerzte, die Urſache der Sterilität ſeyn könne, das kann ich nicht glauben. Eigene Erfahrung mangelt mir.

Zu groſse Nymphen.

Zu groſse Nymphen hindern weder den Beyſchlaf noch die Befruchtung, das weiſs ich von etlichen. Ein bald gelernter Griff bringt sie leicht zur Seite.

Verwachſung der Geſchlechtstheile.

Völlige Verwachſung der groſsen Schaam-

lefzen, völlige Verſchlieſsung der Mutterſcheide durch die gemeinen Hautdecken, wird gewöhnlich gleich bey Kindern wahrgenommen. durch die Operation glücklich gehoben, erfordert aber Vorsicht, damit die Richtung der Scheide nicht verfehlt wird.

Zu groſses Schaamlefzenband.

Bey einer jungen Frau waren die Schaamlefzen von unten herauf ſo ſehr zuſammengewachſen, das Lippenband ſo groſs, daſs das Einbringen des männlichen Gliedes beſchwerlich, der Act ihr ſchmerzhaft war. Eine kleine Incision hob in ſechs Tagen das Ungemach.

Starkes Hymen.

Verſperrung der Scheide durch ein zu groſses derbes Hymen fordert den Schnitt. In einem neueren Falle war es gegen $\frac{1}{7}$ Zoll dick, verſchloſs die Scheide ſo, daſs der Liebhaber nicht durchdringen konnte. Etwas unter der Harnröhrenöffnung hatten sich die *Menſtrua* im ſechszehnten Jahre, nach allerhand Beſchwerden, einen linſengroſsen Weg gebahnt.

Sperrung der Scheide.

Der Scheidenkanal kann aber auch durch eine widernatürliche Haut höher hin verſperrt, oder nach Entzündung, Geſchwüren, andern gewaltſamen Verletzungen verwachſen ſeyn.

Bey einem 22jährigen Mädchen, welches von dem noch nie geflossenen Monatlichen vieles Ungemach ausgeſtanden, mancherley vergebens gebraucht hatte, fand ich in der Tiefe der Scheide, nahe vor der Mutter eine feſte, ausgedehnte, elaſtiſche Wand, die zwar die Begattung nicht gehindert, aber wenn sie ihre Exiſtenz gegen die Mannskraft behauptet, dieſelbe fruchtlos gemacht hätte. Mit dem Perforator bahnte ich mir den Weg sie zu trennen. Es floſſen bis in den dritten Tag gewiſs 3 Pfund theerartiges ſchwarzes Blut aus, den erſten Tag ohne, die beyden folgenden, durch zugetretene freye Luft, mit fauligem Geruche.

Verwachſene Scheide.

Nach einer abſcheulichen Entbindung mit ſcharfen Haaken von einem ſchlechten Chirurgus in H... an einer Erſtgebährenden verrichtet, war die Scheide ſo verwachſen, daſs, nach ſchwer erfolgter Geneſung, der Mann nicht Zoll tief gelangen konnte; ſo ſtark vernarbt und zuſammengeſchnürt, daſs ich die Operation nur als miſslich anrathen konnte, auch nicht weiſs, ob sie vollführt iſt.

Mit bekannter Geſchicklichkeit öfnete H. H. *Richter* eine durch Blattergeſchwüre in ihrer Mitte verwachſene vernarbte Mutterſcheide.

Zu lange Mutterscheide.

Eine zu lange Mutterſcheide in Vergleichung des zu kurzen Penis kann zwar die Schwängerung erſchweren, macht sie aber nicht unmöglich. Tieſer Eindruck bey der Umarmung von Manns-, hebender Andruck von Weibesſeite, mit ächter Schnellkraft fortſchieſsender Saame erſetzt den Mangel des Verhältnisses der Zeugungstheile.

Zu kurze Mutterscheide.

Eine zu kurze Scheide, ſey sie es an sich, oder durch geſenkte Gebärmutter, fordert *Thedens* Rath, daſs der Mann durch Uebung lernt, im Werden des Saamenergusses sich in nöthiger Diſtanz zurückzuziehen. In mehreren Fällen, man muſs nur mathematiſche Anweiſung geben, bewährte er sich.

Zu weite Scheide.

Eine durch onanitiſche Spiele, mit Inſtrumenten von Helfenbein u. ſ. w., wozu die erfinderiſche Unzucht ihre Zuflucht an einigen Orten nimmt, weit gemachte Scheide, verliert endlich ihre von der Natur weislich gegebenen Runzeln, ihr zuſammenziehendes Vermögen, wird glatt, ſchlaff, unempfindlich fürs höchſt angenehme Vollgefühl im Beyſchlaſe, giebt der Ruthe nicht die gehörige Richtung zum Muttermunde, und ſolche verdorbene

Mädchens geben selten gute Mütter. Eingebrachte adstringirende Mittel helfen wohl den dummen Liebhaber betrügen, aber nicht zum Ersatze des schändlichen Verlustes.

Zu enge Scheide.

Eine zu enge Mutterscheide, manchmal der Fall bey sehr hageren, schmal gebauten Weibern macht die Begattung schmerzhaft, verhasst, fruchtlos. Nach mehreren Versuchen in neun Nächten konnte der stark begabte Mann noch nicht weiter, als mit der Eichel eindringen; Schmerz auf beyden Seiten hiess abzulassen. Ich liess Morgens und Abends einen Löffel voll Mandelöl einspritzen, ein 4 Zoll langes mit Oel bestrichenes, passendes, zum leichten Ausziehen mit einer Schleife versehenes Stück Pressschwamm einlegen. In der sechsten Nacht gerieth der erste Versuch schon ziemlich gut und in kurzer Zeit ging alles nach Wunsche; im 17ten Monate gebar das schlanke Weibchen etwas schwer, aber glücklich, das erstemal.

Speckgeschwülste, Callositäten.

Beträchtliche Speckgeschwülste, Callositäten in der Scheide machen wesentliche Hindernisse und sind wohl selten auszurotten.

Mangel der Gebärmutter.

Von Nichtexistenz einer Gebärmutter ha-

ben *Theden*, *Jördens* neuerlich Beyſpiele beſchrieben.

Mehrere unheilbare Fehler.

Fehlende Muttertrompeten, fehlende Eyerſtöcke, Callositäten, Scirrhositäten, Steatomata dieſer Theile; ganz verſchloſsener, verwachſener Kanal des Mutterhalſes, verwachſene Wände der Gebärmutter; zu groſse Dichtheit, Unnachgiebigkeit ihres Zellgewebes, welche das periſtaltiſche Vermögen raubt, den Saamen in die Trompeten zu bringen; — ungangbare Trompeten, Verhärtungen, Verwachſungen ihrer Säume gehören zu den verborgenen, aber auch ganz unüberwindlichen Fehlern.

Atonie der Gebärmutter.

Bloſse Atonie der Gebärmutter, ein häufig vorkommender Fall, wird am beſten durch *Sal martis*, China, Cascarille, Stahlbäder, ſtärkende Gürtel in rothem herben Wein gekocht, gehoben.

Verſchlieſsung des Muttermundes.

Eine die äuſsere oder innere Oefnung des Muttermundes verſchlieſsende Haut läſset sich mit Vorsicht durchbohren.

Schwieliger Muttermund.

Ein durch onanitiſche Maſchinen ſchwielig, knorpelartig gewordener, ſeiner Oſcillation beraubter Muttermund macht leicht unempfänglich.

Zu langer Mutterhals.

Ein zu langer, konifcher, insgemein mit einer zu kleinen runden Oefnung verfehener Mutterhals kann den Saamen nicht leicht auffangen, macht ihn vorbeygehen. — Ich kenne eine vortreffliche Dame, von der die Fortpflanzung des Haufes fchon fünf Jahre fehnlichft erwartet wird, deren mit aufgeworfenen Lippen und kleiner zirkelrunder Oefnung verfehener Mutterhals gewifs $\frac{5}{4}$ Zoll lang ift, unterm Beyfchlafe oft fchmerzt, blutet, heimliche Abneigung gegen das Liebeswerk macht. Mehr als zehn vor und nach mir confulirter Aerzte Rath war bisher umfonft, und fcheints nur zu gewifs zu bleiben.

Fehlerhafte Muttermundlippen.

Bey einigen fterilen Weibern habe ich keine andre Urfach entdecken können, als dafs die Lippen des Muttermundes zu dick aufgeworfen sind; bey einer, dafs dessen obere Lippe weit über die untere hervorragt.

Schiefe Lage der Gebärmutter.

Schiefe Lage der Gebärmutter und folglich auch ihres Mundes macht im geringeren Grade das Eindringen des Saamens fchwer, im höheren Grade unmöglich. Im geringen Grade ift es möglich, weil die im höchften Begattungsreize angeftraffte Mutter sich etwas

vordrängt, und in grade Richtung mit dem *Orificio virgae* kommen kann. — In einem einzigen Falle, wo der Muttermund gegen das Schoosbein mehr gerichtet war, half der Rath von hinten und zwar ſtehend, indem die Frau sich vorwärts gebeugt mit den Armen auf eine Kommode legte, zum Schwangerwerden.

Bey ſchiefer Stellung des Muttermundes nach hinten, nach den Seiten, hilft alles künſtliche Benehmen des Mannes nichts.

Vorfälle der Scheide und Mutter.

Vorfälle der Mutterſcheide, der Mutter ſelbſt, hindern nur dann die Conception, wenn im Liegen die zurückgetretene Mutter eine ſchiefe Stellung annimmt. Meiſtentheils thut sie das, wenn die erſchlaffte Scheide mit vorweicht. Hingegen geht sie gern wieder in ihre natürliche Lage zurück, wenn sie allein, gerade, den Mund voran, durch die Scheide vorsinkt, und kann empfangen. — Auſser mehreren Beyſpielen, zog sich kurz nach dem zweyten Wochenbette eine hiesige Frau einen ſolchen reinen Vorfall zu. Ein guter Kranz that ſeine Schuldigkeit. Der gebetenen Enthaltſamkeit müde, nahm sie durch bald erlerntes Manuel denſelben weg, ſo oft sie den Mann zulassen wollte; und ſo hat sie noch vier Kinder gebohren. Durch gutes Verhalten,

längeres Liegen und angewandte ſtärkende Mittel im Wochenbette hat sich ſogar der Vorſall merklich verringert. — Ein hübſches Mädchen fühlte unterm Heben eines ſchweren Kessels einen reiſsend, platzenden, flüchtigen Schmerz im Unterleibe. Nach einiger Zeit, beſonders unter und gleich nach der Reinigung, trat der Mutterhals bis zwiſchen die Schaamleſzen vor. Nach erreichter unvollkommener Besserung durch ein Decoct von Eichenrinde mit Alaun und ein kleines passendes Kränzchen, heirathete sie und hat jetzt das vierte Kind gebohren.

Umgeſtülpte Mutter.

Bey einer Erſtgebährenden wurde die feſt sitzende Nachgeburt mit der Nabelſchnur ſo ſtark angezogen, daſs die Mutter ganz umgeſtülpt worden. Der gute Zeitpunkt sie in ihre natürliche Lage zurückzubringen war verſäumt. Kein Kunſtgriff gelang, ſo eng, ſo feſt hatte der zuſammengezogene Muttermund sie nun eingeklemmt. In den erſten paar Jahren litt sie viel an Blutflüssen, und gewiſs folgten dieſe gleich auf einen Beyſchlaf. Nach gerade ſtillten sich dieſe Blutverluſte, die vorgekehrte innere Fläche ward feſter, und ſo lebt sie nach 16 Jahren, und nach einem dreyjährigen Wittwenſtande, in der zweyten Ehe noch

ganz vergnügt, aber natürlich immer unfruchtbar.

Gewächs an der Klitoris.

Ehe ich von den eigentlichen organischen Fehlern weiter gehe, will ich noch eines besondern Falles gedenken. Eine junge Frau hatte ein Kind gebohren. Nach einem Jahre, da der Bauer seine Frau wieder beschlafen wollte, empfand sie einen, und mit jeder Wiederholung erneuerten heftigen Schmerz, der Nachlassen gebot. Bey der Besichtigung fand ich einen hochrothen, dem Kamme eines kleinen Hahns ähnelnden, durchs Berühren höchst empfindlichen fleischigen Auswuchs auf der Vorhaut der Klitoris. Die Extirpation wurde beschlossen, und mit dem Messer gemacht. Jetzt ging das eheliche Werk gut; aber nach nicht völlig drey Monaten wuchs das Ding wieder hervor und die Begattung erweckte wieder unausstehlichen, Halt gebietenden Schmerz. Der Auswuchs wurde nochmals weggeschnitten, die Grundfläche mit Höllenstein bedupft; und so hat die Heilung noch Stand gehalten.

Fehlende Menstrua.

Daſs eine Weibsperson bey übrigens bestehender Gesundheit und richtiger Organisation, ohne noch einmal die Menstrua gehabt zu haben, schwanger werden könne, davon

habe ich zwey sichere Beyſpiele. Indessen hebt das den Canon nicht auf, daſs gar nicht menſtruirte ſchwer concipiren. Bey ſolchen übrigens geſunden, die das Monatliche noch wenig oder gar nicht gehabt hatten, fand ich faſt immer ein zu feines, enges Gefäſsſyſtem, zu dickes, glutinöſes, ſchwer circulirendes Blut, wozu sitzende Lebensart, zu weniges Trinken verdünnender Getränke, häufiger Genuſs der Mehlſpeiſen, fetter Sachen, ſtarken Kaffees den Grund gelegt hatten. Widernatürliche Trocknis der Zeugungstheile, verminderte Reizbarkeit derſelben, waren die Folgen, und wurden Urſachen der Sterilität.

Umgeänderte Lebensart, nothdürftiges Aderlassen am Fuſse; Kirſchlorbeerwasser, mehr Anfeuchtung durch nach gerade angewohntes häufigeres Trinken eines reinen Quellwassers, oder der Wasser zu Fachingen, Ems, Selters, Schwalheim, Ocarbe, Wildungen, Wernarz; laue einfache und Seifenbäder, vorzüglich der zu Ems, zu Schlangenbad; — und dann, wenn Vorgefühle zum Ausbruch des Monatlichen, oder kleine Merkmale davon ſelbſt sich einſtellten, Kirſchlorbeerwasser mit gleichen Theilen *Elix. aper. Clauderi*, nöthigenfalls auch wohl mit *Tinct. Melampodii* verſetzt, Dunſtbäder, Electrisiren der Muttertheile, Zuggläſer an die inwendigen Seiten

der Oberſchenkel, Reiben derſelben mit Flanell, während der Anwendung von warmen Fuſsbädern mit Meerrettig oder Senf geſchärft, lange Beinkleider, halfen allen Hindernissen ab.

Unterdrückte Menſtrua.

Zufällig unterdrückte Menſtrua müssen ebenfalls durch die bekannten Mittel wieder in Gang gebracht werden.

Menſtrua nimia.

Zu häufig, zu lang und gemeiniglich dann auch zu oft flieſsende Reinigung hat meiſtentheils Schwäche, wenigſtens örtliche Schwäche und zu groſse örtliche Reizbarkeit zum Grunde; — ſeltener zu groſse Vollſaftigkeit und Sthenie für sich allein. Misbrauch des Thees, Kaffees, des Weins, der Gewürze; Liebe zu raſchen Bewegungen, vornämlich zu den modiſchen ſchottiſchen Tänzen, wobey das agirende Paar die ganze Kolonne durch keine halbe Minute Ruhe hat, zu öfterer Beyſchlaf geben die Gelegenheitsurſachen. Findet Conception ſtatt, ſo wird faſt immer der kaum gewordene Keim in der nächſten Periode wieder mit fortgeſpült.

Bey zu groſsem Reize in den Blutgefäſsen, ſchnellem Pulſe, nutzt Mineralſäure, vorzüglich *Hallers* ſaures Elixir, und wenn zu groſse Nervenunruhe vergeſellſchaftet iſt, mit Opium,

ruhiges, kühles Verhalten. Viel und dichtes Blut Hegenden bekommt auch Aderlassen am Arme sehr gut. — Im gleichen Falle, wo aber das Blut zu dünn ist, helfen Aluminosa, Gallerten von Hirschhorn, Kalbsfüfsen, Schnekken, Saleb, mehr als die einfachen Säuren. — Nach gehobenem Gefäfsreize dann China, Eichen-, Weidenrinde, nach Befinden mit jenen Säuren vereinigt; — Pomeranzenblätter, — kaltes Waschen des Unterleibs, kalte Stahlbäder, stärkende Gürtel. — Beyschlaf, alle Erhitzungen müssen einige Monate ganz vermieden werden.

Infarkten des Unterleibes.

Sowohl zu häufiger als zu geringer Monatsflufs kann Infarkten des Unterleibes zur Ursache haben, und da gilt *Kämpfs* Methode.

Menstrualkolik.

Auch diejenigen, welche die monatliche Reinigung immer mit heftigen Krämpfen, drängenden Schmerzen in der Mutter und ihrer Gegend, auch wohl *per consensum* mit Erbrechen, Bangigkeit, Herzklopfen, Ohnmacht haben, empfangen nicht leicht. H. *Jördens* klagt mit Recht eine zu feste Faser, zu dichtes Gewebe des Uterus an. Nach meinen Bemerkungen hat aber auch mehrentheils zu feines Adersystem, zu grofse örtliche Nervenreizbar-

keit Theil daran. Bey jenen hört mit vollem Flusse der Schmerz gleich auf, bey diesen dauert er länger. Opium, und etlichemal statt dessen *Tinctura Stramonii*, mit Thee von *Millefolium* innerlich, auch beydes in Klystieren; Dunstbäder, oder warme Bähungen der Muttergegend; warme Einreibungen von Bilsenkraut-Oel und Opium helfen im Anfalle bald. Zur gründlichen Heilung leisteten mir mehrmals *Valeriana* und Kirschlorbeerwasser, *Extr. Millefolii* und laue Halbbäder, ganz vorzüglich Schlangenbad, Ems, Aachen die sicherste Hülfe. — Aber auch die von Herrn *Jördens* empfohlnen Mittel habe ich ein paarmal recht gut gefunden.

Krampf der Scheide.

Eine junge gut gebaute, mit starken Geschlechtstheilen wohlbegabte Dame hatte das besondere Ungemach, unter dem Beyschlafe, und wenn der Mann recht in Actum kam, von einem so heftig zuschnürenden krampfigen Schmerze in der Scheide befallen zu werden, daſs sie dadurch gezwungen sich zurückziehen muſste, und nicht ausdauern konnte. — Pillen aus *Valeriana; Asa foetida* innerlich, das Einbalsamiren der Mutterscheide mit warmen Mandelöle und *Laudanum liquidum* mittelst eines an ein Fischbein gebundenen Schwamms machten,

dafs sie den Beyschlaf nicht nur bald ertragen konnte, sondern sogar liebte. Aber ohngeachtet kein organischer Fehler zu entdecken ist, bleibt sie unfruchtbar.

Abortus.

Abortiren in der ersten Schwangerschaft hat gar leicht mehrmaliges zur Folge; und ein solches Weib liefert entweder gar keine reife Frucht mehr, oder doch weniger als es hätte liefern können. Am öftern Empfangen fehlt es zwar nicht; aber die Gebärmutter dehnt sich nicht gern weiter aus, als sie es bis zum vorigen Austrieb des Embryos gethan hat, übt um den nämlichen Zeitpunkt gern wieder ihre active Kraft aus. Jede, auch die stärkste Frau, kann auf heftige körperliche Erschütterungen, selbst auf heftige Gemüthsbewegungen abortiren; ausserdem sind aber Vollblütige, sehr Empfindliche, Schlaffe, Hysterische und alle die ein weites Becken haben, diesem Schicksal am meisten unterworfen. Jene müssen durch kühlende, reizstillende Mittel, durch wiederholtes Aderlassen am Arme; diese durch besänftigende, krampfstillende, stärkende Mittel geschützt werden. Erst geschwängerte, flüchtige Weiber müssen sich vor allen heftigen Leibes- und Gemüthsbewegungen möglichst hüten; — und die einmal unzeitig ge-

bohren haben, müssen aufserdem den Beyschlaf und neue Schwängerung bis zum sechsten Monat hin vermeiden, indessen den geschwächten Theilen Ton zu geben suchen.

Bleichsucht.

Bleichsüchtige sind untüchtig zum Mutterwerden, weil ihre *Solida* schwach, schlaff, ihre *Humida* abgeartet sind. Insgemein konnte deswegen die monatliche Reinigung noch nie fliesen, oder sie hört doch auf in diesem Zustande. Zur ersten nothwendigen Kurperiode, die Eingeweide von Verschleimung zu reinigen, dienen vorzüglich Bitterwasser; — oder Mittelsalze mit *Extr. Saponariae* in *Tinct. Rhei*; oder Pillen aus *Gummi ammoniaco, Rheo*, und dann zur zweyten Eisenarzneyen; Pyrmonter, Schwalbacher, Driburger, Eger, Hof Geifsmarsches Wasser vorzüglich, dabey Pillen aus *Fel Tauri insp. Extr. Absynthii, Gentianae, Rubiae tinctorum*, und nach Befinden *Russische* Pillen dazwischen; — nährende, gute Säfte gebende Fleischspeisen; Bourdeaux-, Burgunder-, Portwein; Bewegung in freyer Luft, Bergluft.

Weisser Fluss.

Weisser Fluss, der seine Quelle in der ebärmutter selbst hat, verdirbt den Saamen, sset ihn nicht in die Trompeten gelangen,

ſpült ihn mit sich wieder weg. Meine Behandlung des nicht veneriſchen habe ich im VIII. Bande dieſes Journals angezeigt. Nicht ſelten aber iſt er unter Damen in der groſsen Welt veneriſchen Urſprungs und macht dann deſto gewisser ſteril. Halb, nicht gründlich kurirte Venusbrüder inoculiren dieſe Gattung gar oſt. Scharfer, bald mehr, bald minder eiterartiger, jauchiger, auch leicht übelriechender Ausfluſs, oſt ein kitzelnd reizendes, manchmal brennendes Gefühl im Inneren der Geburtstheile deuten darauf. Sublimat innerlich und in Injectionen; *Decoctum corticis Sassafras* bleiben nach meinen Erfahrungen die ſicherſten Hülfsmittel. — Und der Gemahl, der Liebhaber muſs aber auch die Pönitenzſchule passiren.

Mutterkrebs.

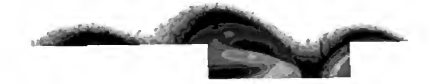
Cancer uteri macht abſolut unfruchtbar und war mir noch immer unbezwinglich.

Polypen.

Polypen lassen ſich ausrotten. Aber von vier glücklich operirten unter 40 Jahren iſt keine wieder ſchwanger worden; bey allen floſs die Reinigung ſtark.

Waſſerſucht der Gebärmutter.

Wird in Waſſerſucht der Gebärmutter das Wasser bloſs durch krampfige Zuſchnürung,



durch leimartige Verklebung des Muttermundes eingesperrt, dann nützen laue Halbbäder, während dessen ein offener Cylinder in die Scheide geschoben wird, damit das Badewasser bis zu ihm dringen kann; erweichende Einspritzungen, die lange in der Scheide zurückgehalten werden müssen, Brèchmittel, Purganzen aus *Aloe*, *Scammon. Hellebor. nigr.* Ist dies Bemühen umsonst, oder verschliefst eine Haut den Ausgang, liegt das Wasser in einem *ex nisu formativo* eines geborstenen lymphatischen Gefäfses entstandenen Sacke, oder in einem falsch geschwängerten Eye; so bleibt ein langer, etwas gebogener, in einer mit einem Knopfe versehenen Röhre ganz versteckter Troikar das bequemste Instrument, das Wasser auszulassen. *China*, *Martialia*, Einspritzungen von rothem Wein müssen die Nachkur machen, um vor Recidiven möglichst zu schützen.

Was die Kunst nicht vermag, thut nach Beobachtungen manchmal ein heftiger Stofs oder Fall.

Hydatiden.

Von einem mit einem Wittwer das Bett theilenden 34jährigen Mädchen, welches ich vor 4 Jahren in der Kur hatte, gingen statt der monatlichen Reinigung alle 4, alle 8 Wochen unter nicht geringen Schmerzen, 2 bis

3 Tage durch viele Hydatiden in der Gröſse einer welſchen Nuſs, und oft röthlicher faul riechender Schleim ab. Ihr Liebhaber ſchloſs auf den Abgang von etlichen Hunderten, und wollte in vielen kleine lebende Würmer geſehen haben. In fünf Blaſen, die er mir in Waſſer aufbewahrt lieferte, fand ich eine grünliche klebrige Feuchtigkeit, aber keinen Wurm. Einmal kam das Mädchen, aber auſser der Periode, ſelbſt zu mir. Mit einer Knopfſonde konnte ich leicht in die Gebärmutter kommen, aber keine Hydatide zum Vorſchein bringen. Nur etwas klebriger Schleim erſchien. Durch Pillen aus *Aloe*, *Scilla*, *Helleborus niger*, *Calomel*, *Opium*, ſtellte sich das aus reinem Blut beſtehende Monatliche wieder ein, und nachdem habe ich nichts weiter von ihm erfahren.

Waſſerſucht der Eyerſtöcke.

In der Waſſerſucht der Eyerſtöcke sind gemeiniglich Scirrhositäten, und mehrmals ein Sack zugegen. Statt dünnen Waſſers hat man oft dicke, gallertartige Feuchtigkeit, verdorbene Lymphe darin gefunden. An Radicalkur iſt nicht leicht zu denken. *Houſtonns* Beyſpielen möchten wohl Wenige folgen. Wo wegen gröſserer Ausdehnung erſt anzukommen iſt, giebt der Troikar das beſte Erleichterungs-

mittel. Auch die Bauchwasserſucht kann mit ihr in Geſellſchaft ſeyn. Iſt durch Paracentheſe die Bauchhöhle ausgeleert, ſo bleibt dann noch eine beſondere fluctuirende Geſchwulſt zurück. In einem ſolchen neulich gehabten Falle hatte die Kranke nicht Faſsung genug einen zweyten Stich zu ertragen. In der achten Woche, da die Bauchhöhle wieder gefüllt war, gelang die Operation. — Waſſerſuchten dieſer Theile führen bey aller *guten* Behandlung zur Unfruchtbarkeit; jedoch, iſt nur ein Ovarium waſſerſüchtig, und nur in geringem Grade, das andere noch geſund; ſo kann in dieſem noch Befruchtung Statt finden. Anderwärts werde ich einen ſehr merkwürdigen Fall beſchreiben.

Verderbniſs der Eyer.

Abartung, Verderbniſs der in den Eyern enthaltenen Lymphe, Verdickung u. ſ. w. benimmt ihr die Mitbildungskraft.

Windſucht.

Stehende Windſucht, worin die Mutter von eingeſperrter Luft zum Ballon ausgedehnt iſt, habe ich noch nicht geſehen; aber Windſucht mit Exploſion mehrmals bemerkt. Sie entſteht wohl nur da, wo ein fauliger, oder ſchwüriger Zuſtand in derſelben zur Entwikkelung des Gas Anlaſs giebt. Von der

durch die Hebamme gelöſeten Nachgeburt war etwas zurückgeblieben, von Verblutung die Frau äuſserſt matt. Den achten Tag, da ich gerufen wurde, ging bald braunröthliches ſcharfes Wasser, bald hörbar tönende Luft bey Bewegungen aus der Mutter mit unbeſchreiblichem Geſtanke. Pillen aus China, etwas Myrrhe; — Einſpritzungen von einem ſtarken *Infuſo chamomillae* mit *Liquamine myrrhae* heilten sie vollkommen, nachdem einige kleine Fragmente von fauler Nachgeburt abgegangen waren.

Bey einem an eiterartigem weiſsen Flusse leidenden, und bey aller Lüderlichkeit ſteril gebliebenen hectiſchen Mädchen, war die Mutter eine wahre *Spelunca mephitica*.

Aſtrucs Meinung, daſs in die Mutter dringende atmosphäriſche Luft die Windſucht bilde, kann ich nach meinen Erfahrungen nicht beypflichten.

Infarkten der Gebärmutter.

Infarkten der Gebärmutter liegen entweder in ihren Gefäſsen, oder in ihrer Höhle, dort in Geſtalt von Blut, oder Schleimpfropfen, hier als Concremente verſchiedener Art. Blutinfarkten der Gefäſse erregen gern zur Zeit der monatlichen Periode Auftreiben der Muttergegend, krampfige, ziehende, drängende

Schmerzen in der Mutter und ihren Bändern, öfteren Trieb zum Uriniren; es gehen coagulirte Massen, außerdem oft viel, oft wenig dünnes, zu Zeiten riechendes, misfarbiges Blut ab. Sie entstehen am leichtesten, wenn die Reinigung durch Zufälle schnell unterbrochen wird. Schleiminfarkten machen ähnliche Beschwerden, zeigen durchs Trockenwerden viel erdigen Grundstoff. Beyde geben, wenn sie etwas beträchtlich sind, der Mutter eine fühlbare Ausdehnung für die geübte Hand.

Die Blutinfarkten lösen sich am besten zur Menstrualzeit durch eine Mischung aus *Elix. aper. Claud.* und *Aq. Laurocerasi*, *Conserva Sabinae*, laue Halbbäder, Frottiren der Muttergegend mit einem Schwamme während des Badens, ganz gut. — Fließt aber dann das Blut stark, will Asthenie eintreten, dann nutzt *Tinct. cinnamomi* mit *Elix. acidum Hall.*, ruhiges Verhalten, und alle treibende Mittel müssen in dieser Periode wegbleiben.

Schleiminfarkten lösen sich durch Pillen aus *Gummi ammoniacum*, *Sapo*, *Extr. Aloes*, künstliche salinische Schwefelbäder; Wisbaden.

In beyden Fällen geben China, Tormentill u. dgl., *Sal martis*, kühle Bäder, die beste Nachkur. — Concremente erfordern nach Beschaffenheit chirurgische Hülfe.

Gegenwärtig habe ich eine recht wohl

gebaute, ſchon ins achte Jahr ſterile Frau in der Kur, welche länger als zwey Jahre irregulären, mehr und minder häufigen, Tage und Wochen anhaltenden Blutabgang aus der Mutter, mancherley hyſteriſche Symptome, vorzüglich ein oft läſtiges kriechendes Gefühl unter den Schulterblättern hat. Vor der eigentlichen berechneten monatlichen Periode ſchwillt der tiefere Unterleib und etwas mehr die rechte Seite auf, es plagt Mutterteresmus, Kreuzweh, der Beyſchlaf wird ihr dann ſchmerzhaft. Auſser klarem, dünnem Blute gehen ihr in dieſer Zeit eine Menge manchmal auch riechender Maſsen unter mehr oder weniger ſchmerzhaften Drängen ab, die aus dichtern und lockern Membranen beſtehn, und zum Theil geronnenes, Faſerndichtes, ſchwärzliches Blut in sich ſchlieſsen, dem äuſſern Anſehn nach fleiſchig ſcheinen. In den Zwiſchenzeiten, wo ſonſt die Menſtrua ruhen, gehet oft mehrere Tage, und oft nicht wenig dünnes Blut weg, ohne alle Coagula. Der Uterus hat die Ausdehnung einer mittelmaſsigen Kegelkugel, widerſteht dem Fingerdrucke. Während der monatlichen Zeit, wo jene Maſſen abgehn, hat er sich geſenkt, ſein Hals iſt verkürzt und mit ſeinem ganz geründeten Munde gegen das heilige Bein gerichtet. Auſſer der monatlichen Zeit, und wenn auch dün-

nes Blut abfliefst, liegt er höher im obern Becken; fein Hals ift länger, der Mund bildet eine längere Queerfpalte, ftehet in ordentlicher Richtung.

Sollte wohl eine *Conceptio fpuria* die Urfache feyn? Mancherley Schlüsse und Mittel haben bisher nichts weiter gefruchtet, als dafs die hyfterifchen Zufälle faft ganz getilgt sind. Umfonft hoffte ich, den Muttermund einmal fo offen zu finden, dafs ich mit *Finger* oder fchicklichen Inftrumenten eine gründlichere Ausleerung machen könnte. Nächftens werde ich verfuchen mit einem befonders dazu verfertigten feinen Haaken das fonderbare Gewebe zu zerftören.

Unmannbarkeit.

Zu junge, vor erlangter Mannbarkeit Verehlichte empfangen nicht leicht, weil ihre natürlich gröfsere Lebhaftigkeit, Reizbarkeit sie im Liebesgenusse vor der männlichen Saamenergiefsung in Exaltation fetzt, der Saame zu fpät kommt; — weil, kommt auch Saamen am rechten Ort, ihre Eyer noch zu zart sind, der darin enthaltene Bildungsftoff noch zu wenig Energie hat mitzuwirken; weil folche unreife Eyer und Gebärmütter noch nicht Kraft genug haben, die zur dauernden Verbindung nöthigen Flocken und Gefäfse

hervor zu treiben, und mit den ersten monatlichen Perioden die Frucht wieder ausgestoſsen wird. Auf diese Art können die Eyerstöcke sehr junger Weiber in ein paar Jahren ganz erschöpft werden, und völlige Unfruchtbarkeit die Folge seyn.

Alter.

Zu bejahrte empfangen nicht leicht, weil bey aller heiſsen Erregbarkeit die Häute der Eyerstöcke zu fest sind, die Eyer welk, ihre Lymphe zu dick sind.

Corpulenz.

Zu Fette bleiben gemeiniglich unfruchtbar, weil sie zu wenig erregbar, kaltblütiger sind, weil ihre in zu vieles Fett gehüllten Eyerstöcke die Lösung eines Eyes erschweren, die plastische Lymphe der Eyer zu klebrig dick ist; weil oft der dicke Bauch das hinlänglich tiefe Eindringen der männlichen Ruthe hindert.

Magere Kost, Bewegung, Gartenarbeit ist der beste Rath. Seife hat zwar die meiste Kraft das Fett zu schmelzen, zu verringern, aber ihr langwieriger Gebrauch schwacht die Verdauungswerkzeuge, löset den Blutleim zu sehr auf, wird der Gesundheit nachtheilig.

Ein erhebendes Polster unter die Lenden der Frau erleichtert dem Mann das ganze Werk.

Hagerkeit.

Zu hagre, vorzüglich hagere Brünetten, haben gemeiniglich vielen Cruor, weniger Lymphe, trocknere Zeugungstheile, sind zu hitzig, dechargiren zu früh.

Nahrhafte, anfeuchtende Speifen, Milch, Schnecken, Bouillons, rohes Eygelb, Ems, Schlangenbad, Carlsbad, innerlich und äufserlich gebraucht, können ihre Conftitution ändern, zur fruchtbringenden Stufe bringen.

Viraginetas.

Zu viel Männliches in der Stimme, ftarken Bart, zu grofsen reiferartigen Haarwuchs an den Genitalien und Bauche Habende, geben gewöhnlich keine Früchte, weil der Fafernbau ihres Mutterfyftems zu derb ift, und weil sie zu wenig Gefühl im und fürs Zeugungsgefchäft haben.

Uebermäfsige Reizbarkeit.

Bey zu Hitzigen, zu Reizbaren kommt des kaltblütigeren Mannes Saamen leicht zu fpät, oder das befruchtete Ey geht leicht ganz oder zerftört ab. Das Zufammentreffen der Exaltation zu erzielen, mufs der Mann kein langes Vorfpiel treiben, erft eine Weile in den Vorhöfen agiren, durch etwas zurückgezogene Lage den Kitzler fchonen, und dann erft tief eindringen, wenn er in sich das

Gefühl von naher Saamenexplosion bemerkt. Aufserdem pafst unfers trefflichen *Lentins* Rath in feinen Memorabilien. Einigemal habe ich mit Molkenkuren, Obftkuren, Buttermilch, lauen Bädern, den *Fervor* herabgeftimmt.

Kaltblütigkeit.

Umgekehrt müssen phlegmatifche Weiber durch fanfte Manipulationen an den Brüften, Bruftwarzen, Zeugungstheilen, vornämlich der Klitoris, durch anfchmiegende Umarmungen erft zur Wolluft erweckt, zum eigentlichen Act vorbereitet werden. Im Act mufs der Mann eine folche hohe Lage nehmen, dafs der nur halb eingebrachte Penis mehr den Kitzler reibt, erweckt, und dann erft in die Tiefe dringen. Diefe Art von Zurückhaltung wird ihn auch vor dem zu frühen Saamenergufs sichern. Ein paar Gläfer ftarken Weines Abends getrunken, geben ihnen auch mehr Wärme, mehr Luft.

Fühllosigkeit.

So wenig ihrer auch sind, fo giebt es doch wahrlich recht artige, gar nichts Männliches habende, wohlgebaute Weiber, deren Genitalien für das Angenehme im Beyfchlafe keinen Sinn haben, die ihn treiben, weil es der Gatte will, die fogar Schwängerung wün-

ſchen, aber bey aller zärtlichen Umarmung des geliebten Mannes nicht zum Gipfel der Wolluſt kommen können; die den Ananas essen, ohne den Inbegriff ſeines Wohlgeſchmacks zu empfinden. Dieſe Art von örtlicher Fühllosigkeit macht ihnen endlich dies ganze groſse Liebesſpiel gleichgültig.

Vor ohngefähr 12 Jahren klagte mir ein Mann, daſs ſeine Frau ſehr unempfindlich ſey, das *mutuum adjutorium ſub coitu* gar nicht kenne, nie ausübe; — die Frau erklärte, sie habe sich nie einen Gedanken von Wolluſt für dieſe Scene machen können, und habe jetzt, da sie mit agiren ſolle, wahren Abſcheu dagegen.

Solcher gefühlloſen Weiber, von denen allen man ſehnlichſt Kinder wünſcht, kenne ich jetzt vier. — Die vornehmſte Frau davon lebt nach hoher Sitte im ſeparaten Zimmer. Schon die Ankündigung der nächtlichen Visite erregt in ihr eine gewisse ängſtliche Furcht vor dem doch wahrſcheinlich wieder fruchtlos werdenden Act, und beym beſten Benehmen des Mannes bleibt sie nun ſchon ins 14te Jahr ſteril, kann nie in wahre Erregung kommen.

Der zweyten Mann iſt zwar kein Herkules, fordert ſelten auf, aber beym Eigenthum

des liebenswürdigſten Charakters macht ihr das Bettſpiel nie entzückende Freude.

Die dritte, ein in jeder Rücksicht herrliches Weib, habe ich von Menſtrualkolik, vom weiſsen Fluſs befreit; sie hat viel Gefühl, nur am rechten Flecke nicht.

Die vierte, ein derbes Bauernweib, liegt, nach des Mannes Ausdrucke, wie ein Klotz da.

Die Urſachen der örtlichen Unempfindlichkeit dieſer ſonſt gefühlvollſten Parthie sind ſchwer zu ergründen. Sie entſteht aber wohl aus ähnlichen, wie Anosmie, Agheuſtie. In H. *Thoms* Falle, wo ein geübtes, lüſternes Weib auf einmal alles Gefühl im Beyſchlafe verlor, mag wohl Paralyſe die Urſache geweſen ſeyn.

Erkältung, Katarrhe der Geburtstheile tragen gewiſs zu dieſem Uebel bey. Manchmal kann im Anfange übertriebene Schaamhaftigkeit, die durch Kloſtererziehung, Kinderhassende Mutterlehren, den Eheſtand verhaſst machendes Bücherleſen eingeprägt worden, die Urſach ſeyn, aber ächte Liebe verſcheucht sie da bald.

Bey zwey andern half mein Rath: nicht getrennt, ſondern in einem Bette nach altteutſcher Sitte zu liegen; die Klitoris durch ſanftes Reiben in Erregung zu bringen, und auſserdem Senfmolke mit einem Zuſatze von

Wein, Pyrmonter Wasser, *Martialia*; Waſchen der Schaam mit Senftinctur, laue Stahlbäder, electriſches Bad. In den meiſten Fällen half nichts, aber man befolgte auch meine Vorſchriften zu wenig. — Herr *Marcard* empfiehlt die Pyrmonter Dunſtgrube gewiſs mit Recht. — Nächſtens werde ich verſuchen, *ob* die volatiliſchen Dunſtbäder etwas vermögen.

Concubitus nimius.

Zu häufiger Genuſs des Beyſchlafs macht gerade nicht unempfindlich, aber endlich wird er doch ſo mechaniſch, daſs er das Angenehme, Reizvolle verliert, fruchtlos iſt. Die immer dienſtfertigen Freudenmädchen beweiſen es. Freilich verſtehen dieſe aber auch die Kunſt, im Ejaculationsmoment sich ſo hebend anzudrücken, daſs der Saame leicht den Muttermund vorbeygehet. — Seltener Beyſchlaf lässet dem männlichen Saamen auch immer mehr Consiſtenz und Energie gewinnen, und kommen immer Mädchens, ſo iſt längere Enthaltſamkeit das Mittel einen Knaben zu erzielen.

Onanie.

Durch Onanie Verpeſtete, Abgeſtumpfte geben ſelten fruchtbare Mütter.

Widerwille.

Eine wider Willen und Neigung aus Ne-



benabsichten Verheirathete treibt sicher den Eheſtand mit ihrem Nichtgeliebten ſehr froſtig.

Zwietracht, Eiferſucht.

Streit, Zwietracht, Eiferſucht zeugen gleichen Kaltsinn, weil Herzensſympathie hier überall fehlt.

Saufen.

Sehr Zornige und Säuferinnen abortiren leicht, weil ihre Nerven und Blut zu oft in brauſende Erhitzung gerathen.

Trennung durch Bette.

Trennung durch zwey Betten, oder gar Zimmer, und wenn dann der Mann nur mit ſtürmendem Inſtinkt die Frau weckt, über sie herfällt, iſt sicher auch bey Mancher Hinderniſs der Fruchtbarkeit. Ein Bett macht viel vertraulicher, und Kuſs und tändelnde Manipulationen Arm in Arm erwecken erſt gröſsere Liebesglut und mit anziehend ſüſsem Hingeben flieſst man gleichſam in einander. Ich kenne Weiber, welche um keinen Preis dieſe Präliminarien entbehren möchten, und einigen Paaren habe ich nach ein- bis zweyjährigem Eheſtande bloſs dadurch Kinder verſchafft, daſs sie ein Bett theilen muſsten.

Kurz nach geendigtem Monatlichen empfangen Weibsperſonen am leichteſten.

Wein, Pyrn — — — — — —rbindungen Kinder-
der Schaan — — — — — der Familie erste
electrische — — — — —an wohl, von einem
nichts, a — — — — —e physischen Verhält-
schriften — — — — —heile selbst, die Verhält-
pfiehlt — — — — —ente erforschen zu lassen,
Recht. — — — — —cherer seine Wünsche er-
die vo

7
gera
er d
neh
imr
sen
di
be
M
sc
in
n
lä
be

g

III.

Ueber die Scharlach- und Frieselepidemie, welche im Februar 1801 in der Stadt Wittenberg herrschte, vom Professor D. *Kreyssig*.

Gleich mit dem Anfang des Februars fing sich in hiesiger Stadt eine Frieselkrankheit an auszubreiten, welche durch ihr höchst schnelles um sich Greifen sowohl, als durch eine äusserst schleunige Lethalität in mehreren Fällen, so wie auch dadurch, dass vorzugsweise Personen aus den gebildetern Ständen und dem kraftvollsten Lebensalter davon ergriffen und zum Theil schnell hinweggerafft wurden, sehr bald in der Nähe und Ferne das Gerücht anfachte, als ob die Pest selbst oder das gelbe Fieber in Wittenberg herrsche. So wenig als dieses auch der Fall war, so ist doch allerdings diese Krankheit wichtig genug, um allgemeines Interesse auf sich zu ziehen, und sie verdient nicht nur, wegen

der eben angeführten Umſtände, ſondern auch in Rückſicht der Reſultate, welche das Heilverfahren der Aerzte gab, eine genauere Betrachtung.

Da eine gelehrte Abhandlung für den Zweck dieſes Journals nicht passend ſeyn würde, ſo will ich eine ganz einfache Beſchreibung der vorausgegangenen Umſtände und des Ganges der Epidemie im allgemeinen vorausſchicken, dann den Gang der Krankheit, ſo wie er aus vielen Fällen abſtrahirt werden konnte, ſpecieller angeben, hierauf die Natur der Krankheit zu beſtimmen und die Urſachen der Epidemie ausfindig zu machen ſuchen; einige prognoſtiſche Sätze beyfügen und endlich mich über die Heilmethode näher erklären. Eine Zahl von angehängten Krankengeſchichten wird zuletzt ſowohl die Krankheit in Rückſicht ihres Verlaufs als auch die Heilmethode, die ich ihr entgegen ſetzte, in ein noch helleres Licht ſetzen. Bevor ich zu dieſer Darſtellung ſelbſt fortgehe, ſehe ich mich jedoch genöthigt, über meine Befugniſs zu einer ſolchen Abhandlung ſelbſt etwas zu ſagen. Ich ſelbſt ward nämlich nur wenige Tage vor dem Ausbruche der Epidemie mit einem einfachen Scharlachfieber befallen. Mein Befinden dabey war aber, einzelne Tage und mehrere Nächte abgerechnet, ſehr leidlich, ſo daſs

ich wahrſcheinlich das Uebel nicht für Scharlachkrankheit genommen haben und vielleicht ein ſchneller Raub der Epidemie geworden ſeyn würde, wenn mich nicht der Ausbruch des Ausſchlags nach einem äuſserſt heftigen Schweiſse noch zeitig genug von der wahren Beſchaffenheit desselben überzeugt hätte. Dieſer erfolgte nämlich, nachdem ich bereits acht Tage lang Halsſchmerzen und rothe Flecken am ganzen Halſe, nebſt Kopfweh und Verdrossenheit an mir bemerkt hatte, welche Zufälle ich für catharrhaliſche hielt und wobey ich mich der Luft ungeſcheut ausſetzte, bis ich den 2ten Februar auf einer Reiſe zu Pferde mich kränker fühlte und die Nacht darauf der Ausbruch erfolgte. Der 4te Februar aber iſt derjenige Tag, an welchem die Epidemie ausbrach, indem nicht nur an demſelben ſechs Perſonen, die meiſten nach kurzer Niederlage, ſtarben, ſondern auch eine ziemlich groſse Zahl von Menſchen unvermuthet erkrankte. Das Uebel vermehrte sich nun von Tage zu Tage, alle Aerzte waren im höchſten Grade beſchäftigt und die allgemeine Noth gebot mir denjenigen Antheil daran zu nehmen, den mir mein erträgliches Befinden nur geſtattete. Ich beſorgte daher durch zwey geſchickte Candidaten eine ziemliche Zahl von Kranken; der eine, der Herr Cand. *Erdmann*,

hat auch die ersten Krankengeschichten bearbeitet und verdient hier mein öffentliches Lob für seine unermüdete Thätigkeit und Unerschrockenheit, indem er acht Nächte hinter einander nicht nur mehrmals in jeder gestört, sondern auch zu Kranken gerufen ward, nachdem er den ganzen Tag über nicht vom Krankenbette weggekommen war. An mehrern der von ihm beschriebenen Fälle habe ich auch nicht einmal nur mittelbaren Antheil genommen. Der andre, Herr Cand. *Wiessner*, hat die zwanzigste Geschichte bearbeitet und mit rühmlichster Sorgfalt auch eine nicht geringe Zahl von meinen Kranken besorgt. Ausser den Relationen dieser meiner beyden Gehülfen hatten die hiesigen Herren Aerzte und deren Gehülfen die Freundschaft für mich, mich beynahe täglich zu besuchen, so dass ich mir die genauste und umfassendste Kenntniss von dem Zustande der Epidemie im Ganzen und im Einzelnen erwerben, über ähnliche Epidemien mich durch Lektüre belehren und über die zweckmässigste Behandlung nachdenken konnte. Ueberdiess waren mir schon vor der Epidemie einige Frieselkranke vorgekommen, und ich bekam auch nach meiner Genesung mehrere einzelne sehr bösartige Fälle zu behandeln. Ich kann daher die Vorsehung nicht genug preisen, dass meine

Geisteskräfte bey einer so allgemeinen Noth nicht gelähmt waren, und daſs sie mich, ohnerachtet der Anstrengungen, denen ich den ganzen Tag über ausgesetzt war, bey einem erträglichen Befinden erhielt.

1) *Epidemische Constitution im Januar* 1801.

Von dem May des verwichenen Jahres 1800 an fingen die *Masern* an in der Stadt und umliegenden Gegend epidemisch zu werden, wobey der Keichhusten, der im Sommer 1797 schon einmal sehr geherrscht hatte, sich wiederum einfand. Gegen den Herbst hörten die Masern, die sehr gutartig waren, auf, und das Scharlachfieber nahm ihre Stelle ein. Die ersten Kranken dieser Art sah ich zu Ende des Augusts und zwar sowohl einige Kinder als auch drey Erwachsene; von nun an ward dieser Ausschlag allgemeiner, verbreitete sich auch in der umliegenden Gegend, befiel jedoch ungleich mehr die Kinder als die Erwachsenen und hatte im Ganzen einen sehr gutartigen Charakter. Im Herbste kamen zu gleicher Zeit Ruhren und Nervenfieber, jedoch nicht in sehr groſser Menge vor. In den Wintermonaten bis zum Februar bemerkte man auſser dem Scharlachfieber besonders den Keichhusten und Nervenfieber; um die Zeit von Weihnachten bekamen sehr viele Men-

ſchen heftige Catharrhalfieber mit gänzlichem Verluſt des Appetits und groſser Mattigkeit, ohne daſs jemand daran geſtorben wäre. Die Sterblichkeit war auch in dem verwichenen Jahre ſo mäſsig geweſen, daſs wir 243 Verſtorbene und 296 Gebohrne zählten, ein Ueberſchuſs von neuen Erdbürgern, dessen sich wenige Städte Sachſens im verwichenen Jahre werden zu erfreuen gehabt haben. Auffallend war jedoch der Mangel an Entzündungskrankheiten, die in den Wintermonaten bey uns gemeiniglich die herrſchenden sind; vorzüglich sieht man die Lungenentzündungen dann am häufigſten; ich habe aber dieſen Winter über nicht eine einzige ächte Peripneumonie wahrgenommen und nur ein einzigesmal bey einer ſolchen Krankheit im Januar eine kleine Aderlaſs machen lassen müssen, da sie mehr nervöſer Art war und sich auch ſchon mit einem Frieſel endigte; wie dies auch bey der unter No. XIX. beſchriebenen Leberentzündung der Fall war. Auch habe ich überhaupt nur höchſt wenige Aderlässe zu veranſtalten nöthig gehabt, da dieſe ſonſt im Winter wegen der herrſchenden entzündlichen Conſtitution häufig vorzukommen pflegen.

In Rückſicht des Scharlachfiebers finde ich nichts beſonderes unter den von mir behandelten Fällen, was ich vorzüglich einer Be-

kanntmachung werth hielte; die Krankheit war im Ganzen gutartig, nur wenige erkrankten gefährlich daran und die mehreften, die noch daran ftarben, wurden entweder in der Krankheit felbft, oder nachher das Opfer ihrer begangenen Fehler. Nur in Rückficht der Nachwehen bemerke ich kürzlich, dafs einige, vorzüglich nachdem sie sich zu zeitig der Luft ausgefetzt hatten, in einen acuten, andere in einen chronifchen Krankheitszuftand verfielen. Die erftern waren fchlimmer daran; mit einem heftigen von neuem eintretenden Fieber ward immer zugleich ein edler Theil, befonders der Kopf oder die Bruft angegriffen und sie ftarben innerhalb weniger Tage; gemeiniglich war damit eine hitzige Wafserfucht der äufsern Theile verbunden, und diefe liefs einen ähnlichen Zuftand in den innern Theilen vermuthen; in einem Falle folgte ein fehr heftiges Nervenfieber, welches aber gerade beym Ausbruch der Epidemie in Genefung überging. Unter den chronifchen Nachwehen war die Wasserfucht die gemeinfte, die jedoch oft herumfchweifte und periodifche grofse Beklemmung verurfachte; diefe habe ich einigemale glücklich durch ausleerende Mittel geheilt, zu denen ich genöthigt ward, nachdem die diaphoretifchen und ftärkenden Mittel die Krankheit unverändert hielten; Rhabarber und der

gesättigte Meerzwiebelessig nebst Goldschwefel brachten mit den Ausleerungen unmittelbare Hülfe. In einem andern besondern Falle verhielt es sich eben so. Ein schwächliches Mädchen von acht Jahren bekam nach überstandenem Scharlachfieber, nachdem sie das erstemal ausser Bette gewesen war, des Nachts im Schlafe so heftige Beklemmung des Athems mit Röcheln, dass man glaubte es werde sogleich sterben. Die Kranke liess sich nur mit grösster Mühe ermuntern, worauf der Athem allmählig wieder natürlich ward; es äusserte sich dabey nur eine geringe Spur von Fieber; diese Beklemmung kam jedesmal wieder, so oft sie einschlief und jedesmal hielt es schwer, sie zu ermuntern; sie schien es sogar, trotz den gewiss beschwerlichen Empfindungen, nicht haben zu wollen, dass man sie aufweckte; im Wachen war der Athem zwar etwas beschleunigt, aber keinesweges mühsam; im Schlafe hingegen arbeiteten die Respirationsorgane so gewaltsam, wie beym *Asthmate acuto Millari* und der Athem war äusserst röchelnd. Auch diese Zufälle wichen nicht eher als auf Ausleerungen durch den Stuhl und darnach auf das Bilsenkrautextract, das ich besonders vor Schlafengehen in starken Gaben nehmen liess. Auch den Umstand glaube ich bemerken zu müssen, dass mir

während der fünf Jahre, die ich allhier gelebt habe, von der innerlichen Scharlachepidemie nur ein einziger und zwar anomalischer Fall vom Scharlachfieber allhier vorgekommen ist, den ich seiner Eigenheit wegen unter No. XXI. mittheilen werde.

In dem Monat Januar kamen bereits mehrere Fälle von tödtlichen Scharlachfiebern Erwachsener vor; es starb gegen Ende desselben ein erwachsenes Bürgermädchen und ein junger Gelehrter in der Stadt, so wie ein erwachsenes Mädchen vor dem Thore in der Fischerey daran. Ich habe jedoch keinen dieser Kranken selbst gesehen und kann nicht wissen, ob sie wirklich am Scharlachfieber oder schon an dem eigentlichen Frieselfieber, das bald darauf epidemisch ward, gestorben sind; höchst wahrscheinlich hatte sich aber das letztere bereits zur Scharlachkrankheit gesellt. Nach dem Tode der letztgenannten legte sich die Schwägerin derselben und deren Magd; beyde waren vom Anfange gleich höchst krank; die letztere starb auch noch zu Ende des Januars und drey Schwestern, die vor und nach dem Tode bey ihr gewesen waren, erkrankten sogleich schwer, ehe sie noch nach Hause in die Stadt gehen konnten. Bey diesen Kranken schien das Uebel von einem auf den andern übergetragen worden zu

ſeyn, und sie erregten um ſo mehr Aufmerkſamkeit, da in der Fiſcherey noch mehrere Menſchen beträchtlich krank lagen, wiewohl in der Stadt ſelbſt zu Anfange des Februars zwar viele, aber noch gar keine ſchlimmen Kranken dieſer Art vorkamen, ſo daſs ich unter einer Anzahl von 40 Kranken von verſchiedener Art nicht einen einzigen gefährlichen hatte und man noch keine bösartige Epidemie vermuthen konnte. *)

2) *Gang der Epidemie im allgemeinen.*

Erſt am 4ten Februar gewann die Sache ein furchtbares Anſehn. Es waren ein paar Eheleute aus der Fiſcherey in der Nacht vorher geſtorben, die sich zwar einige Tage lang vorher geklagt, aber erſt den Tag zuvor ge-

*) Dieſe erſten Kranken waren ohnſtreitig Scharlachkranke, die epidemiſche Krankheit hatte sich aber dazu geſellt; die Krankheit verlief bey ihnen auch etwas anders, als bey dem Ausbruch der Epidemie in der Stadt. Jene fingen oft ſogleich an zu phantasiren, klagten vorher über leichte Schmerzen im Halſe, der Ausſchlag ward auch wohl violett u. ſ. w. Dies war nicht der Fall, als das Uebel wirklich epidemiſch ward. Jene Kranken ſcheinen auch ihre Krankheit Geſunden mitgetheilt zu haben; die epidemiſche Krankheit ſteckte nicht an, wie ich unten mit mehrerem ſagen werde, wo noch mehreres von der Abweichung der epidemiſchen Krankheit von dem Scharlachfieber geſagt werden ſoll.

legt hatten; eben ſo ein Kind, das erſt in der Nacht krank worden war, ſtarb am Morgen, ferner ein Knabe von 13 Jahren, der den Tag vorher krank geworden war, und endlich eine junge Frau, die bereits zehn Tage, wie es hieſs, an einem Seitenſtich gelegen hatte. An eben dieſem Tage erkrankten nun ſehr viele Menſchen und es bemächtigte sich eine groſse Furcht der ganzen Stadt; dieſe ward auf den höchſten Grad vermehrt, als den 5ten wiederum fünf Perſonen ſtarben, wovon die meiſten nur einen oder einige Tage krank gelegen hatten. Auch dieſen Tag würden wieder eine groſse Zahl Menſchen von der Krankheit befallen. So ging es bis zum 14ten Februar fort; es ſtarben nämlich an der epidemiſchen Krankheit den 6ten Februar vier, am 7ten drey, am 8ten vier, am 9ten ſechs, am 10ten fünf, am 11ten zwey, am 12ten drey, am 14ten drey Perſonen. Späterhin ſtarb nur noch dann und wann ein einzelner an dieſer Krankheit und sie lieſs bald ganz und gar nach. Die allermehrſten erkrankten ohnſtreitig bis zum 10ten Februar, dann weit wenigere; aber die Gefahr war bey den ſpäter erkrankten ſo groſs, als bey denen, welche zuerſt daran kamen und die Kälte, welche am 8ten Februar eintrat, ſchien zwar die Häufigkeit der Krankheit bald zu vermindern,

aber ſo wenig wohlthätigen Einfluſs auf die ſchon vorher erkrankten zu haben, daſs gerade der 9te und 10te Februar die meiſten Todten hatte. Etwas bemerkungswerthes iſt der Umſtand, daſs, wenige Ausnahmen abgerechnet, nur Perſonen von 12 bis 40 Jahren von dieſer Krankheit ergriffen wurden. Ich komme nun auf die Beſchreibung des Verlaufs dieſer Krankeit.

3) *Verlauf der Krankheit.*

Die Krankheit verhielt sich nicht bey allen gleich heftig, ſondern, wie dies immer bey Epidemien der Fall iſt, höchſt verſchieden in ihren Graden.

Erſter Grad.

Der gefährlichſte Grad äuſserte sich meiſtens auch gleich beym Entſtehen in ſeiner furchtbaren Geſtalt. Mehrere bekamen die Krankheit mit Ohnmachten, oder einem beſondern Gefühl von Schwäche im Kopfe, gleichſam Schwindel, denen ſogleich ſchneller ungleicher Puls mit Phantasiren folgte. Bey andern brach sie mit Beängſtigung auf der Bruſt, Kopfſchmerzen, Uebelkeiten und ſogleich eintretenden heftigen Schweiſsen aus, wobey auch der Puls gleich fieberhaft ſchnell, ein und ungleich ward; (dritte Geſchichte) der bey faſt noch mehrern war die Gefahr ehr verſteckt; viele nämlich bemerkten den

Anfang derſelben bloſs aus der Wahrnehmung kleiner rothen Flecke auf der Haut, ohne sich eben dabey krank zu fühlen; es trat nun ein mäſsiges Fieber ein, wozu sich bald Schweiſs und verſtärkter Frieſelausſchlag geſellte; der Kranke ſchien ſehr leidlich zu ſeyn und ganz unvermuthet bekam er Beängſtigung, Unruhe und Herumwerfen, die sich bald in ein ein- bis zweyſtündiges Phantasiren verloren, worauf der Kranke plötzlich ſtill ward, zuweilen röchelte, zuweilen noch Convulsionen bekam und nach einer Viertelſtunde ſchon ſtarb (zweyte Geſchichte). Bey andern trat die Krankheit zwar gleich mit Hitze und Beängſtigung ein, allein sie fühlten sich den andern Tag äuſserſt erleichtert, wollten wieder das Bette verlassen, oder ſtanden auch wirklich auf und hielten die Krankheit für ziemlich ſchon geendigt, als die Zufälle nach 8 bis 12 Stunden sich auf einmal wieder verſchlimmerten und an demſelben Tage oder ſpäter den Tod brachten (dritte Geſchichte). Die Krankheit hielt hier faſt den Gang eines dreytägigen Fiebers, welches *Allioni* bey dem Frieſel oft und gerade in ſchlimmen Fällen beobachtet hat. Eine nicht ganz kleine Zahl ſtarb innerhalb 24 Stunden und zwar ganz unvermuthet, indem die Krankheit mit mäſsigem Fieber angefangen hatte, wobey sie ſelbſt wenige Stun-

den vor dem Tode noch mit Appetit etwas essen konnten und munter waren; auf einmal aber kam Angſt, Delirium u. ſ. w., worauf der Tod ſogleich erfolgte. Bey denjenigen, welche mehrere Tage die Krankheit überſtanden, beobachtete das Fieber einen unregelmäſsigen Typus; die Exacerbationen kamen des Tags insgemein mehreremale und kündigten sich durch groſse Angſt an, die bis zur Verzweiflung ging. Dieſer Zufall war wegen ſeiner Heftigkeit und periodiſchen Rückkehr, ſo wie wegen ſeiner ſchlimmen Vorbedeutung, äuſserſt wichtig und merkwürdig. Er beſtand nicht eigentlich in Beklemmung, indem die Kranken ſehr tief und ohne Beſchwerde dabey einathmen konnten, ſondern in einer auſserordentlichen Geiſtesunruhe, die mit den Exacerbationen weſentlich zuſammenhing und sich auſser den Klagen der Kranken durch einen ängſtlichen Blick, unwillkührliches Herumwerfen, beſonders der Arme, und haſtige Sprache auszeichnete; er ſtand auch mit dem Frieſelausbruche nicht in Verbindung, indem er gleich ſtark bey denen eintrat, die mit Frieſel bedeckt waren und die nur wenig oder gar keine Frieſel hatten. Er kam des Tags mehreremale, bald in einem gelindern, bald in einem höhern Grade und ging dem Tode, der oft noch am vierten, ſelbſt fünften

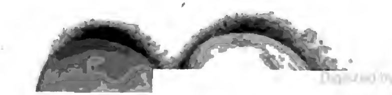
Tage erfolgte, in den allermeiſten, vielleicht in allen Fällen voraus. In den Remissionen fühlten sich die Kranken besser; sie hatten meiſt einen ſtarken Schweiſs und Kopfſchmerzen; viele klagten auch über Schmerzen an andern Theilen, zwiſchen den Schultern, über die Bruſt, unter den Rippen; mehrere litten an einer beſchwerlichen Strangurie; auſserdem aber waren sie bey völliger Besinnung, fühlten sich nicht ſehr entkräftet, konnten sich ohne Mühe bewegen und aufrichten, ſprachen ſtark und der Puls war zwar ſchnell und weich, meiſt auch ungleich, aber nicht ſehr geſunken. Nur kurz vor dem Tode ward er ſehr klein und ſehr geſchwind. In den Exacerbationen und wenn es ſchlimm ging, ward die Haut trocken und brennend heiſs; im Ganzen aber herrſchte bei dieſer Krankheit eine groſse Neigung zu Schweiſsen. Der Schweiſs hatte einen höchſt widrigen, dumpfigen und zugleich ſäuerlichen Geruch. Die mehreſten hatten groſsen Durſt bey trockner oder auch feuchter Zunge; zuweilen fehlte er bey der erſtgenannten Beſchaffenheit der Zunge; der Kopf war in der Regel zwar ſchmerzhaft, ſonſt aber frey; mehrere beſtellten ihr Haus wenige Stunden vor dem Tode mit der gröſsten Besinnung; nur in den Exacerbationen und vor dem Tode kamen Deli-

ria; die Augen waren trübe, ohne Glanz; die Gesichtsfarbe bey mehreren gelblich; vor dem Frieselausbruche litten viele an heftigen Brustkrämpfen; der Hals war frey, nur bey einigen fand sich ein ganz leichtes Gefühl von Roheit ein; die Verrichtungen des Magens und Darmkanals waren bey den meisten nicht beträchtlich gestört. Mehrere aſsen sogar noch mit Appetit einige Stunden vor dem Tode; bey vielen fing jedoch die Krankheit mit Ekel an; so war auch der Leib bey den meisten von selbst und noch kurz vor dem Tode offen und die Ausleerungen natürlich; bey andern und zwar den meisten von meinen Kranken, war er indeſs hartnäckig verschlossen und sprach selbst auf reitzende Klystiere nicht an. Daſs der Urin bey mehrern mit Schmerzen abging, habe ich bereits erinnert, bey andern stockte diese Ausleerung selbst gegen 24 Stunden. Der Urin war hochroth, und bey den gefährlichen Zufällen wäſsrig. Auch blutige Ausleerungen durch die Nase kamen nicht selten vor; es sind mir zwey Fälle bekannt, wo mehreremale ziemlich reichliches Nasenbluten erfolgte; das Blut sah dunkelroth ᵘnd der Ausfluſs schien meistens nicht zu ᵘaden. Der Puls war in der Regel mäſsig ᵘnell und weich, in den Anfällen klein und ᵘgleich; vor dem Tode ward er immer

ſchneller; er änderte sich auch oft und blieb sich nicht lange gleich. Ueber groſse Entkräftung klagten die Kranken nicht, und mehrere bezeugten ſogar, daſs sie sich gar nicht ſehr matt fühlten. Ging die Krankheit bey dieſem erſten und ſchlimmen Grade dennoch in Geneſung über, ſo geſchah es ſo, daſs die Exacerbationen gelinder wurden, die Angſt sich verlor, der Puls freyer und regelmäſsiger ward, die Verrichtungen des Magens und Darmkanals wieder in Ordnung kamen und nach einigen Schweiſsen das Fieber ſtill ſtand. Die Kranken erhielten zum Theil ihre Kräfte bald wieder, bey vielen aber zögerte doch die völlige Erholung ziemlich lange. Die ganze Krankheit dauerte nur acht, höchſtens vierzehn Tage, einige Fälle ausgenommen, wo sie mehr in ein ſchleichendes Nervenfieber ausartete.

Es war nun mit dieſer Krankheit ein Frieſelausſchlag verbunden, den ich noch näher bezeichnen muſs. Es beſtand derſelbe theils in kleinen rothen über der Haut erhobenen Knöspchen von der Gröſse eines Stecknadelknopfs, deren Spitze bald ein weiſses milchartiges oder wasserhelles Anſehn annahm, theils in gröſsern eben ſo gearteten Flecken, die erſt ganz flach in der Haut lagen und sich dann in eine Spitze erhoben, theils

in kleinern, Hirſekörnern ähnlichen; oder gröſsern durchsichtigen kriſtallhellen Bläschen, theils in einer Art von Puſteln, die eine eiterartige Feuchtigkeit enthielten. Alle dieſe Modifikationen fanden sich meiſt bey einem und demſelben Kranken. Manche waren über und über mit Frieſel bedeckt, ſo daſs die ganze Haut an allen Theilen des Körpers ſcharlachroth gefärbt war; er nahm auch in ſchlimmen Fällen keine blaue oder ſchwärzliche Farbe an; man konnte keine Petechien dazwiſchen bemerken. Bey manchen ſtand er mehr einzeln und kam nur an einzelnen Theilen zum Vorſchein; bey wenigen nur fehlte er. Dieſer Ausſchlag erſchien zuweilen gleich mit dem erſten Anfang der Krankheit, ſo daſs die Kranken erſt aus dem Wahrnehmen desselben die herannahende Krankheit argwohnten; bey manchen kam er den erſten, bey andern den zweyten oder dritten Tag; bey manchen ward der ganze Körper mit einemmale damit bedeckt, bey andern kam er abſatzweiſe. Der ſchnelle und ſtarke Ausbruch erleichterte jedoch nicht, es ſtarben mehrere mit Frieſel bedeckt am erſten Tage der Krankheit und andere ſpäter, wo er sich allmählig ausbildete, oder wo er erſt im Entſtehen, oder wo noch nichts von ihm zu merken war; eben ſo genaſen viele, die ihn vollſtändig hatten, und



andre, wo er bald herauskam, bald wieder verſchwand. Dieſer Frieſel ſtand wie gewöhnlich mehrere Tage, die ganze Haut war dabey aufgedunſen, dann trocknete er und die Haut ſchuppte sich nach und nach ab; es kamen auch häufig ſpätere kleinere Ausbrüche vom Frieſel nach der Krankheit. Uebrigens kam das Frieſel gleich beym erſten Anfang der Epidemie zum Vorſchein, nur ſtarben mehrere, bevor er noch wirklich vollendet auf der Haut ſtand.

Noch sind einige Erſcheinungen nach dem Tode zu bemerken. Es geſchah häufig, daſs die Körper ſehr bald nach dem Tode in Auflöſung übergingen, aufbrachen, einen ſehr üblen Geruch verbreiteten und eine Menge aufgelöſstes ſtinkendes Blut zur Naſe heraus lief; ſehr oft bemerkte man auch blaue Striemen und Flecken auf der Haut und einige hatten eine gelbe Farbe angenommen. Bey vielen war dies aber nicht der Fall; bey einem jungen Menſchen, der am fünften Tage nach dem Tode erſt beerdigt wurde, hatte man nicht das geringſte Zeichen von Auflöſung verſpüren können. Leichenöfnungen sind nicht gemacht worden.

Dies war der höchſte und ſchlimmſte Grad der Krankheit; allein bey weitem nicht die mehreſten erlitten eine ſo ſchwere Niederlage.

Zweyter Grad.

Bey einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Kranken verhielt sich diese Frieselkrankheit wie ein mäfsiger Synochus. Das Uebel kündigte sich durch Spannungen in den Präcordien, Kopfschmerz, Hitze und Neigung zum Schweifs, zuweilen auch durch Brechen und Ekel an; ein Brechmittel schaffte bald Erleichterung; in den Exacerbationen stellte sich entweder gar keine Beängstigung, oder nur ein gelinder Grad davon ein; das Fieber blieb mäfsig, der Puls mäfsig, voll und weich; der Ausschlag zeigte sich am zweyten bis dritten Tage und die Krankheit ging mit acht Tagen ziemlich zu Ende, nur dafs sie meist die äufsere Luft noch einige Zeit meiden mufsten, bis sich die Haut abgeschuppt und der Körper an Kräften erholt hatte. Die siebente, eilfte und zwölfte Geschichte kann hieher gerechnet werden.

Dritter Grad.

Ein noch milderer Grad, beynahe ganz fieberlos; einen solchen Kranken behandelte ich vor der Epidemie schon und dieser liefs mich bald vermuthen, dafs die herrschende Krankheit eigentliches Friesel und nicht Scharlach seyn möchte. Die Kranken fühlten sich blofs etwas matt, ohne das Bette hüten

zu müssen, hatten oft erträglichen Appetit dabey; das Friesel aber, womit sie bedeckt waren, verhinderte sie in die Luft zu gehen, indem sie davon Beklemmungen bekamen und sich kränker fühlten. Der Ausschlag dauerte bey diesen oft lange und erzeugte sich, nachdem er einmal abgetrocknet war, mehreremale von neuem. Ich habe noch einen Mann daran behandelt, der es vom 6ten Februar an bekommen, aber keinen Arzt consulirt hatte, weil er sich wenig krank fühlte; als er zu Anfange des März wieder ausgehen wollte, fühlte er sich sogleich kränker und sehr matt; es kam nun noch ein Ausbruch und der Kranke konnte sich erst nach mehreren Wochen erholen, ohne daſs er besondre und wichtige Zufälle bekommen hätte. Eine Frau, der es eben so gegangen war, bekam noch im May einen wiederholten Frieselausbruch und fühlte sich noch vom ersten im Februar erlittenen ermattet. Eine dritte hatte während der Epidemie Friesel bekommen, ohne sehr dabey zu erkranken und bediente sich ohne einen Arzt zu befragen eines warmen Bades, worauf sie sich bald gesund fühlte. Dieser Frieselausschlag kommt seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag noch häufig bey uns unter Erwachsenen und Kindern vor, ohne daſs er mit schweren Zufällen verbunden ist, die meisten

sind ganz wohl dabey und zuweilen gesellt sich ein gelindes Fieber dazu.

Vierter Grad.

Als den gelindesten Grad der Krankheit kann man den ansehen, wo die Menschen plötzlich vom Schwindel, einer gelinden Ohnmacht, Aengstlichkeit oder auch Erbrechen befallen wurden, in der nächsten Nacht, oder bald nachdem sie ein Brechmittel genommen hatten, (wozu die meisten sogleich ihre Zuflucht nahmen) in einen sehr starken Schweiss verfielen und sofort sich wieder wohl fühlten, so dass sich entweder nur wenig oder gar kein Friesel einstellte. Bey vielen derselben mochten diese Anfälle wohl eine Folge von Furcht und Schreck seyn, welche so häufig auf die Menschen wirkten; indess war es doch eigen, dass die mehresten Menschen, die ganz gesund blieben, doch eine oder ein paar Nächte hindurch in einen ziemlich starken Schweiss verfielen.

4) *Verhältniss der epidemischen Krankheit zum Scharlachfieber.*

Ich habe bis jetzt noch nichts davon ernert, in welchem Verhältniss das Scharlachfieber zu unsrer epidemischen Krankheit stand, und muss mich nunmehr desto umständlicher

darüber erklären, da beyde Krankheiten nicht nur groſse Aehnlichkeit mit einander haben, ſondern das Scharlachfieber auch bereits lange Zeit vor der Epidemie bey uns geherrſcht hatte und von den Laien für die eigentliche epidemiſche Krankheit gehalten wird. Daſs die Krankheit, wie ich sie bisher beſchrieben habe, nicht Scharlachkrankheit geweſen ſey, erhellet ſchon aus der genauen Betrachtung des Ganges und der Zufalle derſelben; vorzüglich charakterisiren sie als Frieſelkrankheit das Anſehen des Ausſchlags, die unbeſtimmte Zeit des Ausbruchs desselben, die fortdauernden Schweiſse nach dem Ausbruch, der ſpecifike Geruch der letztern, die beſondern plötzlich eintretenden Zufälle von Angſt und Unruhe, der fieberloſe Frieſel, der vor und während der Epidemie vorkam, und endlich ſelbſt die Art des Todes, der unvermuthet und plötzlich auf vorausgegangene Angſt und Deliria erfolgte; eben dieſe Todesart beobachtete man bey andern ähnlichen Epidemien, beſonders bey der in London im Jahre 1741, welche *Barker* (*Obſervations on the preſent epid. fever. Lond.* 1741) und bey einer andern zu Freneuſe im Jahr 1735, welche *Quesnoy* (*l'art de guerir par la ſaignee. à Paris* 1736 *p.* 346) beſchrieben hat. Bey der erſtern war die Gefahr ſehr verſteckt, der Puls

kaum verändert, die Kranken hatten Neigung zum Schlaf, verfielen aber plötzlich in Deliria und starben. Bey der zweyten verfielen die Kranken mit dem Eintritt der Krankheit in heftigen Schweifs, der sich nicht eher als mit dem Ende der Krankheit verlor. Am zweyten oder dritten Tage brachen mit Serum gefüllte Bläschen aus, welche die Gröfse, Form und Farbe von Hirfekörnern hatten, eine beifsende Hitze der Haut dabey war ein übles Zeichen, und diefes Symptom war am heftigften bey denen, welche die Krankheit nicht überftehen konnten; mit derfelben nämlich trat erft grofse Angft ein, dazu gefellten sich Deliria, und der Tod erfolgte fogleich unter Convulsionen. Allein man könnte fragen, ob nicht das Scharlachmiasma durch befondre Veränderungen in der Atmosphäre eine gewisse Modifikation erlitten und fo eine abweichende Form angenommen habe, woraus unfre epidemifche Krankheit hervorgegangen fey, oder ob nicht wenigftens, da allerdings gleich beym Ausbruch der Epidemie ziemlich viele Perfonen, fowohl Kinder als Erwachfene, am Scharlachfieber litten, die epidemifche Krankheit aus dem Scharlach und Friefelübel zufammengefetzt gewefen und dadurch die Gefahr derfelben erzeugt worden fey? Ich werde mich auf die Beantwortung diefer Fragen bald ein-

lassen können, da ich nun sogleich auf die Bestimmung der Natur der epidemischen Krankheit komme, und will nur zuvor noch historisch beyfügen, wie sich das Scharlachfieber in seiner gewöhnlichen Form vor, während, und nach der Epidemie verhielt.

5) *Verhalten des eigentlichen Scharlachfiebers vor, während, und nach der Epidemie.*

Ich habe schon im Eingange erinnert, dass das Scharlachfieber von dem August 1800 bey uns angefangen und allmälig immer mehr um sich gegriffen habe; im Januar wurden besonders viele Personen und mehrere Erwachsene als vorher damit befallen, die meisten waren indess sehr mässig krank dabey, und die damit verbundene Halsentzündung erschwerte nur vielen die an sich gelinde Krankheit; jedoch kamen drey tödtliche Fälle vor, welche junge Personen betrafen und schon unter den Einwohnern Furcht erweckten; in der Fischerey schien diese Krankheit auf einige andre durch Ansteckung übergegangen zu seyn; die Aerzte dieser Kranken erklärten sie für Scharlachkranke, und ich habe schon oben erinnert, dass ich ihnen hierin beystimmen muss; nur glaube ich, muss man die Bösartigkeit dieser Fälle von einer Complication desjenigen Uebels herleiten,

welches bald darauf epidemiſch ward. Während der Epidemie ſelbſt lagen viele Menſchen am reinen Scharlachfieber krank, die es vorher ſchon bekommen hatten, blieben mäſsig krank dabey, und genaſen während dieſer ſchlimmen Periode, wie es mir ſelbſt ging; beſonders merkwürdig war es, daſs zwar viele Kinder die einfache gutartige Scharlachkrankheit kurz vor der Epidemie bekamen, und sie in dieſelbe mit hineinbrachten, aber daſs während dieſes Zeitraums die Kinder nicht weiter, weder von der Scharlach- noch von der Frieſelkrankheit heimgeſucht wurden, hingegen aber, ſo wie die epidemiſche Krankheit zu Ende ging, ſogleich wieder an der erſtern häufig zu erkranken anfingen. Eben ſo fehlten während der Epidemie die Halsentzündungen gänzlich, und die Wiedererſcheinung derſelben trat mit dem Aufhören jener Krankheit gleichzeitig ein. Nach der Epidemie bekamen nur wenig Erwachſene wahres Scharlachfieber, aber unter den Kindern ging es von neuem an, und zwar bekamen es ſehr viele ganz gutartig, aber eine nicht geringe Zahl ſehr ſchlimm. Es zeichnete sich das letztere alsdann als Scharlachfieber durch die damit verbundene Halsentzündung ſowohl als durch die gleichmäſsig über die Haut ergoſſene Röthe aus; allein es geſellte sich früher

oder ſpäter ein purpurrother oder weiſser Frieſel dazu, welcher in kleinen oder gröſsern Knötchen und Flecken über der Haut hervorſtand, und an manchen Theilen ſehr dicht beyſammen oder gar zuſammengelaufen, an andern einzeln ſtand, an noch andern gar nicht zu ſpüren war. Die Krankheit brach plötzlich und gleich mit Heftigkeit aus; die Kinder bekamen auf einmal Uebelkeiten und Erbrechen, oder auch ſtarkes Laxiren, oder beydes, womit ſtarke Hitze, heftiger Kopfſchmerz, Halsweh, ein ſehr ſchneller und kleiner geſpannter Puls verbunden war; am zweyten Tage kam ein flacher in der Haut ſtekkender rother Ausſchlag, der erſt die Haut wie roth punktirt darſtellte, aber sich allmählig vermehrte, die Haut vollkommen röthete, nur daſs sie gemeiniglich doch wie punktirt ausſah, indem sich auf dem hellrothen Grunde etwas dunklere runde Fleckchen auszeichneten; mit dieſem Ausbruche nahm aber das Fieber nicht ab, wie es ſonſt beym gutartigen Scharlach zu geſchehen pflegt, vielmehr ward der Kopfſchmerz in Betäubung verwandelt, der Puls blieb ſehr ſchnell und klein, die Kranken antworteten nur ſchwer, verlangten nach keinem Getränk, lieſsen den flüſsigen Stuhlgang und den Urin unter sich gehen, lagen mit halb geſchloſsenen, sich wunderbar

drehenden Augen und offnem Munde, wie im halben Schlafe, hatten eine beifsende Hitze in der trocknen Haut; zuweilen stockte der Urin, es kam zu unbestimmten Zeiten ein Friesel von nur beschriebener Art hinzu, das auch wohl wieder verschwand und noch einmal wiederkam, wenn der Kranke nicht bald starb; die Flechsen zitterten, die Kranken lasen Flocken u. s. w. Der Tod kam meist am dritten bis vierten Tage und zwar so, dafs gröfsere Kinder vorher eine sehr grofse Angst empfanden und gewifs glaubten, sie müfsten sogleich sterben, wie es auch geschah; kleinere aber die heftigsten Convulsionen bekamen, wodurch der ganze Körper jämmerlich in die Höhe geworfen, das Gesicht fürchterlich verzogen, Zähneknirschen und tiefes Stöhnen erregt wurden, bis sie röchelnd den Geist aufgaben, welches zuweilen nach zwölf und mehreren Stunden erst geschah. Vor den letzten traurigen Zufällen ging als Vorbote immer eine Veränderung der Gesichtsfarbe um die Nase herum her; diese ward nämlich von der Stirne an bis an die Oberlippe und etwa einen Zoll breit von beyden Seiten der Nase, so wie an dieser selbst kreideweifs, zugleich zog sich die Nase, zumal an der Spitze, sehr zusammen und es machte der auf diese Weise in der Mitte des Gesichts gebildete

weiſse Kreis mit der Feuerröthe des übrigen Gesichts einen ſonderbaren Kontraſt. — Das Scharlachfieber hat auch bis jetzt noch nicht aufgehört, ſondern ſchleicht sich unter den Kindern noch immer fort und macht jetzt nicht ſelten mit den herrſchenden Blattern eine traurige Complication. In den meiſten Fällen iſt es zwar ſonſt gutartig, doch es kommen auch jetzt zuweilen unter den Kindern ſehr ſchlimme Scharlachfieber vor, und der Charakter der Krankheiten iſt im Ganzen genommen immer noch der nervöſe.

6) *Beſtimmung der Gattung des Ausſchlags.*

Ich komme nun auf die Beſtimmung der *eigentlichen Natur der Krankheit* ſelbſt und muſs zunächſt die Fragen beantworten, ob die epidemiſche Krankheit eine bloſse Modification des Scharlachfiebers oder ein complicirtes Scharlach- und Frieſelfieber, oder eigentliches Frieſelfieber geweſen ſey? Wenn man die Beſchreibung der epidemiſchen Krankheit in eine genaue Ueberlegung zieht, ſo läſst sich gar nicht zweifeln, daſs sie in einem eigentlichen fieberhaften Frieſel beſtand. Unter denen Kranken, deren Zuſtand zunächſt zu meiner Kenntniſs kam, war nicht ein einziger Scharlachkranker, diejenigen ausgenommen, welche dieſe Krankheit mit in die epidemi-

ſche Periode herüber brachten; dieſe waren dabey höchſt mäſsig krank; auch die andern Aerzte ſahen nur hie und da eine ächte Scharlachkrankheit während dieſes traurigen Zeitraums, und dieſe wenigen befanden sich sehr erträglich; da alſo die Scharlach- und die Frieſelkrankheit ſo höchſt verſchieden in ihrer Heftigkeit neben einander herliefen, ſo wird daraus ſchon es höchſt unwahrſcheinlich, daſs die epidemiſche Krankheit ein modificirtes Scharlachfieber geweſen ſey; noch mehr wird dieſer Gedanke widerlegt durch den Umſtand, daſs während der Epidemie kein Kranker über Halsſchmerzen klagte, da bey bösartigen Scharlachepidemien die Bräune immer das gefährlichſte Symptom zu ſeyn pflegt, welches insgemein durch Brand tödtet. Dies war in der von *Brünning* (*Conſtitutio epidemica Essendiensis anni* 1769—70, *siſtens hiſtoriam febris ſcarlatino mitioris anginoſae etc. Veſeliae et Lipsiae* 1770) beſchriebenen Frieſel- und Scharlachepidemie der Fall, die mit der unſrigen in ſo fern viele Aehnlichkeit hat, als auch sie mit Frieſel verbunden und ziemlich bösartig war; allein sie charakterisirte sich vorzüglich durch die Bräune als eigentliche Scharlachkrankheit und ihrer Gefahr konnte insgemein durch den zeitigen Gebrauch der Chinarinde vorgebeugt werden, welches bey

uns nicht ſo leicht gelang. So war es auch in denen mit Frieſel verbundenen Scharlachepidemien, welche *Bicker* (*Sammlung für praktiſche Aerzte* IX. Band, 1. Stück) und *Böhmer* (*Diss. de ſcarlatina epidemica. Halae* 1764) beſchrieben haben. Nun hatten zwar einige Frieſelkranke einige, jedoch nur leichte Beſchwerden im Halſe, allein dieſe sind dem Frieſel ſelbſt eigen und *Brendel* ſah ſogar ſymptomatiſche Bräunen mit höchſt ſchlimmer Vorbedeutung, dabey entſtehen (*de cognoſcendis et curandis morbis*, Tom. II. pag. 253 et 263). Endlich aber, was die Sache wohl ganz entſcheidet, es wurden auch ſolche Perſonen von dem epidemiſchen Uebel ergriffen, welche bereits in demſelben Winter das Scharlachfieber auf die unzweydeutigſte Art überſtanden hatten; ſo hatte ich im December ein erwachſenes Mädchen davon geheilt, bey welcher eine ſtarke Bräune damit verbunden war, die ſelbſt in Eiterung überging. Dieſelbe Kranke verfiel gleichwohl in das epidemiſche Frieſel und muſste eine zweyte allgemeine Abſchuppung der Haut paſsiren. Da es nun wohl höchſt ſelten, wenn jemals sich ereignet, daſs ein Menſch in ſeinem Leben zweymal von dem wahren Scharlachfieber ergriffen wird, ſo kann man die zweyte Krankheit dieſes Mädchens wohl durchaus nicht dafür anſehen.

Uebrigens ist es ein hier bemerkungswerther Umstand, dass Scharlachausschlag und Friesel dem äussern Ansehen nach in sehr naher Verwandtschaft mit einander stehen. Der erstere nämlich ahmt oft bey seinem gutartigen Grade die äussere Form des Friesels nach und wenn er auch in seiner eigentlichen Gestalt, als eine gleichmässig über die Haut ergossene und nicht erhabene Röthe erscheint, so bildet er doch sehr oft auch überdiess erhabene Knötchen von rother oder weisser Farbe, oder es folgt ein solches Friesel erst am achten Tage der Krankheit, oder auch nach derselben noch später. Die Krankheit hat sogar den Namen Scharlachfriesel daher bekommen. Beyde Ausschläge haben auch das eigne, dass sie von flüchtiger Natur sind und beträchtliche Veränderungen der Temperatur durchaus nicht vertragen. Gleichwohl sind die wesentlichen mit jedem von diesen beyden Ausschlägen verbundenen Zufälle zu sehr verschieden, als dass man ihre materielle Ursache nicht für specifik verschieden ansehen müsste. Das mit dem Scharlachausschlag gewöhnlich verbundene Friesel ist daher mehr [illegible]s eine bloss anomalische Form des Schar[illegible]chausschlags zu betrachten und hat mit dem [illegible]hren Friesel nichts gemein.

Aus diesen Gründen ist unsre epidemische



Krankheit weder als Modifikation des Scharlachs, noch als Complication desselben mit dem Friesel anzusehen. Allein diese letztere fand zuweilen allerdings Statt. Als die Epidemie allmälig still zu stehen anfing, habe ich diese Complication selbst beobachtet, während derselben ist mir kein Fall davon vorgekommen und nach allen sorgfältigen Untersuchungen, die ich auch nachher darüber angestellt habe, scheint in diesem Zeitraume dieser Fall nicht oft oder gar nicht vorgekommen zu seyn; die ersten Kranken aber, besonders in der Fischerey, die unmittelbar vor der Epidemie schwer erkrankten, wurden ohnstreitig durch eine solche Complication erst in einen gefährlichen Zustand versetzt; denn sie hatten einen wirklichen Frieselausschlag und doch sonst die Zufälle eines Scharlachfiebers; überdieses machte die Fischerey den Anfang der Epidemie, und nur kurz darauf, als einige schlimme Kranke dort vorgekommen waren, verbreitete sich diese mit einemmale über die Stadt. Es scheint also der Einfluss der epidemischen Ursache auf die Personen, welche zufällig in der Fischerey das Scharlachfieber hatten, zuerst gewirkt zu haben; eben daselbst schien aber auch eine Hauptursache der Epidemie in dem ganz nahen Sumpf zu liegen. Dieser Umstand, dass die ersten schlimmen

Kranken an einem bösartigen Scharlachfieber litten, muſste, als die Epidemie in der Stadt ausbrach, zuerſt den Gedanken erzeugen, daſs auch dieſe in einem bösartigen Scharlachfieber beſtehen werde; allein die Sache wies sich in einigen Tagen, wenigſtens in Rücksicht der Aerzte bald aus, und jener Glaube brachte nur unter den Laien eine nachtheilige Maaſsregel in ziemlich allgemeine Anwendung, nämlich die Kranken ſo warm als möglich zu halten, um das Scharlachfrieſel heraus zu befördern.

Im Ganzen genommen iſt alſo nichts gewisser, als daſs die *epidemiſche Krankheit in einem mit Frieſel verbundenen gefährlichen Fieber* beſtand, welches sich nur zuweilen *zufälligerweiſe mit der* damals zugleich häufig vorkommenden *Scharlachkrankheit verband* und dann gemeiniglich die Gefahr erhöhte.

7) *Beſtimmung der Natur des Fiebers.*

Schwerer möchte es ſeyn, die Natur des Fiebers ſelbſt nach einem der jetzt gangbaren mediciniſchen Syſteme zu beſtimmen. Epidemiſche Krankheiten arten sich überhaupt gemeiniglich auf eine beſondere Weiſe; ihre äuſsere Form, d. h. ihr Gang und die mit ihnen verbundenen Zufälle weichen eben ſo ſehr von den ſporadiſch vorkommenden Krank-

heiten ähnlicher Art mehr oder weniger ab als sie eine abgeänderte Heilmethode erfordern. Ganz vorzüglich ist dies aber wohl mit den Frieselepidemien der Fall; denn man darf nur die so mannigfaltigen Beschreibungen von dergleichen Epidemien unter einander vergleichen, so wird man bald finden, dass der Friesel unter allen Krankheiten die Proteusartigste Beschaffenheit hat, und dass derselbe bey der einen Epidemie Aderlässe, bey einer andern Brechmittel, bey noch einer andern gelinde Abführungsmittel, oder umgekehrt die stärkende Methode verlangt hat. Da nun epidemische Krankheiten überhaupt die gröste Klippe sind, an welcher unsre Systeme so leicht scheitern, wie schwer muss es da in unsern an medizinischen Systemen so reichen Zeiten seyn, die eigentliche Beschaffenheit eines epidemischen Frieselfiebers zu bestimmen.

Ich will zuvörderst einige negative Bestimmungen geben. Die Krankheit war *nicht rein entzündlich.* Die Krankheitsconstitution war schon seit dem Sommer im Ganzen nervös, und diese änderte sich im Winter so wenig ab, wie es sonst fast immer allhier der Fall ist, dass vielmehr jener Charakter sich allmählig immer mehr entwickelte und dass ich keine einzige ächte oder sthenische Entzündungskrankheit den ganzen Winter über zu se-

nur schnellen Uebergang in Fäulnifs nach dem Tode, nicht einen faulartigen Zustand der Krankheit selbst beweisen; auch läfst sich diese letzte Erscheinung wohl schicklicher auf eine ganz andre Weise erklären, wie ich unten sagen werde.

Das Fieber an sich mufs man wohl als ein *nervöses*, oder wenn man lieber will, als ein *asthenisches* ansehen. Darauf leiten schon obige negative Bestimmungen, noch mehr aber wird diese Idee bestätigt durch den Widerspruch des äufsern Ansehens der Zufälle mit der versteckten grofsen Gefahr, so wie mit sich selbst; durch den Gang der Krankheit bey denen, welche nicht ganz schnell hinwegstarben, durch die Veränderlichkeit des Pulses und viele verbundene Nervenzufälle, so wie endlich durch die Heilmethode selbst. Ich sehe sehr wohl ein, dafs sich selbst gegen diese Bestimmung nicht unwichtige Einwendungen machen liefsen, nur möchten dieselben mehr die Unvollkommenheit unsrer Systeme, als mich betreffen und man würde immer einräumen müssen, dafs obige Bestimmung doch unter allen noch die passendste sey. Indefs sind einige Abweichungen unsrer Krankheit von dem gewöhnlichen Gange der Nervenfieber so wichtig, dafs sie eine nähere Betrachtung verdienen. Dahin gehört,

1) Dafs die Kranken auch ohne zu phantasiren meist bis wenige Stunden vor dem Tode viele Muskelkraft befafsen.

2) Dafs der Tod meist unvermuthet und fchnell, d. h. auf eine plötzliche Verfchlimmerung der Umftände eintrat; eine höchft grofse Angft und Unruhe machte den Anfang der letztern, auf diefe folgte nach einigen Stunden Phantasiren, welches bald in Betäubung, Lähmung der Zunge oder Röcheln überging und in einem Zeitraum von einer halben Stunde den Tod brachte.

3) Dafs die Kranken periodifch eine äusserft grofse, mehrere Stunden anhaltende Angft des Tags mehrere male bekamen, welche leicht in den Tod sich endigte, und dafs diefe bey weitem nicht immer, und zwar nicht einmal vorübergehend, auf ftarke Nervenmittel, als Mofchus und Campher, noch weniger auf ftarken Gebrauch der Säuren, nach meinen Beobachtungen aber immer und bleibend auf das Calomel wich, fo dafs auch das Fieber fogleich auffallend vermindert und bald gehoben ward, und die Kranken felbft den daher zuweilen entftandenen Speichelflufs leicht ertrugen;

4) Dafs felbft ftarke Blutflüsse aus der Nafe, die sich indefs nur bey einzelnen ereigneten, nicht Gefahr brachten, ja eine ftark

genährte, aber im Ganzen schwächliche Frau, (No. IX.) die unmittelbar vor dem Frieselfieber einen sehr starken Blutverlust aus der Gebärmutter erlitten hatte, und höchst krank war, gleichwohl die Krankheit glücklich überstand, ohnerachtet sie 50 Gran Calomel nach und nach genommen hatte;

5) Daſs der Puls bey den meisten Kranken, zumal anfangs und ausser den Exacerbationen nur mäſsig schnell und nicht sehr matt und klein, oft mäſsig voll war, jedoch sich nicht gleich blieb und oft mannigfaltig abwechselte.

Die drey erstgenannten Umstände belehrten mich gleich in den ersten Tagen der Epidemie, daſs die Krankheit nicht wie ein reines gewöhnliches Nervenfieber zu betrachten sey, und es ward mein Nachdenken aufs höchste gespannt, um eine möglichst zweckmäſsige und sichere Heilmethode ausfindig zu machen.

In Rücksicht der mehrmals angeführten periodischen und die Kranken bis zur Verzweiflung marternden Angst war zwar mein erster Gedanke, daſs sie ein bloſser Nervenzufall seyn möchte, der in dergleichen Fiebern so häufig und als ein schlimmer Vorbote sich ereignet, zumal da anfangs mehrere Kranke so schnell starben, daſs man an ein sehr bösartiges Miasma denken muſste. Allein, wie

gesagt, Nervenmittel thaten wenig dagegen. Der Moschus hat zwar in einigen bösen Fällen, gleich zu Anfange in starken Gaben gegeben, die schlimmen Zufälle getilgt; allein in den mehresten, wenigstens in den von mir behandelten Fällen, schaffte er entweder nur vorübergehende Erleichterung, die auch von selbst nach einigen Stunden gemeiniglich eintrat, und die Kranken starben doch, oder er leistete auch gar nichts, wie ich in drey Fällen erfuhr. Die Säuren schienen auch zuweilen Erleichterung zu geben, aber nur auch keine bleibende und noch weniger verschafften sie eine Verminderung der Krankheit im Ganzen; ein junger viel versprechender Arzt nahm die Vitriolsäure, als die Angst heftig ward, in der stärksten Menge, die er nur vertragen konnte, vom Morgen an, schien etwas erleichtert, und starb doch denselben Abend noch. Die Klystiere schienen in einigen Fällen mehr auszurichten, und der Campher alsdann, wenn Beklemmung und Angst vor dem Ausbruche des Friesels herging und dieses auf den Gebrauch des Camphers erfolgte. Allein bey den schlimmen Kranken stand die Angst so wenig mit dem Ausbruch des Friesels in Verbindung, dass mehrere mit Friesel bedeckt starben und doch bis an den Tod von der schrecklichsten Angst gefoltert wurden.

Diese Umstände mussten mich bald belehren, dass diese Angst kein blosser von Schwäche entsprungener Nervenzufall seyn könne; die fortdauernde Muskelkraft bey den Kranken, das schleunige unvermuthete Hinsterben derselben unter Zufällen, die auf einen Schlagfluss deuteten, die Merkmale von Congestionen von Blut, die der veränderliche Puls und selbst Blutungen bey mehrern verriethen, bestätigten obige negative Annahme. Ich kam nun auf die Vermuthung, dass mit unsrer Krankheit eine *asthenische Leberentzündung* verbunden seyn möchte. Mehrere Umstände brachten mich auf diesen Gedanken, und zwar ausser den schon angeführten, die hieher gedeutet werden könnten, noch folgende:

1) Kamen bald vor der Epidemie einige Kranke mit Leberentzündungen vor; bey dem einen endigte sie sich sogar mit einem Friesel (No. XIX.)

2) Mehrere Leichen hatten eine gelbe Farbe angenommen; eben dies war kurz vor der Epidemie bey einem Soldaten geschehen, der am letzten Tage seiner Krankheit, wo er erst in die Stadt geschafft worden war, den Zufällen nach an einem Nervenfieber krank gewesen war; noch mehr in der Epidemie kamen zwey Fälle vor, wo mit den Vorboten der Krankheit die Haut *gelb* ward und dem

liche Zufälle einer Leberaffektion sich einſtellten, die aber mit dem ganzen Uebelbefinden gröſstentheils dem Calomel wichen (No. XIV und XV.)

3) Mehrere Kranken klagten Schmerzen zwiſchen den Schultern; ja es kam ein Fall einer completten Leberentzündung vor, womit die Zufälle der epidemiſchen Krankheit verbunden waren (No. XVI.)

4) Bey mehrern war der Leib hartnäckig verſchlossen, ſo daſs sie nicht einmal auf eine Abkochung von Senesblättern innerlich genommen und den Brechweinſtein in Klyſtieren befördert werden konnte; doch war dieſer Zufall bey weitem nicht allgemein.

5) War es auffallend, daſs mehrere, die kurz vor der Krankheit vielen, oder doch mehr Wein getrunken hatten, als sie gewohnt waren, an der Krankheit, und zum Theil ſchnell ſtarben.

6) Erinnerte ich mich der Ausſprüche älterer groſser Aerzte, die meine Vermuthung beſtätigten, z. B. *Brendels*, welcher (*l. c.* T. II. pag. 260) behauptet, der Frieſel ſey anfangs immer mit einer Entzündung der Eingeweide des Unterleibes, ſelten der Bruſt und des Kopfs verbunden, oder *Rivieri's*, nach welchem bösartige Fieber ſelten ohne Entzündungen der Eingeweide einher gehen. (*Praxis*

med. L. XVII. Sect. II. c. 1. *de febribus putridis in appendice.*)

Aus diesen Gründen ward es mir sehr wahrscheinlich, daſs mit unsrer Krankheit eine bösartige, zum Brand geneigte Entzündung der Leber verbunden seyn möchte, so wie sich dem bösartigen Scharlachfieber eine solche Entzündung im Halse zuzugesellen pflegt, welche letztere während unsrer Epidemie nicht in einem einzigen Falle vorgekommen ist. Das Ausflieſsen von stinkendem Blute aus dem Munde, welches sich bey mehrern Leichen etwa acht Stunden nach dem Tode ereignete, schien mir von einem Brande der Leber herzurühren. Ich kam deshalb auf den Gebrauch des Calomels, den ich nachher mit mehrern erörtern werde.

Auch gegenwärtig, da ich dieses schreibe, bleibt es mir am wahrscheinlichsten, daſs wenigstens in den schlimmern Fällen eine Leberentzündung complicirt gewesen sey. Wollte man aber jenen Zustand, wovon ich vorzüglich die Angst herleite und den ich Entzündung nenne, nicht als solche anerkennen und vielleicht mehr als eine passive Congestion oder bloſse Reitzung der Leber betrachten, so will ich mich in keinen Streit darüber einlassen; so viel ist indeſs wohl gewiſs, daſs

bey unſrer Krankheit das Syſtem der Blutgefäſse eben ſo ſehr als jenes der Nerven angegriffen ward und beyde unregelmäſsig wirkten, ſo wie, daſs der reitzende und ſtärkende Heilplan für sich allein nicht der glücklichſte war und daſs die Kranken, ohnerachtet jener Heilplan im Ganzen in allen ſchlimmen Fällen wirklich angezeigt und nothwendig war, gleichwohl ſolche Mittel, denen man ſchwächende Wirkungen zuſchreibt, wie das Calomel, dabey ſehr gut vertrugen, überdieſes aber ungemein ſchnell und ſo sicher bey dessen Gebrauch genaſen, daſs mir und meinen Gehülfen kein Kranker mehr von der Zeit an geſtorben iſt, wo ich dieſes Mittel dreuſt zu geben im Stande war.

Ueberhaupt muſs ich mir hier noch eine Bemerkung über *die Natur des Frieſels* ſelbſt erlauben. Gemeiniglich wird dasselbe für das Produkt eines in den Säften befindlichen und mit ihnen herumirrenden Stoffes gehalten, der endlich auf der Haut abgeſetzt wird, ſo wie man sich überhaupt von den Hautausſchlägen dieſen Begriff macht. Ich will hier nicht unterſuchen, in wie fern dieſe Vorſtellungsart von andern Hautausſchlägen gegründet iſt; allein von einigen iſt sie wohl offenbar irrig, die Petechien z. B. werden wohl von niemand mehr für etwas anders als für kleine

Sugillationen oder Austretungen von Blut aus den kleinsten Gefäfsen unter die Oberhaut gehalten; von dem Friefel bezeugen alle Schriftfteller, dafs er entweder nie, oder doch höchft felten kritifch fey; die Erfahrung hat hinlänglich gelehrt, dafs es unnütz und fchädlich in allen Fällen fey, den Friefel durch Schwitzmittel auf die Haut befördern zu wollen, und dafs man ihn fogar oft, befonders durch Ausleerung des Darmkanals und kühles Verhalten verhüten könne; ohnerachtet aber diefes letztere nicht immer gelingt und der Friefel bey vielen Epidemien, wie bey der unfrigen, ein wefentliches Symptom ausmacht, das nicht etwa durch die Kurmethode erft erzeugt wird, fo entfcheidet er doch in der Regel nichts, und man hat oft fchon die Bemerkung gemacht, dafs, je zeitiger und je häufiger derfelbe erfcheint, die Kranken nur um defto fchlimmer daran sind. Sollte daher der Friefelausfchlag, befonders derjenige, welcher sich zu epidemifchen Fiebern gefellt, nicht ein Symptom von einem andern innern kranken Zuftande irgend eines Eingeweides feyn und feine Entftehung einer confenfuellen Reitzung der Haut zu verdanken haben? Es ift hier der Ort nicht diefe Idee weiter zu verfolgen, allein meine Beobachtungen bey unfrer Epidemie und noch eine andre nur fo eben ge-

machte erhöhen meine Vermuthung, die ich durch genaue Aufmerkſamkeit in der Zukunft zu berichtigen bemüht ſeyn werde. (No. XXII.)

8) *Urſachen der Epidemie.*

Ich gehe jetzt auf die *Urſachen unſrer Epidemie* fort. Die Hauptfrage dabey iſt wohl dieſe, ob das Uebel durch ein von auſſen eingeführtes, oder auch bey uns ſelbſt erzeugtes Contagium ausgebreitet worden, oder von einer allgemeinen auf die Einwohner dieſes Ortes gemeinſchaftlich wirkenden Urſache entſprungen ſey?

Das erſtere läſst sich nicht annehmen; denn 1) brach das Uebel mit einem male über die ganze Stadt aus; vorzüglich vom 4ten Februar an wurden mit einem male eine groſse Menge von Menſchen krank; 2) die Krankheit erwies sich nicht anſteckend. Beydes könnte um deswillen bezweifelt werden, weil ich oben geſagt habe, daſs vor dem Ausbruche der Epidemie in der Stadt, mehrere Kranke in der Fiſcherey sich das Uebel wirklich mitgetheilt zu haben ſcheinen; man könnte glauben, daſs die Krankheit sich in der Fiſcherey entſponnen und durch Anſteckung in die Stadt gewandert ſey; allein ich habe oben ebenfalls erinnert, daſs jene erſten, unmittelbar vor der Epidemie beobachteten Fälle ohnſtreitig eigent-

liche Scharlachfieber waren, mit denen sich das bereits anfangende epidemische Fieber verbunden hatte; diese complicirte Krankheit konnte allerdings anstecken, da die Scharlachkrankheit gewiss als ansteckend anerkannt werden muss. Am auffallendsten war es, dass drey Schwestern sogleich nachdem die vierte Schwester gestorben war, die sie in der Fischerey besucht hatten, auf der Stelle schwer erkrankten und auch noch zwey von ihnen der Krankheit unterlagen. Allein, wie ich nach eingezogener Erkundigung unterrichtet worden bin, hatten sich diese drey Schwestern äusserst geängstigt und erschrocken und sich ihrer Trauer zügellos überlassen, so dass diese Gemüthsstimmung wenigstens vielen Antheil an ihrer Krankheit hatte. Uebrigens aber hat sich die Krankheit von ihnen auf niemand weiter in der Familie fortgepflanzt und sie selbst konnten von einem Miasma in der Luft, das in der Fischerey zuerst seine Kräfte entwickelte, eben so gut als von einem aus dem kranken Körper ihrer Schwester entwickelten Contagium ergriffen worden seyn. Am wenigsten konnten sie die Krankheit über die Stadt durch Ansteckung verbreitet haben, denn ein ansteckendes Uebel verbreitet sich allmählig und schleicht von einem Hause in mehrere, und von diesen in viele, bis der grösste Theil

eines Orts ergriffen ist; hingegen fingen in der Stadt eine grosse Menge Menschen gleich nachher an einem Tage an zu erkranken und eben dieses geschah an den folgenden Tagen. Dass die Krankheit in der Regel nicht anstekkend war, konnte man auch daraus abnehmen, dass nur wenige Personen von denen, welche Kranke warteten, selbst die Krankheit bekommen haben, dass diejenigen, welche die Leichen besorgten, frey davon geblieben sind, dass man von keinem Arzte sagen kann, er sey angesteckt worden, und dass die Epidemie bald wieder nachliess, als wir anhaltenden Frost bekamen; dass die Krankheit grösstentheils nur einzelne Glieder einer Familie auswählte und die andern alle verschonte, dass die niedere Volksklasse, von denen anstekkende Krankheiten sonst gemeiniglich ausgehen, verschont blieb; so wie endlich, dass sie häufig solche ergriff, welche alle Gemeinschaft mit Kranken sorgfältig vermieden. In Rücksicht der Aerzte ist es bemerkenswerth, dass zwar zwey am ersten Tage der Epidemie erkrankten und der Krankheit unterlagen, allein eben darum, weil sie mit dem Anfange der Epidemie ergriffen wurden, konnten sie nicht angesteckt seyn; hingegen erkrankte in der Epidemie selbst kein Arzt, ob sie gleich insgesammt sich äusserst, bey Tage und bey Nacht, an-

ſtrengten und einige endlich vor Ermattung einige Tage das Zimmer zu hüten genöthigt wurden. Auch andre Beobachter, beſonders *Gmelin* in der angezogenen Schrift, konnten keine contagiöſe Beſchaffenheit des Frieſels ausſindig machen; letzterer ward nicht angeſteckt, ohnerachtet er die Frieſelblaſen mit ſeinen Fingern öfnete und mit der darin befindlichen Feuchtigkeit sich die Finger verunreinigte.

Dieſemnach muſs man den Grund der Epidemie ohnſtreitig in einem in der Luft verbreiteten Miasma ſuchen; und in der That iſt es nicht ſchwer die Quellen einer ſolchen nachtheiligen Beſchaffenheit der Luft ausſindig zu machen. Daſs der Grund der Krankheit in einem lokalen Umſtande liegen muſste, läſst sich ſchon daraus abnehmen, daſs in der ganzen umliegenden Gegend zwar ein Scharlachſieber herrſchte, aber keine Frieſelepidemie ausbrach, ja daſs dieſe auch bey uns die eine gegen Morgen gelegene Vorſtadt ganz verſchonte, einige Quartiere der Stadt und beſonders das gegen Morgen gelegene wenig angriff; im Gegentheil aber in der an einem langen ſumpſigen und mit der Elbe in Verbindung ſtehenden Kanal nach dem Abend zu liegenden Vorſtadt, die Fiſcherey genannt, am erſten und heftigſten, und darauf eben ſo

heftig in denjenigen Strafsen der Stadt wü- thete, welche dem damals herrfchenden Süd- weftwinde ausgefetzt waren, wobey die mit der Fifcherey parallel laufenden Strafsen der andern nach dem Abend zu liegenden Vor- ftädte auch ganz verfchont blieben und nur in den erften Häufern der unter jenen zunächft an die Fifcherey gränzenden Clausftrafse ei- nige Perfonen ergriffen und fchnell hinwegge- rafft wurden, dafs die Urfache der Epidemie in einem lokalen Umftande gegründet feyn mufste, erhellet überdiefs auch daraus, dafs sie bald nachliefs und endlich aufhörte, als wir anhaltende Kälte bekamen, fo wie die ftinkenden Ausdünftungen, welche der Stadt- graben verbreitete, den Verdacht fogleich auf ein Sumpfmiasma leiten mufste.

Wirklich sind auch die übeln Ausdünftun- gen von denen die Stadt umgebenden Gräben als die Haupturfache der Epidemie gewifs zu betrachten. Wittenberg liegt beynahe am tiefften in Sachfen, die Stadt ift ringsum mit einem breiten fumpfigen Graben und einem hohen Walle umgeben, zwifchen demfelben und der Elbe, einem Raume von kaum einer halben Viertelftunde Weges, befinden sich mehrere ftehende Wässer, welche durch das Austreten des Flusses sich gebildet haben, und überdiefs geht ein Kanal beynahe bis an

die Stadt, der eine gute Viertelſtunde lang iſt und bey hohem Elbſtande Waſser aufnimmt, das rückwärts aus der Elbe hineintritt, bey niederm Elbſtande hingegen austrocknet und einen tiefen Schlamm zurückläſst. Es sind demnach reichliche Quellen zur Erzeugung eines Sumpfmiasma bey uns zugegen. Nun herrſchen aber bey uns ſelten bösartige Krankheiten und man könnte deshalb zweifeln, ob dieſe Sümpfe uns ſo groſsen Nachtheil gebracht hätten. Allein die Wechſelfieber sind bey uns die herrſchendſte Krankheit, deren Urſache wohl in nichts anderm geſucht werden kann; Frieſelausſchläge sind ebenfalls bey uns ganz einheimiſch und man sieht aus einer von *Abraham Vater* (*Dissert. inauguralis*, *qua caſus singularis aſthmatis ex febre purpurata reportati Wittenbergae* 1730) geſchriebenen Streitſchrift, daſs sie schon vor dem Jahre 1728 ſehr gemein in Wittenberg geweſen ſeyn müssen; wir dürften es daher wohl vorzüglich dem ſo nahen Elbſtrome zu verdanken haben, daſs unſre Stadt wirklich ſo ſelten, wie ich ſelbſt aus den über die hiesigen Stadtkrankheiten ſeit 1500 geführten Akten erſehen habe, von einer bösartigen Epidemie heimgeſucht worden iſt. Denn wie ſehr wirkſam Sumpfausdünſtungen zu Erzeugung von bösartigen und beſonders

auch von Frieselfiebern sind, dies ist gegenwärtig hinlänglich bekannt und *Lancisi's* wohlthätiges Werk *De noxiis paludum effluviis* läſst darüber keinen Zweifel übrig. Auch *Borsieri*, der in Italien, wo der Friesel sehr herrschend ist, selbst mehrere bösartige Frieselepidemien beobachtet und in seinen *Institutionibus medicinae practicae* eine Menge von Beyspielen ähnlicher Epidemien zusammengestellt hat, sagt im II. Bande, Seite 633: »Untersucht man alle Umstände, die vor dem Ausbruch einer Frieselepidemie vorhergegangen sind, so wird sich immer ein Stoff ausfindig machen lassen, welcher durch stillstehende und verdorbene Wässer, oder Ueberschwemmungen, oder durch Ableitung von Flüssen und Sümpfen, wodurch der Grund derselben entblöſst und die darauf befindlichen Stoffe in Gährung gesetzt worden, oder durch Erderschütterungen u. s. w. der Luft mitgetheilt worden ist.» Eine der unsrigen auffallend ähnliche Frieselepidemie, welche in Mantua herrschte und von einem bewährten Arzte *Asti* (*Anno medico terzo Mantuano o sia Storia delle molattie del a.* 1783. *p.* 83) beschrieben worden ist, bestätigt diese Behauptung noch mehr; es hatten sich in Mantua einige Zeit lang Frieselausschläge sehen lassen, als diese Krankheit auf einmal im Sommer

epidemisch ward und so ungemein heftig wüthete, daſs ganze Familien immer eine nach der andern davon ergriffen wurden und nur wenige dem Tode entgingen. Man konnte keine andre Ursache dieser schrecklichen Krankheit ausfindig machen, als daſs die Gräben um die Stadt herum so eben gereinigt und der faule Schlamm zur Ausbesserung der Wälle verwendet worden war; diese Vermuthung bestätigte sich dadurch, daſs, als diese Gelegenheitsursache in Zukunft verhütet ward, nach Verfluſs von einigen Jahren die Gefahr der Frieselkrankheit sich in dem Maaſse verminderte, daſs man sie nunmehr bloſs einzeln und meist gutartig wahrnimmt.

So traten aber auch vor unsrer Epidemie Umstände ein, welche die Wirksamkeit jener Sumpfausdünstungen erhöhen muſsten. Erstlich der schlaffe feuchte Winter an sich schon, der die Kräfte der Menschen untergraben hatte; es herrschte daher schon seit geraumer Zeit eine nervöse Constitution und die so sehr häufigen mit Mattigkeit verbundenen Catharrhalfieber um Weihnachten waren ohnstreitig schon Vorboten der Epidemie, die vielleicht im Januar durch die zu Anfange desselben herrschende heitre Witterung noch aufgehalten wurde. Ueberhaupt war die Witterung im ganzen verwichenen Jahre höchst abwei-

chend. Ich will darüber nur einige wenige Bemerkungen aus meines verstorbenen Freundes und Collegen, des Herrn Prof. D. *Titius* Beobachtungen, die dem von ihm besorgten Wittenberger Wochenblatte einverleibt sind, mittheilen. Wir hatten im ganzen vorigen Jahre einen geringen Luftdruck, besonders unter andern sieben Monaten auch im November und December. Der Luftdruck war im December sehr unbeständig und der Verlauf des Winters glich einem Herbstmonat. Der Anfang und das Ende desselben brachte viele Nässe, besonders die letzten sechs Tage. Der Winter 1799—1800 war bekanntlich sehr kalt, der kälteste Tag fiel auf den 8ten März, wo *Fahrenheits* Thermometer 0, 3 stand. Im April und May erfolgte Wärme mit Trockenheit zu 82 und 85 Grad. Der Junius war kühler. Der Julius hatte kühle Morgen, aber am Tage große Hitze zu 91 Graden, diese hielt bis zu Ende des Septembers aus. Der Oktober war Anfangs kalt. Im November stand das Thermometer an einigen Morgen früh unter dem Frostpunkte, aber es fehlte auch nicht an warmer Morgentemperatur, die nahe an oder über 50 Grad betrug; nur an zwey Tagen dauerte der Frost den ganzen Tag aus; im December war der Frost äusserst unbedeutend, die Tage vom 13ten bis 21sten

ausgenommen, betrug er nur wenige Grade unter dem Frostpunkte. Die meisten Morgen stand das Quecksilber früh schon über dem Frostpunkte. Das vorige Jahr zeichnete sich in Rücksicht der Dürre ungemein aus; die geringe Quantität Regen übertrifft alle bisher allhier gemachten Beobachtungen. Am 9ten November empfanden auch wir die Wirkungen des bekannten heftigen Orkans. Wir zählten nur 11 Gewitter im ganzen Jahre.

Im Januar dieses Jahres waren die Veränderungen des Barometers häufig und beträchtlich; am tieffsten sank es den 29sten Abends, nämlich auf 26 Zoll, 9 Linien und 8 Zehntheile, worauf ein äusserst heftiger Sturmwind erfolgte. Die Witterung war sehr gelinde, nur einmal fiel das Thermometer auf 18 Grad; den 6ten stieg die Wärme sogar in den Frühstunden auf 44 und in den Mittagsstunden auf 50 *Fahr.* Grade. Die mittlere Temperatur betrug 34 Grad. In den ersten 14 Tagen hatten wir meist heitre trockne Witterung, dann wechselten Regen und Schnee mit einander ab; der West und Südwestwind waren die herrschendsten. Wir hatten 16 trübe, 11 gemischte und nur 3 klare, 17 trockne und 14 regnichte Tage. Die Wärme dauerte bis zum 8ten Februar; am 10ten fiel das Quecksilber auf 9 Grad nach *Fahrenheit.* Die Ver-

änderungen der Luftschwere waren auch beträchtlich; am 4ten stand das Quecksilber 28 Zoll 2 Linien, am 27sten fiel es auf 27 Zoll 1 Linie 1 Zehntheil.

Durch die Trockenheit im verwichenen Jahre und den davon abhängenden höchst niedern Elbstand war der Kanal in der Fischerey und meistens auch die Stadtgräben eingetrocknet; die Elbe stieg im Herbst und Winter nicht wieder so hoch, daſs Wasser in diese beyde Sumpfparthien hätte eintreten können; in der letzten Hälfte aber des Januars fiel sehr viel Regen, der mitunter ganz lau war, und diese Witterung hielt bis die ersten Tage des Februars an; die Krankheiten nahmen auch bald an Menge zu, ohne vorerst eine groſse Sterblichkeit zu verursachen, bis am 29. Januar ein heftiger Orkan wüthete, nach welchem die ersten bösartigen Kranken in der Fischerey sich zeigten, und bey auf den Sturm erfolgender stiller, aber regnichter lauer Witterung, brach dasselbe Uebel am 4. Februar auch in der Stadt aus. Ohnstreitig war der faule, vorher ausgetrocknete Sumpf, in welchem eine Menge Fische und andere Thiere mit vertrocknet waren, durch den vielen Regen erweicht, und durch den Sturm sein bösartiges Gas in gröſsrer Menge entwickelt worden; die Einwohner der unmittelbar an einem solchen Gra-

ben liegenden Fifcherey, und der unterften Gasse am Wasser vorzüglich, erlitten zuerft die Wirkungen davon, die sich aber bey nachfolgender ftiller lauer Witterung auch der Stadt, und zwar vorzüglich denen Quartieren mittheilten, welche dem Südweftwinde ausgefetzt waren, wodurch die Dünfte aus dem Graben der Fifcherey und dem Stadtgraben auf der Mittagsfeite ihnen zugeführt wurden.

9) *Urfachen der Lethalität.*

Was die Urfachen der Lethalität unfrer Krankheit anlangt, fo bemerke ich, dafs diefe vorzüglich in der Heftigkeit des Miasma gefucht werden müssen, denn es ftarben eine gute Zahl innerhalb 12 bis 24 Stunden, und zwar gleich vom Anfange der Epidemie, wo noch kein Schreck u.f.w. mitwirken konnte; der Behandlung kann man billiger Weife keinen Antheil daran zufchreiben; denn es ift bey weitem die gröfste Zahl der fehr fchlimmen Kranken gerettet worden; es ftarben auch die Kranken zum Theil fehr fchnell, ohne dafs sie die geringfte Arzney noch genommen hatten, fo wie eines Theils folche, welche beym Ausbruch des Uebels fogleich Brechmittel genommen, und andern Theils andre, welche fogleich vom Anfange mit reizend ftärkenden Mitteln waren behandelt wor-

den. Einigermaaſsen kann ein zu heiſses Verhalten bey mehreren den Tod befördert haben, doch ward von den Aerzten äuſsere groſse Wärme widerrathen. Aber ſehr viel wirkten gewiſs der Schreck und die Gemüthsunruhe. Die Geſunden blieben meiſt zu Hauſe, und die Kranken blieben ſo zu ſehr iſolirt, die Aerzte waren zu ſehr beſchäftigt, um ihre ängſtlichen Kranken viele male an einem Tage ſehen zu können, die Unbeſonnenheit der Menſchen vermehrte durch Ausſtreuung von unwahren Todesfällen und Vergröſserung der Zufälle der Krankheit die Furcht ungemein; viele erkrankten ohnſtreitig aus bloſser Furcht, und von mehreren Kranken weiſs ich, daſs sie unmittelbar nach einer vernommenen ſchreckhaften Nachricht ſogleich aus einem höchſt leidlichen Zuſtande in den ſchlimmſten verfielen und ſehr ſchnell hinwegſtarben.

10) *Vorherſagung.*

Was die Vorherſagung anlangt, ſo war dieſe, wie aus der Beſchreibung ſchon erhellet, höchſt ungewiſs, indem die Krankkeit ſo ſehr täuſchte, und bey dem beſten Anſcheine, den der Kranke Abends noch gegeben hatte, er doch ſchon am andern Morgen nicht mehr war. Die erſten fünf Tage waren ohnſtreitig die ſchlimmſten, wer dieſe überſtanden hatte,

konnte sicherer auf Genesung hoffen. So lange die periodische Angst nicht ganz aufhörte, war der Kranke in großer Gefahr; ich verlor einen Freund am vierten Tage, wo am dritten die verminderte Angst mir grosse Hofnung machte, indem sie am erst genannten Tage heftiger und anhaltender wiederkam und sich erst mit dem Tode endigte. Schlimme Zeichen waren ein vorschneller starker Ausbruch des Friesels, ein beständig anhaltender Schweiss, die öftere Wiederkehr der Angst und die Heftigkeit derselben, Urinzwang und Stuhlverhaltung. Der Friesel selbst entschied gar nichts; es starben zwar mehrere, wo er noch nicht zu bemerken war, aber gewiss noch mehrere, die am ganzen Körper damit bedeckt waren; die grössere oder geringere Menge von Friesel machte keinen Unterschied in dem Grade der Gefahr. Nasenbluten schien die Krankheit eher zu erleichtern, als zu verschlimmern, hingegen war ein starker Durchfall höchst bedenklich. Ein sehr kleiner, gleich vom Anfange unregelmässiger und sich oft abändernder Puls war sehr schlimm, doch konnte man auch aus einem mässig vollen und wenig beschleunigten Pulse noch nicht auf gewisse Genesung schliessen. Gut war es, wenn die Angst nicht so heftig war und in seltnern Zwischenräumen sich einstellte, wenn

der Kranke bey gutem Muthe blieb, der Friesel nur allmählig hervorkam, der Schweiſs nicht unmäſsig und doch die Haut nicht trokken war; wenn der Puls regelmäſsig blieb, allmählig sich erhob und frey ward, die Hitze und der Durſt abnahmen und einiger Schlaf sich einſtellte.

11) *Behandlung der Krankheit.*

Ich gehe nun zu der Behandlung der Krankheit ſelbſt fort.

Ich werde mich dabey ſo verhalten, daſs ich erſt eine kurze kritiſche Geſchichte der im allgemeinen gegen dieſe Krankheit gegebenen Mittel aufſtelle und dann die von mir vorzugsweiſe angewandte Methode näher erörtern.

Im ganzen genommen iſt die Krankheit ohnſtreitig von allen Aerzten ziemlich auf gleiche Art behandelt worden, und die Abweichungen, welche etwa Statt hatten, betrafen eines Theils die Gaben der Mittel, andern Theils den Gebrauch gewisser Nebenmittel, z. B. gelinder Schweiſsbefördernder Mittel, die nicht ſo viel entſcheiden konnten. Alle nämlich wendeten vorzugsweiſe die ſtärkende Methode, und vorzüglich die Chinarinde, die virginiſche Schlangenwurzel, den Baldrian, den Campher, die verſüſsten Säuren,

abwechſelnd und bey ſchlimmen Zufällen den Moſchus und Blaſenpflaſter an; überdies waren Brechmittel ſogleich beym Ausbruch der Krankheit in beynahe allgemeinem Gebrauch, und es wurde auch äuſserſt häufiger Gebrauch von der überſauren und gemeinen Salzſäure, ſo wie von der Vitriolſäure ſowohl von Geſunden als Präſervativmittel, als den Kranken gemacht.

1) Brechmittel thaten gewiſs in ſehr vielen Fällen ſehr gute Dienſte, vielleicht mehr durch die allgemeine Erſchütterung des Nervenſyſtems als durch die Ausleerung von Krankheitsſtoffen ſelbſt, auſser wo zufällig ein ſolcher vor der Krankheit ſich im Magen gebildet hatte; ich glaube, daſs ſie vorzüglich geſchickt waren, die unregelmäſsige Thätigkeit des Gefäſsſyſtems zu verhüten, wodurch zu Congeſtionen, oder ſelbſt nach meiner Meinung zu verſteckten Entzündungen der Leber, vielleicht auch zu einer allzugroſsen Abziehung des Bluts vom Gehirn und zum Schlagfluſs Gelegenheit gegeben ward. Indeſs würde ich sie nicht immer und nicht als Hauptmittel empfehlen; nicht bey Perſonen, die nie brechen können und eher davon heftig laxiren, nicht bey überhand genommener Krankheit und ſehr zerrütteten Kräften, auch nicht, wenn überhaupt die bekannten Gegenanzeigen in

einem bedeutenden Grade ihnen entgegen ſtünden. Wirklich hat auch die Erfahrung gezeigt, daſs viele von denen geſtorben sind, welche ſogleich im Anfange Brechmittel genommen haben, wie dies ſelbſt aus den drey erſten Krankengeſchichten erhellet. Es würde ſehr übereilt ſeyn, wenn man darum den Nutzen der Brechmittel ableugnen wollte. Denn wirklich ſanden sich viele, welche die erſten Spuren der Krankheit an sich bemerkten, nach einem ſogleich genommenen Brechmittel wieder hergeſtellt. Doch muſs man wohl bey jeder Epidemie erſt Acht haben, ob die Krankheit Brechmittel verträgt; ſo erzählt *Brünning*, daſs in der ſchon angeführten bösartigen Scharlach- und Frieſelepidemie zu Essen die Brechmittel Schaden thaten; ferner muſs man wohl allemal die individuellen Umſtände genau erwägen, bevor man ein ſolches Mittel verordnet, das an und für sich eine ſo groſse Krankheit wohl unmöglich wirklich heben, ſondern nur die Kur mehr oder weniger unterſtützen kann. Als etwas eignes muſs noch bemerkt werden, daſs ziemlich viele Kranke ſehr ſchwer zum Brechen zu erregen waren, ſo daſs in mehreren Fällen ſelbſt die ungewöhnlichen Brechmittel, als der Kupfervitriol, angewendet worden sind.

2) *Die Säuren.* Ich bin nicht im Stande

zu entſcheiden, ob sie etwas geleiſtet haben. Sie wurden als Präſervativ- und als Heilmittel angewendet; mehrere Geſunde, die sie brauchten, wurden doch von der Krankheit ergriffen, und ein Fall iſt mir bekannt, wo ein Kranker nach *Reichs* Methode die Vitriolſäure in ſo groſser Menge nahm, als er sie nur vertragen konnte, und doch an demſelben Tage, am ſechſten der Krankheit, ſtarb; er hatte nämlich ſchon vorher Säuren in mäſsiger Menge nebenbey gebraucht, und die groſse Angſt, die sich ſeiner am ſechſten Tage bemächtigte, trieb ihn an, gleichſam in der Verzweiflung an ſeinem Aufkommen, jene Säure in den ſtärkſten Gaben zu nehmen, und doch leiſtete sie nichts, (man ſehe auch den erſten Fall.) Meiſtens bedienten sich die Aerzte Anfangs der gemeinen oder auch der ſtärkſten übergeſäuerten Salzſäure zu 10 bis 20 Tropfen auf die Gabe, nachher ging man häufig zu der Vitriolſäure zurück. Indeſs wurden die Säuren nie allein, ſondern in Verbindung mit ſtärkenden Mitteln gebraucht. Bey der periodiſchen Angſt ſchienen sie zuweilen etwas zu leiſten; indeſs lieſs dieſe auch von ſelbſt nach einiger Zeit nach, und ſo viel iſt gewiſs, daſs dieſer Zufall bey dem Gebrauch der Säuren immer wiederkehrte, und sie folglich die Urſache desselben nicht auszutilgen im Stande

waren. Ich bekenne, daſs ich in Rückſicht der Anwendung der Säuren in Fiebern überhaupt noch zu keinen ſicher führenden Maasregeln habe gelangen können, und bin überzeugt, daſs ſie gegenwärtig, zumal nach ihrer neuerlichen Empfehlung durch Herrn D. *Reich*, nach ziemlich rohen empiriſchen Regeln angewendet werden; kann aber wohl die oxydirte Salzſäure mit der gemeinen in Rückſicht der Wirkſamkeit als gleich betrachtet werden, da wenige Tropfen der erſtern (wenn ſie nämlich ſtark und mit ſo wenig als möglich vorgeſchlagenem Waſser bereitet worden iſt) oder wenige Grane eines damit bereiteten Mittelſalzes ſo beträchtliche excitirende Wirkungen äuſsern, und von der letztern gewiſs ein paar Drachmen gegeben werden können, ehe der Menſch nur eine Veränderung in ſeinem Körper empfindet? Da ferner eine jede chemiſche Theorie gegenwärtig weit entfernt bleiben wird, das Weſen der Fieber zu erklären und gleichwohl die Säuren von Alters her als wichtige Mittel in dieſer Krankheitsgattung anerkannt worden ſind, ſo wäre wohl zu wünſchen, daſs man die Bedingungen, unter denen ſie ſtatt finden, genau empiriſch zu beſtimmen ſuchte. Ich bemerke noch beyläufig, daſs *Allioni* (am angef. O. S. 100) die mineraliſchen Säuren als gefährlich beym Frieſel

ansieht, und von den vegetabilischen behauptet, daſs sie dieses Gift nicht verbessern können.

3) Die Blasenpflaster; man bediente sich ihrer vorzugsweise auch, um die periodische Angst zu verbannen; allein sie leisteten keinen auffallenden Nutzen dagegen (VI. IX. XIII. Geschichte.) Doch glaube ich, daſs sie im allgemeinen als Reitzmittel und um den Blutumlauf in gehöriger Gleichförmigkeit zu erhalten, nützlich waren.

4) Moschus. Dieses höchst schätzbare Arzneymittel war zuweilen auch in unsrer Epidemie von erwünschter Wirksamkeit; in einigen sehr schlimmen Fällen hat er, gleich vom Anfange an gegeben, groſse Dienste geleistet, vorzüglich um Convulsionen und Brustkrämpfe zu ersticken, die sich mit Eintritt der Krankheit einstellten. *Allioni* trauet ihm beym Friesel sehr viel zu, will ihn aber nur bey einer dichten Beschaffenheit des Bluts und nicht bey vorhandenen Petechien angewendet wissen, da er das Blut auflöse. Gegen die periodische Angst hat er mir nicht immer eine besondre Hülfe geleistet, (II. VIII. IX. Geschichte) in zwey andern Fällen habe ich ihn zu drey Granen, in den Anfällen alle halbe bis ganze Stunden und auſser denselben alle 3

Stunden nehmen lassen, ohne jedoch wesentliche Hülfe von ihm zu erlangen.

5) Kampher. Auch dieser ward fleissig angewendet und that mehrmals gute Dienste, besonders in dem Zeitraume, wo der Ausbruch auf der Haut bevorstand und die Kranken an beträchtlicher eigentlicher Beklemmung litten.

6) Andre flüchtige Reitzmittel, als die Baldrian-, die virginische Schlangenwurzel, der versüsste Vitriolgeist, und

7) die *Chinarinde*, wurden am allerhäufigsten und zwar meistentheils die letztere, als Basis in Verbindung mit einem oder mehrern der erstern, oder auch abwechselnd mit dem Moschus oder dem Kampher angewendet, und man kann diese Mittel zusammen als die Hauptmittel ansehen, welche der Krankheit entgegengesetzt wurden. Gewifs haben sie auch viel geleistet, wie es sich bey einer Krankheit von der beschriebenen Art erwarten läfst. *Allioni* (§. 203 und 227) sagt zwar, die Chinarinde sey nicht im Stande das Frieselgift zu vertilgen und widerräth ihren Gebrauch wegen der mit dem Friesel verbundenen Entzündungsanlage; auch ist mir wohl bekannt, dafs die Brownischen Aerzte sich mehr auf die flüchtigen Reitzmittel bey Nervenfiebern verlassen und die Chinarinde als zu lang-

ſam wirkend faſt ganz bey Seite ſetzen; ich muſs aber bekennen, daſs, ſo ſehr ich auch ſelbſt von dem Nutzen flüchtiger Reitzmittel in dergleichen Fällen überzeugt bin, dieſe doch für sich allein meinen Erwartungen nicht entſprochen haben; daher ich sie auch in der beſchriebenen Krankheit mit der Chinarinde verband.

Ich laſse es bey dieſer kurzen Uebersicht der Heilmethode bewenden, und bemerke nur noch, daſs auch erweichende Klyſtiere meiſtens einige Linderung gegen die Angſt verſchafften, daſs Wein, in mäſsigen Doſen den Kranken zuſagte, übermäſsiger Genuſs desselben vor der Krankheit ſehr nachtheilige Wirkungen zu haben ſchien, und endlich, daſs einige meiner Kranken in der Krankheit von ſelbſt Abführmittel genommen hatten, die ihnen wenigſtens keinen sichtbaren Nachtheil gebracht hatten. Ich muſs nun noch diejenige Methode etwas näher erörtern, deren ich mich vorzüglich bey dieſer Krankheit bediente; sie beſtand ebenfalls in dem Gebrauch der obengenannten reitzend ſtärkenden Mittel, zwiſchen denen ich aber das *verſüſste Queckſilber* ſo lange gab, bis die Hauptzufälle getilgt waren und die Krankheit ſehr gemildert war, welches insgemein in wenig Tagen erfolgte. Ich habe oben ſchon auseinander geſetzt, durch

welche Schlufsfolge ich auf den Gebrauch dieses Mittels geleitet wurde; noch mehr aber ward ich in meinem Vorsatz dadurch bestärkt, dafs ich dieses Mittel nicht nur selbst mehrmals bey Leberentzündungen mit dem glücklichsten Erfolg angewendet hatte, sondern mir auch bekannt war, dafs in dem so bösartigen gelben Fieber in America, von den Aerzten jenes Landes, so wie bey einer bösartigen mit Scharlach verbundenen epidemischen Bräune ebendaselbst vorzüglich von *Rush* (*medicinische Beobachtungen und Untersuchungen. Leipzig* 1792. S. 169 und folg.) und nach ihm von andern Aerzten, ebenfalls von diesem Mittel die unerwartetsten herrlichsten Wirkungen beobachtet worden waren. Der erste Versuch wurde bey dem Kranken No. IV. unternommen, der im ganzen Verlauf der Krankheit nur sehr wenig Oefnung gehabt hatte; der Erfolg war auffallend; der Kranke bekam davon den zweyten Tag ziemlich starkes Laxiren, es stellte sich den dritten Tag sogar ein starkes Nasenbluten ein; allein der Puls ward schon am andern Morgen langsamer und freyer, die Angst kehrte nicht wieder zurück, das Friesel vertrocknete den dritten Tag nach seinem Gebrauch, und das Fieber stand in wenig Tagen ganz und gar still. Ein so glücklicher Erfolg mufste nothwendig zum

Nachahmung reitzen, um so mehr, da zu dieser Zeit noch eine gute Anzahl von Kranken so beschaffen waren, dass man auf ihren Tod mit höchster Wahrscheinlichkeit rechnen konnte; die angehängten Krankengeschichten geben über den Erfolg nähere Auskunft; es läfst sich ohnmöglich verkennen, dass das versüfste Quecksilber grofsen und wohl den gröfsten Antheil an der Heilung hatte; der Erfolg war immer derselbe; nämlich die Angst liefs entweder sehr bald ganz, oder gröfstentheils nach, ohne sich von neuem zu erheben, der Puls ward freyer und langsamer, es fand sich zuweilen schon in der nächsten Nacht ruhiger Schlaf ein, das Friesel kam entweder gar nicht zum Vorschein, wenn es nicht schon da war, oder es trocknete schnell ab, oder es ward gleichsam im Ausbruche selbst erstickt; die Kranken fühlten sich äufserst erleichtert und heiter, manche Kranken können selbst gegenwärtig die wohlthätigen Wirkungen, die sie auf dies Mittel ziemlich bald an sich empfanden, nicht genug rühmen, das Fieber endlich ward auffallend schnell vermindert und stand bald ganz still, so dass die Kranken gröfstentheils in wenigen Tagen das Bett verlassen konnten. Zu bemerken ist, dass die Kranken alsdann vorzüglich die gröfste Erleichterung bekamen, wenn die Leibesöffnung

frey ward und reichlich erfolgte; man könnte daraus ſchlieſsen, das das Queckſilber am Ende bloſs durch ſeine laxirende Wirkung genützt, und ein jedes andre Abführmittel denſelben Nutzen geſchafft haben würde, um ſo mehr, da *Allioni*, nach ſeiner von ihm ſo genannten auſserordentlichen Methode, durch Anfangs gegebene Abführmittel, bey dem einfachen Frieſel dem weitern Ausbruche desſelben gemeiniglich vorbeugen konnte. Allein wenn auch die erfolgten Ausleerungen einigen Antheil an der Beſſerung der Kranken gehabt haben mögen, ſo kann man doch die Hauptwirkung von ihnen nicht füglich herleiten. Denn 1) weiſs ich einen Fall von einem ſehr ſtarken Manne, der auf ein Brechmittel, anſtatt zu brechen, gegen 20 mal laxirt hatte, gleichwohl den dritten Tag die gewöhnliche Angſt im heftigſten Grade bekam, und in der Nacht darauf wirklich ſtarb; 2) hatten nicht alle Kranke Verſtopfung in der Krankheit, gleichwohl fehlte die Angſt bey keinem ſchweren Kranken, und konnte alſo nicht von Anhäufungen des Stuhlgangs hergeleitet werden; 3) läſst ſich noch weniger denken, daſs der Tod, der auf die Angſt früher oder ſpäter regelmäſsig erfolgte, Folge von nicht hinlänglichen Ausleerungen durch den Stuhl geweſen ſeyn ſollte; wenigſtens wäre es gegen alle

Nachahmung reitzen, um so mehr, da zu dieser Zeit noch eine gute Anzahl von Kranken so beschaffen waren, dass man auf ihren Tod mit höchster Wahrscheinlichkeit rechnen konnte; die angehängten Krankengeschichten geben über den Erfolg nähere Auskunft; es läfst sich ohnmöglich verkennen, dass das versüfste Quecksilber grofsen und wohl den gröſsten Antheil an der Heilung hatte; der Erfolg war immer derselbe; nämlich die Angst liefs entweder sehr bald ganz, oder gröfstentheils nach, ohne sich von neuem zu erheben, der Puls ward freyer und langsamer, es fand sich zuweilen schon in der nächsten Nacht ruhiger Schlaf ein, das Friesel kam entweder gar nicht zum Vorschein, wenn es nicht schon da war, oder es trocknete schnell ab, oder es ward gleichsam im Ausbruche selbst erstickt; die Kranken fühlten sich äufserst erleichtert und heiter, manche Kranken können selbst gegenwärtig die wohlthätigen Wirkungen, die sie auf dies Mittel ziemlich bald an sich empfanden, nicht genug rühmen, das Fieber endlich ward auffallend schnell vermindert und stand bald ganz still, so dass die Kranken gröfstentheils in wenigen Tagen das Bette verlassen konnten. Zu bemerken ist, dass die Kranken alsdann vorzüglich die gröfste Erleichterung bekamen, wenn die Leibesöfnung

frey ward und reichlich erfolgte; man könnte daraus schließen, daß das Quecksilber am Ende bloß durch seine laxirende Wirkung genützt, und ein jedes andre Abführmittel denselben Nutzen geschafft haben würde, um so mehr, da *Allioni*, nach seiner von ihm so genannten außerordentlichen Methode, durch Anfangs gegebene Abführmittel, bey dem einfachen Friesel dem weitern Ausbruche desselben gemeiniglich vorbeugen konnte. Allein wenn auch die erfolgten Ausleerungen einigen Antheil an der Besserung der Kranken gehabt haben mögen, so kann man doch die Hauptwirkung von ihnen nicht füglich herleiten. Denn 1) weiß ich einen Fall von einem sehr starken Manne, der auf ein Brechmittel, anstatt zu brechen, gegen 20 mal laxirt hatte, gleichwohl den dritten Tag die gewöhnliche Angst im heftigsten Grade bekam, und in der Nacht darauf wirklich starb; 2) hatten nicht alle Kranke Verstopfung in der Krankheit, gleichwohl fehlte die Angst bey keinem schweren Kranken, und konnte also nicht von Anhäufungen des Stuhlgangs hergeleitet werden; 3) läßt sich noch weniger denken, daß der Tod, der auf die Angst früher oder später regelmäßig erfolgte, Folge von nicht hinlänglichen Ausleerungen durch den Stuhl gewesen seyn sollte; wenigstens wäre es gegen alle

Analogie in andern Krankheiten, wenn hier der Tod davon erfolgt wäre, daſs die Kranken entweder einige Tage keine, oder nur nicht ſtarke Leibesöfnung gehabt hatten. 4) Mehrere Kranke bekamen auch ſchon Linderung, ehe Ausleerungen erfolgten, No. IX. und fühlten sich gleichſam geſtärkt, nachdem sie nur mehrere Gaben davon genommen hatten.

Offenbar aber ſtand die Wirkſamkeit des Calomels mit dem Frieſel in naher Verbindung, indem sich dieſes nach dem Gebrauch von jenem entweder gar nicht einſtellte, oder auch bald abtrocknete, und der gefährliche Zuſtand bald in einen milden verwandelt wurde. Ich wage nicht zu entſcheiden, ob das Calomel vielleicht ſelbſt eine eigene Frieſelſchärfe entfernt habe; allein, da mir das Frieſel eine durch Conſens mit edeln Eingeweiden erzeugte widernatürliche Abſonderung auf der Haut zu ſeyn ſcheint, und ſo viele Umſtände es wahrſcheinlich machen, daſs die Leber bey unſrer Krankheit afficirt war, ſo bin ich geneigt, die Wirkſamkeit des Calomels bey derſelben von ſeiner beſondern Wirkung auf dieſes Organ, und die gemeiniglich ſchwer erfolgenden Ausleerungen von dem Leiden eben dieſes Organs herzuleiten, die gute Wirkung der Ausleerungen ſelbſt aber in ſo fern

anzuerkennen, als dieſelben bey ähnlichen Krankheiten dieſes Organs überhaupt gemeiniglich mitNutzen von der Kunſt erregt werden; die ſpäter erfolgenden reichlichen Ausleerungen können zum Theil auch ſelbſt als Wirkungen des nachlassenden Leidens in der Leber angeſehen werden. Vielleicht sind wir in Zukunft glücklicher, den nähern Zuſammenhang der Krankheiten mit der Wirkſamkeit der Mittel einzuſehen als gegenwärtig, wo es uns faſt durchgängig an der empiriſchen Kenntniſs der Wirkſamkeit der Arzneyen und der Bedingungen, unter denen sie wohlthätig sind, noch genügen muſs; wenn wir daher auch nicht weiter erklären können, wie das Quecksilber bey Leberentzündungen eigentlich wirke, ſo lasse ich mir es gern gefallen, wenn man überhaupt die Wirkſamkeit des Quecksilbers in unſrer Krankheit auf eine andre und beſsre Weiſe erklären wollte. Uebrigens kann ich nicht unbemerkt lassen, daſs ich ſpäterhin, als ich über die Frieſelkrankheit andre Schriftſteller nachlas, bereits Spuren aufgefunden habe, daſs ſchon ältere Aerzte eben dieſes Mittel gegen eben dieſe Krankheit wirkſam gefunden haben. Ein Arzt zu Lübeck, *Johann Gerhardt Wagner* (*De medicamento quodam ad puerperarum febres mali moris Epiſtola. Lubecae* 1747) rühmt ein von ihm erfundenes

Mittel, das gegen den Friesel zuverläſsig ſchüzzen ſoll, wenn es ſo lange fortgegeben werde, bis die gefährlichen Zufälle verſchwunden ſeyen; er hat dasselbe aber nicht bekannt gemacht; *Gmelin* ſagt in ſeiner Dissertation davon, er vermuthe, daſs jenes Mittel nichts anders als das Calomel ſey, wovon er ſelbſt mehrmals die heilſamſten Wirkungen geſehen habe, wiewohl er es für kein Specificum gegen das Frieſel anſehen wolle. *Allioni* geſteht, (§. 204.) daſs er kein Mittel habe ausfindig machen können, um die giftartige Wirkſamkeit des Frieſelmiasma zu vertilgen, daſs man aber wohl ein ſolches zu finden sich bemühen ſolle, ſo wie *Boerhave* hoffte, daſs man aus dem Spiesglas und Quecksilber ein Mittel werde bereiten lernen, welches das Blatterngift zu zerſtören im Stande ſey. Er fragt, ob nicht vielleicht der Sublimat ein ſolches Mittel ſeyn möchte, wagt ihn aber nicht zu Verſuchen vorzuſchlagen; das Calomel hat er ebenfalls, und zwar bey complicirter Krankheit, mehrmals mit Vortheil angewendet; er empfiehlt es daher bey Gichtcomplication, und zwar beſonders in Verbindung mit Moſchus, wenn die Bruſt ſehr angegriffen wird, oder auch bey eintägigen Wechſelfiebern, welche mit Frieſel sich verbinden, ſeifenartige bittre Extrakte mit Campher und einem bis zwey

Granen Calomel (§. 220 und 230.) So finde ich auch, dafs *Gesner* (*Sammlung von Beobachtungen*, IV. Band, S. 176 und 264) bey einem epidemifchen mit Friefel verbundenen Fieber in Nördlingen bey trägem und fchwerem Ausbruch des Friefels das Calomel mit Kermes gab und deutliche Besserung davon fahe. Ohnftreitig würde sich bey weiterer Nachforfchung noch mehreres darüber ausfindig machen lassen.

So viel von der Heilung der eigentlichen epidemifchen Krankheit; jetzt nur noch wenig Worte über das bösartige Scharlachfieber, das nach der Epidemie unmittelbar nicht felten unter den Kindern beobachtet wurde.

Ich nenne dasjenige Scharlachfieber fo, welches fogleich beym Eintritt mit fehr fchlimmen Zufällen, befonders grofser Betäubung und höchft fchnellem kleinem Puls verbunden war, und einen fehr ftarken Friefelausfchlag gemeiniglich bey sich führte, kurz, welches ich oben bereits befchrieben habe. Ohnftreitig complicirte sich hier die epidemifche Urfache mit dem Scharlach, und diefe Fälle waren höchft gefährlich. Dergleichen Fälle kamen mir befonders in folchen Häufern vor, wo vorher die epidemifche Krankheit Statt gefunden hatte. Diefe Scharlachkrankheit fchien sich auch leicht den Gefunden mitzutheilen.

Auch bey dieſer Krankheit wendete ich gleich Anfangs die flüchtigen Reitzmittel, die Chinarinde, Blaſenpflaſter, Campher, Moſchus u. ſ. w. an; das Quecksilber wagte ich wegen der Gröſse der Betäubung und der weit gröſsern Niederlage der Kräfte als bey der epidemiſchen Krankheit nicht ſo dreuſt anzuwenden als bey jener, doch habe ich es mitunter gethan, beſonders wo der Hals ſehr litt, und es hat mir wenigſtens keinen Nachtheil bewirkt, wiewohl ich keine ſo auffallend gute Wirkung davon ſahe als bey jener Krankheit; doch habe ich einige gerettet, die dem Tode kaum entgehen zu können ſchienen, die das Calomel bekamen, da zwey andre Kinder ſtarben, die es nicht bekommen haben. Ueberhaupt aber artet sich die Heftigkeit der Scharlachkrankheit höchſt verſchieden, und man sieht zuweilen, daſs die allergeſundeſten Kinder ſogleich beym Eintritt desselben in die gefährlichſte Lage verſetzt werden, da ſchwächliche oftmals wenig dabey erkranken, ohne daſs man den Grund davon in einem äuſsern Umſtande entdecken kann. Ich glaube, dieſe Verſchiedenheit rührt daher, daſs die Krankheit zuweilen durch zufällige Umſtände das Gehirn vorzugsweiſe angreift und hier eine erysipelatöſe Entzündung verurſacht; wenigſtens haben die ſogleich anfangs eintretenden

Zufälle mit der Gehirnwassersucht viele Aehnlichkeit, und in sofern liefse sich vom Calomel etwas erwarten; ich gestehe aber, dafs ich weder bey andern eine gute Belehrung über die Behandlung dieser höchst schlimmen Fälle gefunden habe, noch auch selbst eine sichere Heilmethode dagegen habe ausfindig machen können. Ich wünschte um desto mehr, dafs mehrere Aerzte ihre Bemerkungen über diesen höchst gefährlichen Zustand bekannt machen möchten, da es bey der fast über ganz Deutschland verbreitet gewesenen Scharlachepidemie fast nirgends an Gelegenheit gefehlt haben wird, ähnliche Beobachtungen anzustellen.

Es folgen nun noch die versprochenen Krankengeschichten des Herrn Cand. *Erdmann*, in denen ich um so weniger mir irgend eine Veränderung erlaubt habe, da ich an mehrern dieser Fälle keinen Antheil genommen, und bey den andern die Kur nur im allgemeinen geleitet habe, ihm aber das Verdienst zukommt, meine Rathschläge mit eben so vieler Beurtheilung als Festigkeit ausgeführt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

IV.

Beſchreibung eines bösartigen Scharlachfiebers, welches zu Wien im Jahre 1799 unter den Kindbetterinnen geherrſcht hat, nebſt einigen Bemerkungen von Doctor *Johann Malfatti*, Arzt im allgemeinen Krankenhauſe zu Wien.

Aliter autem nobis profuit magnus Hippocrates, apud quem nonnisi caſus funesti occurrunt, ac si iidem potioris doctrinae essent.

Lister.

So wie ich überzeugt bin, daſs die anſteckenden Krankheiten der Blattern und Maſern den Völkern und Aerzten des Alterthums ganz unbekannt waren, ſo glaube ich im Gegentheil, daſs sie von der *Scarlatina* einige Kenntnisse hatten. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daſs man in den Schriften der ältern Aerzte weder den Nahmen, noch eine umſtändliche Beſchreibung der, dieſen Kontagien eigenen, Symptomen antrifft: demohngeachtet glaube ich in

einigen alten an uns gekommenen Schriften unverkennbare Spuren dieser Krankheit anzutreffen. Um diese meine Behauptung zu rechtfertigen und höchst wahrscheinlich zu machen, berufe ich mich auf die Beschreibung der schrecklichen Epidemie, die uns *Thucydides* in seiner Geschichte des peloponesischen Krieges im 2ten Theil hinterlassen hat. *)

*) *Nam annus ille (ut vel omnium confessione constabat) ex omnibus maxime fuit immunis ab aliis morbis. Quod si quis et ante aliquo alio morbo laborabat, omnes hi morbi in istum convertebantur. Alios vero ex nulla certa manifestaque causa apparente, sed ex improviso cum sani forent, primum quidem acres capitis fervores, et oculorum rubores, et inflammatio corripiebat. Et interiora guttur inquam, et lingua continuo cruenta erant; et halitum tetrum, et graveolentem emittebant. Deinde vero ex his sternutatio, et raucitas sequebatur: nec multo post hic dolor cum vehementi tussi in pectus descendebat. Ubi vero in corde (cardias) heserat eum ipsum subvertebat, tum etiam omnes bilis ejectiones quotquot a medicis nominatae sunt, sequebantur et ipsae cum ingenti cruciatu. Singultusque plerisque incidebat inanis vehementem afferens convulsionem, in aliquibus quidem statim cessantem in nonnullis multo serius. Et corpus quidem exterius tangenti non erat admodum calidum, neque pallidum, sed subrubrum, lividum, parvis pustulis et ulceribus efflorescens. Interiora vero ita flagrabant, ut neque tenuissimorum vestimentorum aut linteorum injectiones sustinerent, neque aliud quidpiam praeter nuditatem, et libentissime in*

Kann man nach der aufmerkſamen Durchleſung dieſer mahleriſchen Beſchreibung noch zweifeln, daſs man das Bild derjenigen Krankheit, welche in ſpätern Zeiten *Scarlatina* genannt wurde, vor sich habe? und läſst sich nicht mit aller Wahrſcheinlichkeit annehmen,

aquas gelidas ſe conjicerent. Et multi eorum qui neglecti erant, hoc ipſum etiam ſecerunt, et in puteos ſe dejecerunt siti inſedabili. Et largior potus perinde erat ac parcior. Et corporis vexatio, quae quiescendi facultatem adimebat, et perpetuae vigiliae eos urgebant. Corpus etiam ipſum quamdiu morbus vigebat, non languebat ſed praeter opinionem cruciatui reſiſtebat. Itaque plerique intra nonum et ſeptimum diem, propter internum ardorem interiebant, aliquid virium adhuc retinentes, aut, si hoc temporis ſpatio praeterito mortem vitassent; tamen quia morbus in ventrem inferiorem descendebat, et exulceratio vehemens in ipſo naſcebatur, simul etiam quia immoderatum alvi profluvium invadebat, plerique poſtea propter debilitatem interiebant. Morbus enim qui primas in capite ſedes collocarat, per totum corpus initio a ſummis partibus ducto, pervadebat. Et si quis ex maximis illis periculis evasisset, extremae tamen corporis partes, quae captae, laeſaeque remanebant cum hoc morbo laborasse teſtabantur. Nam in ipſa quoque pudenda, et in ſummas manus, ſummosque pedes prorumpebat; multique his membris capti mortem vitarunt; nonnulli etiam oculis amissis. Nonnullos etiam simul ac ex morbo convaluerunt, ſtatim omnium rerum oblivio pariter cepit, ita ut neque ſe ipſos, neque necessarios agnoscerent.

dafs bey den so oft für Pest ausgegebenen ansteckenden Krankheiten, die *Scarlatina*, welche unter allerhand Form zu erscheinen pflegt, die Hauptkrankheit war?

Es ist in der That wunderbar, dafs man diese Krankheit vor dem Anfange des 16ten Jahrhunderts nicht genau und bestimmt gekannt hat; dafs selbst der berühmte *Sennert*, *) indem er uns in der That die Beschreibung einer bösartigen, mehrmal von ihm beobachteten *Scarlatina* liefert, aufrichtig bekennt den Nahmen dieser Krankheit nicht zu wissen; wie auch ob es eine *benigna* gebe? Er nennt sie daher *peculiarem morbillorum differentiam. a)*. Aber was noch mehr auffällt, ist diefs, dafs nach dieser Epoche und den Beobachtungen des *Ingrassias* zufolge, *Smetius, Sydenham*, und besonders *Pelargus Stork* dieselbe als eine eigene Krankheit (*morbum sui generis*) aufgestellt haben. Allein in Ansehung ihrer Natur selbst hat man sehr wenig geleistet, und ihr weniger Aufmerksamkeit geschenkt, als sie es verdient hätte. Diese meine Behauptungen beruhen auf folgenden Gründen:

1) Man hat bis jetzt beynahe nichts von der leichten und oft vorkommenden Complication dieser Krankheit mit vielen andern, besonders ansteckenden Krankheiten gesagt.

*) *Medic. practic. Tom. 2. de febribus Cap. XII.*

2) Man hat sie meistens gar nicht erkannt, besonders in den Fällen, wo sie unter verschiedenen Gestalten erschien, oder pestartig war. Was den ersten Punkt anbelangt, so berufe ich mich auf meine und anderer Aerzte Erfahrung, indem ich durch drey Jahre die Gelegenheit hatte ihre leichte Complication mit den Blattern zu beobachten. Im Jahr 1799 hatten wir ein augenscheinliches Beyspiel davon bey den im hiesigen allgemeinen Krankenhause mit Blattern inokulirten Kindern. Während des Ausbruchs der letztern wurden dieselben zugleich von einem bösartigen Scharlachfieber befallen, sie schwebten in der grössten Gefahr, und wurden endlich durch die unermüdete und einsichtsvolle Sorgfalt des Direktors dieser Anstalt, Herrn Hofrath *Frank*, alle glücklich gerettet.... Ein anderes, aber viel unglücklicheres Beyspiel dieser Complication hatten wir bey der Blatternepidemie, welche im Jahr 1800 in Wien und in der umliegenden Gegend geherrscht und zu der sich die *Scarlatina* gesellt hat. Sie richtete eine so grosse Verwüstung unter den damit behafteten Kindern an, dass nur in Wien allein gegen 3000 daran starben.

Um den zweyten Punkt zu beweisen, dürfte ich mich blos auf die schreckliche Epidemie berufen, welche ohnlängst in Witten-

berg geherrscht hat, und die für die Pest ausgeschrien wurde, im Grunde aber, wie der Herr Prof. *Kreyssig* vorläufig angezeigt hat, eine bösartige *Scarlatina* war. Allein ich beziehe mich bloss darauf, was ich selbst mit meinen Augen gesehen habe, und glaube dem Publikum einige auffallende Beyspiele von der veränderlichen Form und dem bösartigen Charakter des Scharlachfiebers mittheilen zu können. Diese beobachtete ich besonders in der schrecklichen Epidemie, die sich im Jahr 1799 unter den Kindbetterinnen auf die schrecklichste und seltsamste Art entwickelte.

Ohne irgend eine Stöhrung in den Geburtsverrichtungen hervorzubringen, mit einem gänzlich verlarvten Gange und unter der Begleitung von Symptomen, die den Kranken sowohl als den Aerzten unbedeutend schienen, raffte die besagte Epidemie unerwartet fast alle Kindbetterinnen, welche davon ergriffen wurden, dahin. So leicht es uns war die entdeckte Gefahr dieser Krankheit aus dem schnellen und tödtlichen Verlauf zu erkennen: so schwer war es diesem fürchterlichen Uebel hurtig genug zu steuern. Denn so häufig und verschieden auch die Versuche waren, zu welchen uns die traurige Erfahrung verleitete; so nahm demohngeachtet weder in der Stadt noch in dem allgemeinen Krankenhause die

Sterblichkeit der angesteckten Kindbetterinnen nicht ab.

Ohne mich auf die detaillirte Erzählung der Krankengeschichten, die ich bey der Hand habe, einzulassen, liefere ich nur eine kurzgefaſste, aber doch auf einzelne und bewährte Thatsachen gegründete Beschreibung dieser Epidemie mit Beyfügung einiger Betrachtungen und Anmerkungen.

Nach verflossener Schwangerschaft und überstandener meistentheils natürlicher Geburt, brachten unsere Kindbetterinnen den folgenden Tag ganz ohne Krankheitsäuſserung zu, ausgenommen, daſs die Kindbettreinigung zwar in gehöriger Menge abfloſs, aber weit mehr als bey andern roch. Unvermuthet wurden sie am Ende des zweyten Tages, oder auch öfters zwischen dem 6ten und 7ten nach der Geburt, von Schauer, Fröſteln, leichtem Kopfschmerz und etwas Ohrensausen befallen, dem eine vermehrte und trockne Hautwärme mit Aengstlichkeit folgte. Der Puls wurde etwas schneller und schwächer als gewöhnlich. Es erschien eine leichte Röthe im Gesichte und am Halse, besonders an den Augenliedern, wobey das Auge öfters etwas thränte. Hiezu gesellte sich noch ein leichter trockner Husten,

und sehr selten ein unbedeutendes Leiden im Halse. Das Schlucken war ungehindert und die Brust frey. Ein geringer tiefer Schmerz entstand beym Anfühlen der untern Gegend der Gebärmutter. Uebrigens war der Bauch unschmerzhaft und weich, und die Kindbett-reinigung floss zwar sehr übelriechend, doch ordentlich. Der Appetit war etwas vermindert, der Urin zeigte nichts krankhaftes, und weder Durchfall noch Erbrechen stellte sich ein. In den Fällen, wo die beschriebenen Zufälle am dritten Tage erschienen, war die Milchabsonderung vermindert, die Brüste schmerzten, liefen an, und man konnte im Anfange bey solchen Umständen das besagte Fieber leicht für ein gemeines Milchfieber halten. Die folgende Nacht war ruhig, den Tag darauf und zwar gemeiniglich des Abends nahm die Röthe des Gesichts zu, und gab uns durch ihre allmählige Verbreitung über die Brust das hervorbrechende Exanthem zu erkennen. Zugleich wuchs die Aengstlichkeit und der Husten, ohne dass je ein Halsschmerz entstand. Der Puls, der in der Frühe fast natürlich war, wurde schnell, etwas hart und gereizt, die Haut war oft feucht, der Kopf-schmerz vermehrte sich, und zuweilen erschien ein leichtes Nasenbluten; im übrigen alles wie zuvor, ausgenommen, dass die Kranken über

einige Schwächen klagten und Unruhe verriethen; des Nachts war der Schlaf unterbrochen und unruhig, die fieberhaften Zufälle nahmen um einige Grade zu; der Ausschlag kam immer mehr und mehr zum Vorschein; der Durst wurde grösser, aber die Zunge blieb meistens weich und feucht. Des Morgens beobachtete man *allezeit* ein Nachlassen des Fiebers, der Husten schwieg dann, das Schlukken blieb frey, und wenn im Anfange auch ein geringer Halsschmerz zugegen war, so verschwand er des Morgens gänzlich; die Kindbettreinigung floss fort; der Bauch blieb weich und unschmerzhaft, einigen Schmerz in der Gegend der Gebärmutter ausgenommen; das Exanthem verschwand durchaus, als wäre es nie zugegen gewesen. Allein gegen Abend sah man *stets* dasselbe mit einer weit lebhaftern Röthe als des vorigen Tages aufs neue erscheinen, über die Glieder sich ausbreiten und offenbar eine frieselartige Gestalt annehmen. Nun vermehrten sich die fieberhaften Zufälle, jedoch mit Abnahme der Beängstigung. Der Puls wurde schneller und schwächer, die Haut trocken, die Kranken aber blieben sich immer gegenwärtig, klagten beynahe nie über Schmerzen im Unterleibe, doch wuchs die Unruhe, und das Ansehen wurde was finster. Der Urin und der Stuhlgang

waren meiſtens ſo wie im geſunden Zuſtande. In der Nacht verſchlimmerten sich die Zufälle und hinderten immer mehr, wiewohl nicht gänzlich den Schlaf, bey manchen ſtellte sich mit einiger Erleichterung die Abſonderung des Schweiſses ein. Der Puls blieb im allgemeinen immer mehr oder weniger ſchwach, und ſtieg bey einigen auf hundert zehn Schläge, bey andern übertraf er wenig an Stärke den geſunden.

In dieſem Zuſtande erreichten unſere Kindbetterinnen das Ende des dritten, vierten, oder höchſtens des fünften Tages, als plötzlich das Exanthem, welches in voller Blüthe ſtand, oder ſchon in Abſchuppung überging, ein dunkles und bläuliches Anſehn erhielt. Man ſah vorzüglich an den untern Gliedmaſsen hie und da blaue einzelne Flecke entſtehen. Unvermuthet befiel die Kranke ein Gefühl von heftiger Kälte, ein vorübergehendes Irrereden, oder leichte Zuckungen; der Puls wurde auf einmal unregelmäſsig, ſehr geſchwind, oder er ſank gänzlich. Das Geſicht wurde nach dem Ausdruck der Schulen hippocratiſch, die Glieder kalt, und innerhalb einer oder zweyer Stunden überraſchte sie ein jäher Tod.

Man unterſuchte ihre Leichen mit der gröſsten Genauigkeit, und fand, daſs der

Schlund bey den meiſten im geſunden Zuſtande, und nur bey einigen mit einer ſehr leichten Entzündung behaftet war, die man für das Exanthem ſelbſt halten konnte. In der Bruſt und in der Schädelhöhle fand man nichts ungewöhnliches, ausgenommen, daſs die Gefäſse der Hirnhäute etwas mehr als ſonſt vom Blute ſtrotzten. In der Bauchhöhle war keine Ergieſsung oder Anſammlung von gerinnbarer Lymphe zugegen, das Bauchfell zeigte keine Veränderung. Die Gebärmutter war mehr oder weniger vom Kindbettblute angefüllt, jedoch hinlänglich zuſammengezogen; ihre Subſtanz bot nichts ungewöhnliches dar, aber an dem Muttermunde entdeckte man Spuren von vorausgegangener Entzündung, etwas weniges eiterartige Materie, und am Rande eine ſchwärzlich livide Farbe, die mehr oder weniger in die Subſtanz eindrang, und bey einigen den beym Brande gewöhnlichen Geruch verbreitete. Die Geburtstheile ſchienen auch entzündet, alle übrigen Baucheingeweide waren unverändert. Das die ganze Oberfläche bedeckende Exanthem nahm nach dem Tode eine bläulicht ſchwarze Farbe an, und die Haut war faſt allenthalben, vorzüglich aber an den Orten, wo die Oberhaut feiner iſt, als an den Lippen, den Naſenflügeln u. ſ. w. beträchtlich mit Blut unterlaufen.

Bey einigen konnte man sie mit geringer Gewalt in ziemlich grofsen Stücken abziehen, als wäre sie durchs Abbrühen von den darunter liegenden Theilen abgelöset worden.

Bemerkungen.

Wenn der Zuftand der Niederkunft fchon in Rücksicht der ihm eigenen Krankheiten für äufserft gefährlich gehalten wurde, fo ift er es nicht minder wegen der sich zu ihm gefellenden Krankheiten. Indefs wenn man bedenkt, dass Schwangerfchaft und Geburt keineswegs als kranke Zuftände bey fonft gefunden Frauenzimmern anzufehen feyen, fo wird man daraus eben nicht fo viele Krankheiten ableiten können; doch ift es gewifs, dafs bey einer Wöchnerin (als einem meiftens gefchwächten Subjekte) viele Schädlichkeiten zufälliger Weife leichter als bey andern wirkliche Krankheiten erzeugen, die jedoch, wenn wir das nicht immer eintretende Milchfieber und die örtlichen Leiden der Gebärmutter abrechnen, fo auffallend und häufig sie auch sind, keine *eigene* Krankheitsform bey Kindbetterinnen hervorbringen. Hievon überzeugt uns das fogenannte Kindbettfieber; fälfchlich wollte man diefs von der Entzündung der Gebärmutter, des Bauchfelles, der Eingeweide, oder wohl gar von den während

der Schwangerschaft gebildeten Milchversetzungen und Unreinigkeiten herleiten; aber es ist nun erwiesen, daſs es nichts als ein einfaches asthenisches Fieber sey, und folglich in keiner Rücksicht den auszeichnenden Nahmen des Kindbettfiebers verdiene. Wollte man für jede Abweichung in den Zufällen eine besondere Gattung von Krankheit annehmen, so könnte auch das oben beschriebene Scharlachfieber (wenn sein Exanthem nicht zu sehr in die Augen fiele) für eine eigene Krankheit der Wöchnerinnen gelten. Weit wichtiger ist die Behauptung, daſs jede hinzutretende Krankheit die Gefahren des Kindbettes um so mehr vergröſsere, weil sie in dieser Epoche fast durchaus einen sehr bösartigen Charakter annimmt.... Es ist sonderbar, daſs dieser Gegenstand die Aufmerksamkeit derjenigen Schriftsteller, welche die Krankheiten der Kindbetterinnen bearbeiteten, nicht mehr erregte.

Wie sehr der eigenthümliche Charakter des Scharlachfiebers durch den zufälligen Umstand, daſs es Wöchnerinnen ergriff, verändert wurde, soll durch folgende Bemerkungen erörtert werden.

Bekanntlich gehört unter diejenigen Zufälle, welche den Scharlachausschlag theils voraus ankündigen, theils während seinen

Verlaufe begleiten, vorzüglich die Halsentzündung und das Fieber. Die Wirkung des Scharlachansteckungsstoffes ist nämlich so allgemein auf den Schlund, daſs man oft vom bloſsen Leiden dieses Theiles auf die Beschaffenheit der vorhandenen Ansteckung und auf die Heftigkeit der Krankheit schlieſsen kann. Daher wurden viele berühmte Schriftsteller durch wiederholte Erfahrungen verleitet, die bösartige brandigte Bräune sogar in dem Kapitel von dem Scharlachfieber abzuhandeln *). Allein bey unsern Kindbetterinnen war fast nie eine Spur von Halsentzündung zugegen, und wenn sie auch bey einigen erschien, so war sie unbedeutend, und was das sonderbarste ist, verschwand bey der Zunahme der übrigen Zufälle. Dies entschuldigte unsere anfangs *trügliche* Vorhersage um so mehr, da in eben diesem Jahre nicht selten das Scharlachfieber, welches damals regelmäſsig in Wien herrschte, durch kein anderes Symptom, als durch Halsweh und Fieber, ohne irgend einen

*) *Quod si etiam dubium esse non queat, et exempla licet pauca demonstrent posse dari scarlatinam febrilem, cujus malignitas non consistat in angina gangraenosa, certum tamen est hanc ipsam huc usque semper visam fuisse cum scarlatinosa constitutione sociatam.*

Frank. Epitome de curandis hominum morbis.

sichtbaren Ausſchlag sich äuſserte. In den mir anvertrauten Zimmern des allgemeinen Krankenhauſes wurde eine Wärterin, die eine am Scharlachfieber erkrankte Kindbetterin zu beſorgen hatte, von eben dieſer Krankheit befallen. Die Halsentzündung war bey ihr ſehr heftig, der Ausſchlag kaum sichtbar, das Fieber weit ſtärker als das, welches die Kindbetterin erlitt, dessen ohngeachtet wurde sie vollkommen geheilt, ſo wie alle diejenigen, die auſser dem Wochenbette davon befallen wurden.

Das Fieber war, wie man aus der obigen Beſchreibung abnehmen kann, nicht ſehr *heftig*, und der Apparat der Symptome verkündigte keinesweges die ſchnelle Tödtlichkeit der Krankheit. Ein ſolches Scharlachfieber lieſs uns bey jedem andern Subjekte, als bey Kindbetterinnen keine groſse Gefahr ahnden, beſonders da in dieſem Jahre jene, die keine Kindbetterinnen waren, auch bey weit heftigern Krankheitserſcheinungen doch alle unter unſerer Behandlung gerettet wurden.

Man beobachtete keine zerſtörte Verrichtungen oder Verletzungen der Eingeweide, und der Verdacht eines Leidens der Gebärmutter verſchwand, indem die Ausſonderung des Kindbettflusses und die Functionen der an die Gebärmutter angränzenden Eingeweide

gehörig von ſtatten gingen. Der Puls erhielt sich beſtändig gleichförmig, und obwohl bey einigen ſeine Geſchwindigkeit zunahm, ſo zählte man doch bey andern noch drey Stunden vor dem Tode nicht mehr als 85 Schläge in einer Minute. Die Kranken waren sich faſt immer gegenwärtig, und wenn sich auch ein vorübergehendes Irrereden bey ihnen einſtellte, ſo war es Vorbote des nahen Todes; jene Fälle ausgenommen, in welchen durch ein zweckmäſsig vermehrtes reizendes Heilverfahren das Leben verlängert wurde.

Das Bauchfell, welches während der Schwangerſchaft eine ſo groſse Ausdehnung leidet, ſo leicht von Entzündung befallen, und ſo oft für den Urſprung der Kindbettkrankheiten gehalten wird, bot im Verlauf der Krankheit keine beſondere Zufälle, und bey der Unterſuchung der Leichen keine Spur von Entzündung oder einer andern kränklichen Beſchaffenheit dar. Die Gebärmutter war das einzige Organ, an dem man eine ſolche bemerken konnte. Doch waren die Urtheile der Zergliederer über die eigentliche Affection dieſes Eingeweides verſchieden. Einige ſagten, daſs sie nichts als eine Blutunterlaufung im höheren Grade und Zeichen der vorangegangenen Entzündung mit eiterähnlicher Materie entdeckt hätten. Andere hingegen

fanden daselbst einen tief eingedrungenen Brand; allein die Verschiedenheit ihrer Urtheile hing meines Erachtens von nichts anderm als von der verschiedenen Beschaffenheit der Kindbetterinnen ab, deren Zergliederung sie unternommen hatten.

Häufige Leichenöffnungen, vorzüglich jener Kindbetterinnen, die in der mir anvertrauten Abtheilung starben, überzeugten mich, dafs bey allen jenen, die den dritten oder vierten Tag der Krankheit starben, die Gegenwart des Brandes nicht zu verkennen war. Die schwärzliche Farbe des ganzen Muttermundes, die ihn umgebende eiterähnliche Materie, die Leichtigkeit, mit der man seine Substanz trennen konnte, und von welcher ein abgeschnittenes Stück auf dem Wasser schwamm; dann der äufserst heftige Gestank, den sie verbreitete, waren sichere Zeichen desselben. Bey jenen aber, deren Krankheit sich in die Länge zog, und die erst den zehnten oder vierzehnten Tag der Krankheit starben, beobachtete man am Muttermunde eine grofse Sugillation von einer mehr lividen Farbe als gewöhnlich, und mit einer aufserordentlichen Schlappheit seiner Substanz, die schon in das brandige überging. Für die Wahrheit dieser Meinung, die uns nicht wenig Licht

über den Charakter der Krankheit giebt, ſprechen beſonders noch folgende Beobachtungen.

Erſtens, die Heftigkeit des Fiebers war nie ſo groſs, um einen ſo jähen Tod zu verurſachen.

Zweytens, das plötzliche Fallen des Pulſes, der ſchnelle Froſtanfall, die Erſcheinung blauer Flecke, das plötzlich hippokratiſche Anſehen u. ſ. w. sind eben ſo viele Zeichen eines verborgenen Brandes.

Drittens, in ſolchen Fällen war nur die Haut und kein anderes Eingeweide afficirt als die Gebärmutter.

Viertens, ein ſo fein organiſirter Theil muſste natürlich mehr als alle übrige während der Geburt gelitten haben, und daher empfänglicher für die Einwirkung krankhafter Urſachen und geneigter werden unter dem Einfluſſe eines Scharlachanſteckungsſtoffes in indirekte Schwäche und den Brand überzugehen.

Fünftens, das erſte Symptom, welches sich zeigte, war ein auſserordentlicher Geſtank des Kindbettfluſſes.

Sechſtens, die Gebärmutter bot zwar keine der Natur ihres Leidens entſprechende Zufälle dar, doch iſt dies nichts auſserordentliches. Herr Hofrath *von Frank* ſagt im zweyten Theile der *Epitome* »*os uteri certe nec in*

»puerperali peritonitide facile, nec in uteri »inflammatione ubique dolet» dennoch fühlten die Kranken meiſtens einen ſtumpſen und verborgenen Schmerz.

Alles dieſes genau erwogen iſt es mir ſehr wahrſcheinlich, daſs der Brand, oder die ſtarke Sugillation des Muttermundes, nicht wenig zum unvermutheten Tode unſerer Kindbetterinnen beygetragen habe; daſs dieſer Theil, welchen eine Fortſetzung der mit dem Exanthem behaſteten Haut überziehet, von einer rothlaufähnlichen Entzündung ergriffen, dann brandigt wurde, und daſs ſo die Zerſtörung eines der edelſten Organe in einer vielleicht an und für sich nicht tödtlichen allgemeinen Krankheit den Tod herbeyführte. In der That erfolgte dieſer plötzliche Uebergang vom Leben zum Tod meiſtens dann, wenn das Exanthem den höchſten Grad des Ausbruches erreicht hatte; und die von uns mit mehr Glück angewandte Heilart war eben das, was man vorzüglich den Fortſchritten der beſagten Zerſtörung entgegenſtellen konnte. Dies iſt das Urtheil, welches ich über die Natur der beſchriebenen Krankheit fälle; dieſem lasse ich nun die praktiſchen Bemerkungen folgen.

Erſtens, je früher nach der Geburt die Kindbetterinnen vom Scharlachfieber ergriffen

wurden, desto geschwinder endigte sich die Krankheit in den Tod, vorzüglich aber, wenn sie mit dem sogenannten Milchfieber eintrat, obwohl in diesem Falle eine schwache und kurzwährende Milchabsonderung nie gehindert war. Gewöhnlich starben diese Pazientinnen zwischen dem dritten und vierten Tag. Doch wurden zwey Wöchnerinnen, die eine unter der Aufsicht des vortreflichen *Peter Frank* auf der praktischen Schule, die andere auf der Herrn *Joseph Frank* und mir anvertrauten Spitalabtheilung glücklich gerettet. Beyde waren den dritten Tag ihres Kindbettes vom Scharlachfieber und den nämlichen Zufällen wie die übrigen ergriffen worden, aber durch das weiter unten anzuzeigende Heilverfahren entgingen sie dem grausamen Schicksale, dem so viele andere unterliegen mussten.

Zweytens, je grösser im Anfange der Gestank des Kindbettflusses war, desto gefährlicher war die Krankheit; auf ihre ununterbrochene Ausleerung konnte man nicht viel rechnen, indem ich sowohl bey jenen, die wieder genasen, als bey denen, die starben, nie diese Ausleerung unterdrückt sah, und wenn die Menge derselben zuweilen etwas geringer als bey gesunden Wöchnerinnen war, so änderte dieses in der Vorhersage nichts; beträchtliche Vermehrung derselben, oder eigentliche Mut-

terblutflüsse habe ich nie in dieſer Krankheit beobachtet.

Drittens, die Beſchaffenheit des Subjekts hatte auch nicht viel Einfluſs auf die Verſchiedenheit der Vorherſage. Die ſtärkſten wie die ſchwächſten befanden sich in gleicher Gefahr; ja zu meiner groſsen Verwunderung hatte eine von den Geretteten während ihrer Schwangerſchaft und bey der Geburt vielen Blutverluſt mit Ohnmachten erlitten; da sich im Gegentheil unter der Anzahl der Verſtorbenen ſtarke Subjekte vom blühendſten Alter befanden. Unter dieſen erlagen aber die Erſtgebährenden vor allen andern am erſten, und die Krankheit war bey ihnen faſt abſolut tödtlich. Nicht verſchieden von der letztern war die Prognoſe bey jenen, die eine ſchwache Bruſt, oder einen organiſchen Fehler in den Lungen hatten, indem sie, wenn sie auf dem Wege zur Heilung waren, in eine Schwindſucht verfielen, an der sie ſtarben.

Viertens, diejenigen, die im Anfange der Krankheit von Abführungsmitteln Gebrauch gemacht und davon ſtarke Durchfälle erlitten hatten, unterlagen deſto eher dieſer Krankheit; das Fieber und die Schwäche ſtieg bey ihnen auf einen höhern Grad, und der Meteorismus, der ſonſt nie zu erſcheinen pflegte,

ſtellte sich bey ihnen ein, und beſchleunigte ihren Tod.

Fünftens, das ſchwere oder langſame Ausbrechen des Exanthems und die Unbeſtändigkeit ſeiner Gegenwart, vorzüglich wenn dasselbe in der Frühe kaum sichtbar, des Abends aber weit deutlicher erſchien, war von böſer Bedeutung. Seine frieſelartige Beſchaffenheit war von gröſserer Beängſtigung begleitet, aber nicht von ſchwereren Zufällen als das gemeine Scharlachfieber, welches bey einigen Kindbetterinnen erſchien. Unter die sicheren Zeichen des herannahenden Todes gehörte die Veränderung der Farbe des Exanthems ins Dunkelblaue, und die Erſcheinung der oben beſchriebenen Flecken. Die Abſchuppung zeigte sich vorzüglich an der Bruſt, allein obwohl sie einigermaſsen unſere Hoffnungen vermehrte, ſo verbürgte sie uns doch keineswegs den guten Erfolg, indem wir auch beym beſten Fortgange derſelben die Pazienten unvermuthet ſterben ſahen.

Sechſtens, es mochte Halsentzündung zugegen ſeyn oder nicht, ſo war in beyden Fällen die Gefahr gleich groſs, ja ſogar aus meinen häufigen Beobachtungen und den mir mitgetheilten Krankengeſchichten ergiebt es sich, daſs jene, die wir verloren haben, meiſtens keine Spur von Halsentzündung hatten,

und bey denjenigen, die hergeſtellt wurden, der Schlund mehr oder weniger affizirt war.

Siebentens, die Tranſpiration der Haut und gelinde Schweiſse verſicherten uns zwar nicht von dem guten Ausgange der Krankheit, doch waren sie ein Zeichen ihrer Verlängerung. Das nämliche durften wir erwarten, wenn die Kranke in der untern Gebärmuttergegend wenige oder gar keine Schmerzen empfand. Doch betrog uns auch dieſes Zeichen einigemal in unſerer Hoffnung.

Achtens, wir hatten in dem Krankenhauſe ein einziges Beyſpiel von einer Kindbetterin, bey welcher ſeit dem erſten Anfalle des Scharlachausſchlages bis zum Ende der Abſchuppung nie einiges Fieber sich zeigte, und die auch ſo genas. Sie lag auf der Abtheilung des Herrn Primararztes *Feſti*, und bot, wie er mir erzählte, bloſs eine gröſsere Röthe, als die Geſündheitsgemäſse im Schlunde ohne eine eigentliche Halsentzündung dar. Die Haut war dann und wann transpirabel, das Exanthem erſchien häufig, hatte ein rothes frieſelartiges Anſehen; ein leichtes Milchfieber war dem Eintritte des Scharlachfiebers vorausgegangen.

Neuntens, bey jenen Kindbetterinnen, die mit Hülfe der angewandten Methode den ſechſten oder siebenten Tag erreichten, hatten

wir Hoffnung zu ihrer Herſtellung, wenn ſich auch die Symptomen der Krankheit nicht merklich verminderten. Der Uebergang der Krankheit in Wiedergeneſung bot uns nichts beſonderes dar; die Abſchuppung ging regelmäſsig vor sich, das Fieber und die übrigen Zufälle nahmen allmählig ab, und die Kindbetterinnen verlieſsen den zehnten oder siebzehnten Tag das Spital vollkommen hergeſtellt. Nur muſs hier bemerkt werden, daſs wenn auch die Pazienten den ſechſten oder siebenten Tag glücklich erreichten, dieſs jedoch von ihrer Herſtellung keine hinreichende Sicherheit gab. Unter den nämlichen Umſtänden ſtarb uns eine Kindbetterin noch am zehnten, eine andere ſogar am vierzehnten Tage der Krankheit; die letztere ſchien sich immer mehr der Besserung zu nähern, obwohl sie von den beſchriebenen Zufällen nie ganz frey war, endlich verſchlimmerte sich ihre Krankheit, und sie ſtarb gegen das Ende der Abſchuppung. Der Krankheitsverlauf bey der andern war folgender. Den fünften und ſechſten Tag der Krankheit hielt das Fieber bey dem Eintritte der Abſchuppung mit gleicher Heftigkeit an, ja die Zufälle verſchlimmerten sich, bis es den höchſten Grad erreichte. Es trat Zittern, Sehnenhüpfen ein, der Puls wurde ſehr ſchnell, ſchwach und

veränderlich, das Delirium war mehr anhaltend und ging in Raserey über, in der Frühe liefsen die Krankheitserscheinungen nicht mehr nach, es stellten sich ein trockner Husten, Brustschmerz, dürre, mit einer schwarzen Kruste bedeckte Zunge, und mit einem Wort alle Zufälle des stärksten Typhus ein. Das Exanthem ging dennoch seinen Lauf fort, die Kindbettreinigung floss, und es gesellte sich eine Halsentzündung hinzu. Den siebenten Tag liefsen alle diese Zufälle merklich nach, aber auffallend war die aufserordentliche Abzehrung des ganzen Körpers und die Empfindlichkeit seiner Oberfläche während der Abschuppung, so dafs auch die geringste Berührung der sich damals gegenwärtigen Kranken, die heftigsten Schmerzen verursachte, und die Kranke hatte sich aufgelegen, und die wunden Stellen wurden brandigt. Den folgenden Tag wuchsen die fieberhaften Zufälle wieder, und in diesem bedauernswürdigen Zustande starb sie am zehnten Tage.

Heilmethode.

Wie sehr die Aerzte in ihren Heilmethoden im ersten Anfange der Krankheit sich betrogen fanden, kann sich jedermann leicht vorstellen. Bey so unbedeutenden Symptomen wurde anfänglich sowohl von uns die

ſtärkende als von andern die ſchwächende Methode ſo beſchränkt angewandt, daſs dieſelbe wo nicht ganz unkräftig, wenigſtens weder ſehr nützlich noch ſehr ſchädlich war. Aber wo die ſchwächende Methode weiter ausgedehnet wurde, vermehrte sie die Sterblichkeit ſo augenſcheinlich, daſs die Kindbetterinnen kaum den dritten Tag der Krankheit erreichten, und bey angewandten häufigen Aderlässen meiſstens in den erſten vier und zwanzig Stunden ſtarben. Allein ſobald man die bösartige Natur der Krankheit erkannte, wurde die reitzende Methode und zwar in einem höheren Grade von uns angewendet. Dieſer gelang es, den Lauf der Krankheit über ihre gewöhnliche Zeit zu verlängern, und durch sie wurden einige, jedoch nur wenige, hergeſtellet, und ſomit ſpricht ſowohl Erfahrung als auch Raiſonnement für ihre Anwendbarkeit in dieſer Krankheit. Der Scharlachſtoff ſcheint nicht anders, als die übrigen Anſteckungsſtoffe, nemlich reizend zu wirken, und nach Verhältniſs der Anlage des Subjekts bald eine ſtheniſche Diathesis, bald eine indirekte Schwäche zu erzeugen. Allein wie konnten wir die erſtern bei unſern Kindbetterinnen vermuthen? Perſonen, die vom erſten Augenblicke der Empfängniſs an, durch einen längeren oder kürzeren Zeitraum mit Erbre-

chen und Eckel geplagt, und daher der gewöhnlichen Menge der Nahrungsmittel beraubt wurden; Personen, deren viele ihre Schwangerschaft geheim zu halten trachteten, und ausser den am Unterleibe angebrachten Zusammenschnürungen, durch den Verlauf ganzer Monate von niederschlagenden Leidenschaften, als Furcht, Traurigkeit u. s. w. verfolget wurden, die in einem solchen Zustand noch ein anderes Geschöpf unter ihrem Herzen ernähren mussten, die ein thätiges Leben mit einem müssigen und sitzenden vertauschten, die sich mehrere Tage vor der Entbindung in diesem Spitale einsperrten und ausser der sparsamen Kost in einer nicht gar reinen Atmosphäre lagen, die bey herannahender Geburt von heftigen Schmerzen und Blutverlust befallen wurden und die endlich nebstbey durch eine neue *Aussonderung*, nemlich der Milch, geschwächt wurden, mit einem Worte Subjekte, die in dem Augenblick, als sie einer baldigen Entbindung entgegen sahen oder sich schon darin befanden, eben eine starke Entziehung von Reizen erlitten hatten, und sich daher in einer wahrhaft direkten Schwäche befanden! Wie musste wohl auf solche Menschen ein Ansteckungsstoff einwirken? besonders da in dieser Epoche der Erfahrung zu Folge jede noch so geringe Krankheitsursache

ſchwere Krankheiten erzeugt? Nichts iſt daher wahrſcheinlicher, als daſs bei der Scharlachanſteckung ihr Syſtem in einem Zuſtand von indirekter oder (wenn es eine giebt) gemiſchter Schwäche verfallen muſste. Wie ſchwer in dergleichen Fällen die Heilung ſeye, beweiſt durchgängig die ganze Klasse ähnlicher Krankheiten. Um deſto weniger werden uns daher im gegenwärtigen Falle, die bey der Heilung derſelben obwaltenden Schwierigkeiten auffallen, wenn man bedenkt, daſs auſser der krankhaften Erregung unter der Einwirkung ſolcher Anſteckungen, auch die Organiſazion ſtark angegriffen ſeyn muſste.

Die Hauptindikazion, auf die uns ſowohl die eben angeführten Betrachtungen als auch die mit Schaden gebrauchte ſchwächende Methode führte, war die zweckmäſsige und geſamten Umſtänden angemessene Anwendung der ſtärkenden Methode, dem zu Folge reichten wir gleich zu Anfang der Krankheit, wenn auch das Fieber ſehr leicht zu ſeyn ſchien (eingedenk dessen Trüglichkeit) Kampher von acht bis zwölf Gran in einer Emulsion, ähnliche Gabe von Doveriſchen Pulver oder auch Biebergeil in angemessenen Vehikeln.

Auf gröſsere Gaben der erwähnten Reizmittel, die wir verſuchten, oder auf den Gebrauch flüſsiger, flüchtiger Reizmittel, beſon-

ders ohne Emulsion gegeben, erschienen bald Symptome der Ueberreitzung, als: Nasenbluten, Bauchschmerz. Aeusserlich rieb man den Bauch mit der flüchtigen Salbe (*Liniment. volatil.*) ein, und man legte leichte Umschläge darauf, mit großer Erleichterung des Kranken, auch gab man einige Klystire, im Fall einer fortdauernden Leibesverstopfung. In der Frühe (wo gewöhnlich ein merkliches Nachlassen erfolgte) setzte man nie den Gebrauch der gegenwärtigen Mittel aus, aber gegen Mittag stieg man stufenweise mit den Gaben derselben, und man brachte die Dose des Kamphers (eines Mittels, das uns treffliche Dienste geleistet hat) auf zwanzig bis fünf- und zwanzig Grane. Wir versuchten die Dose der Reizmittel in dem nemlichen Verhältniss als die Zufälle nachließen, in der Frühe zu vermindern, aber dann erfolgte immer eine größere Verschlimmerung des Fiebers auf den Abend. Wir stiegen den zweyten Tag mit der Gabe dieser Mittel, und bey eintretender stärkerer Exazerbation giengen wir zum Moschus über, den wir abwechselnd mit dem Chinadekokt, dem Aufguß der Schlangenwurzel (*Serpentaria virginiana*) Wolverley (*Arnica*) u. s. w. gaben. Ferner ließen wir warme Umschläge auf den Bauch legen, und im Falle eines hinzutretenden Durchfalles (was bey

dieſer Kranken zuweilen geſchah) verordneten wir Clyſtire mit ſtinkendem Aſand (*Assa foetida*) die uns groſsen Nutzen leiſteten. Bey ſchwerem Ausbruche des Exanthems oder bei groſsen Kopfſchmerzen legte man mit gehöriger Behutſamkeit rothmachende Mittel auf die Haut. Wenn bey dieſem Heilverfahren die Krankheit, deren Dauer über das doppelte des gewöhnlichen Verlaufs verlängert wurde, weder ſtille ſtand noch Besserung zeigte: ſo erhöhten wir die Gabe der erwähnten Mittel noch mehr, oder ſetzten hinzu entweder flüchtiges Alkali (*Spir. cornu cervi*) oder Vitriol Aether (*Aether vitr.*): aber ſelten halfen dieſe Mittel, wenn die Krankheit ſchon ſo weit herangewachſen war. Der Gebrauch warmer Bäder war ohne Zweifel in dem Falle, wenn die Haut ſehr affizirt, und dabey ſehr trocken ſchien, und das Exanthem nicht zum Vorſchein kam, angezeigt. Man wandte sie dahero auch im Anfange der Krankheit mit gutem Erfolge an. Allein die Schwäche nahm bey denſelben Kranken ſo ſehr über Hand, daſs wir vom fortgeſetzten Gebrauche der Bäder nichts anders als eine Ohnmacht oder Asphyxie zu erwarten hatten. Man muſste sie alſo ausſetzen, ſuchte sie aber zum Theil durch beſtändige Anwendung von warmen Umſchlägen auf den Bauch, und durch den

Gebrauch einiger durch die Mutterscheide gemachter erweichender Einspritzungen zu ersetzen, welche letztere auch zur Abwaschung der daselbst von dem Kindbettflusse angesammelten Materie und zwar mit gutem Erfolge diente. Auch hatten wir Gelegenheit das *Opium* bey solchen Pazientinnen zu versuchen, obwohl wir von dessen vortheilhafter Anwendung im *Typhus* überhaupt nicht überzeugt waren. Wir verordneten von dem *Opium* einen Gran Abends auf zweymal zu nehmen, bei einer Kindbetterin, die von niederschlagenden Gemüthsbewegungen beängstiget, zwey ganze Nächte schlaflos zugebracht hatte. Des andern Tages befand sie sich darauf weit schlimmer, als ehedem, es stellte sich häufiges Zittern ein, sie wurde soporös, der Puls wurde schneller und alle übrige Zufälle verschlimmerten sich. Auch unterließs man nicht das *Opium* in Klystiren zu versuchen und zwar vorzüglich bey starken Schmerzen und andern Uebeln der Gebärmutter. Allein obwohl uns dasselbe in dieser Gestalt bey einigen andern Krankheiten von ähnlicher Art auffallende Wirkungen hervorbrachte, so leistete es hier nicht nur keinen Nutzen, sondern es schadete vielmehr.

Dies sind die Beobachtungen und Versuche, die wir bisher in dieser fürchterlichen

Krankheit, die nun zum Glücke etwas seltner geworden ist, angestellt haben. Ich sehe freilich wohl ein, daſs man dadurch obgleich auf dem besten Wege, noch keine beträchtlichen Fortschritte in der Heilmethode derselben machte. Es wäre daher zu wünschen, daſs die Aerzte bey der Erscheinung des Scharlachfiebers bey den Kindbetterinnen sorgfältige Beobachtungen und Versuche anstellen, und die Resultate nebst einer genauen Beschreibung der einzelnen Symptome und Veränderungen dem medizinischen Publikum mittheilen möchten.

Bis jetzt bestehet das vorzügliche Mittel gegen diese Krankheit in der prophylaktischen Kur. Giebt es einen Ort, wo man sie vorzüglich anwenden sollte, so sind es gewiſs die Spitäler und Entbindungshäuser, wo sowohl die individuellen Umstände der Schwangern, als auch die Geräumigkeit und Gemeinschaft ihrer Zimmer zu dieser Krankheit so leicht Veranlassung geben. In dem hiesigen allgemeinen Krankenhause gab man sich zwar alle Mühe diesem Uebel entgegen zu arbeiten, und hiedurch wurden die Fortschritte der Ansteckung merklich gehemmt, man war aber dennoch nicht im Stande, sie gänzlich daraus zu verbannen, wobey auch dieſs zu bemerken ist, daſs mehrere unter den Kindbetterinnen

zu früh (fast gleich nach der Geburt) das Spital verliessen, und sich der Ansteckung des Scharlachausschlages ausser demselben aussetzten. Folgende Zeichen waren die vorzüglichsten, aus welchen wir bey unsern Kindbetterinnen den Verdacht eines bevorstehenden Scharlachfiebers schöpften, und uns verleiten liessen, sie von andern abzusondern: das *erste* ist, der grosse, ungewöhnliche Gestank des Kindbettflusses, das *zweyte* eine sich nicht gleich bleibende Röthe des Gesichts. Obschon wir nun diese Zeichen keine sichre Vorbothen des Kindbetter Scharlachfiebers nennen können, so sind sie doch meistens untrüglich. Dies sey genug, um unser Gemüth zu beruhigen, und den übrigen Kindbetterinnen, die alle sehr leicht ein Opfer der Scharlachansteckung werden konnten, mehr Sicherheit zu verschaffen. *)

*) Diese trefflichen Bemerkungen des Herrn D. *Malfatti* bestätigten sich auch hier in Berlin vollkommen. Da das Scharlachmiasma an sich schon leichter als irgend ein andres exanthematisches Contagium die Organisation in einen asthenischen Zustand versetzt, wie viel mehr musste dies bey Wöchnerinnen geschehen, die an sich schon immer als mehr oder weniger geschwächte Personen zu betrachten sind? Auch hier war der Ausgang des Scharlachfiebers im Wochenbett mehrentheils, und allemal *gewiss* tödlich, wenn sie in den ersten Tagen Nitrum bekommen hatten, und nur die reizende Methode, aber im Anfange gebraucht, konnte Hülfe schaffen, und *Campfer* mit *Spiritus Mindereri* war das passendste Mittel unter allen.

d. H.

V.

Ueber die Kur der Pestkrankheit durch Oeleinreibungen.

Der glücklichen Benutzung zufälliger Erscheinungen und dem thätigsten Bestreben edler Menschenfreunde verdankt ganz Europa die Kenntniss eines sehr einfachen Arzneymittels, was gegen eine der grausamsten Krankheiten, gegen die Pest vorzügliche Wirkungen geäussert haben soll. *Georg Baldwin*, ehemals englischer Konsul zu Alexandrien; Baron *Haidenstamm*, schwedischer Gesandter zu Konstantinopel; und der würdige Graf *von Berchtold* haben seit mehreren Jahren allen ihren Einfluss aufgeboten, um die diessfälligen Vorzüge des Oels allenthalben bekannt zu machen, und so eben erhalte ich eine S. M. dem Kaiser vorgelegte Schrift, welche eine neue Erprobung derselben enthält, und im verflossenen Jahre zu Florenz unter folgendem Titel herausgegeben worden ist:

Osservazioni circa un nuovo specifico contra la peste, ritrovato, e fatto sperimentare da Giorgio Baldwin, Console generale per Sua Maestà Britannica per molti anni in Egipto.

Je mehr es mir wahrscheinlich ist, daſs Oel so manchem Pestkranken sehr vortheilhaft seyn möge; je gewisser ich selbst jede Gelegenheit benutzen werde, damit gehörige Versuche anzustellen, desto weniger kann ich mit den unbedingten, den Begeisterungsvollen Empfehlungen zufrieden seyn, welche man dem geprieſenen Mittel ertheilen zu müssen sich bewogen fand, und mit Recht glaube ich besorgen zu können, daſs eben hiedurch dem Oele dasselbe Schicksal vorbereitet werde, welches so vielen andern Arzneymitteln widerfahren ist, die eben den unbeschränkten Anpreisungen, womit man sie anfangs erhoben hat, es zu verdanken haben, daſs sie bald gänzlich in Verfall und Vergessenheit gekommen sind. Nur dadurch kann der Gebrauch des Oels gegen die Pest diesem Schicksale entrissen werden, wenn dessen Kraft in Bezug auf das Wesen dieser Krankheit näher erwogen; die Fälle ihrer Anwendbarkeit umständlicher bestimmt, und den verschiedenen Krankheitsständen genauer angemessen; die Verordnung desselben zur gesetzlichen Empirie erho-

ben wird. Ich wage durch folgende Zeilen den Versuch, zu jenen für das Wohl der Menschheit, und die Fortschritte der Arzneykunde gleich wichtigen Endzweck etwas beyzutragen.

Ich fange von allgemeinen Betrachtungen über jene zusammengesetzte Krankheitserscheinungen an, die der bürgerliche sowohl, als der medizinische Sprachgebrauch Fieber nennt, indem ich die Pesterscheinungen nur zu oft mit denselben verbunden finde, obwohl ich dennoch ein Fieber nicht wesentlich zur Pestkrankheit gehörig halte, wie ich dieses bereits in meiner Geschichte der Pest von Sirmien erklärt, und nicht ganz unwahrscheinlich gemacht zu haben glaube.

Fieber nennen wir eine merkliche, anhaltende, selbstförmig fortschreitende Abänderung des Pulses, und der Wärme, womit zugleich verschiedene andere Veränderungen der Verrichtungen und Eigenschaften des thierischen Körpers verbunden sind.

Die nächste unmittelbare Ursache dessen, was wir Fieber nennen, muss in den Anlagen jener Theile gesucht werden, von welchen Kreislauf und Wärme zusammen abhangen: also in dem Blute, dem Herzen, dem gesammten Blutgefäfssystem.

Reiz von Seiten des Blutes, Empfänglich-

keit für Reiz, und Wirkungsvermögen von Seiten der Gefäfse sind die Momente, in deren Verschiedenheiten und Abweichungen vom naturgemäfsen Zustande die nächsten Ursachen der Verschiedenheiten in den eigentlichen Fiebererscheinungen gegründet sind.

Eine praktische Fiebereintheilung, *d. i.* eine solche, auf die sich die Behandlung der Fieber unmittelbar beziehen, wonach das Mannigfaltige der dagegen festzusetzenden Heilverfahren unterschieden werden könne, muss aus dem Mannigfaltigen der Fieberursachen genommen, auf demselben begründet und *aufgestellt* werden. Die ersten höchsten *Genera* bestimmt also das möglich Verschiedene in den nächsten Ursachen, das möglich Mannigfaltige ihrer numerischen Combinationen: die weitern Unterabtheilungen hangen von den verschiedenen gleichnahmigten Arten einzelner nächster Ursachen, ihren Combinationen mit den nächsten Ursachen anderer Art ab. Die Varietäten einzelner Unterabtheilungen werden von den Mannigfaltigkeiten hergenommen, welche sich in den Aeusserungen einzelner nächster Ursachen darstellen.

Da die Fiebererscheinung jederzeit das Resultat einer zusammengesetzten Einwirkung so wird sie dargestellt werden können, es der einwirkenden Momente eines allein,

oder mehrere zugleich vom naturgemäſsen Stande abgehen.

Daher die höchste Eintheilung der Fieber in *einfacke* und *zusammengesetzte.*

Die Anzahl der einfachen Fieber wird bestimmt durch die Verschiedenheiten der nächsten Ursachen in Bezug auf den naturgemäſsen Stand. Diese Verschiedenheiten sind: *erhöhtes Wirkungsvermögen; vermindertes Wirkungsvermögen; vermehrter, verminderter Reiz; vermehrte, verminderte Reizempfänglichkeit.*

Da Reiz und Reizempfänglichkeit Correlate sind, und der Erfolg, Reizung, der nämliche ist, es möge diese oder jener verhältniſsmäſsig geändert werden; so können beyde Arten nächster Ursachen füglich unter *vermehrter, verminderter Reizung* begriffen werden.

So entstehen demnach vier Gattungen von Fieber,

Thätigkeits Fieber,
Febris tonica,
Unthätigkeits Fieber,
Febris torpens,
Reizungs Fieber,
Febris irritativa,
Unreizungs Fieber,
Febris asthenica, (inirritativa).

Die binären Verbindungen dieser vier Gattungen unter einander geben mit Ausschluſs

jener Verbindungen, welche wegen dem Entgegengesetzten des innern Gehaltes objectiv unmöglich sind, folgende mögliche Hauptgattungen zusammengesetzter Fieber.

Febris irritativa tonica,

Febris irritativa torpens,

Febris asthenica tonica,

Febris asthenica torpens.

Wenn Reizungen verschiedener Art zugleich auf das arterielle System mitwirken können; so giebt es noch folgende Haupt-Gattungen zusammengesetzter Fieber

Febris irritativa complicata simplex nemlich τὸ *simplex* in Bezug auf den naturgemässen Stand des Wirkungsvermögens.

Febris irritativa complicata tonica.

Febris irritativa complicata torpens.

Da es keine besondere Arten des erhöhten, oder verminderten Wirkungsvermögens giebt; so hangen die möglichen Unterabtheilungen dieser Fiebergattungen allein von den verschiedenen Arten der Reizung, oder Unreizung, und den Combinationen derselben mit dieser, oder jener Gattung des Wirkungsvermögens ab.

Die Varietäten werden entweder durch den *typus febrilis*, oder durch die an einzelnen Orten des Organismus besonders hervorstechende, dem allgemeinen Fieberstande ho-

mogene Abweichungen organischer Aeusserungen vom naturgemässen Zustande, welche entweder in besonderer Reizung, oder besonderm Wirkungsvermögen begründet sind, ausgezeichnet, so z. B.

Febris irritativa (biliosa), tonica, phrenitica (peripneumonica, pleuritica),

Febris irritativa (catarrhalis), tonica, remittens.

Febris irritativa (mucosa biliosa), torpens, quartana,

Febris irritativa (mucosa), simplex, nervosa (febricula lenta Huxhami) u. s. w.

Diese Fieber-Benennungen, sich auf alle Einzelnheiten ihrer nächsten Ursachen beziehend, bestimmen schon durch sich selbst die vorzüglichsten therapeutischen Anzeigen, und diese Eigenschaft soll jeder zum therapeutischen Entzweck eingerichtete Vortrag der speziellen Krankheitslehre haben.

Jene allgemeinen Begriffe vorausgeschickt, muss ich nun die Reizungsfieber, die bei deren Kur vorkommenden Rücksichten näher in Betrachtung ziehen, da ich jedes Pestfieber unter die Klasse der Reizungsfieber bringen zu müssen glaube.

Die Erzeugung des Reizes, wovon sofort die arterielle Reizung, die nächste Ursache des Fiebers abhängt, geht dem Fieber voraus;

liegt ausser dem Wesen desselben entweder in der abgeänderten Sekrezions - Fähigkeit *) einzelner, aller Absonderungs Organe; oder in dem abgeänderten gegenseitigen Thätigkeits - Verhältnisse der verschiedenen Absonderungs - Organe; kann statt haben, ohne eben arterielle Reizung hervorbringen zu müssen, indem nemlich der erzeugte Reiz andere erregbare Theile afficirt; kann während des durch den bereits erzeugten Reiz angestimmten Fiebers fortdauern; durch die arterielle Aeusserung selbst vermehrt, vermindert werden, wie überhaupt dadurch alle Sekrezionen modificirt werden, kann aber auch bereits aufgehört haben.

Diese Sätze und Betrachtungen zeigen, dass dieselben Reizungskrankheiten jetzt fieberhaft, jetzt unfieberhaft seyn können; dass also der fieberhafte Stand nur eine Unterabtheilung derselben Reizungskrankheit sey, dass sie, ohne Bezug auf diesen oder jenen Stand ausgedrückt das höhere *Genus* sey: *Polycholia*, *morbus mucosus*, *rheumatismus*, *variola*, *pestis* (*morbi alienatarum secretionum*): sie zeigen, da die Reizerzeugung eine für sich be-

*) Sekrezions Reizbarkeit nannte ich sie in meiner Geschichte der Pest: allein der Ausdruck scheint mir nun noch nicht ganz von aller willkührlichen Voraussetzung frei zu seyn.

ſtehende therapeutiſche Urſache ſey; daſs, wie in von dem erzeugten Reize hervorgebrachten Nerven- Muskel- lymphatiſchen- und Gefäſs- Reizungen, alſo auch in allgemeinen arteriellen Erregungen ſtets dieſe Quelle zu berückſichtigen ſey, und ſie eine von der Behandlung der arteriellen Aeusserung abgeſonderte Heilungsmethode erfordern könne; daſs es aber auch Reizungsfieber geben möge, wo eben dieſe Erzeugung nicht als therapeutiſche Urſache angeſehen werden kann, weil ſie entweder bereits aufgehört hat, ſtatt zu haben, oder weil uns kein Heilmittel bekannt iſt, derſelben Einhalt zu thun. Der erzeugte Reiz, die Reizung iſt der zweite Gegenſtand, der bei Reizungsfiebern in Betrachtung zu ziehen kommt. Entweder entleeret der Arzt einen Theil desselben; oder er sucht ihn durch chemiſche Hülfsmittel zu verändern, unwirkſam zu machen; oder unfähig auf den Reiz zu wirken, verändert ſchwächt er die Reizempfänglichkeit; oder er unterſtützet, mäſsiget die arterielle Aeusserung, welche, allgemeine Umſtimmung der Säfte hervorbringend, oft das Naturmittel zur Tilgung, *Assimilation* des Reizes, zur Veränderung der Reizempfänglichkeit iſt; oder endlich überträgt er die Reizung auf andere Theile, wodurch wegen dem *Antagonismus* die ge-

fährlichere Reizung des vorigen Theiles gehoben wird.

Jetzt kommen erſt noch die Rückſichten vor, welche in Reizungsfiebern auf den Zuſtand des arteriellen Wirkungsvermögens zu nehmen sind. Der naturgemäſse Zuſtand desſelben, der erhöhte, der verminderte Zuſtand geben eben ſo viel mögliche *Combinationen* mit jedem gegebenen einzelnen Grade der Reizung, durch deren jede alles dasjenige, was in Bezug auf Reizerzeugung und Reizung zu unternehmen iſt, vielfältig modificirt, beſtimmt, eingeſchränkt wird. Jede dieſer *Combinationen* giebt wieder eine ausserordentliche Mannigfaltigkeit der *Varietäten*, wenn wir nicht nur die verſchiedene Reizempfänglichkeit, ſondern auch die verſchiedenen Grade des Wirkungsvermögens einzelner Theile des Organismus in Anſchlag bringen. Endlich iſt ſelbſt der allgemeine Zuſtand des Wirkungsvermögens im Verlaufe der Krankheit ſtetem Wechſel unterworfen, welcher theils von Ueberreizung, theils von mangelnder, oder veränderter Ernährung und Durchdringung herrührt, worauf ſelbſt das Urſachliche der Reizerzeugung vielen Einfluſs haben kann. Und alle dieſe Umſtände zeigen, wie mannigfaltig in ihren individuellen Zuſtänden die Behandlung einer Krankheit ausfallen müsse die

im allgemeinen Reizungsfieber genannt, eine Unterart desselben ift.

Wenn nun endlich noch auch die gleichzeitige Erzeugung mehrerer folcher Reize möglich ift, welche auf arterielle Aeusserung einfliefsen können; fo mufs hiedurch unumgänglich eine neue Mannigfaltigkeit der Rücksichten entftehen, welche die Heilungsmethode der durch diefe mehrfache Reizung veranlafsten Fieber äusserft zufammengefetzt, und verwickelt machen wird. Nicht nur mufs in Betreff jeder einzelnen Reizerzeugung und Reizung alles erwogen werden, was wir befonders über beide Gegenftände angezeiget haben, fondern es mufs nun auch noch aus den allgemeinen Gefetzen des Erhaltungs- *Secretions*- und Ernährungs-Gefchäftes; aus den individuellen Verhältnissen des arteriellen Wirkungsvermögens erörtert werden, ob auf beide Gegenftände zugleich eingewirkt werden könne; oder aber im entgegengefetzten Falle, welche Reizerzeugung vor der andern gehoben werden müsse, welcher Reiz vor dem andern zu tilgen, zu mildern fey: eine Erörterung, für welche, (im Vorbeigehen gefagt) in der Heilkunde überhaupt nur fehr wenig gefchehen ift.

Wir fehen nun, wie vielfältig, wie ausgebreitet das Gefchäft der Behandlung eines

Reizungsfiebers überhaupt ſey; wie mannigfaltig die Zwecke, welche der Arzt hiebei zu erreichen ſuchen ſoll; wie verſchieden die Mittel ſeyn müssen, welche ihn zur Erreichung jener Zwecke führen können: und nothwendig muſs uns die detaillirte Uebersicht des diesfalsigen Geſchäftes Mistrauen gegen jeden einförmigen Heilungsvorſchlag ſo mannigfaltiger Uebel erregen.

Nun glaube ich die Frage näher erörtern zu können, was wohl von der Wirkſamkeit der Oeleinreibungen gegen das Peſtübel zu erwarten ſey; welches die unmittelbaren Erfolge ſeyen, welche der philoſophiſche Arzt von deren Anwendung sich verſprechen könne; ob sie ein allgemeines diesfalsiges Mittel ſeyen; ob sie das einzige ſeyn können, dessen sich der Arzt in der Peſtkur bedienen dürfe. — Beſtimmt muſs ich bemerken, daſs hier nicht von der Abhaltung des aus einem fremden Körper erſt mitzutheilenden Peſtſtoffes die Rede ſey, welche zur Abwehre der Anſteckung gehört, und wozu das Oel eben ſo wie jeder andere ſchmierige, wässerige, feuchte Körper geeignet iſt.

Der giftige Stoff, urſprünglich aus einem verpeſteten Körper genommen, wirkt, indem er auf einen geſunden Körper übertragen wird, unmittelbar auf dessen Abſonderungs-

Geſchäft; ſtimmt die Wirkſamkeit, die Sekretionsfähigkeit der Gefäſse um, vielleicht auf eben die Art, wie in den ſchönen Humboldiſchen Verſuchen der Galvanismus die Wirkſamkeit der durch den vorherigen Cantharidenreiz entblöſsten Hautgefäſse umändert, und ganz neue Abſonderungen hervorbringt. So entſtehen, wo immer jener giftige Stoff einwirkt, einwirken kann, abgeartete Anlagen der feſten, und Miſchungen der flüssigen Theile. — Abgeänderte Sekretion im Nervenſyſteme, in dessen Verbindungen mit den Bewegungsorganen bringt verſchieden abgeändertes Vermögen derſelben hervor: hievon manchmal der plötzliche Peſttod; hievon jene ſogenannten Nervenzufälle, welche ſelbſt den Anfang der Peſt ſo oft charakteriſiren. — Abgeänderte Abſonderung der Stoffe im Zellengewebe jeder Art mag die Quelle der Beulen, der Karfunkeln, der Petechien ſeyn, deren einige oft allein die ganze Summe der Peſterſcheinungen im Körper sind; die in andern Fällen bald als Mitzufall anderweitiger Abweichungen vom geſunden Zuſtande die Gefahr des Uebels erhöhen, bald als antagoniſtiſche Erſcheinung die Milderung der Krankheit bezeichnen. — Die unmittelbare, oder ſympathiſche Einwirkung desselben Stoffes auf einzelne Abſonderungsorgane iſt eine

neue Quelle einzelner Erſcheinungen der Peſt, und ſo haben wir ſehr oft vermehrte, veränderte Leberabſonderung nebſt allen örtlichen Folgen derſelben in der Peſt von Sirmien wahrgenommen. — Ein andermal ändert eben derſelbe Stoff durch eben denſelben Einfluſs entweder die Reizempfänglichkeit des arteriellen Syſtems, oder die Bildung des Blutes, des arteriellen Reizes; und dann entſtehen arterielle Erregungen, welche nach den individuellen organiſchen Verhältniſsen einzelner Behafteten, jene mannigfaltigen Schemata der Reaktion darſtellen, die wir bereits oben als Mannigfaltigkeiten, Unterabtheilungen des Reizungsfiebers dargeſtellt haben.

Schon dieſe Auseinanderſetzung läſst uns einſehen, wie mannigfaltig die Erſcheinungen bey Peſtkranken ſeyn können! Erwägen wir aber ferner, daſs durch dieſe fremdartige, bedeutende Einwirkung des Peſtgiftes die jedesmaligen vorigen Verhältniſse des geſammten Organismus überhaupt geſtöret werden müſsen; ſo werden wir leicht begreifen, wie die bei den einzelnen Menſchen vorfindlichen Krankheitsopportunitäten, bei welchen es ſonſt, ohne dieſe fremde Einwirkung, auch ferner ſein Verbleiben gehabt haben würde, nun zu wirklichen Krankheiten hinangefördert werden müſsen; und, da dieſe bei den ver-

ſchiedenen Menſchen, welche gleichzeitig von der Peſt angeſteckt werden können, äusserſt verſchieden sind; ſo muſs sich nothwendig der mit den eigenen Peſtfolgen complicirten, anderweitigen Krankheitserſcheinungen eine unzählige Mannigfaltigkeit bilden können, (welche wie die Erfahrung zeigt, beinahe allezeit fieberhafter Art sind); ſo muſs der Arzt, welcher sich der Behandlung peſtkranker Menſchen widmen, sich dazu gehörig vorbereiten will, gefaſst ſeyn, äusserſt verſchiedene complicirte Krankheiten zu finden; die Gewandheit haben, die verſchiedenen Theile des complicirten Uebels durch Abſtraction abzuſondern; geſchickt ſeyn, jedem einzelnen Theile gehörige Heilmittel entgegenzuſetzen; ſelbſt in ihrer Verbindung gehörig auf sie einzuwirken.

Wie weit sind alſo wohl Oeleinreibungen davon entfernet, ein allgemeines, gewisses Heilmittel gegen alles dasjenige zu ſeyn, was wir gewöhnlich Peſt nennen! — Da die Peſtreizerzeugung in Körpern von ganz entgegengeſetzter Anlage Statt haben können (hierin liegt die Möglichkeit ihrer ſo ſchnellen Ausbreitungen und Verheerungen); wie können dieſelben im Stande ſeyn, alle die Verſchiedenheiten der Abgleitungen, welche in jenen Anlagen durch den fernern Gang des einmal

geſtörten Organismus hervorgebracht werden müssen, zu heben, und das naturgemäſse Geleis der Verrichtungen herzuſtellen! Alles, was der philoſophiſche Arzt von den Oeleinreibungen erwarten kann, iſt entweder Hemmung der durch den beigebrachten Peſtſtoff zu veranlassenden Umſtimmung, Umänderung der Sekretionsfähigkeit; oder eine ſolche Stimmung derſelben, wodurch der zu erzeugende Reiz minder bösartig wird; oder Milderung, Schwächung der thieriſchen Reizempfänglichkeit gegen den bereits erzeugten Peſtreiz, oder endlich Uebertragung des Peſtſtoffeinflusses auf jene Abſonderungsorgane, wo ein gelinderer Peſtreiz erzeuget wird. — Die übrigen gleichzeitigen Abweichungen des arteriellen und muskulöſen Wirkungsvermögens; die übrigen gleichzeitigen Abartungen der Abſonderungen, wovon die meiſten Verſchiedenheiten der einzelnen Zufälle bei den ſogenannten Peſtkranken entſtehen, müssen durch ein ihnen beſonders angemessenes Heilverfahren in gehöriges Geleis gebracht werden, und die groſse Kunſt des praktiſchen Peſtarztes wird darin beſtehen; die Oeleinreibungen mit den andern diesfalls angezeigten mannigfaltigen Arzneien zu verbinden; jeder einzelnen Krankheit in allen ihren Theilen entgegen zu arbeiten; ſelbſt die einmal ange-

zeigten Hülfsmittel im Verlaufe der Krankheit nach dem Verhältnisse der veränderten Erregungen im ganzen und in ihren einzelnen Bezügen umzuändern.

Ich habe in diesem Vortrage meiner Begriffe über die Anwendbarkeit der Oeleinreibungen gegen die Pestkrankheit zugleich das Allgemeine der Fieberlehre unter solchen Gesichtspunkten dargestellt, welche an sich sowohl, als weil sie uns eine vielleicht in manchem Bezuge neue Ansicht dieser Dinge gewähren, der Aufmerksamkeit philosophischer Aerzte nicht ganz unwürdig scheinen werden. Ich wünsche dieselben Sätze von unpartheiischen Naturforschern um so genauer geprüft zu sehen, da ich sie zur Grundlage einer speziellen Fieberlehre gewählt habe, mit deren Bearbeitung ich mich seit mehrern Jahren beschäftige, und die ich schon längst zu Stande gebracht haben würde, wenn nicht die mannigfaltigen Angelegenheiten des Pestgeschäftes die Vollendung bisher immer hintertrieben hätten. *)

Schraud.

*) Man vergleiche hiermit das, was ich im *VI. Bande 2. Stück* dieses Journals über diese Materie gesagt habe. Ich bin ganz der Meynung des würdigen Herrn Verfassers.

d. H.

VI.

Beſchreibung und Abbildung eines zu Berlin beobachteten weiblichen Hermaphroditen.

Zu den merkwürdigſten Naturerſcheinungen gehört wohl folgende Weibsperſon, die wegen einer Hautkrankheit in dieſem Frühjahr in das Hospital der Charité gebracht wurde, und bey der sich zufällig im Bade folgende ungewöhnliche Formation der Geburtstheile entdeckte, die ihr den Nahmen eines weiblichen Hermaphroditen gegeben hat.

Maria Dorothea D. aus Berlin, iſt gegenwärtig 22 Jahr alt, klein, und von einem zarten, aber wohlgebauten Körper, brünett; ihr Gesicht hat ein weibliches Anſehn, vom Bart sind ſchwache Spuren zu entdecken. Die Bruſt iſt ganz männlich und platt, auch iſt die Stimme mehr männlich als weiblich.

Die Ruthe iſt von anſehnlicher Gröſse, hr gut und vollkommen formirt, bis auf ei-

nen kleinen Theil freyſtehend, mit einer völlig gebildeten Vorhaut verſehen, die ſich über die Eichel vor und zurückſchieben läſst. Auch bekommt sie zuweilen, beſonders gegen Morgen, ſchwache Erectionen. In ihrer natürlichen Lage bedeckt sie nur einen Theil der weiblichen Geburtstheile. Die Gröſse, Bildung und Lage derſelben, iſt in beyliegender Abbildung genau der Natur gemäſs dargeſtellt.

Es fehlt jedoch an der Ruthe der gewöhnliche Harngang, ob sich gleich in der Mitte der Eichel am gewöhnlichen Orte eine kleine rothe Vertiefung zeigt.

Die weiblichen Geburtstheile sind übrigens in ſolgender natürlichen Beſchaffenheit vorhanden: die groſsen Lefzen ganz natürlich, die kleinen nur ſchwach angedeutet, die Oefnung der Harnröhre unter der Ruthe, die Mutterſcheide, welche aber ſo enge iſt, daſs man kaum einen Federkiel hineinbringen kann; auch das Becken iſt ganz weiblich gebildet. Seit einigen Jahren iſt die monatliche Reinigung in ihrer gewöhnlichen Ordnung. Von Teſtikeln iſt keine Spur vorhanden.

Man hat keine Spur eines regen Geſchlechtstriebes entdecken können, vielmehr zeigte sich bey allen Gelegenheiten weibliche Verſchämtheit, Jungfräulichkeit und Decenz.

Da nun offenbar die Haupttheile und

Eigenſchaften der Weiblichkeit vorhanden sind, und die weſentlichen Theile der Mannheit, die Teſtikeln, fehlen, ſo iſt dieſe Perſon für nichts anders als für ein weibliches Geſchöpf mit einer monſtröſen Klitoris zu halten, bey der aber doch der Mangel der Brüſte, die männliche Sprache, das Barthaar eine Annäherung zur Männlichkeit, oder vielmehr zu dem, was man *Virago* nennt, andeuten.

d. H.

VII.

Ein Mittel gegen den Bandwurm.

Ein Tagelöhner, zwifchen 43 und 50 Jahr alt, hatte fchon feit vielen Jahren unendlich mancherley kränkliche, bald mehr bald minder bedeutende Zufälle erlitten, und dagegen lange, aber vergebens medicinirt. Am 29ften Juli 1800 kam er zu mir, und nach genauer Unterfuchung der Zufalle fchien es mir mehr als wahrfcheinlich, dafs er an einem Bandwurme leiden müsse. Meine Vermuthung wurde beftätigt — er fagte zwar, dafs ihm nie Würmer abgegangen wären, und dafs keiner feiner bisherigen Aerzte ihn darnach gefragt hätte; allein wie ich ihm den Bandwurm etwas befchrieb, erzählte er, dafs ihm Tages zuvor einige folche Stücke mit dem Stuhlgange abgegangen wären, die bey der angeftellten Unterfuchung von der *Taenia vulgaris* *) waren. Aufser vielen unbedeutenden Zufällen, befonders heftigem Leibweh, litt er

*) *Blumenbachs Naturgeschichte,* Abfchn. IX.

vorzüglich an Verſchleimung des Magens und der Lunge. Er huſtete viel Schleim aus und ſagte, daſs ungeachtet er erſtaunend viel essen müsse, er dennoch nicht nur nicht zunähme, ſondern immer magerer und matter würde, und ſein ganzes Anſehn lieſs eine baldige Auszehrung um ſo mehr fürchten, da er von Natur nicht den ſtärkſten Körper hatte.

Nachdem ich ſeine zerrüttete Geſundheit ſo viel es bey der fortwirkenden Urſache, wogegen für jetzt nur palliativ gehandelt werden konnte, möglich war, durch zweckmäſsige Mittel gebessert hatte, verordnete ich ihm am 29ſten Auguſt folgendes:

℞ *Aſae foet. Extr. Valerian.* ♄ *Rad. Filicis* aa ʒjj
Ol. Tanaceti q. ſ. ut ſ. pil. pond. gr. jj
D.S. Täglich 4 mal 12 Stück zu nehmen.

dabey eine dem Wurme widrige Diät, Einreibungen in den Unterleib u. ſ. w. Er ſpürte nach den Mitteln viel Leibweh, beſonders an der rechten Seite, wo sich oft ein ganzer Klump hinwarf, es ging aber nichts darnach ab. Den 6ten September gab ich ihm folgendes:

℞ *Aſae foet.* ʒjj ♄ *Rad. Filicis* ʒjjj ☿*ii dulc.* gr. vj
Ol. Thereb. q. ſ. ut ſ. pil. pond. gr. jj.
D. S. Täglich 4 mal 15 Stück.

Auch hiernach bekam er viel Leibweh, und am 10ten gingen ihm nach einem *Purg. draſt.* einige einzelne Glieder ab.

Am 11ten erhielt er:

℞ ♁ *Rad. Filicis.* ℥jj

D.S. Alle 2 Stunden 1 gehäuften Theelöffel voll.

Er fühlte darnach ziemlich heftiges Leibweh, welches aber immer an derſelben Stelle blieb.

Am 13ten ſagte er mir, die Medizin wäre geſtern zu Ende gegangen, und er könne sie nicht mehr nehmen, weil er allemal ſo ſehr übel darnach werde. Ich erfuhr aber, daſs er ſtatt einen Theelöffel alle 2 Stunden 1 Eſslöffel genommen hatte, und da dieſe groſse Dosis auch in Verbindung mit einem *Purg. draſt.* nichts gewirkt hatte, lieſs ich sie ausſetzen.

Er erhielt nun noch eine geraume Zeit viele gegen den Bandwurm gerühmte Mittel, z. B. das *Petroleum* u. ſ. w. mit abwechſelnden *Purg. draſt.* in Verbindung mit Milchklyſtieren, Einreibungen und einer zweckmäſsigen Diät, allein alles dieſes bewirkte höchſtens den Abgang von einzelnen Gliedern, ſo ſtark die Doſen auch waren, ſo viele Mittel ich verſuchte, und ſo wenig ich auch den Einfluſs des Mondes dabey vergaſs.

Bey dieſen Umſtänden fing ich an die

Genefung des Kranken zu bezweifeln, um fo mehr, da er felbft nicht Luft mehr hatte ferner noch etwas zu gebrauchen, bis ich endlich mich erinnerte, einen Mann an einem andern Orte vom Bandwurme durch ein Mittel befreyt zu haben, wo alle andere Mittel nichts geholfen hatten. Ich befchlofs fogleich es auch hier zu verfuchen, und beredete den Kranken nur noch acht Tage Geduld zu haben, welches er auch verfprach, indem ich ihm zu feiner Genefung grofse Hofnung machte. Das Mittel ift folgendes:

℞ *Petrolei* ℥β *Eff. Afa foet.* ʒvj.
M. S. Täglich 4 mal 40 Tropfen.

Er fühlte darnach ftarke Bewegung und heftige Schmerzen im Leibe, befonders an der rechten Seite, und es gingen auch am nämlichen und zweyten Tage noch mehrere Stükken ¼ Elle lang ab. Den dritten Tag liefs ich ihm alle 3 Stunden 1 Theelöffel voll von jener Mifchung nehmen, worauf wieder einige Stücke abgingen und die Schmerzen im Leibe sich tiefer hinunter zogen.

Am vierten Tage ging ihm ein Klumpen einer Hand grofs vom Bandwurme ab, der nicht wie gewöhnlich noch lebend, fondern fo dünne wie ein Bindfaden zufammengetrocknet und ganz verwickelt war. Gerade

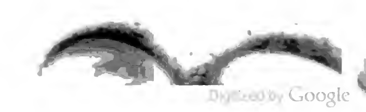
so war auch der Erfolg bey dem unlängst beobachteten Falle.

Ich liefs ihn nun jene Mittel aa alle 3 Stunden zu 1 Theelöffel voll nehmen. Am Abend des fünften Tages ging ihm darnach ein noch gröfserer Klumpen vom Bandwurme ab, der eben so vertrocknet und verwickelt wie der vorige war. Vom Kopfe liefs sich an beyden nichts unterscheiden. Von der Stunde an hörten feine Leibschmerzen, wovon er sonst täglich geplagt war, nebst vielen andern Zufällen auf, und ich durfte hoffen, dafs der Bandwurm ganz abgegangen sey. Demungeachtet liefs ich ihn dieselben Mittel noch eine Zeitlang fortsetzen, gab sie auch in Verbindung mit andern, z. E. mit dem *Cort. Geoffreae Surinam* u. f. w, allein er fühlte darnach kein Leibweh und es ging ihm auch nichts mehr ab. Sein Befinden ward bey der Anwendung zweckmäfsiger Mittel immer besser, seine Kräfte nahmen zu, seine übrigen Beschwerden, Husten u. f. w. verloren sich in einigen Monaten, und er geniefst jetzt eine vollkommene Gesundheit.

Ich bin weit entfernt jene Mittel als neu und unfehlbar anzugeben, allein merkwürdig ist es, da sie dem Kranken einzeln nichts halfen, dafs sie zusammen so schnell in beyden Fällen wirkten, und ich wünschte sehr,

daſs mehrere Verſuche damit gemacht würden, um zu erfahren, ob ſie mit einander verbunden ſich in mehreren Fällen wirkſam beweiſen, oder ob ich allein ſo glücklich geweſen bin zwey Menſchen dadurch vom Bandwurme zu befreyen.

Dr. *Schwarz*
zu Verden.



VIII.

Kurze Nachrichten und medizinifche Neuigkeiten.

1.

Grünfpan bey veralteter *Lues venerea*.

Ein berühmter Practiker in hiesiger Gegend bedient sich fchon lange mit grofsem Glück des Grünfpans bey eingewurzelten venerifchen Uebeln, felbft da, wo der Mercur nicht mehr helfen will. Diefem grofsen Beyfpiel zufolge nahm ich Gelegenheit bey einem mit alten venerifchen Gefchwüren und heftigen Gliederfchmerzen, die befonders des Nachts wütheten, behafteten Kranken davon Gebrauch zu machen, da der *Mercurius folubilis* und nachher der Sublimat viel Monate lang ohne Nutzen angewendet worden waren. Er bekam den gereinigten Grünfpan zu 1 Gran

früh und Abends mit einem *Decocto Graminis* und *Dulcamara* drey Wochen lang, und ward völlig geheilt.

(Von Herrn Dr. *Zſchorn* mitgetheilt.)

2.

Mediciniſche Neuigkeiten aus Kopenhagen.

Mit der im IX. Bande, 3. Stück Ihres Journals kurz berichteten Infusion bey Hausthieren hat man in der hiesigen Thierarzneyſchule mehrere Verſuche angeſtellt, die aber noch nicht bekannt gemacht werden. Es wird auf eine baldige ausführliche Nachricht von dieſen Verſuchen Hofnung gemacht, welche ſogleich Ihrem Journale mitgetheilt werden ſoll. — Das literäriſche Publikum, beſonders das in Kopenhagen, hat mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts einen ſchmerzlichen Verluſt durch *Abildgaards* Tod erlitten. *Abildgaards* literäriſche Verdienſte für das Allgemeine abgerechnet, (von denen wahrſcheinlich mehrere Poſthuma einen Umriſs geben werden), hat die hiesige Thierarzneyſchule ihm beynahe alles zu verdanken. Er hat im vorigen Sommer eine mineralogiſche Reiſe durch Norwegen gemacht, deren

Interessantes wohl bald bekannt gemacht werden möchte. Durch seine ausgebreitete Bekanntschaft mit Gelehrten beynahe aller Länder Europa's wurden interessante Neuigkeiten in allen Fächern der Naturwissenschaft sehr bald in Kopenhagen bekannt. Ich kann nicht unterlassen, hier einer sehr interessanten Bemerkung zu erwähnen, die *Abildgaard* nicht lange vor seinem Tode mir mittheilte. Es ist wohl eine ausgemachte Thatsache (zu welcher auch vielleicht der Beyfall für die Erregungspraxis einen Beleg abgeben möchte), daſs in unſerm Zeitalter die Asthenie bey den Leiden der Menschen in der Tagesordnung ist. Luxuriöses Leben wird beynahe immer für die Ursache angesehen. Wie will man mit dieser Behauptung folgendes verbinden: *Abildgaard* hat bemerkt, daſs die Krankheiten der Hausthiere, der Pferde insbesondere, seit 10—20 Jahren mehrentheils auf Asthenie beruhen, da sie doch vorher weit öfter hypersthenisch waren. Statt daſs man vorher beynahe bey jedem kranken Pferde eine Aderlasse mit Nutzen anstellen konnte, ist sie jetzt nur selten dienlich, sehr oft nachtheilig. Diese wichtige Beobachtung würde vielleicht auf eine allgemeine, den thierischen Körper unmittelbar oder mittelbar (durch Verschlechterung der Nahrungs-Naturprodukte) schwächende Veränderung in

der Atmosphäre schliessen lassen. — Gegen die neuere Behauptung einiger Aerzte, daſs scheintodte Ertrunkene nicht leicht wieder zum Leben gebracht werden können, kann ich noch folgendes mittheilen: Seit dem Jahre 1797 iſt hier eine Geſellſchaft für die Rettung der Ertrunkenen errichtet, welche ſowohl denjenigen, die Ertrunkene aus dem Wasser holen, als auch denen, die sie mit ärztlicher Hülfe zum Leben zurückrufen, Prämien ertheilt. Unter 8 Ertrunkenen, welche ſeit 1797 in lebloſem Zuſtande aus dem Waſſer gezogen wurden, waren bey einem volle $\frac{5}{4}$ Stunden, bey einem andern $1\frac{1}{2}$ Stunden, bey andern über eine Viertelſtunde lang alle Zeichen des Lebens weg, und doch sind dieſe Menſchen zum Leben zurückgebracht worden. Die Geſellſchaft wird ſehr unterſtützt, und beſaſs im May vorigen Jahres über 1500 Thaler. — *Abildgaard* hat gefunden, daſs man ſtatt verſchiedener gegen Zahnſchmerzen empfohlener Inſekten, als *Curculio Baccus*, *Chryſomela 7 punctata* u. ſ. w., mit gutem Erfolge die ſpaniſchen Fliegen anwenden könne. Man zerreibt die Fliege zwiſchen den Fingern, wiſcht den Staub ab, und hält den Finger am Zahn. Nach mehreren Verſuchen wichen im Augenblicke die Schmerzen.

(Vom Herrn Dr. *Mendel* mitgetheilt.)

3.

Glückliche Behandlung eines Erhenkten.

D. *Meza* ward zu einem ſeiner Bekannten gerufen, deſsen Hausknecht sich erhenkt hatte. Man erzählte ihm, daſs er, nach den Umſtänden zu ſchlieſsen, wohl eine Stunde lang gehangen habe, bis es entdeckt wurde. Man hatte ihn ſchon abgeſchnitten und in den Stall auf etwas Stroh gelegt. Puls und Athemhohlen hatten aufgehört, das Geſicht war braunroth und die Extremitäten ganz kalt. Ein Barbier hatte eine Ader am Arme geöffnet, aber kein Blut war zum Vorſchein gekommen. Er lieſs ihn vorsichtig auf ein Zimmer transportiren, entkleiden und in ein erwärmtes Bett legen. Der durch den Strumpfband rund um den Hals gemachte Eindruck war einen halben Zoll breit und braunblau. Längs des Rückens und um die Herzgegend ward er mit in warmen Wein getauchten wollenen Lappen und Bürſten frottirt. Um Füſse und Beine wurden warme Umſchläge gemacht. Es wurde eine Ader geöffnet und eine halbe Taſse Blut ausgeleert. Nachdem er eine Stunde auf dieſe Art behandelt war, konnte man eine geringe Pulſation an den Schläfen bemerken, die Hände waren weniger kalt, und das Geſicht nicht

mehr so braun. Es wurde ihm wieder zur Ader gelassen und das Blut floss nun freyer, und während der Ausleerung schlug er die Augen auf und seufzte tief. Sprechen konnte er nicht. Er bekam etwas Wein, welcher aber wieder zum Munde hinauslief. Das Kopfhaar wurde abgeschoren und kalte Umschläge von Essig und Wasser oft um den Kopf gelegt. Mit den Frictionen wurde fortgefahren. Um 9 Uhr Abends war er soporös, das Gesicht roth, das Athemholen schnarchend, der ganze Körper warm, der Puls gespannt und hart. Man nahm wieder eine Portion Blut weg und liess Fliegenpflaster an die Waden und Blutigel an die Schläfe legen. Innerlich bekam er nun eine Brechweinsteinauflösung, alle Viertelstunden einen Esslöffel voll, welche des Nachts einige Stuhlgänge bewirkte. Man fand ihn des Morgens bey guter Transpiration, er konnte besser schlingen, und ungeachtet er nicht reden konnte, schien es doch als wenn er verstünde, was man ihn fragte. Des Abends hatten die spanischen Fliegen gut gezogen. Den vierten Tag konnte er sprechen und einige Tage darauf war er aus aller Gefahr.

(Aus dem Dänischen mitgetheilt von D. *Mendel* in Kopenhagen.)

Inhalt.

I. Circular des Königl. Preuss. *Ober-Collegii medici et Sanitatis* an alle *Collegia medica et Sanitatis*, die Impfungsversuche mit Kuhpocken betreffend - - - - - - - - - - - - - - Seite 1

II. Etwas über die Unfruchtbarkeit der Ehen, von Herrn Hofrath zu Lauterbach *Thilenius* - - - 9

III. Ueber die Scharlach- und Frieselepidemie, welche im Februar 1801 in der Stadt Wittenberg herrschte, vom Herrn Professor D. *Kreysig* - 43

IV. Beschreibung eines bösartigen Scharlachfiebers, welches zu Wien im Jahre 1799 unter den Kindern herumgeschlichen hat, nebst einigen Bemerkungen, von Herrn Doctor *Johann Malfatti*, Arzt im allgemeinen Krankenhause zu Wien - 120

V. Ueber die Kur der Pestkrankheit durch Oeleinreibungen, von Herrn D. *Schraud*, K. K. Feldarzt zu Pesth - - - - - - - - - - - 153

VI. Beschreibung und Abbildung eines in Berlin beobachteten weiblichen Hermaphroditen, vom *Herausgeber* - - - - - - - - - - - - 168

VII. Ein Mittel gegen den Bandwurm, von Herrn D. *Schmitz* zu Venlo - - - - - - - 171

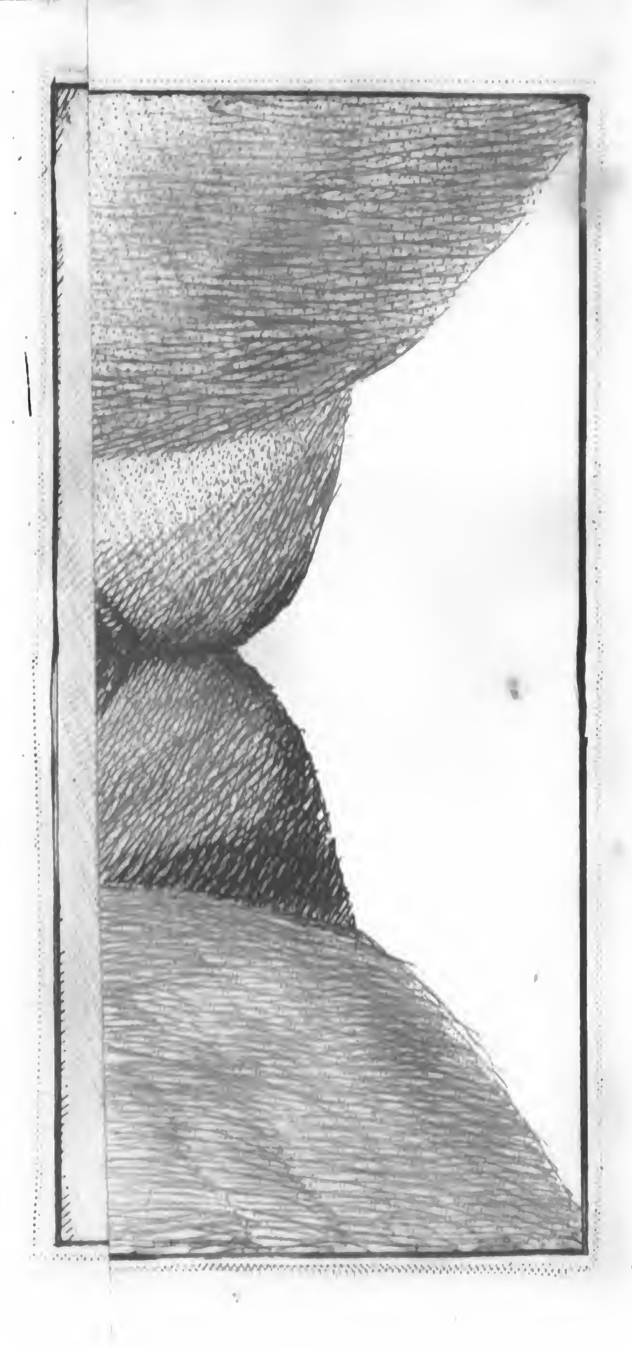
VIII. Kurze Nachrichten und medicinifche Neuigkeiten - - - - - - - - - - - - - - Seite 179

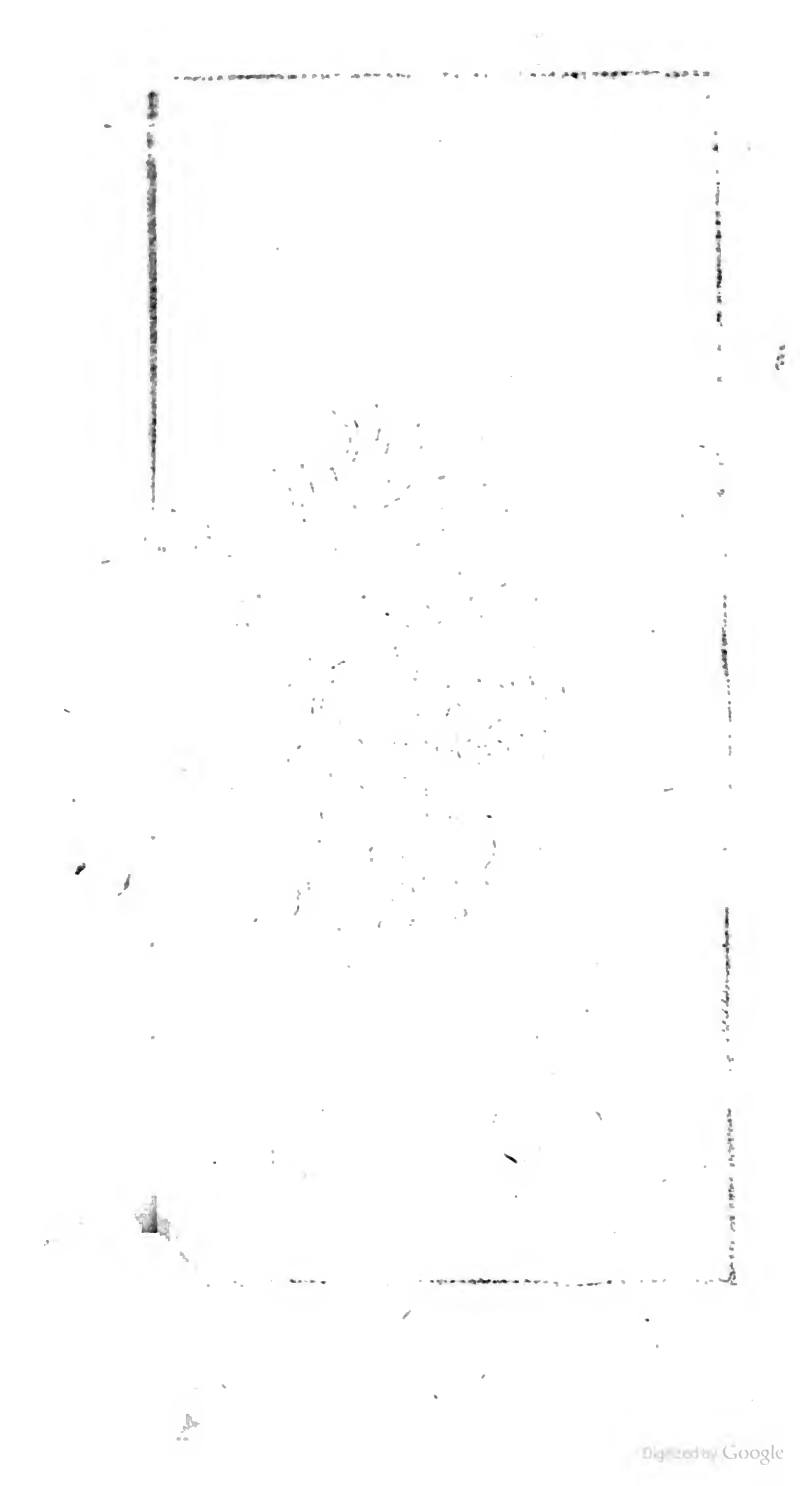
1. Grünfpan bey veralteter *Lues venerea* - - ebend.

2. Medicinifche Neuigkeiten aus Kopenhagen - 180

3. Glückliche Behandlung eines Erhenkten - - 183

Das hierzu gehörige *dritte Stück der practifchen Bibliothek* wird mit dem bald folgenden *vierten Stück des Journals* ausgegeben werden.





Journal

der

practischen

Arzneykunde

und

Wundarzneykunst

herausgegeben

von

W. Hufeland,

Königl. Preuss. Geheimen Rath, Leibarzt, Director des Colleg. med. chirurg., erstem Arzt der Charité u. s. w.

Zwölfter Band. Viertes Stück.

Mit einem Kupfer.

Berlin 1801.

In Ungers Journalhandlung.



I.

An Hrn. Dr. Marcus Herz

über

dessen Sendschreiben an Herrn Dr. Dohmeyer

die Kuhpocken-Impfung betreffend

vom

Dr. Michaelis.

Ihren Aufsatz über die Brutalimpfung im Hufelandschen Journal d. p. Heilkunde 12r Bd. 3tes St., der auch dem nicht medizinischen Publikum durch ein im Hamburger Correspondenten abgedrucktes Kabinetsschreiben des Königs von Preussen bei Uebersendung desselben, und wie ich so eben sehe, durch einen besondern Abdruck bekannt geworden ist, habe ich nicht, so wie wahrscheinlich mehrere Aerzte, ohne Erstaunen gelesen. Sie haben auf eine musterhafte Weise die Gesetze aus einander

gesetzt, welche uns bei Versuchen am menschlichen Körper leiten sollten, Sie haben strenge Gesetze aufgestellt, aber man kann hierin nicht streng genug seyn, da sie doch so leicht übertreten werden; doch schien es mir, dass die Anwendung dieser Gesetze auf den vorliegenden Fall nicht immer ganz konsequent sey, dass Sie sich durch einen Widerwillen gegen diese Methode, dessen Gründe mir unbekannt sind, und Ihnen vielleicht nur dunkel im Gemüth schweben, aber gerade nicht durch logisch richtige Gründe, sondern wie Sie bei andern Gelegenheiten zugaben, auf eine nach psychologischen Gesetzen unerklärbare Art, ohne deutliche Bewegungsgründe, zu unrichtigen Schlüssen haben verleiten lassen. Sie äussern gegen die Kuhpockenimpfung manche Bedenklichkeiten, die nur das Produkt hypochondrischer Launen seyn können; Sie *ahnden* nachbleibende Kränklichkeiten, von denen sich bis jetzt auch nicht eine Spur zeigte; Sie rechnen eine Menge Unglücksfälle her, welche inoculirte Kinder betroffen haben, und sagen selbst, Sie sähen sie nicht mit Gewissheit für Folgen der Inoculation an; Sie sprechen von einem Aerzten und Eltern aufgefallenen sonderbaren Betragen der Kinder während der Inoculation was noch niemand bemerkte, der Vorurtheils frei mehr Geimpfte sah, bestimmen dies son

derbare Betragen nicht näher, und ſcheinen dadurch nur die Meinung in Gang bringen zu wollen, als würde der Charakter der Geimpften brutaliſirt, ohne doch das Herz zu haben, dies gerade heraus zu ſagen. Sie ignoriren mit Vorſatz alle die unglücklichen Zufälle, welche die gewöhnliche Inoculation begleiten, alle die tödtlichen Folgen, die nur noch im verwichenen Jahre an mehreren Orten, und nahmentlich in Wien, Hamburg und Altona, bei der gewöhnlichen Inoculation ſich ereigneten, Sie ignoriren ferner den Abſcheu, den doch noch ein ſehr groſser Theil des Publikums gegen die alte Inoculation hat, und den Sie ſicher in Ihrer Praxis ſich vergeblich bemüheten zu heben, der in Berlin ſo gut wie an jeden andern Ort herrſchen muſs, wie die noch immer beträchtliche Zahl derer an Blattern Verſtorbenen beweiſst. Sie haben in einer 20jährigen Praxis ungefähr 500 geimpft, aber wie viel mehr werden in dieſer Zeit in dem Zirkel, auf welchen Sie gewöhnlich wirkten, die natürlichen Blattern bekommen haben, und wie viel sind von dieſen geſtorben? —

Dieſe Bemerkungen, welche mir bei Leſung Ihres Schreibens aufſtieſsen, überzeugten mich, daſs Sie nicht ganz ohne Vorliebe und Vorurtheile den Gegenſtand unterſuchten, daſs

Sie auf einer Seite zu viel befürchteten und auf der andern zu wenig Schaden fahen. Es kann nicht fehlen, dafs Ihr Urtheil, als das Urtheil eines fo bekannten Arztes, der sich den Ruhm eines philofophifchen erworben hat, auf das Publikum wirken wird, was Sie auch wohl durch die illüftre Publizität, die Sie diefem medizinifchen Auffatz zu verfchaffen fuchten, beabsichteten. Ich wage es deshalb in eben den Blättern die Haltbarkeit Ihrer Gründe zu prüfen, und die unsichern zu widerlegen. Sie werden als ein Mann von liberaler Denkungsart diefe, zwar ohne Scheu, aber mit aller der Achtung, die jeder Arzt den Meinungen eines andern, und verzeihen Sie mir dafs ich es Ihnen gerade in das Gesicht fage, die man vorzüglich Ihnen fchuldig ift, vorzutragenden Einwürfe nicht übel aufnehmen. Ich eilte sie auf das Papier zu bringen, damit nicht ein anderer, enthusiaftifch für diefen Gegenftand eingenommen, mit feiner unüberlegten Hitze alles verderben, und Ihnen und dem Publikum fchwache Seiten zeigen möchte. Ich glaube richtiger Beobachter zu feyn, habe keine Vorliebe und keinen unerklärbaren Widerwillen für oder gegen eine der beiden Partheien, ich bin eben fo weit von den zur Verbreitung fehr nützlichen, aber bei Unterfuchungen fehr fchädlichen Enthu-

siasmus, als von einer verächtlichen Indolenz grundlosen Absprecherei und von der Verwerfung *alles* Neuen entfernt, welches Sie hoffentlich nach Durchlesung dieser Bogen bestätigt finden, und mir mein Unternehmen verzeihen werden.

Sie sagen, bei den Versuchen mit den Kuhpocken sey so wenig zu gewinnen und so viel zu verlieren. Zu gewinnen sey wenig, weil die Vortheile der bisherigen Inoculation kaum eine Lücke lassen, die mit einem Gewinnst auszufüllen sey.

Freilich haben wir in der Einimpfung der gewöhnlichen Blattern ein Mittel, um den grofsen Nachtheil zu entfernen, welchen die natürlichen Blattern so schrecklich anrichten. Aber ist es nicht noch immer ein beträchtliches, zuweilen tödtliches, öfterer Kränklichkeiten zurücklassendes Uebel, dem sich doch noch leicht ein geringeres substituiren liefse. Folgen ihnen nicht zuweilen unvermeidliche Eitergeschwülste, können wir sie immer von den Augen entfernen, und leiden nicht zuweilen die Sinneswerkzeuge, folgen nicht bei der besten Materie schlimme Pocken, die wohl mehr der Beschaffenheit des Körpers als der

der Materie zuzuſchreiben sind, und sind endlich die Fälle, wo ſelbst die inoculirten Blattern tödtlich wurden, nicht noch im verwichenen Jahre ſehr häufig geweſen? Zwei ſtarben in Hamburg, 10 in Darmſtadt, 3 in Wien, vorher 1 in Altona, und am letzten Ort ſprach ich einen Vater, dem vor einigen Jahren zwei Kinder an geimpften Blattern ſtarben, und von andern Orten sind im vorigen Jahre theils öffentlich, theils privat mehrere Fälle bekannt geworden. Dieſe Fälle ſchrecken immer mehr von der Inoculation der Menſchenpocken ab, und wenn Sie auch bei Ihrem eignen Kinde, welches an geimpften Blattern ſtürbe, sich keine Vorwürfe machen würden, und Muth und Ueberzeugung genug hätten, die übrigen mit eben der Ruhe zu impfen; ſo sind nicht alle Väter, ſelbſt die aufgeklärteſten, welche keine Aerzte sind, ſo ſtandhaft. Viele werden durch dieſe nicht ganz entfernte, bei gewissen nicht zu beſtimmenden Witterungsverhältnissen gröſsere Gefahr von der Impfung mit Menſchenpocken abgeſchreckt, bieten aber ihre Kinder unaufgefordert zur Kuhpockeninoculation an, und einige wollen sich alsdann nicht einmal zur Nachinoculation mit Menſchenpocken verſtehen, die ich doch, bis nach völlig entſchiedener Sache, noch immer für nöthig halte. Jeder entſchlieſst sich leicht

zur Impfung mit Kuhpocken, weil von so vielen Tausend, nicht vorgeblich, wie Sie sagen, inoculirten Kindern nur eins an den Kuhpokken gestorben seyn soll, obgleich noch einige andere an hinzu gekommenen Krankheiten starben. Wie viel sind im Ganzen seit der Entdeckung der Inoculation der Menschenblattern durch diese gerettet, und wie viel sind in dieser Zeit demohngeachtet an den natürlichen gestorben? Sollte das Verhältniss aller in Europa durch die Inoculation geretteten zu denen, die an den natürlichen Blattern starben, wenn ich es wie eins zu sechs annehme, nicht zu groſs seyn, sollte es der Wirklichkeit nicht näher kommen, wenn man es wie eins zu funfzehn, oder wohl gar noch geringer annimmt? Hat nun die Inoculation in so langer Zeit keine schnelleren Fortschritte gemacht, läſst es sich erwarten, daſs sie sie in der Folge machen wird? Ist der Staat berechtigt die Inoculation zu befehlen, sie mit Gewalt einzuführen? — Ist es deshalb nicht sehr zu wünschen ein Mittel zu haben, was sowohl die Inoculation unnöthig macht, als der mörderischen Krankheit vorbeugt? Sollte man durch ein Mittel, welches dieses verspricht, vorausgesetzt daſs es dies hält, *nur wenig* gewinnen?

Aber gar viel sollen wir dadurch verlieren

können, weil wir das *Heer* von Schärfen, verderblichen Zerstörungen und krankhaften Anlagen nicht bedenken, welche ein unbekannter Stoff, der so ganz das erste Urtheil wider sich hat, als die eiterige Jauche eines kranken Rindviehes in dem menschlichen Körper hervorbringen kann.

Diese Worte zeigen zu deutlich, dass Sie nicht ganz kalt und unpartheiisch die Beurtheilung des Werthes der Kuhpockenimpfung übernahmen, dass Sie schon vor angestellter Untersuchung dagegen eingenommen waren.— Dies beweisst auch schon der Titel Ihrer Abhandlung. Warum wählen Sie gerade ein Wort, was unabgesehen auf die unrichtige Etimologie desselben und dessen Sprachwidrigkeit (denn Brutalimpfung heisst doch eigentlich dem Verstande nach nichts anders, als Impfung des Viehs, und die humane die Impfung der Menschen) nur dazu dienen soll, die Sache durch die Zweideutigkeit, die in der Benennung liegt, herabzusetzen, und wohl theils die Idee allmählig verbreiten soll, als würden die Geimpften dadurch dem Vieh ähnlicher gemacht, theils aber durch das Beiwort human welches einen edlen Nebensinn hat, die Impfung der Menschenpocken erheben soll. Ein solches Verfahren, welches, gestehen Sie es aufrichtig, nicht ganz absichtlos ist, wenigsten

es nicht ſcheint, beweiſst nicht den vorurtheilsfreien Unterſucher. — Eben ſo übertrieben, verzeihen Sie mir dieſe Wahrheit, sind die oben angeführten Ausdrücke. Zugegeben, Ihre Vermuthung ſey nicht ohne alle Wahrſcheinlichkeit, ja es ſey Gewiſsheit, daſs durch die Kuhpocken im menſchlichen Körper ein ſpät wirkendes Gift erzeugt würde, ſo iſt doch das Wort *Heer von Schärfen* übertrieben, und ſtimmt nicht mit unſern pathologiſchen Kenntnissen überein, und iſt entweder das Produkt einer hypochondriſchen Stunde, in welcher man eine Stecknadel für einen Kirchthurm hält, oder es ſteht absichtlich da, wie ein Vogelſcheu, um von der neuen Impfung abzuſchrecken. Richtig ist der Ausdruck wahrlich nicht, am wenigſten wie jetzt die Sache ſteht, und Sie würden nicht wollen, daſs man ihn wörtlich nehmen ſollte. Daſs er pathologiſch unrichtig iſt, wem ſoll ich dies vordemonſtriren? Aerzten doch wohl nicht, denen bekannt iſt, wie wir eigentlich noch von keinem thieriſchen Gifte, welches einmal ſo beſtimmte Erſcheinungen hervorbringt und sich im Körper regenerirt, mit Sicherheit, wenigſtens unſern jetzigen Erfahrungen zu Folge, behaupten können, es verändere ſeine Natur vielfach. Maſern erzeugen Maſern, Pocken wieder Pocken, der Scharlachausſchlag wieder

Scharlach, ein Chanker venerisches Gift, und selbst die secundairen Wirkungen dieser Gifte sind sich gleich, und weichen auch, ihre Form mag auch verschieden seyn, denselben Mitteln. Und nur das Kuhpockengift sollte mehrere verschiedene Gifte, oder vielmehr ein Heer von neuen Giften oder Schärfen erzeugen können? Wer mögte sagen wollen, dies habe ein *Markus Herz* behauptet?

Den Stoff der Kuhpockenmaterie, oder eigentlicher die Wirkungen derselben auf den menschlichen Körper, kannte man vor den Versuchen gar wenig, ungefähr nicht mehr wie die Wirkung der Impfung der Menschenpocken auf den Körper, mehr durch unregelmäfsige Beobachtungen, als durch eigenes Anschauen, und auch jetzt möchte ich nicht behaupten, dafs man sie in ihrem ganzen Umfange kennt. Die frühen Wirkungen kennt man jetzt freilich ziemlich genau, und sie kommen, bis auf den Ausschlag, mit denen der gewöhnlichen Pocken ziemlich überein, aufser dafs das äufsere Ansehen an der Impfstelle etwas verschieden ist, und so viel bis jetzt die Erfahrungen lehren, die Zufälle und Fieberbewegungen gelinder wie bei den Menschenblattern sind. Aber kennen wir die Wirungen vieler Arzneien, die auch sicher von inen gebraucht werden, genauer? Kennen

wir nicht viele als Gifte und wenden sie doch an, wissen wir nicht, daſs es Idiosynkrasien giebt, daſs Arzneimittel Wirkungen äuſsern können, die wir nicht erwarteten, und brauchen sie doch? Schlugen Sie nicht selbst nach einigen wenigen glücklichen Versuchen den Wasserfenchel in Schwindsuchten vor, ist dies nicht ein Gift, kennen wir dessen Wirkungen auf den Körper durch so öftere Wiederholungen den funfzigsten Theil so genau wie die der Kuhpocken, kennen wir ein ganz sicheres Gegengift? Zwar sehe ich den Unterschied wohl ein, der zwischen einem thierischen sich durch Assimiliren vermehrenden Gifte, und zwischen einem gewöhnlichen mineralischen oder vegetabilischen Gifte herrscht, aber alle Aehnlichkeit fehlt doch nicht. — Aber das Kuhpockengift wird so allgemein angewendet, andere Gifte nur einzeln. Freilich weil das Uebel so allgemein ist, gegen welches dasselbe gebraucht wird, und wo der Nutzen so allgemein, die Gefahr so groſs ist, sollte man da auch nicht ein Mittel brauchen, welches wir wenigstens eben so genau kennen, wie sehr viele andere, und worauf jeder Mensch, da er sich in gleicher Gefahr befindet, gleiches Recht hat. Und können wir wohl noch jetzt mit Recht sagen, wir kennten die Wirkung des Mittels noch ganz und gar nicht, nun nachdem

so viele tausend Kinder damit angesteckt waren? Sollte sich in den Jahren und Monaten, wenn es wirklich ein gefährliches Mittel wäre, nicht wenigstens etwas Bedenkliches gezeigt haben? Ist also diese Behauptung wiederum wenigstens nicht übertrieben, wenn ich auch nicht sagen mag falsch?

Und nun ferner, was will das sagen, die Kuhpockenmaterie habe das erste Urtheil wider sich, weil es die eiterige Jauche eines Rindviehes sey, oder wie man auch eben so richtig hätte sagen können, weil es die dünne durchsichtige Lymphe aus den Blattern an dem Euter von Kühen sey, wenigstens wären dann die häfslichen Beiwörter eiterige Jauche und Rindvieh, die weder nöthig noch wichtig waren, vermieden.

Und nun frage ich, was diese Lymphe oder vielmehr dies Krankheitsgift, denn die Lymphe ist ja nur ein Produkt und das Eiter braucht und darf nicht angewendet werden für ein erstes Urtheil oder Urtheil *a priori* gegen sich haben kann? — Soll es blos das Eckelhafte seyn, dann ist dies kein Einwurf, denn wir brauchen manche nicht weniger eckelhafte Sachen, wie Moschus und Biebergeil, innerlich und äufserlich, ja auch Materie von Menschenblattern. Soll es aber darin bestehen, dafs es ein sich im Körper multipli-

rendes Gift ist, so ist ja das Menschenblattern-gift ein ähnliches, warum hat denn dies nichts *a priori* wider sich? Sind aber andere Gründe *a priori* da, warum man zu vermeiden suchen müſste, dieses Contagium in den Körper zu bringen, so muſs ich aufrichtig gestehen, daſs ich sie nicht kenne, und bedaure, daſs Sie dieselben nicht genannt haben. Sollten Sie aber vielleicht darauf zielen, daſs ein animalisches in den menschlichen Körper gebrachtes Gift diesen und dessen Vernunft brutalisiren könnte, oder daſs unsere Organisation so dadurch umgeschaffen werden könnte, daſs sie hinfüro für alle thierische Krankheitsgifte empfänglich werden würde, so ist dies eine Hypothese, welche auch *Hufeland* einst äuſserte, die aber weder auf Analogie, noch auf irgend einen andern Beweiſs ruhet, ja die vieles gegen sich hat, abgerechnet, daſs sie durchaus nichts für sich hat. Vieles gegen sich, weil wenn man dies von einem thierischen Krankheitsgifte vermuthen darf, man es auch bei andern vermuthen müſste, und dann würde der Biſs toller Thiere und andere Krankheitsgifte, von denen man einzelne Beispiele hat, daſs sie sich von Thieren auf den Menschen verbreiteten, ja selbst der Biſs von Natur giftiger Thiere, ähnliche Folgen haben können, gehabt haben. Hiervon ist aber meines Wissens

kein Beispiel vorhanden. Daſs der Mensch toll wird, wenn er von einem wüthenden Hunde gebissen wird, daſs er eine Neigung zum Beissen und Speien bekömmt, ist nichts ähnliches hiervon, es ist nur ein ganz ähnlicher Effekt, wie er in jedem anderen Thiere durch dies Wuthgift hervorgebracht wird. Nie aber habe ich gehört, daſs Menschen, die von wüthenden Thieren gebissen waren, zur Zeit der Viehseuche mit dieser befallen sind, eben so wenig ist dies von solchen bekannt, die von giftigen Schlangen gebissen waren. Es ist also weder bei anderen thierischen Giften *a posteriori* erwiesen, daſs sie dies bewirken könnten, noch ist ein Grund vorhanden, warum man dies *a priori* bei dem Kuhpockengift vermuthen sollte. —

Es scheint mir aber bei Ihren Einwürfen, daſs Sie sehr oft alles noch in der Lage zu sehen glauben, wie es damals war, als *Jenner* die ersten Versuche machte, aber nicht wie die Sachen jetzt stehen. — Daſs hierin ein Unterschied herrscht, werden Sie doch nicht leugnen können, ob Sie sich gleich oft so stellen, als bemerkten Sie keinen.

Bei der Einführung der Inoculation der Menschenpocken kannte man freilich den Stoff, wie Sie sagen, aber man kannte auch die oft tödtlichen so verheerenden Folgen desselben.

Man konnte, wie Sie sagen, freilich eben so wenig wissen, ob man nicht durch das Vorgreifen der Natur üble Folgen erregen würde, ja was Sie nicht berühren, man konnte weder wissen, ob man durch das Einbringen des Giftes in den Körper vermittelst einer Wunde die Krankheit nicht eben sowohl schlimmer wie leichter machen würde, da viele thierische Gifte durch Wunden nachtheiligere Wirkungen äuſsern. Was man zuerst darin erfuhr und wodurch Aerzte zu den Impfungen verleitet wurden, war nicht sicherer, als wodurch *Jenner* zur Inoculation der Kuhpocken bewogen wurde. Aber jene Impfungsart versprach nur Minderung, diese völlige Ausrottung der Menschenpocken, ohne dafür eine andere unwillkührlich um sich greifende an die Stelle zu setzen, da die Kuhpocken kein Miasma sind, welches Sie zwar an einer Stelle Ihrer Abhandlung behaupten (S. 80.), an einer andern aber in Zweifel ziehen (S. 91.). Es ist die Impfung der Menschenpocken jetzt freilich auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht, daſs man nur selten von tödtlichen Folgen hört, und daſs man ungefähr eine Zahl bestimmen kann, wie viel von einer gegebenen Summe sterben, doch möchte eins von 2000 wohl zu wenig seyn; aber von jedem Individuum sicher sagen zu können, es wird

nicht an der Inoculation sterben, es wird keine üblen Zufälle bekommen, die Blattern werden sicher nicht bösartig werden, dahin sind wir doch noch nicht, und weil wir dies nicht bestimmen können, so findet die Inoculation noch immer viel Widerstand, besonders unter den gemeinen Klassen, wo die Blattern ohnedem am tödtlichsten werden. — Und man sollte eigentlich nur darüber sprechen, wie die Sachen jezt stehen, nicht wie sie standen, wie sie stehen sollten, wenn es nicht physische Hindernisse gäbe. Lassen wir es also dahin gestellt seyn, ob die, welche die Impfung mit Menschenpocken zuerst versuchten, mehr wagten, oder ob es die waren, welche die Kuhpockenimpfung einführten; im Ganzen ein sehr zweckloser Streit, und sehen wir lieber mehr darauf, was jetzt unsere Pflicht ist. Da glauben Sie nun, es sey die höchste Pflicht Ihr Kind durch die ältere Impfungsart, wie man sie jetzt kennt, nämlich bei der grofsen Wahrscheinlichkeit, aber nicht Gewifsheit eines glücklichen Ausganges, für die natürliche Ansteckung zu schützen, und würden als Mensch ruhig dabei bleiben, wenn Ihr Kind ein Opfer würde. Hingegen versichern Sie eben so ruhig zu bleiben, wenn man bei der Unbekanntschaft mit der älteren Methode nur die neue Art zu impfen kennte, und Ihr Kind stürbe

an den natürlichen Blattern. Dies zeigt, wie sehr Sie als Arzt die Methode heruntersetzen, sich ihrer dann nicht einmal gegen ein höchstwahrscheinlich tödtliches Uebel zu bedienen, wenn kein anderes Mittel vorhanden ist, es beweifst dies, da Sie gegen dieselbe oft nur mit dunkeln Gefühlen und nicht mit Gründen streiten, dafs Sie in der Absicht die Untersuchung vornahmen, gegen die Kuhpocken zu entscheiden. Aber ich bin versichert, dafs Ihr Herz anders sprechen würde, wie der Arzt auf dem Papiere, und wenn Sie im letzten Fall auch ruhig seyn würden, wenn Ihr Herz Ihnen wegen dieser Unterlassung keine Vorwürfe oder nur stille leicht zu übertäubende machte, so wird es daher rühren, dafs man bei etwas Guten, was man unterläfst, viel gleichgültiger ist, als bei einem Unrecht, was man gethan hat.

Sie theilen die Versuche in *wilde* und *vernünftige*. Sie rechnen die Versuche mit den Kuhpocken, die gemacht wurden, ja sogar die, welche jetzt gemacht werden, und zwar damals auf häufige Aussagen und Erfahrungen, zwar nicht von Aerzten, aber eben auf die Gründe gestützt angestellt wurden, wie die mit der alten Impfungsmethode, und sehr vielen jetzt gebräuchlichen Mitteln, die wir oft

aus den Händen der gröbsten Charlatans und alter Weiber empfingen, dann aber von vielen Aerzten bestätigt wurden, in Rücksicht der Absicht für die Menschenblattern zu schüzzen zu den vernünftigen, gestehen aber, daſs die Wahrscheinlichkeit derselben von Vernunftgründen und von dem dunkeln Beurtheilungsvermögen des Individuums abhänge, und daſs Ihr individueller Verstand, Ihr *dunkeles Beurtheilungsvermögen und Gemüthszustand* Ihnen nicht viel Wahrscheinlichkeit sehen lasse. Sie sagen in diesen Zeilen, daſs sie zu den vernünftigen gehören, und behaupteten doch gleich anfangs, daſs gar wenig ja nichts dadurch zu gewinnen stände, und ein solcher ganz ohne Absicht unternommener fruchtloser Versuch kann doch nie zu den vernünftigen gehören, auch nicht die geringste Stufe solcher Versuche einnehmen.

Vom praktischen Blick und Gefühl hat man zwar viel geredet, und es giebt auch wohl einen Bestimmungsgrund, den man so nennen kann, der die Richtschnur vieler Aerzte ist, und der das Resultat ungeläuterter, halb vergessener Beobachtungen zu seyn pflegt, aber den man doch sicher nicht als einen Beweiſs gegen eine Methode anführen darf, durch den man andere nie überführen wird, und der sicher an keinem unschicklichern Orte stehet,

als unter Vernunftgründen. Schlimm genug, wenn unsere Kenntnisse oft nicht weiter reichen, und wir genöthigt sind, uns bei der Entscheidung, was wahr, was falsch sey, auf ein solches dunkles Gefühl zu verlassen; aber wo man es nicht nöthig hat, wo nur irgend noch vernünftige Gründe, sagten sie auch grade das Gegentheil aus, vorhanden sind, sollte dies unbestimmte Gefühl doch auch nie zur Sprache kommen dürfen, viel weniger aber so vorlaut werden. Der individuelle Gemüthszustand des Beurtheilenden sollte sich doch auch kein Stimmenrecht einfallen lassen, und schon das Bewufstseyn eines solchen individuellen Gemüthszustandes, von dem man überzeugt wäre, dafs er bei andern nicht Statt fände, dafs er selbst zu andern Zeiten verschieden seyn würde, (denn das mufs jeder individueller Zustand, der nicht aus allgemein gültigen Gesetzen resultirt), müfste den Beurtheiler überführen, dafs die in dieser individuellen Lage geäufserten Urtheile nicht ganz rein und wahr wären, und er müfste nie darnach urtheilen wollen, oder diesen Urtheilen irgend einen Werth zuschreiben. Sie gestehen, dafs bei Ihnen sich dies Bewufstseyn finde, ja Sie behaupten deshalb, dafs Sie deshalb weder zu tadeln noch zu widerlegen seyn würden, woran doch noch gezweifelt werden könnte. Aber

eine ſehr ſichere, wenn auch nicht neue Retirade verſpricht dies immer, zu ſagen, du verſtehſt mich nicht, du kannſt mich nicht in meiner individuellen Art die Sache anzuſehen, begreifen. Sicher ſind Sie ſo immer, wenn man Ihnen die Beweiſskraft dieſer Gründe zugeſteht, aber daran möchte es fehlen.

Von der andern Seite den Verſuch mit den Kuhpocken betrachtet, nämlich von der Seite des vielleicht nachtheiligen Einfluſſes auf die menſchliche Organiſation, ſetzen Sie ihn in die Klaſſe der *wilden*. Wären nicht, bevor Aerzte vorſetzlich mit Kuhpockenmaterie inoculirten, Menſchen zufällig angeſteckt worden, wäre man nicht dadurch von der Unſchädlichkeit des Giftes auf den menſchlichen Körper, nicht allein gleich nach der Inoculation, ſondern auch ſpäter, wenigſtens von der Nichtexiſtenz auffallender Nachtheile überzeugt worden, wären die Verſuche ohne alle Absicht angeſtellt; ſo könnte man das Verfahren von *Jenner* ſehr gewagt, unvorſichtig, wild nennen. So wie aber die Sachen ſtanden, hätte ein Arzt, dem das Factum bekannt wurde und keine Verſuche darüber anſtellte und dieſe nicht bekannt machte, nicht verdient Arzt zu heiſſen. Auch werfen Sie *Jennern* an einer andern Stelle vor, daſs er

Unrecht gethan hätte, eine ſolche Sache, da er ſie ſchon länger gekannt hätte, nicht früher bekannt zu machen, welches ſich doch mit der Behauptung, daſs es ein wilder Verſuch ſey, der wenig Nutzen verſpreche, ſchwer reimen läſt. Ueberhaupt geſtehen Sie es nur, wenn wir allen ähnlichen Verſuchen, die nach nicht zuverläſsigeren von Aerzten angeſtellten Erfahrungen, oder nicht nach hinreichender Analogie unternommen ſind, den Beinamen der wilden geben wollten, welches Mittel iſt es, deſſen erſte damit von Aerzten angeſtellte Verſuche nicht dieſen Namen verdient hätten? Ich kenne kaum eins. Aber wie ſchon geſagt, was geht es uns jetzt an, wie es ehemals war, was geht es uns an, ob dies Mittel zuerſt in den Händen eines alten Weibes, eines Charlatans oder eines Pächters war, und durch einen raſchen Arzt zuerſt gebraucht ward. Wie nun die Dinge ſtehen, nachdem in England, in Frankreich, in Deutſchland und beinahe in der ganzen geſitteten Welt ſchon mehrere Jahre hindurch ſo viele geimpft wurden, und man doch noch keine nachtheilige Folgen, wenn auch nicht immer völlige Sicherung gegen natürliche Blatternanſteckung beobachtete, iſt es doch ſicher zuviel geſagt, den Verſuch noch einen wilden zu ſchelten. Welches Mittel iſt es denn, was wenigſtens nicht

ganz ohne Wirkung ist, und bei funfzigtausendmaliger Anwendung, selbst in den Händen der Aerzte, nicht *einmal* tödtlich ward, ja welches ist es, was unter funfzigtausend Fällen nur *einmal* tödtete? Ich bin aufrichtig genug zu gestehen, dafs ich keins kenne, wenigstens von keinem Ursache habe dies zu glauben, und zwar theils meinen eigenen Erfahrungen zu Folge, theils dem zu Folge, was ich selbst bei unsern ersten Aerzten Gelegenheit zu sehen hatte. Ja, selbst die Anwendung des Laugensalzes, die ich zuerst in convulsivischen Krankheiten empfohl, und für welches Mittel ich doch einige Vorliebe haben könnte, scheint innerlich, abwechselnd mit Opium nach Stützischer Methode gegeben, zuweilen Entzündungen des Magens, die tödtlich werden können, zu erregen, und grofse Vorsicht zu erfordern. Ich sage dies hier, um einen gewifs sehr deutlichen Beweifs meiner Unpartheilichkeit und Wahrheitsliebe zu geben. Ich gestehe dies hier in Vergleich mit Ihnen als jüngerer Arzt, und wenn ich auch allein nicht berechtigt bin, eine gleiche Aufrichtigkeit, die dem älteren Arzt sicher nicht so schwer werden wird, zu verlangen, so darf ich dies doch in Rüksicht der Achtung fordern, die Sie dem ganzen Publikum schuldig sind.

Sie führen mehrere Fälle an, wo von hundert geimpften Kindern in einiger Zeit darauf einige an Krankheiten ſtarben, eins kränklich ward und ſo ferner, aber um zu beweiſen, daſs die erfolgten Zufälle Folge der Kuhpockeninoculation geweſen ſind, dazu würde doch wohl eine ſehr genaue Krankengeſchichte und Section jedes einzelnen Falles erforderlich ſeyn, und würde die ſpäter von Ihnen vorgeſchlagene genaue Beobachtung der Geimpften nicht gewiſſenhafter, wie dieſer Catalog der nach und bei der Impfung vorgefallenen Unglücksfälle ausfallen, ſo würde es ſchlimm mit den daraus zu ziehenden Reſultaten ausſehen. — Aber Sie ſelbſt wollen auch nicht behaupten, daſs die erzählten Zufälle Folgen der Inoculation geweſen ſind, haben aber dem ohngeachtet dieſe unvollkommenen, von Ihnen ſelbſt nicht für beweiſend gehaltenen Data nicht zurückhalten können. Bei Aerzten, die nicht gewohnt ſind nach dem Schein zu urtheilen, werden dieſe angeführten Data wenig gelten, aber freilich auf das nicht mediziniſche Publikum, dem Sie Ihre Abhandlung durch einen eigenen Abdruck in die Hände zu bringen ſuchten, möchten dieſe in die Welt geſchickten unvollkommenen Krankengeſchichten und Angaben nicht ohne die gewünſchte Wirkung bleiben, und ich kann

Ihnen die angenehme Nachricht geben, ſie ſind es auch nicht geblieben.

Ueber die Geſetze, die Sie in Rückſicht der Verſuche aufſtellen, die man mit dem menſchlichen Körper in Krankheiten anſtellen will, gehe ich weg, indem ich ſie im Ganzen für richtig halte, und es zu wünſchen wäre, ſie würden immer befolgt, und jeder jüngere Arzt prägte ſie ſich tief ein. Man würde dann freilich weniger einzelne eklatante glückliche Fälle anzuführen, aber auch weniger unbekannte unglückliche zu bereuen haben.

Wenn Sie als Mangel bei der neuen Impfung erwähnen, daſs es nicht gewiſs zu beſtimmen ſey, auf wie lange dieſe für die wahren Blattern ſchütze, und ob nicht einmal wieder ein Zuſtand folgen könnte, der ſich entweder nach Jahren oder ſchneller entwickelte, wo dieſe Sättigung aufhörte und neue Empfänglichkeit einträte; ſo würde es wider alle geſunde Vernunft ſeyn, die Möglichkeit hiervon zu leugnen, und zur Entſcheidung dieſes Gegenſtandes die bisherigen Erfahrungen für hinreichend zu halten. Hierüber muſs nothwendig die Zeit und eine nicht zu früh vorgenommene, und der Sicherheit halber bei jeder Blatternepidemie, die aber bei allgemeiner Impfung der Kuhpocken kaum entſtehen kann, wiederholte Impfung mit Menſchenblattern

entſcheiden. Aber auch auf den Fall, daſs die Folge erweiſen würde, die Empfänglichkeit für Menſchenblattern kehrte nach einiger Zeit, z. B. nach 6 oder mehrern Jahren zurück, ſo werden Sie nicht leugnen können, daſs dadurch, angenommen, daſs die Kuhpockenimpfung durchaus keine nachtheilige Folgen hat, viel gewonnen würde, indem nicht allein die Anſteckung durch Menſchenblattern durch öftere Impfung der Kuhblattern ganz verhütet werden, ſondern auch hierdurch ſchon das einzige ausführbare Mittel, die Blattern völlig zu vertilgen, gefunden wäre. Dies ſind doch Gründe genug, die dieſe Entdeckung zu einer der wichtigſten erheben, und es jedem Arzt zur Pflicht machen, um dieſer glücklichen Ausſicht willen ſelbſt Verſuche anzuſtellen, indem jeder Arzt nur ſeinen eigenen Erfahrungen bei einer ſo wichtigen Sache trauen darf, und man weder bei einigen Schein gegen dieſelbe alles ſogleich aufgeben, noch bei mehreren glücklichen Erfahrungen ſich für ganz ſicher halten muſs. Dies ſind, glaube ich, ſehr richtige und gemäſsigte Grundſätze, die jede Parthei billigen muſs.

Die Möglichkeit, daſs die Empfänglichkeit für Menſchenblattern inniger durch Kuhpockenimpfung gehoben würde, wie ſelbſt durch Menſchenblattern, iſt nicht zu leugnen,

man könnte ſie durch das nämliche Beiſpiel darſtellen, welches Sie hierbei gebrauchen, und man könnte wirklich Erſcheinungen anführen, die dieſer Erklärungsart günſtig wären, ob ich gleich weit entfernt davon bin zu behaupten, daſs es ſich ſo verhielte. Iſt z. B. ein Laugenſalz mit Salzſäure geſättiget, ſo kann es freilich mit anderer Salzſäure nicht wieder eine neue Verbindung eingehen, aber für Vitriolſäure hat es doch noch Empfänglichkeit. Iſt es hingegen mit Vitriolſäure geſättigt, ſo kann es ſich mit keiner Salzſäure verbinden. Könnte nicht die Vitriolſäure die Kuhpockenmaterie und die Salzſäure die Menſchenpockenmaterie vorſtellen?

Der zweite Vorwurf, den Sie der Impfung mit Kuhpocken machen, und gegen den ich ſchon oben einiges erinnerte, auf welchen Sie auch am meiſten Gewicht zu legen ſcheinen, und der für Sie nicht allein groſse Möglichkeit, ſondern Wahrſcheinlichkeit hat, ſind die zu befürchtenden üblen Folgen. Die Möglichkeit, daſs ein Gift noch lange nachdem es in den Körper gebracht iſt und ſeine erſte Wirkung geäuſsert hat, krankhafte Veränderungen erzeugen kann, lehrten uns, (um ſo wenig vom Wege zu weichen wie möglich) die natürlichen ſowohl wie geimpften Menſchenblattern nur zu oft. Ja von einem thieriſchen

Gifte, dem Wuthgift, ist es hinlänglich bekannt, daſs es erst nach sehr unbestimmter Zeit im Körper nachtheilige Folgen äuſsern kann. Aber sind wir darum berechtigt dies nämliche von diesem Gifte zu erwarten? Bei allen bis jetzt geimpften Kindern hat man auſser einem Ausschlag, der zuweilen der Inoculation folgte, der aber bei den Kindern, bei welchen ich ihn beobachtete, theils bald ohne allen Gebrauch, theils bei dem Gebrauch von *Aethiops mineralis* bald verschwand, nichts auffallendes krankhaftes bemerkt, auſser ein Symptom bei einem Kinde, dessen ich gleich erwähnen werde. Bei einem Kinde, welches ich auf einen Arm mit Materie aus einem solchen secundairen Ausschlag geimpft hatte, auf den andern aber mit Materie desselben Kindes aus der Impfpocke, entstand am letzten Arme ein näſsender sich immer mehr um die Impfstelle verbreitender Ausschlag, der zuletzt wohl eine Stelle von zwei bis drittehalb Zoll im Durchmesser einnahm, aber allmählig ohne alle Folgen zu hinterlassen, verschwand. Dies Kind, was überhaupt für sein Alter sehr weit zurück war, und erst im dritten Jahre anfing unvernehmlich zu sprechen, war vorher öfters, so wie auch dessen geimpfte Schwester, die oft an Ausschlägen litt, krank, aber ist seitdem, es ist schon ein Jahr her, sehr gesund. —

Der andere eben erwähnte Zufall, auf den mich auch, als eine ſeltene Erſcheinung, Herr Hofchirurgus *Stromeyer* in Hannover vor einigen Wochen aufmerkſam machte, beſteht in einer neuen Entzündung der Impfwunde nach einigen Monaten, die in den, zwar nicht von mir ſelbſt geſehenen, aber mir von den Eltern erzählten Fall, mit Fieber verbunden war, welches einen Tag dauerte, und als etwas unbedeutendes mir nicht gleich geſagt wurde.

Dies ſind die einzigen Unannehmlichkeiten, doch ohne weitere Folgen, welche mir vorgekommen ſind, und die kaum werth ſind, daſs ich ſie mittheile, welches ich aber doch, um bei dieſer Sache ſo gewiſſenhaft wie möglich zu handeln, nicht unterlaſſen wollte. Aber ſollte man hieraus wohl vermuthen können, das Kuhpockengift wirke ſehr ſpät und nachtheilig auf die Conſtitution. Berechtigen uns die doch wahrhaft fabelhaften Erzählungen vom Wuthgift, welches erſt nach 10 Jahren gewirkt haben ſoll, zu ähnlichen Vermuthungen bei dieſer Krankheitsmaterie? — Sie wiſſen, daſs man noch in neueren Zeiten, wenigſtens ſind es noch keine 20 Jahr her, der Inoculation der Menſchenblattern eben die Vorwürfe machte, die Sie dieſer Inoculation machen, und daſs dies ſelbſt von einem Ihrer verehrungswürdigen Collegen dem nun

verſtorbenen *Selle* geſchah. Und hierzu hatten dieſe Aerzte abſolut gewiſs mehr Recht, als *Sie* es jetzt haben, wenn ſie auch in Vergleich der üblern Folgen Unrecht hatten, die bei den natürlichen ſo gewöhnlich ſind. Wenn *Sie* auch ſo glücklich waren, von den 500 von Ihnen mit Menſchenpocken geimpften Kindern, weder eins zu verlieren, noch unangenehme, bedenkliche Zufälle zu ſehen, ſo waren nicht alle Aerzte ſo glücklich, wovon Sie in dem aufrichtigen Geſtändniſs eines *Vogels* und mehrerer Beiſpiele kennen. Auch zeichnet ſich meine Vaterſtadt Göttingen durch mehrere unglückliche Beiſpiele von einem tödtlichen Ausgange der Impfung mit Menſchenpocken aus, und ich ſah ſelbſt ein von Wedekind, welcher doch mit den Lehren des ſich eines ſolchen Glückes rühmenden Hofmanns genau bekannt war, inoculirtes Kind in Mainz ſterben.

Auch iſt es notoriſch bekannt, und Sie werden mir es nicht ableugnen, wenn Sie nur ruhig den Gang der Kuhpockenimpfung ſelbſt beobachteten, daſs beinahe die glücklichſte Inoculation der Menſchenblattern mit eben ſo heftigen Zufällen verbunden iſt, wie die heftigſte der Kuhpocken. — Die heftigſten Zufälle waren ein Fieber von zwei Tagen mit Irrereden während dem Schlaf bei einem zweijährigen Jungen, den ich vor 14 Tagen impfte.

Der andere eben
mich auch, als eine
Hofchirurgus *Strom*
gen Wochen aufm
einer neuen Entzi
einigen Monaten,
mir selbst geseh
erzählten Fall, m
ches einen Ta
deutendes mir

Dies sin
keiten, doc
mir vorge
werth sind
aber doc
haft wie
wollte.
then
spät
Ber
Er

Körper noch jetzt völlig unbekannt
eine Voraussetzung, die Ihnen niemand
ben wird, zugeben kann, da ihr
nicht vorgegebene, wie Sie sich ausd

storbenes ... erksam angestellte Versuche ent-
diese ... Oder mögen Sie allen Aerzten,
Sie es jetzt ... ockenmaterie impften, alle Auf-
ich der ... absprechen, ohne sich selbst durch
den nat... uche zu überzeugen, dass diese
auch so ... merksam waren? —
... Sie zum Beweiss der Unvorsich-
... Vertheidiger der neuen Methode
... ckenmaterie mit andern minerali-
... n, und namentlich öfters mit der
... g des Bleies vergleichen, dem Sie
... wegen seiner langsam wirkenden
... n Eigenschaften nicht trauen, so kann
... h hierauf erwiedern, dass für manche
... as kein gefährliches Gift ist, was es für
Aerzte ist, die das Gegengift nicht
oder nicht anwenden. So würde ich
... B. nie scheuen, Bleimittel in Schwind-
... n zu verordnen, und habe es auch schon
Nachtheil gethan, weil ich im Alaun ein
...gliches, schnell wirkendes Gegengift ken-
gelernt habe, welches ich Schwindsüch-
..., wenn etwas Kolik entstand, nicht allein
... Schaden, sondern mit Erleichterung der
...stbeschwerden nehmen liess. So kann für
... ein Mittel unschuldig seyn, welches ich
...cht dafür halte, und so ist alles in dieser
...insicht sehr relativ. Aber weil wir doch
...een bei Vergleichungen sind, würden Sie die

Aber wenn man bedenkt, wie leicht bei Kindern auch bei sehr gelindem Fieber, selbst während völligen Wachen Irrereden erfolgt, so kommt ein Phantasiren im halben Schlaf gar nicht in Betracht. Aber nie bemerkte man Eiterungen an Gelenken, Augenentzündungen oder Fehler der Sinneswerkzeuge und so manche andere üble Zufälle, die sich von den geimpften Menschenblattern nicht ganz entfernen lassen. Dies sind Thatsachen, die eine tausendfältige Erfahrung bestätigt hat, die durch kein Raisonnement und unvollkommen erzählte Unglücksfälle widerlegt werden können, durch welchen milden gefahrlosen Gang der Krankheit sich diese Impfungsmethode so viel Anhänger unter Aerzten und Nichtärzten erwarb. Dies würden für jeden unpartheiischen doch bündige Beweisgründe genug von der größeren Unschädlichkeit der Kuhpocken-Materie in Vergleich der Menschenpocken-Materie seyn, welche Sie von den Anhängern dieser Methode verlangen. Sie setzen zwar immer voraus, was sich aber doch wahrhaftig der Wahrheit sehr wenig gemäß verhält, daß uns die Wirkungen dieser Materie auf den Körper noch jetzt völlig unbekannt wären eine Voraussetzung, die Ihnen niemand zugeben wird, zugeben kann, da ihr tausend nicht vorgegebene, wie Sie sich ausdrücke

ſondern aufmerkſam angeſtellte Verſuche entgegen ſtehen. Oder mögen Sie allen Aerzten, die mit Kuhpockenmatèrie impften, alle Aufmerkſamkeit abſprechen, ohne ſich ſelbſt durch eigene Verſuche zu überzeugen, daſs dieſe Aerzte unaufmerkſam waren? —

Wenn Sie zum Beweiſs der Unvorſichtigkeit der Vertheidiger der neuen Methode die Kuhpockenmaterie mit andern mineraliſchen Giften, und namentlich öſters mit der Anwendung des Bleies vergleichen, dem Sie vorzüglich wegen ſeiner langſam wirkenden ſchädlichen Eigenſchaften nicht trauen, ſo kann man auch hierauf erwiedern, daſs für manche Aerzte das kein gefährliches Gift iſt, was es für andere Aerzte iſt, die das Gegengift nicht kennen oder nicht anwenden. So würde ich mich z. B. nie ſcheuen, Bleimittel in Schwindſuchten zu verordnen, und habe es auch ſchon ohne Nachtheil gethan, weil ich im Alaun ein untrügliches, ſchnell wirkendes Gegengift kennen gelernt habe, welches ich Schwindſüchtigen, wenn etwas Kolik entſtand, nicht allein ohne Schaden, ſondern mit Erleichterung der Bruſtbeſchwerden nehmen lieſs. So kann für Sie ein Mittel unſchuldig ſeyn, welches ich nicht dafür halte, und ſo iſt alles in dieſer Hinſicht ſehr relativ. Aber weil wir doch eben bei Vergleichungen ſind, würden Sie die

Kuhpockenmaterie, wenn es z. B. eine Pflanze wäre und man gegen die Entſtehung der Pokken oder einer andern gleich gefährlichen, gleich allgemeinen Krankheit dies Mittel empfohlen und ſo oft bewährt gefunden hätte, wenn man es auch noch kürzere Zeit kennte, nicht anwenden? Ich bin überzeugt, Sie würden es thun. Und was hindert Sie nun daſſelbe anzuwenden? Der Einwurf, daſs es nicht in der Erde, ſondern an einem Kuheuter entſtanden iſt? ſicher doch nichts anders; und genauer betrachtet nur das Ungewöhnliche dieſes Heilmittels. Aber ſollte uns etwas Ungewöhnliches abſchrecken, ſo abſchrecken, daſs man nicht einmal den Verſuch machen wollte? Finden wir nicht ſehr oft das völlig Ungewöhnliche, Unglaubbahre wahr und beſtätigt? Wem iſt es nicht noch im friſchen Andenken, wie ſehr man über die Wirkungen des thieriſchen Magnetismus lachte, wie man, als er ſich noch in den Händen von Charlatans befand, alles für Betrügerei oder höchſtens für bloſses Produckt der Einbildungskraft oder des Kitzels hielt. Und wer mag nun dreiſt genug und unwiſſend genug ſeyn, die unbezweifelten Thatſachen, welche uns *Heineken* vorlegte und die uns *Wienholdt* bald noch auffallender darlegen wird, zu leugnen, zu verlachen? Es zeigt gewiſs wenig

Bekanntſchaft mit unſerer mangelhaften Kenntniſs an, alles zu bezweifeln und etwas lächerlich zu machen, noch ehe man es genau unterſucht hat, wie ſich dies einige Aerzte auch gegen die Kuhpockenimpfung erlauben, das zeigt ſehr eingeſchränkten Geſichtskreis an, welches ein Mann von Ihren Kenntniſſen, von Ihrem Verſtande, ſicher zugeben wird.

Daſs die Pächter den Geſundheitszuſtand ihrer Melker nach überſtandenen Kuhpocken wohl nicht ſo genau unterſuchten, wie Sie es verlangen, gebe ich gerne zu, aber für einen Arzt möchte es in dem Maaſse ſchwer, ja unmöglich ſeyn, und meines Wiſſens geſchah es in dem Maaſse noch nicht einmal mit 100 Individuen, die mit Menſchenpocken geimpft wurden, bis an das Ende ihres Lebens, und dieſen trauen Sie doch ſo ſehr. Denn von Tauſend hundert würden wegen der gewöhnlichen Sterblichkeit kaum hinreichen zu beſtimmen, ob ſie mehr wie andere Tauſend gar nicht oder mit Menſchenpocken Geimpfte, die ſich übrigens unter gleichen Umſtänden befinden müſsten, an Ausſchlägen, an Krankheiten von ungewöhnlicher Art, an körperlichen Wohl und Lebenskraft, an Augenentzündungen, an Verhärtungen der Eingeweide, an ſcrophulöſer Schärfe und ihren Folgen von mancherlei

Geſtalten, an weiſſen Fluſs oder andern weiblichen Beſchwerden litten, oder von ihrer gewöhnlichen Lebenszeit etwas einbüſsten; dies würde wohl kaum möglich ſeyn, da man wohl keine Gelegenheit hat, die Menſchen ſo lange unausgeſetzt zu beobachten, ſie in gleiche Lagen zu verſetzen, dieſe immer richtig zu beurtheilen und zu beſtimmen. Die Anzahl von Frauenzimmern und Mannsperſonen müſste bei beiden Tauſend gleich ſeyn ſeyn, und eigentlich müſsten es lauter ſolche ſeyn, die mit Menſchenpocken geimpft wären. Es ſind dies Forderungen, die zu einer richtigen Beſtimmung unumgänglich nöthig ſind, die aber wohl moraliſch aber nicht phyſiſch möglich ſind. Ueberhaupt aber iſt dieſer Beweiſs von der Unſchädlichkeit eines Mittels noch bei keinem einzigen ſo ſtrenge geführt, weder bei der Anwendung längſt bekannter noch neuer Mittel, und alle Mittel ſind in dieſer Rückſicht neu, und doch von Ihnen gebraucht. Es ſcheint daher, daſs dieſe Ihre Bedingungen nur die Folge einer, nicht auf hinreichenden, darlegbaren Gründen beruhenden Abneigung gegen die Kuhpockenimpfung ſind.

Sie tadeln hierbei die engliſchen Aerzte, daſs ſie uns dieſe Entdeckung, nachdem ſie dieſelbe ſchon ſo lange gekannt hatten, nicht früher mitgetheilt hätten, indem ſie nun ſchon

gröſsere Fortſchritte gemacht haben würde, wenn ſie ſchon 20 Jahre bekannt geweſen wäre. Aber was würden Sie geſagt haben, wenn die Aerzte es gleich bekannt gemacht hätten, ſo wie ſie davon hörten, ohne zu unterſuchen, da Sie ihnen ja jetzt, nach einer zwanzigjährigen Bekanntſchaft damit, noch nicht einmal Glauben ſchenken wollen. Sie helfen ſich zwar dadurch heraus, daſs Sie den engliſchen Aerzten geradezu Schuld geben, ſie legten einer ſeit vielen Jahren herrſchenden Volksmeinung den Werth wirklicher Erfahrungen bei. Dem ſey nun wie ihm wolle, hierüber mögen ſich jene ſelbſt vertheidigen, und ich will in ſo fern nachgeben, wirkliche ordentlich beobachtete Fälle nicht über 5 bis 6 Jahr anzunehmen, welches Sie denn doch nicht leugnen. Es mag immer ſeyn, daſs die Sache Aerzten ſchon lange bekannt war, daſs dieſe ſie aber für ein leeres Geſchwätz hielten, und erſt durch einen Zufall oder die Wiederholung der Sage zur nähern Unterſuchung geleitet wurden. Was aber die Hauptſache betrifft, ſo ſagen die engliſchen Aerzte und namentlich *Pearſon*, daſs keine Krankheit als eine Folge der Kuhpocken entſtanden, ja nicht einmal eine vorhandene Diſpoſition aufgeregt ſey. —

Sie ſagen ferner: die Veranlaſſung zu dem

beunruhigenden Gefühl, dafs die Kuhpocken nicht hinreichend schützen, oder schädliche späte Folgen zurücklassen, sey nicht aus der Wolken gegriffen. Hierzu würden Sie, zu auf eine dunkle Weise, durch Thatsachen bewogen. Sie schliefsen nun, ob logisch richtig mögen andere beurtheilen, weil es an einigen bekannten Fällen nicht fehle, wo Menschenpocken den Kuhblattern gefolgt seyen, dafs es gewifs auch mehrere Fälle nicht allein hiervon, sondern auch von schädlichen Folgen gegeben habe, die nur aus Anhänglichkeit vorsetzlich verschwiegen wären. Man müsse sich nicht durch die imponiren sollende Menge von Tausenden, die vorgeblich mit Kuhpocken geimpft wären, irre machen lassen, denn eigentlich wären die Gegenversuche mit Menschenpocken nur an sehr wenigen vorgenommen, und selbst bei den wenigen habe sie öfters fehlgeschlagen.

Diese Behauptungen enthalten, wenigstens dem zu Folge, was man hierüber durch allgemein bekannte Nachrichten weifs, leider muss ich es sagen, keine Wahrheiten, eine Sache die jedem nur etwas mit der Geschichte der Impfung bekannten Arzt nur zu bekannt ist, als dafs sie einer Erwähnung von meiner Seite forderte, wenn ich nicht auch hoffte, au[f] ...ärzte zu wirken.

Warum behaupten Sie geradezu, die Vertheidiger der Kuhpockenimpfung gingen unredlich zu Werke, und verſchwiegen Unglücksfälle vorſetzlich. Bloſs deshalb, weil Menſchen, die für eine Sache eingenommen ſind, manches thun, was nicht moraliſch recht iſt, um ihre Meinung zu vertheidigen. Geſetzt dies wäre der Fall, und die Art, wie die Gegner zu Werke gehen, läſst an der Möglichkeit nicht zweifeln, ſo wiſſen Sie ſelbſt, daſs ſo etwas den Gegnern nicht verſchwiegen bleiben kann, daſs jedes Kind Vettern und Baſen genug hat, die eine Sache, wenn ſie auch nicht wahr iſt, ausbringen, vielmehr eine wahre; und daſs die Gegner der Kuhpockenimpfung es an Inſeraten in die öffentlichen Blätter nicht fehlen laſſen, wo ſie nur unter tauſenden von glücklichen Fällen einen oder den andern nicht unglücklichen, ſondern nur fruchtloſen Verſuch auffiſchen können, unſtreitig jedesmal in der lauterſten Abſicht, ohne allen Argwohn eines geſtillten perſönlichen Haſſes oder eines Vorurtheils.

Innigſt bitte ich Sie, laſſen Sie uns vor dieſer ſo weit getriebenen Partheiſucht hüten, laſſen Sie uns freundſchaftlich, ohne Rückhalt, ohne hämiſche Vorausſetzungen und Conſequenzen nähern, laſſen Sie uns bei einem Streit über einen ſo wichtigen Gegenſtand alle Vor-

beunruhigenden Gefühl, dass die Kuhp
nicht hinreichend schützen, oder schä
späte Folgen zurücklassen, sey nicht au
Wolken gegriffen. Hierzu würden Sie,
auf eine dunkle Weise, durch Thatsache
wogen. Sie schliessen nun, ob logisch ri
mögen andere beurtheilen, weil es an ei
nen bekannten Fällen nicht fehle, wo
schenpocken den Kuhblattern gefolgt s
dass es gewiss auch mehrere Fälle nicht a
hiervon, sondern auch von schädlichen Fo
gegeben habe, die nur aus Anhänglichkeit
setzlich verschwiegen wären. Man müsse
nicht durch die imponiren sollende Ang
von Tausenden, die vorgeblich mit Kuhpo
geimpft wären, irre machen lassen, denn
gentlich wären die Gegenversuche mit M
schenpocken nur an sehr wenigen vorgen
men, und selbst bei den wenigen habe sie
ters fehlgeschlagen.

Diese Behauptungen enthalten, wenigste
dem zu Folge, was man hierüber durch allg
mein bekannte Nachrichten weiss, leider m
ich es sagen, keine Wahrheiten, eine Sac
die jedem nur etwas mit der Geschichte d
Impfung bekannten Arzt nur zu bekannt i
als dass sie einer Erwähnung von meiner Sei
forderte, wenn ich nicht auch hoffte, au
ärzte zu wirken.

Warum behaupten Sie geradezu, die Vertheidiger der Kuhpockenimpfung gingen unredlich zu Werke, und verschwiegen Unglücksfälle vorsetzlich. Bloss deshalb, weil Menschen, die für eine Sache eingenommen sind, manches thun, was nicht moralisch recht ist, um eine Meinung zu vertheidigen. Gesetzt dies wäre der Fall, und die Art, wie die Gegner zu Werke gehen, läfst an der Möglichkeit nicht zweifeln, so wissen Sie selbst, dass so etwas den Gegnern nicht verschwiegen bleiben kann, dass jedes Kind Vettern und Basen genug hat, die eine Sache, wenn sie auch nicht wahr ist, ausbringen, vielmehr eine wahre; und dass die Gegner der Kuhpockenimpfung es an geraten in die öffentlichen Blätter nicht fehlen lassen, wo sie nur unter tausenden von glücklichen Fällen einen oder den andern nicht unglücklichen, sondern nur fruchtlosen Versuch auffischen können, unstreitig *jedesmal* der lautersten Absicht, *ohne allen Argwohn* eines gestillten persönlichen *Hasses* oder eines Vorurtheils.

Innigst bitte *ich Sie,* lassen Sie uns vor einer so weit *getriebenen* Partheisucht hüten, lassen Sie uns *freundschaftlich*, ohne Rücksichten, ohne *hämische* Voraussetzungen und Consequenzen, lassen Sie uns bei einem Streit über so wichtigen Gegenstand alle Vor-

beunruhigenden Gefühl, dafs die Kuhpocken nicht hinreichend schützen, oder schädliche späte Folgen zurücklassen, sey nicht aus den Wolken gegriffen. Hierzu würden Sie, zwar auf eine dunkle Weise, durch Thatsachen bewogen. Sie schliessen nun, ob logisch richtig, mögen andere beurtheilen, weil es an einzelnen bekannten Fällen nicht fehle, wo Menschenpocken den Kuhblattern gefolgt seyen, dafs es gewifs auch mehrere Fälle nicht allein hiervon, sondern auch von schädlichen Folgen gegeben habe, die nur aus Anhänglichkeit vorsetzlich verschwiegen wären. Man müsse sich nicht durch die imponiren sollende Menge von Tausenden, die vorgeblich mit Kuhpocken geimpft wären, irre machen lassen, denn eigentlich wären die Gegenversuche mit Menschenpocken nur an sehr wenigen vorgenommen, und selbst bei den wenigen habe sie öfters fehlgeschlagen.

Diese Behauptungen enthalten, wenigstens dem zu Folge, was man hierüber durch allgemein bekannte Nachrichten weifs, leider muss ich es sagen, keine Wahrheiten, eine Sache die jedem nur etwas mit der Geschichte der Impfung bekannten Arzt nur zu bekannt ist, als dafs sie einer Erwähnung von meiner Seite forderte, wenn ich nicht auch hoffte, auf ... ärzte zu wirken.

Warum behaupten Sie geradezu, die Vertheidiger der Kuhpockenimpfung gingen unredlich zu Werke, und verschwiegen Unglücksfälle vorsetzlich. Blofs deshalb, weil Menschen, die für eine Sache eingenommen sind, manches thun, was nicht moralisch recht ist, um ihre Meinung zu vertheidigen. Gesetzt dies wäre der Fall, und die Art, wie die Gegner zu Werke gehen, läfst an der Möglichkeit nicht zweifeln, so wissen Sie selbst, dafs so etwas den Gegnern nicht verschwiegen bleiben kann, dafs jedes Kind Vettern und Basen genug hat, die eine Sache, wenn sie auch nicht wahr ist, ausbringen, vielmehr eine wahre; und dafs die Gegner der Kuhpockenimpfung es an Inseraten in die öffentlichen Blätter nicht fehlen lassen, wo sie nur unter tausenden von glücklichen Fällen einen oder den andern nicht unglücklichen, sondern nur fruchtlosen Versuch auftischen können, unstreitig jedesmal in der lautersten Absicht, ohne allen Argwohn eines gestillten persönlichen Hasses oder eines Vorurtheils.

Innigst bitte ich Sie, lassen Sie uns vor dieser so weit getriebenen Partheisucht hüten, lassen Sie uns freundschaftlich, ohne Rückhalt, ohne hämische Voraussetzungen und Consequenzen nähern, lassen Sie uns bei einem Streit über einen so wichtigen Gegenstand alle Vor-

aber offenbar an einer andern Krankheit, nämlich einer fogenannten Zahnruhr, aber unter Zufällen, die eigentlich einem *Ileo* am ähnlichften waren. Die unterlaffene Section würde ficher mehr aufgeklärt haben. — Es kann immer feyn, dafs es auch mehrere nicht bekannte Fälle giebt, aber auch von der Tödtlichkeit der geimpften Menfchenblattern giebt es genug nicht bekannte Fälle. So trugen fich beinahe zur nämlichen Zeit, als fich die Kuhpockenimpfung bei Altona unzulänglich zeigte, in eben der Gegend mehrere Fälle zu, wo die Menfchenpockenimpfung tödtlich wurde, und nahmentlich in Hamburg, welches aber als eine theils nicht fo ganz ungewöhnliche, theils als eine eben für den Augenblick fälfchlich für nicht fo intereffant gehaltene Beobachtung nicht bekannt gemacht wurde.

Dafs man aber dem Gerücht von nach Kuhpockenimpfung erfolgten Menfchenpocken nicht immer trauen darf, habe ich bei einem von mir felbft geimpften Kinde erfahren. Die Impfung mit Kuhpocken hatte nämlich das erftemal nicht gefafst, oder wenigftens nur ein kleines nach wenigen Tagen ohne Entzündung zu bewirkendes Gefchwür erregt, und ich impfte es deshalb nach einigen Wochen mit frifcher Kuhpockenmaterie ein. Diefe Impfung that die gehörige Wirkung, und es

erfolgte ſogar ein allgemeiner Ausſchlag, mit dem ich wieder impfte, und nun glaubte ſogar der Vater, ich hätte das Kind zum zweitenmale mit Menſchenpocken geimpft, und dies ſo falſche Gerücht ward allgemein verbreitet.

Wenn Sie behaupten, daſs der Gegenverſuch, mit Menſchenpocken nach zu impfen, nur ſehr einzeln angeſtellt ſey, und daſs von dieſen einzelnen Fällen doch wiederum mehrere die Unzulänglichkeit der Methode bewieſen, ſo wünſchte ich zu wiſſen, ob Sie die Nachricht aus dem Kuhpockeninſtitut zu London, daſs von 4000, 2110 mit Menſchenpocken nachgeimpft, und daſs im Ganzen von 15000 5000 nachgeimpft wurden, und keiner, ja nicht ein einziger, ſie bekommen habe, für Erdichtung halten, und ſind denn in Deutſchland nicht auch ſchon viele nachgeimpft? — Ich muſs Sie alſo bitten, da Ihnen dies wahrſcheinlich aus dem Gedächtniſs gekommen war, die Behauptung zurück zu nehmen.

Sie ſagen: Ihnen ſey eine Stadt bekannt, in welcher, als noch kaum über 100 geimpft worden wären, ſich unter dieſen mehr Bedenklichkeiten zugetragen hätten, als bei der Impfung mit Menſchenpocken nicht unter tauſend ſich zu ereignen pflegten. Hierhin rechnen Sie, »daſs die Impfung bei vielen nicht angeſchlagen habe.«

Aber kann man dies eine Bedenklichkeit nennen, ist es ein Beweiss gegen die Impfung mit Kuhpocken? Ist es nicht natürlich, dass ein Contagium oder eine Materie, welche blos durch örtliche Berührung und am leichtesten an einer der Oberhaut beraubten Stelle ansteckt, schwerer haftet, schwerer sich mittheilt, wie ein Miasma, welches auch ohne örtliche sichtbare Berührung sich verbreitet. — Wie viele kleine, unbedeutend scheinende, nicht bemerkte Umstände können die Haftung des kleinen Theils von einem Tröpfchen der Materie verhindert haben. Eine kleine Blutung ist die häufigste Ursache, oder ein Kratzen der geimpften Stelle, oder eine zu dicke Haut. Und gerade die Ursache dieses öfteren Fehlschlagens der Impfung, besonders bei trockner Materie, oder geringer Aufmerksamkeit des Impfenden, empfiehlt die Verbreitung der Kuhpockenimpfung, und giebt ihr einen wahrhaftig sehr bedeutenden Vorzug vor der Menschenpocken-Inoculation, wie an einer andern Stelle erinnert ist. Und überdem ist die Operation so unbedeutend, dass man sie an Schlafenden unternehmen kann, ohne diese zu erwecken.

»Bei mehreren sind die Blattern demohn»geachtet und zwar bösartig erfolgt, woran »eins gestorben.«

Dieſer Einwurf beweiſst, ſo wie er daſteht, verzeihen Sie mir, nicht einmal die Möglichkeit einer Wiederanſteckung durch Menſchenblattern, die ich aber nicht einmal in ſehr einzelnen Fällen leugnen will. Sie ſagen weder, ob dieſe Kinder die Kuhblattern in dem Grade gehabt haben, welcher zur Sicherung nöthig war, ob die Materie, mit der ſie geimpft wurden, die rechte Beſchaffenheit hatte, und ob wohl dieſe Kinder nicht ſchon vor der Impfung angeſteckt waren, ja nicht einmal die Zahl dieſer Fälle wird genau angegeben; Dinge, die Ihnen ſicher genau bekannt ſeyn muſsten, da Sie die Fälle als einen Beweiſs anführen, und es ſich von Ihnen nicht erwarten läſst, daſs Sie etwas bloſs unvollſtändigen Beobachtungen oder gar allgemeinen Sagen nach in einer ſo wichtigen Sache behaupten. Es iſt auch jeder Arzt berechtigt, eben die Genauigkeit bei den Beobachtungen gegen dieſe Impfung von Ihnen zu verlangen, die Sie ſo übertrieben unausführbar ſtreng bei den Beobachtungen für dieſelbe fordern. Ich ſtelle mir Sie als einen zu aufrichtigen, Gerechtigkeit liebenden Mann vor, als daſs Sie es übel nehmen könnten, wenn ich dieſem zu Folge Ihre angeführten Fälle ſo lange, bis nicht gewiſſenhaft alle Umſtände genau und nahmentlich die Perſonen

Aber ... für nicht ...
nennen, iſt ... oft an den ...
mit Kuhpo... genauer Unterſuch...
ein Contag...
durch örtlich... Anſchläge ...
an einer der ... die Impfſtoffe ...
ſteckt, ſchwer ... beſtimmen, ...
wie ein Miasm... läßt zu weiſen
ſichtbare Ber... , daran ...
viele kleine, ... Kinde, wo ...
bemerkte Um... merkte ...
kleinen Theil... Jahre ...
terie verhinde...
iſt die häufigſ...
geimpften Ste... Dr. Hof...
Und gerade di...
ſchlagens der Im... Zeit
Materie, oder g...
Impfenden, empfi... verſchwunden
Kuhpockenimpfung, ...
haftig ſehr bedeuten... gehoben ...
ſchenpocken-Inoculati... und die ...
Stelle erinnert iſt. Und ... bei den ...
ration ſo unbedeutend, d...
fenden unternehmen kann...
wecken.

»Bei mehreren ſind die B...
[b]eachtet und zwar bösartig
...ns geſtorben.«

lenſchenpocken, die ſich bei den Kuh-
n nur ſelten findet.
Verſchiedene litten bei dem Ausbruch
einem heftigen gefahrvollen Fieber, mit
eden, und einem ganz ſonderbaren, Arzt
Eltern auffallenden Benehmen.«
Was bewieſs, daſs dies Fieber gefahrvoll
ſtarben Kinder daran? Hiervon wird
s erwähnt, alſo iſt es nicht zu vermuthen.
die Heftigkeit des Fiebers und das Irre-
n. Aber wie leicht entſteht von der ge-
ten Urſache bei Kindern ein heftiges Fie-
was eben ſo ſchnell ohne Gefahr wieder
ber geht, und wie leicht reden Kinder bei
kheiten irre, da bei ihnen die Phantaſie
ege iſt, und ſie oft einen lebhaften Ge-
ken aus Mangel an Ueberlegung für reel
en und ſagen, den ein Erwachſener unter
chen Umſtänden auch würde unterdrücken
für Phantaſie halten können. Das Fieber
zuweilen freilich ziemlich heftig, aber kaum
daſs die Kinder das Bette ſuchen, welches
erſt kürzlich zum erſtenmale ſah. Entſte-
nicht bei den beſten, glücklichſten geimpf-
nſchenpocken oft ſehr heftige beängſti-
älle, die dies oft nur für den Uner-
, da hingegen der damit bekannte
z. B. bei Convulſionen ruhig bleibt,
einen leichten Ausgang verſprechen.

angeführt sind, für nicht existirend anseh
Sie wissen, wie oft an den dreistesten B
hauptungen bei genauer Untersuchung g
nichts ist.

»Bei einigen sind Ausschläge besonde
»Art erfolgt, welche die Impfärzte in Unr
»setzten und sie bestimmten, allen ih
»Impflingen die freie Luft zu versagen.«

Dass dies nöthig war, daran zweifle i
indem ich es bei keinem Kinde, wo ich A
schlag sah, (und ich bemerkte ihn bei d
letzten, die ich vor einem Jahre mit Mat
aus Lüneburg impfte, sehr häufig, jetzt a
da ich Materie habe, die direkt von Engla
kam, und die ich vom *Dr. Holst* aus Ha
burg erhielt, sah ich sie noch nicht) die fr
Luft verbot, und beängstigende Zufälle
merkte ich gar nicht. Wo sie folgten
mir zu lange dauerten, verschwanden sie l
nach dem Gebrauch des *Aethiops miner*
Könnte man ihrer ganz enthoben seyn,
wäre es vielleicht besser, und *de Carr*
Wien sah sie gar nicht. Aber bei der
pfung mit Menschenpocken folgen ja a
Ausschläge, ja oft sehr häufige, ja verun
tende, den Tod bewirkende, die man w
haftig nicht immer in seiner Gewalt hat
Es findet sich in dieser Vergleichung wi
ne beständige unangenehme Erscheinung

den Menſchenpocken, die ſich bei den Kuhpocken nur ſelten findet.

»Verſchiedene litten bei dem Ausbruch »an einem heftigen gefahrvollen Fieber, mit »Irrereden, und einem ganz ſonderbaren, Arzt »und Eltern auffallenden Benehmen.«

Was bewieſs, daſs dies Fieber gefahrvoll ſey, ſtarben Kinder daran? Hiervon wird nichts erwähnt, alſo iſt es nicht zu vermuthen. Alſo die Heftigkeit des Fiebers und das Irrereden. Aber wie leicht entſteht von der geringſten Urſache bei Kindern ein heftiges Fieber, was eben ſo ſchnell ohne Gefahr wieder vorüber geht, und wie leicht reden Kinder bei Krankheiten irre, da bei ihnen die Phantaſie ſo rege iſt, und ſie oft einen lebhaften Gedanken aus Mangel an Ueberlegung für reel halten und ſagen, den ein Erwachſener unter gleichen Umſtänden auch würde unterdrücken und für Phantaſie halten können. Das Fieber iſt zuweilen freilich ziemlich heftig, aber kaum ſo, daſs die Kinder das Bette ſuchen, welches ich erſt kürzlich zum erſtenmale ſah. Entſtehen nicht bei den beſten, glücklichſten geimpften Menſchenpocken oft ſehr heftige beängſtigende Zufälle, die dies oft nun für den Unerfahrnen ſind, da hingegen der damit bekannte Arzt, wie z. B. bei Convulſionen ruhig bleibt, indem ſie einen leichten Ausgang verſprechen.

Iſt dies nicht auch mit dem Fieber bei Kuhpocken der Fall, da man dann ſicher ſeyn kann, daſs die Impfung hinreichend wirkte. Aber was würden Sie ſagen, wenn die Kuhpocken mit einem eben ſo ſtarken Fieber und eben ſolchen Zufällen verbunden wären, wie die geimpſten Menſchenpocken es beinahe immer ſind, da Sie das bischen Fieber ſchon ſo hoch anrechnen?

Und nun das fremde auffallende Benehmen. Worin beſtand es? Einem *Herz*, der über den Schwindel geſchrieben hat, würde es nicht ſchwer geworden ſeyn, dies zu entwikkeln. Oder fiel es vielleicht partheiiſchen Aerzten, furchtſamen Eltern auf, die jedes veränderte, freilich etwas krankhafte Betragen ihrer geliebten Kinder in Schrecken ſetzt, und die nun alles ſahen, was der Arzt mit einer bedeutenden Miene andeutete. Beſtimmen muſs ſich doch laſſen, worin es beſtand, oder was es bedeuten ſoll, dies fremde Benehmen, oder konnte man es nur mit einem dunkelen Gefühl erkennen? Daſs Sie dadurch andeuten wollen, das Kind habe ein thieriſches Weſen angenommen, muſs man vermuthen, aber wahrhaftig ich möchte ſo etwas nicht behauptet haben, und mag Ihnen eben deshalb dieſe lächerliche Behauptung nicht Schuld geben.

»Ein Kind ward kurz nach den Kuhblattern

»von ſcrophulöſen Verhärtungen, von welchen
»ſonſt keine Spur bei ihm war, am Halſe be-
»fallen, mit welchen es ſich ein ganzes viertel
»Jahr zu quälen hatte.« —

Wenn dies wirklich ſcrophulöſe Drüſen-geſchwülſte waren, ſo iſt es ſonderbar, wie dieſe Krankheit ſo ſchnell durch die Kuhpocken erzeugt werden konnte, und nur die Drüſen am Halſe einnahm, da wohl die Drüſen unter der Achſel ſtärker davon hätten angegriffen werden müſſen. Konnte aber nicht eine Anlage ſchon vorher im Körper geweſen ſeyn, die man aber nicht bemerkte, und was ich noch zugeben will, durch das mit den Kuhpocken verbundene Fieber beſchleunigt ward. Aber dies bemerken wir ja auch bei geimpften Blattern, von denen es bekannt iſt, daſs ſie manches Geſchäft im Körper, z. B. den Ausbruch der Zähne und auch Krankheiten beſchleunigen. Aber je geringer das Fieber iſt, deſto Gefahrloſer wird auch dieſe Wirkung ſeyn, und da es bei den Kuhpocken immer nur ſehr mäſsig zu ſeyn pflegt, und höchſtens zwei Tage dauert, ſo werden auch ſicher die Folgen nie ſo bedenklich werden können, wie bei dem Fieber, welches mit dem Ausbruch und der Eiterungsperiode der Menſchenblattern verbunden zu ſeyn pflegt. — Aber waren dieſe Drüſengeſchwülſte, da ſie

ſich nur am Halſe zeigten (wahrſcheinlich nicht einmal an den Drüſen unter dem Kinne), wohl nicht eher Folge eines Kopfausſchlages, oder von der gelinden unbedeutenden Art, die man Hagedrüſen zu nennen pflegt, und die ohne Mittel verſchwinden, von allgemeinen Uebelbefinden nicht begleitet werden, und ſicher nicht ſcrophulöſer Natur ſind, welches um ſo wahrſcheinlicher wird, da von einem allgemeinen Uebelbefinden, welches doch ſcrophulöſen Beſchwerden eigen iſt, nichts erwähnt wird.

»Zwei Kinder ſtarben während der Kuh-»pocken, welches man freilich auf Rechnung »einer ſich hinzudrängenden fremden Krank-»heit zu ſchreiben ſuchte, die man aber eigent-»lich gar nicht anzugeben wuſste.«

Dieſe Fälle hätten nothwendig näher beſtimmt werden müſſen, ſowohl in Rückſicht der Zeit der Kuhpockenkrankheit, als auch der Zufälle, unter denen die Kinder ſtarben und endlich dürfte ein genauer Sectionsbericht nicht fehlen, da wir ſo oft lokale Krankheiten für allgemeine anſehen, und uns vorzüglich bei kleinen Kindern die Diagnoſis der örtlichen und allgemeinen Krankheiten ſo ſchwer wird, wenn man genau beſtimmen will, ob die Kuhpocken einigen, allen oder wahrſcheinlich gar keinen Theil an dem Tode der

Kinder hatten. So bleibt es nur eine unſichere durchaus nichts beweiſende Aeuſserung, die aber, ſo unbeſtimmt dahingeſtellt, wohl dem Zwecke mehr entſprechen möchte. Daſs man übrigens ſehr oft in der Lage iſt, Krankheiten bei Kindern nicht beſtimmen zu können, davon hat Ihre eigene Erfahrung Sie ſicher zu öfterenmalen überzeugt, und unſer treflicher Diagnoſtiker *Wichmann*, mit dem zu irren doch nicht herabſetzend iſt, ſagt, er ſey öfters in dem Fall geweſen, der Mutter eine Krankheitsurſache zu nennen, von deren Nichtexiſtenz er überzeugt war. Und wie oft geſchieht es nicht auch bei Erwachſenen, daſs nur eine, aber ſo ſelten erlaubte, Section die örtliche Urſache der nicht zu beſtimmenden Krankheit entdeckt. Zum Ueberfluſs erlauben Sie mir einige nicht unintereſſante Fälle kurz anzuführen. Ein Mädchen von 10 Jahren, welches noch geſund war, die Schule regelmäſsig beſuchte, und weder in ihren geiſtigen noch körperlichen Verrichtungen irgend etwas Krankhaftes ſehen lieſs, was wenigſtens den Eltern hätte auffallen können, ward zu einer Zeit, wo katarrhaliſche Fieber, beſonders unter den Kindern, gemein waren, dem Schein nach mit einem ähnlichen Fieber befallen, zu dem ſich jedoch bald krampfhafte Zufälle geſellten. Schon eine Schweſter war vor zwei

Jahren, nur etwas jünger, beinahe unter ähnlichen Zufällen gestorben. Da sich bei dieser jetzigen Kranken Würmer zeigten, so ward auch hierauf mit eben so wenig Erfolg Rücksicht genommen, als die Behandlung, welche die katarrhalischen Beschwerden erforderten, fruchtlos war. In der letzten Zeit litt das Mädchen besonders an einem Krampf der Sprachorgane, lag immer mit verschlossenen Augen in Schlummer, und starb nach etwa 10 Tagen an allgemeinen Krämpfen, die auch den wirksamsten Mitteln nicht wichen. Die Eltern wünschten die Oeffnung. Im Unterleibe fand sich ausser einem Spulwurm nichts widernatürliches, so wenig wie in der Brust, aber in den Hirnhöhlen eine sehr beträchtliche, zwischen anderthalb bis zwei Unzen betragende Menge Feuchtigkeit. — Ein anderes sehr gesundes Kind von $\frac{5}{4}$ Jahren bekam plötzlich einen Blutabgang mit heftigen Drängen. Der Vater und dessen zwei Freunde, alle drei Aerzte, von denen sich die beiden Freunde einen entschiedenen Ruhm in der gelehrten Welt durch ihre praktischen Schriften erworben haben, hielten es anfangs für die, eigentlich noch nicht bestimmte Krankheit, die Zahnruhr. Die Zufälle wurden aber schnell schlimmer, es kamen Zeichen von Entzündung der Därme hinzu, Stuhlgang erfolgte nicht,

nur mit Blut gemischter Schleim, und das Kind starb innerhalb 48 Stunden, nachdem es noch kurz vor den ersten Zeichen der Krankheit gespielt hatte. Man hatte sich erinnert, dass dem Kinde schon einmal in den ersten Wochen seines Lebens Blut abgegangen war. Die Leichenöffnung zeigte eine dreimalige Ineinanderschiebung der Därme, besonders des Blinddarms. Unter ganz gleichen Umständen starb ein Kind im Hessischen nach der Impfung mit Kuhpocken, aber nachdem schon der Fieberzustand vorüber war, und der Arzt desselben, dem ich obige Geschichte erzählte, fand eine ähnliche Todesursache nach Recapitulation der Zufälle höchst wahrscheinlich. Aber die Section war nicht unternommen.

»Ein viertehalbjähriger vollkommen ge»sunder Knabe, der weder an Würmern, noch »an Zähnen, noch sonst an einer Kränklich»keit litt, fiel drei Wochen nach der Inocu»lation, ohne alle zu vermuthende Ursache, »plötzlich in heftige Zuckungen, in welchen »er nach einigen Stunden starb.«

Was ich gegen den vorherigen Einwurf erinnerte, gilt auch gegen diesen. Es giebt aber ausser Zähnen und Würmern (von ersteren sind ohnedem in den Jahren, wenn man es auch von jüngeren Jahren nicht ganz leugnen kann, schwerlich Zuckungen zu erwarten,

indem überdies in dem Alter kein Zahnausbruch gewöhnlich ist) noch sehr viele Ursachen, die Zuckungen bei Kindern erregen können, und welche eine Leichenöffnung oft entdeckt, die aber wahrlich nicht in den Wirkungen des Kupockenreizes zu suchen sind, der in der Zeit eben keine Wirkungen mehr zu äussern pflegt, denn selbst der secundaire Ausbruch erfolgt früher, und ist nach 3 Wochen meist schon völlig verschwunden.

Nach allen diesen sehr leicht zu widerlegenden, oder gar nichts beweisenden Einwürfen machen Sie den Schluss, dass wenn die jetzigen Erfahrungen noch milliardenmal vermehrt würden, doch nichts weiter herauskommen würde, als dass die Kinder die Kuhblattern erhalten, unmittelbar darauf keiner Ansteckung von Menschenblattern fähig gewesen wären, aber dass es nicht sicher sey, ob nicht üble Folgen noch spät erscheinen könnten. Sie vergessen aber, um diesen Schluss etwas richtiger zu machen, statt unmittelbar einige Jahre zu setzen, und auch zu sagen, dass man nach wenigstens 4 Jahren bis jetzt keine der üblen Folgen nach der Impfung der Kuhpokken gesehen habe, die so oft den natürlichen Menschenblattern und selbst den geimpften nicht ganz selten folgen.

Nach allen diesen finden Sie sich noch

nicht geneigt, selbst den Versuch anzustellen; weil die von Ihnen aufgestellten Gesetze der Kunst, Versuche zu machen, dies nicht erlauben. Ich werde Ihnen in der Anwendung Ihrer Gesetze auf diesen bestimmten Fall folgen, und untersuchen, ob Sie nicht Ihren eigenen Gesetzen zuwider handeln, sowohl hier als auch in andern Fällen.

Sie nehmen die Versuche nicht vor, weil Sie die Autorität der Pächter so wie einiger englischen Aerzte (denn das sollen doch wohl die Landsleute von Hrn. Dr. *Dohmeyer* seyn, der übrigens ein Niedersachse ist,) nicht für gültig halten, und man nicht voraus bestimmen könne, ob nicht üble Folgen spät eintreten könnten. Gesetzt auch, Sie wollten die Pächter und den Erfinder dieser Methode *Jenner* nicht als gültige Zeugen von der auch späten Unschädlichkeit der Kuhpocken annehmen, weil man jene als der Sache nicht ganz kundige Beurtheiler, und diesen als in seiner Sache partheiisch angeben könnte: so gebe ich dies, streng genommen, zu. Aber wollen Sie auch die andern englischen Aerzte und die deutschen, die schon über zwei Jahr impsten, als gültige Zeugen der Unschädlichkeit in dieser Zeit verwerfen? Wollen Sie dies, so würde das Beste seyn, nie ein neues Mittel zu brauchen, bevor nicht eine Gesundheits-

Beobachtung einer ganzen Generation von wenigsten einigen hundert Individuen die späte Unschädlichkeit desselben bewiesen hätte, und ich würde Ihnen rathen müssen, die Versuche selbst anzustellen, weil Sie andern nicht recht zu trauen scheinen, oder sie doch solchen Aerzten aufzutragen, denen Sie wegen ihres Hasses gegen die neuen Medicamente keine Partheilichkeit für dieselben zutrauen dürfen, und um so behutsamer zu verfahren, je mehr Nutzen von den Mitteln zu hoffen ist, denn dann ist die Partheilichkeit für dieselben auch größer. Dies muss bei jeder Arznei, sie *mag* aus dem Thierreiche oder Pflanzenreiche seyn, geschehen, denn können nicht auch Medicamente aus dem Pflanzen- und Steinreiche späte Folgen haben, wissen wir nicht von einigen aus beiden Reichen, dass dies der Fall ist, und geben sie doch? Gehört nicht der Wasserfenchel auch zu den Giften, die wir als Medicamente brauchen, und kennen wir dessen Wirkungen durch so wiederholte, aufmerksam angestellte, lang beobachtete Erfahrungen, und doch gebrauchten Sie es, ja empfohlen es, ohne von dem Gesundheitszustande eines einzigen Individuums, bei dem es lange gebraucht ward, eine zuverlässige so genaue Beobachtung zu besitzen, oder war dies der Fall? Ich bin wahrhaftig weit entfernt, diese Ihre Empfeh-

lung des *Phellandrii* zu tadeln, indem ich es selbst auf Ihr Anrathen brauchte, und einen Fall sah, wo es bei einer *Phtisis purulenta*, bei der schon Calliquation vorhanden war, blos in Verbindung einer unbedeutenden Fontanelle, die nicht einmal recht in Zug kam, alle Zufälle hob, und ich es außerdem in Brustbeschwerden und noch in diesem Augenblick bei einem phtisischen Leineweber mit Erfolg gebrauche. Ich will nur hiermit beweisen, daß Sie gegen andere eine Strenge beweisen, die Sie weder bei sich selbst anwenden, noch in Ihren Gesetzen festgesetzt haben. Ja Sie haben noch manches andere empfohlen, was selbst auf Ihre Authorität Ihnen niemand nachgebrauchen wird, und wozu Sie doch wohl nicht nach den von Ihnen aufgestellten Gesetzen berechtigt wurden, wie eine verdorbene Luft in Faulfiebern oder im Typhus, etwas, was ich bei einem Feldhospitale, dem ich vorstand, wahrhaftig nicht beobachtete, ob ich wohl den Reiz bemerkte, den eine frische reine Luft auf sehr geschwächte, ihr ganz entwöhnte Reconvaleszenten hatte, welches ich auch in einem Werk über die Einrichtung der Feldhospitäler erinnerte.

Aber was berechtigt Sie, die Autorität so vieler Aerzte in Deutschland und England so ganz zu verwerfen? Haben Sie Beweise,

dafs fie unrichtig beobachteten, dafs fie üble Folgen verfchwiegen? Ja Sie fcheinen fie fo fehr zu verwerfen, dafs Sie an einem andern Ort vorgeben, es wäre nur bei wenigen die Nachimpfung mit Menfchenpocken gefchehen, und alfo die 5000, die von 15000 mit Kuhpockenmaterie geimpften nachgeimpft wurden, für erdichtet halten, denn dafs Ihnen dies unbekannt feyn follte, läfst fich nicht von einem Manne erwarten, der eine Sache gründlich unterfucht. Bevor Sie alfo beweifen, dafs diefe Aerzte unrichtige Beobachtungen bekannt machten, oder dafs man dies natürlich von diefen erwarten darf, mufs ich die Verwerfung aller Autorität als ein unrechtes Mittel anfehen, die Impfung herabzufetzen.

Die Analogie, fagen Sie, fey eben fo wenig im Stande, uns zu den Verfuchen in fo anfehnlicher Menge zu verleiten, und man müffe, da man das Wefen der Menfchenblattern fo wenig wie das der Kuhpocken kenne, nur auf die in die Augen fallenden Befchaffenheiten und Wirkungen fehen. — Ich glaube, was fowohl die frühe als fpäte Schädlichkeit und das Präfervationsvermögen der Kuhpocken betrifft, fo kann die Analogie, wenn auch ihre Wirkungen und äufseren Befchaffenheiten noch ähnlicher wären, als fie es wirklich find, nicht hierüber entfcheiden, da wir überdem der

Pocken sehr ähnliche Krankheiten haben, die weder die übeln Zufälle wie die Menschenpocken hervorbringen, noch für diese schützen, und die Entscheidung dieser Gegenstände hängt allein von der Erfahrung ab. Diese hat, was einen Zeitraum von wenigstens 4 bis 5 Jahren, wie Sie selbst annehmen von 6 Jahren, sicher, was einen längeren von 30 Jahren betrifft, sowohl in England als auch im Meklenburgischen nicht völlig so zuverläfsig entschieden, dafs die Kuhpocken unschädlich sind und für die Menschenblattern schützen.

Nach dieser Aeufserung und Verwerfung aller Analogie für solche Fälle, würde ich nicht einmal nöthig haben, mich in das Detail Ihrer Einwürfe gegen die Analogie der Wirkungsart beider Stoffe einzulassen, wenn dies nicht den Schein haben könnte, manche Ihrer Einwürfe wären von gröfserem Gewicht und unwiderlegbar, weshalb ich Ihre Behauptungen Stück vor Stück durchgehen werde.

Der Innhalt der Menschenblattern soll ein dicker, klebriger Eiter, der der Kuhpocken eine dünne bläuliche Jauche seyn.

Ich habe noch heute mehrere Kinder in allen Zeiträumen der Kuhblattern-Impfung gesehen, und habe bevor noch die schöne, peripherische, charakteristische Röthe völlig da war, nur dünne, durchsichtige, gelbliche

Lymphe; später einen dünnen, und wenn man durch ein kleines Pflaster die Bildung der Borke hindert, einen dickern etwas schmutzig gelben Eiter und eine blaue Farbe der Epidermis gesehen. Legt man hingegen nichts über die Impfstelle, oder nur ein mit etwas Talg bestrichenes Läppchen, so bildet sich schneller eine gelbe bräunliche Kruste, unter der sich etwas von dem dicken Eiter sammlet, und man bekommt oft von der blauen Farbe der Haut in der Mitte der Pocke nichts zu sehen. Die Menschenpocken enthalten, wie Ihnen bekannt seyn muss, anfangs auch nur eine dünne durchsichtige Lymphe, von der man wohl mit Gewissheit eben so wie von der Kuhpockenlymphe behauptet, sie enthalte den eigentlichen ansteckenden Stoff, und mit der auch *C. L. Hoffmann* impfte. Eiter zeigt sich erst nach gebildeter Entzündung als Produkt derselben in den Menschenblattern. Dies sind so allgemein bekannte Dinge, dass ich mich schäme das Papier damit anzufüllen, und wenn Sie sich nur die Mühe gegeben hätten, ein mit Kuhpocken geimpftes Kind von Anfang bis zu Ende genau zu beobachten, so würden Sie dies selbst gesehen und nicht so leicht zu widerlegende Einwürfe vorgebracht haben. Es findet also sicher auch hier eine Aehnlichkeit statt.

Dafs nur Kühe die Kuhpocken bekommen, hingegen die Menschenpocken beide Geschlechter, beweifst nichts, und auch nicht einmal Unanalogie. Ja wenn nur Frauenzimmer die Kuhpocken bekämen und das männliche Geschlecht nicht, dann wäre dies eine bemerkenswürdige Verschiedenheit; oder wenn die Kühe die Pocken auch an andern Theilen wie den Eutern bekämen. Aber wo sollen sie die Ochsen denn nun bekommen? Ja manche bei Menschen gewöhnliche Hautausschläge befallen auch Frauenzimmer eher als Männer. Uebrigens ist es aber doch gleich, ob eine Pflanze, deren ich mich zur Heilung bediene, nur in nassen oder kalten, und eine andere nur in trocknen und heissen Gegenden, oder in beiden zugleich wächst, wenn ihre Wirkungen auf den Körper nur den nämlichen Effekt haben. Sind wir denn so ganz sicher, dafs die Menschenblattern von jeher Menschenblattern waren, dafs wir sie nicht auch von einem animalischen Boden aufraften? —

Eben dies gilt auch auf die Unähnlichkeit, dafs die Kuhpocken sich nur an den Eutern der Kühe zeigen. Wir wollen ja nicht die Analogie beurtheilen, die zwischen den Wirkungen dieses Giftes im thierischen Körper, und den der Menschenblattern im menschlichen Körper herrscht, sondern was für Aehn-

lichkeit zwischen beiden herrscht, wenn s
auf die menschliche Organisation wirken.

Ob die Kuhpocken auch schnell hint
einander den Menschen befallen, daran möc
te ich einigen Versuchen zufolge, wo ich we
gen einer Impfung, die mir nicht hinreichen
gewesen zu seyn schien, kurz darauf imme
vergeblich wieder mit Kuhpockenmaterie imp-
te, als allgemeinen Grundsatz zweifeln. Abe
ist es der Fall, desto besser ist es, wenn je
die Erfahrung lehren sollte, dass ihre Präser-
vationskraft mit den Jahren abnähme.

Das Kuhpockengift ist freilich ein Conta-
gium, oder steckt nur durch unmittelbare ge-
naue Berührung an; und das Menschenblat-
terngift ein Miasma, oder es steckt auch ohne
unmittelbare Berührung an, und in so fern
sind beide wesentlich, aber wahrhaftig nicht
zum Nachtheil der Kuhpocken verschieden.
Denn was schadet diese Verschiedenheit, und
wie viel nützt sie nicht? Ich werde dadurch
Herr einer weiteren Ausbreitung, die sich so
schwer bei den Pocken beschränken läst, und
daher jedes Impfen ausser einer Blatternepi-
demie zu einer unerlaubten höchst gefährlichen
Sache für andere macht, und der Impfung
viele Vortheile raubt. Wie häufig ist der
Fall, dass durch eine Inoculation mit Men-
schenblättern andere angesteckt werden? Wie

oft findet es sich in einer Familie, dafs zu einer Zeit, die zu einer Inoculation günftig ift, sich ein oder das andere Kind entweder wegen dem Alter, oder wegen Krankheit in einer Lage befindet, in welcher es gefährlich ift, dasselbe zu impfen. Die Eltern befinden sich nicht immer, befonders wenn es ein Kind ift, was noch an der Bruft der Mutter liegt, in der Lage es abfondern zu können. Ich mufs daher wider meine bessere Ueberzeugung das Kind um einiger anderen willen in Gefahr fetzen, oder ich mufs auch den übrigen Kindern die Wohlthat der Impfung entziehen. Bei den Kuhpocken entfteht diefe Gefahr nicht, ob Sie gleich an einer anderen Stelle, wo es Ihr Zweck diefe Methode herabzufetzen erforderte, es zweifelhaft lassen, ob sie nicht auch ohne Berührung anftecken, ein Verfahren, was wahrhaftig den nüchternen Beurtheiler nicht kleidet. In derfelben Familie kann ich impfen wenn ich will, ohne weder die untauglichen Subjecte in derfelben Familie, deren es überdem für die Kuhpocken weit weniger giebt, noch die Nachbaren und eine ganze Stadt in Gefahr zu fetzen, wenn ich nur eine Berührung des Eiters vermeide. Selbft Mütter, die mit wunden Warzen an den Kuhpocken kranke Kinder ftillen, bekommen keine Entzündung an

den Warzen. Auch erfordert die ganze Behandlung bei den Kuhpocken nicht die Vorſorge, beſonders in Anſehung der Temperatur, die bei den Menſchenpocken, wenn sie nicht gefährlich werden ſollen, erforderlich iſt, und die beſonders der gemeine Mann nicht immer beobachtet oder beobachten kann. Ich ſah Kinder, und wer ſah es nicht, die bei einem zu heiſsen Verhalten ſehr viel Blattern bekamen; und eins, wo die Blattern, nachdem das Kind drei Tage kühl und den vierten, als man keinen Ausbruch mehr erwartete, etwas weniges wärmer gehalten wurde, in ziemlicher Menge noch am vierten Abend ausbrachen, und dies geſchah in einer Familie in der die gröſste Aufmerkſamkeit beobachtet wurde, und unter der Direktion eines Hoffmannianers.

»Nach den Menſchenblattern dieſe nicht »wieder zu bekommen, findet die gröſste Si»cherheit ſtatt; nach den Kuhpocken kamen »die Menſchenpocken mehreremal wieder. Gröſser ſcheint die Sicherheit zu ſeyn, daſs die Menſchenpocken nach der Impfung mit dieſen nicht wiederkommen, wie nach den Kuhpocken; aber auch von jenen giebt es unbezweifelte Fälle, daſs sie wiederkamen. Und überdem, dies iſt ja eine Sache, die erſt ganz genau durch die Verſuche beſtimmt werd

ſoll, zu denen Sie durch Analogie sich nicht bewogen fühlen, und hier nehmen Sie den noch zu erforſchenden Satz als ausgemacht an. Dies iſt doch wohl ein ſchöner Zirkel?

Daſs auch bei Thieren ſich Menſchenblattern fortpflanzen, davon sind wenigſtens von Affen in dem nehmlichen Stück des Hufelandiſchen Journals, in welchem Ihre Abhandlung ſteht, Beweiſe geſammelt. Aber daſs man Kühe noch bis jetzt nicht damit impfen konnte, beweist zwar die Verſchiedenheit des Kuhpocken- und Menſchenpockenſtoffes, und die Verſchiedenheit der Kuh- und Menſchenorganiſation, aber nicht die Analogie der Wirkungen beider Gifte auf den Menſchen und überhaupt nichts gegen die Kuhpocken, alſo nicht das, was es beweiſen ſoll.

Bösartige Blattern ſollen wir von gutartigen unterſcheiden können; aber bösartige Kuhpocken von gutartigen nicht.

Erſtlich sind mir keine eigentlichen bösartigen Kuhblattern bekannt; denn wodurch hat sich die Bösartigkeit bewieſen, da doch keiner daran geſtorben iſt. Nimmt man den Eiter zu ſpät oder von einem andern Ausſchlag der Kühe, und es entſteht dann eine andere Krankheit oder unvollkommene Kuhblattern, ſo sind dies noch keine bösartige, ſondern falſche, und es liegt dann in der Zeit

der Aufnahme und in dem Mangel der charakteristischen Zeichen bei der Blattern-Bestimmung genug. Und können wir denn genau bestimmen, ob diese oder jene Materie der Menschenblattern auch immer wieder gute Pocken hervorbringt? Oder kommen nicht öfters bei der besten Impfungsmaterie nervose oder faulige Blattern, da die Beschaffenheit des zu impfenden Subjektes meist alles entscheidet; weil man von der schlechtesten Materie auch gute Blattern kommen sah. Und zugegeben, dass die Lehre von den falschen Kuhpocken noch Berichtigung bedarf, so ist dies noch kein Mangel der Analogie, unter welcher Categorie dieser Einwurf von Ihnen gesezt ist. Da dies nun noch nicht ganz aufgeklärt ist, so würden wiederholte Erfahrungen doch wohl nicht ganz nutzlos seyn, wie Sie sich verleiten liessen zu behaupten.

»Wir sollen ferner, sagen Sie, den Ge-»sundheitszustand derer, von denen wir die »Materie nehmen, nehmlich der Kühe, nicht »hinreichend untersuchen können, da der in-»nere Gesundheitszustand einer Kuh nach Ih-»rer Behauptung unerforschlich ist.«

Abgerechnet dass dies wieder ein Einwurf ist der doch eigentlich nicht unter die Disanalogien gehört, nach denen ich eine wahrscheinlich-ähnliche Wirkungsart des Mit-

tels unwahrſcheinlich finde, ſo würden unſere Thierärzte sich ſehr für dies Compliment bedanken. Wenn der Menſchenarzt auch mit den Symptomen des Uebelbefindens einer Kuh unbekannt iſt, iſt es darum der Thierarzt auch? Und giebt es nicht auch Fälle, wo es Ihnen wahrhaftig ſehr ſchwer werden würde die noch nicht ausgebrochene, aber ſchon vorbereitete Krankheit eines Kindes zu beſtimmen? — Und überdem wie oft nehmen wir die Materie direkt von Kühen, wie oft von Menſchen? Ich ſollte denken das erſte möchte unter vielen 100 Fällen, wenigſtens in Deutſchland, kaum einmal der Fall ſeyn. — Lieber gar keine Einwürfe, wie ſolche.

»Die Menſchenpocken erzeugen durch »Anſteckung immer Menſchenpocken; die Kuh»blattern hingegen eine ganz fremde Krank»heit, die Kuhpocken.«

Nach dieſer Behauptung und nach der Stelle die Sie ihr unter den Disanalogien angewieſen haben, ſollte man glauben die Kuhpocken wären nicht im Stande immer wieder Kuhpocken zu erzeugen; ſondern erzeugten bald dieſes, bald jenes Uebelbefinden; bald dieſe bald jene Symptome im menſchlichen Körper. Aber dies iſt Ihre Meinung nicht. Im Gegentheil, Sie können nicht anders als zugeben, daſs die Materie der Kuhpocken bei

den Kühen immer wieder ähnliche Geſchwüre an den Eutern, und bei den Menſchen die Kuhpocken erzeugt; freilich weil die Organiſation des Menſchen verſchieden iſt, ſo iſt auch die Krankheit etwas von der der Kühe verſchieden, aber bei der nehmlichen Organiſation doch immer dieſelbe. Alſo iſt hier doch eben die Beſtändigkeit des Giftes in ſeinen Wirkungen, wie bei den Menſchenblattern. Sie finden nur keine Analogie, weil Kuhpocken keine Menſchenpocken erzeugen, alſo entweder nicht ausarten oder den Menſchenpocken ganz gleich, ja sie ſelbſt sind. Hierauf ſetzen Sie, auf eine unbegreifliche Weiſe, ſehr viel Gewicht.

Erzeugte die Kuhpockenmaterie Menſchenblattern, was wäre damit gewonnen, auſser ein Schritt in der Geſchichte der Entſtehung derſelben. Will ich Menſchenblattern hervorbringen, ſo brauche ich ja die Umſchweiſe nicht, und ich kann mich ja der gewöhnlichen Materie von Menſchenblattern bedienen, warum ſoll ich erſt aus Kuhpocken Menſchenblattern machen? dann daſs sie dann ſo gelinde wirken und ſtets wirken würden, wie jezt die Kuhpocken, eine ganz verſchiedene Spezies von Blattern, wenn sie auch zu einer Gattung zu gehören ſcheinen; wer mag dies ſo ganz *a priori* auf eine bloſse Vorausſetzung

behaupten? — Sie sagen, die Impfung mit Menschenpocken sichere für die schon da gewesene Krankheit, die Menschenpocken; hingegen durch die Impfung mit Kuhpocken würde nur ein widernatürlicher Zustand hervorgebracht, der sich durch fremde Kuhgeschwürähnliche Erscheinungen äußsere, und die Empfänglichkeit für Menschenblattern nicht wie diese selbst *erschöpfe*, sondern *unterdrücke* oder *vernichte*. — Wenn Sie aber nun einen so grofsen Unterschied in erschöpfen und vernichten legen, (vernichten glaube ich müfste noch mehr bewirken, denn etwas erschöpftes kann sich erholen, aber nichts was vernichtet ist), so wünschte ich erstlich, dafs Sie genauer bestimmt hätten, was Sie mit den Worten sagen wollen, und was für Gründe Sie bewogen dies zu sagen; denn ich sehe nicht ein was mich hindert zu sagen, die Kuhblattern erschöpften die Empfänglichkeit für die Menschenblattern, da wir nicht wissen wie sie die Empfänglichkeit heben und es wohl nie erfahren werden, und alles was wir darüber sagen, Hypothesen sind, die das nächste Jahrzehend verwirft. Selbst *Röschlaub*, der doch wahrhaftig mit sophistischen Erklärungen nicht karg ist, hütet sich wohl weislich der Kuhpocken zu erwähnen, indem er gewifs zu richtig einsieht, wie wenig sich etwas Gründliches

darüber ſagen läſst, und wie zufrieden
mit der rein-empiriſchen Kenntniſs
müssen.

Vitriolsäure erſchöpft die Empfänglich
des Laugenſalzes, Verbindungen mit ande
Säuren einzugehen, ſo lange sie damit v
bunden iſt. Wer will nun durch Verſu
beweiſen, daſs die Kuhpocken dieſe Vitri
ſäure nicht sind? daſs immer Menſchenbl
tern auf die Impfung mit jenen folge
Können Sie dies, ſo bin ich überwunde
aber das verſteht sich, durch Erfahrung
nicht durch Schlüsse *a priori*, die auf gr
loſen Hypotheſen beruhen. Wer will
behaupten, daſs die Kuhpocken einen
natürlichen Zuſtand hervorbringen, der
dem widernatürlichen Zuſtand den die M
ſchenpocken bewirken weſentlich verſchi
iſt? Sie ſehen auf die Symptome, den a
meinen Blatterausſchlag, und wollen nur
ſen hervorbringen, ſehen ihn als etwas
ſentliches, unnachlaſsbares zur Sicherun
künftige Anſteckung an, ohne zu bede
daſs es mehrere Fälle von Geimpften
Menſchenpocken giebt, wo bloſs ein F
ohne Ausſchlag, gerade wie bei den Kul
ken erſchien, welches nach Erfahrungen
rerer Aerzte, und unter andern des glüc
ſten und erfahrenſten neuerer Zeiten,

Höffmanns, ſchon vor künftiger Anſteckung ſichert. Und da Sie dies nicht leugnen können, warum ignoriren Sie es?

Aber kennen wir denn den Zuſtand welchen die Menſchenpocken hervorbringen genau? Kennen wir die Veränderungen die ſie bewirken, die Urſache warum ſie beinahe nie zweimal erſcheinen, oder kennen wir nicht vielmehr nur Symptome? Und nach dieſen Symptomen wollen wir uns unterfangen zu behaupten, der widernatürliche Zuſtand, den beide Gifte in der Organiſation hervorbrächten, ſey weſentlich von einander verſchieden? Sind nicht alles, was wir über die näheren Urſachen der Krankheiten, beſonders aber dieſer wiſsen wollen, nur grundloſe Hypotheſen?

Alſo auch dieſer Einwurf, auf den Sie ſo viel rechnen, was iſt er anders, als ein leerer Wortſtreit, eine Sophiſterey; oder iſt er es nicht? Und wie iſt es möglich, daſs er es nicht iſt, da uns die Kenntniſse fehlen um dies zu beweiſen?

Daſs aber zwiſchen den Symptomen der Menſchen- und Kuhpocken ſehr viel Aehnlichkeit herrſcht, vorzüglich was die Zeit des Ausbruchs, die Erſcheinungen an der Impfſtelle, die Zeit des Fiebers, welches mit dem Ausbruchsfieber der Blattern übereinkömmt,

betrifft; und dafs nur die peripherifche, sich oft fehr weit erftreckende Röthe und die Schwärze in der Mitte die Kuhpocke unterfcheidet, dies haben Sie gar nicht erwähnt. Aber wer aufrichtig für die Wahrheit, nicht für feine Parthei ftreiten will, der follte doch nicht blofs was für ihn zu fprechen *fcheint*, fondern auch was dagegen ift anführen, und lieber die daraus entfpringenden Einwürfe widerlegen, wenn er nicht das Anfehen eines Advokaten haben will, der eine fchlechte Sache durch Scheingründe vertheidigt. Ich bin mir nicht bewufst, auch das Nachtheilige verfchwiegen zu haben, weil ich nur Wahrheit, nicht den Sieg über einen andern zu erringen fuche.

Dafs Sie keine Gefahr bei der jetzigen Lage der Dinge in Anfehung der Menfchenpocken fehen, dies wundert mich fehr und fcheint zu beweifen, dafs Sie hierbei nicht alle die Erfahrungen benutzten, die Ihnen zu Gebothe ftehen. Sie denken nur an die Inoculation der Menfchenpocken, und wollen nicht bedenken wie viel Taufende felbft in den Städten an den natürlichen Blattern fterben, wo eingeimpft wird. Sie brauchen ja nur die Todtenliften Ihres Berlins feit zwanzig Jahren zu überblicken, um zu fehen für wie viele Taufende die Inoculation nicht

existirte. Und nun rechnen Sie nach dem höchsten Maaſsſtabe, wie viel Sie, wie viel die anderen Aerzte und Wundärzte in dieſer Zeit impften. Ich dächte dieſe Zahl würde viel geringer ausfallen wie die Zahl derer, welche unmittelbar an den natürlichen ſtarben. Zwei bis höchſtens drei tödtliche Blatternjahre werden gewiſs dieſe Zahl ſchon aufwiegen. Und wer hat nun berechnet, wie viel Kinder an natürlichen Blattern ſtarben, die durch geimpſte Pockenkranke angeſteckt wurden? So erzählte mir *Lentin*, daſs in Lüneburg vor einigen Jahren mehrere Kinder geimpft wurden, wodurch eine ziemliche Menge angeſteckt wurden und einige ſtarben. Wie kann es auch anders ſeyn? — Dieſe Gefahr fällt bei den Kuhpocken völlig weg, da ſie ſich nicht verbreiten, und durch die Gelindigkeit der Zufälle bei denſelben verſchaffen ſie ſich mehr Anhang, als die Inoculation der wahren Pocken ſich in 100 Jahren nicht verſchaffen konnte und wahrſcheinlich auch nun nicht verſchaffen wird. In der nicht zu weiten Ferne wird uns nun die frohe Ausſicht eröffnet, die nicht allein tödtliche, ſondern die Geſundheit auf lange Jahre verheerende, das Geſicht abſcheulich verſtellende Krankheit aus Europa und von dem ganzen Erdboden zu entfernen. Aber wenn dies

auch nicht einmal der Fall wäre, wenn sich die reellen Vortheile bei beiden Methoden gleich wären, aber die Impfung der Kuhpokken durch den Schein gelinderer Zufälle fortführe sich bei dem gröſseren Haufen mehr Beifall zu verſchaffen, ſollte man nicht alles anwenden um dieſe günſtige Stimmung zu benutzen und ſo die Sterblichkeit durch die natürlichen Blattern und deren Verbreitung zu vermindern? Um wie viel mehr ſollte man dies aber jezt thun, da die Vortheile bei dieſer Methode, die bei der Impfung der Menſchenpocken ſo höchſt wahrſcheinlich, ich will mich auch nicht der geringſten Uebertreibung ſchuldig machen, ſonſt ſagte ich, ſo gewiſs zu überwiegen verſprechen. Und Sie, ein Mann der Ruf hat, treten nun auf und warnen das Publikum, welches nicht im Stande iſt die Sache zu beurtheilen, vor dieſer Methode; Sie warnen dasselbe nicht weil Sie überzeugende gegründete Erfahrungen von der Schädlichkeit derſelben haben, denn Sie ſelbſt ſtellten noch keine Verſuche an; ſondern weil Sie auf eine Weiſe gegen die Sache eingenommen sind, von der Sie ſelbſt sich nicht einmal die Gründe entwickeln können. Sie täuſchen durch Schlüsse *a priori*, die auf unrichtigen Angaben gegründet sind, Sie ignoriren bekannte unleugbare Thatſachen, die für die Impfung

ſprechen, behaupten von manchen Dingen gerade das Gegentheil wie sich es eigentlich verhält, und ſuchen durch übertriebene Vorſtellungen von der möglichen Schädlichkeit des Kuhpockenſtoffs zu erſchrecken. Iſt dies das Verfahren eines Mannes, der behauptet er würde alles beitragen um Unglück zu entfernen, der einen Menſchen, der durch Vorſpiegelungen der Kenntniſs einiger in allen fieberhaften Krankheiten wirkſamen Mittel, sich beträchtlichen Vortheil zu verſchaffen ſuchte, aber Tauſende während der Zeit ſterben lieſs, so ſcharf so gerecht tadelt, und nun gegen eine Sache, die ſo viel Vortheile verſpricht und von der noch kein Schaden gründlich erwieſen, nur von Ihnen geahndet, aber ſchon lange vorher von *Pearson* widerlegt iſt, auf eine ſolche Weiſe ſchreibt. — Warum thaten Sie dies? — Weil Sie durch ein unbeſtimmtes Gefühl gegen die Sache eingenommen waren, weil Sie sich ſelbſt überzeugt hielten die Kuhpocken ſeyen dem Körper ſo ſchädlich, und da sie ihnen eine ſchnelle Schädlichkeit nicht zuſchreiben konnten, eine ſpäte ahndeten. — Erlauben Sie mir, daſs ich Ihnen eben ſo frei wie ich Ihnen meine Achtung vor Ihren anderweitigen Verdienſten bezeugte, eben ſo offen jetzt meine Miſsbilligung dieſes Betragens darlege.

Ich mag mich nicht in den unnützen Streit mit Ihnen einlaſſen, ob es gefährlicher und gewagter war, die Inoculation der Menſchenblattern zu verſuchen, oder der Kuhpocken, das ſind Vergleichungen, die zu nichts dienen, die Sache nicht weiter bringen und nur vom Hauptzweck entfernen. Aber aufmerkſam will ich Sie nur auf das machen, was Sie auf der einen Seite leugnen, auf der andern zugeben, ſo wie es der Zweck Ihrer Schrift verlangt. Sie ſagen, die Unbequemlichkeiten bei der Impfung mit Menſchenpocken ſeyen zu geringfügig, um die neue Methode zu ergreifen, und von der Vernunft eine Erlaſſung ihrer Strenge zu fordern, die ſie bei Verſuchen vorſchreibt, da überhaupt der Verſuch *faſt zwecklos*, deſſen zu gewährender Vortheil gegen deſſen zu befürchtenden Schaden gar nicht in Betracht gezogen werden könne. Und gleich darauf ſagen Sie: Sie kennten den Werth, den dieſe Entdeckung einſt für die gänzliche Ausrottung der Blattern haben könnte, in ſeinem ganzen Umfange, wenn man nur erſt die Bedenklichkeiten, wegen der Sicherung vor Menſchenpocken, wegen der Unſchädlichkeit der Kuhpocken für die künftige Geſundheit, wegen der Kennzeichen der Bösartigkeit derſelben, und die Frage wegen der Anſteckung durch Ausdünſtung ganz aus dem

Wege geräumt hätte. — — Wie reimt ſich *der Werth der Entdeckung* mit den *faſt zweckloſen Verſuchen*, und wie kann man die letzte Bedenklichkeit wegen der Anſteckung durch Ausdünſtung mit Ihrer vorherigen Behauptung, die Sie unter den Unanalogien anführten, reimen, die Materie habe keine Analogie mit den Menſchenblattern, weil ſie nur durch Berührung anſtecke, und von dieſem Zweifel dort nichts erwähnten, wo es Ihr Zweck nicht erforderte.

Was bewog Sie, auf eine ſolche Weiſe in einer ſo wichtigen, nicht allein wiſſenſchaftlichen, ſondern das ganze Menſchengeſchlecht aufs innigſte intereſſirenden Sache zu ſtreiten, und ihr auf alle nur erdenkliche Weiſe den erlangten Ruf zu rauben. Sie nöthigten mich durch Ihr eigenes Verfahren, welches ich darſtellen mufste, um Ihre groſse Partheilichkeit gegen die Kuhpocken zu beweiſen, manche Ihrer Aeuſserungen neben einander zu ſtellen, die ſich ganz widerſprachen, ſo ungern ich es auch that. Ich that auch weiter nichts, als daſs ich das, was Sie auf verſchiedenen Bogen geſagt hatten, in einigen Zeilen neben einander ſtellte. Zeigen Sie mir in meinen Einwürfen ähnliche Widerſprüche und Unrichtigkeiten, und ich werde mein Vergehen bekennen.

Am Schluſs ſcheinen Sie gefühlt zu haben, daſs Sie hin und wieder zu viel behaupteten, und verwerfen daher die Impfung mit Kuhpockenmaterie nicht ganz, was doch eigentlich aus Ihren ungerechten Beſchuldigungen folgen muſste, ſondern man ſolle ſie nur bei Einzelnen und vorſichtiger anſtellen, dieſe 8 bis 10 Jahre beobachten, dann wieder mehrere impfen, wenn ſich kein Nachtheil zeige, abermals nach 10 Jahren noch mehr impfen, bis man eine ganze Generation hindurch beobachtet und — die andern mit dem Bewuſstſeyn vorſichtig und wahrhaftig auch ſehr gleichgültig gehandelt zu haben, an den Menſchenpocken ſterben zu laſſen, um endlich mit einer ſchönen Tirade zu verkündigen, es ſey unſchädlich mit Kuhpocken zu impfen. — Gut, aber wer ſoll die Verſuche machen? Sie, ich, oder wer ſonſt? Ihnen, aufrichtig geſprochen, traue ich in dieſer Sache nun nicht ſo ganz mehr, da Sie ſo manche Ideen über dunkele Gefühle geäuſsert haben, die mir nicht einleuchten, und die auch leicht ſich bei dieſen Verſuchen mit einſchleichen können. Ob Sie auch nicht gegen mich ſo manches einzuwenden hätten, daran zweifle ich auch nicht. Aber wer ſoll es thun? Ich denke, jeder Arzt wird mit groſsem Recht glauben, er habe am meiſten Recht die Verſuche ſelbſt anzuſtellen,

um fich von andern nicht täufchen zu laffen. Und wenn es die Eltern verlangen, follte es denn der Arzt auch nicht thun? Wenigftens impfte ich zuerft nicht auf eigenen Antrieb, fondern weil ich von einigen Eltern darum erfucht ward. Ich wollte noch den weiteren Erfolg abwarten, aber da ich fah, wie leicht es überging, impfte ich meine eigenen Kinder und etwa noch 40 andere. Darauf impfte ich feit einem Jahre nicht, da keine Pocken in der Stadt waren, und impfe nun, wiederum aufgefordert, aufs neue.

Aber gegen Ihren Plan läfst fich noch gar manches einwenden. Sie fagen, man folle erft eine gewiffe Anzahl impfen, oder die Geimpften genau 8 bis 10 Jahre beobachten, und dann mehrere impfen, wenn man keinen Schaden gefehen hätte. Ganz ficher halten Sie aber doch nach 10 Jahren die Geimpften noch nicht, wenn auch noch keine Nachtheile erfolgt find. Warum rathen Sie nun doch wieder, eine Anzahl zu impfen? Was haben Sie für ein Recht, mit Ihnen angenommen, aber nicht zugegeben, dafs die Impfung fpäte nachtheilige Folgen äufsern kann, Menfchen diefen Folgen auszufetzen? Warum follen fich diefe Menfchen für andere ohne ihre Einwilligung aufopfern? Entweder ift die Sache wirklich bedenklich und verfpricht keinen Vortheil, wie

Sie behaupten, oder sie ist es nicht. Im ersten Fall würde es durchaus nicht erlaubt seyn Versuche zu machen, oder höchstens nur mit zum Tode verurtheilten Missethätern, und auch bei diesen nicht, wenn man keinen Vortheil davon sieht. Sie widersprechen also durch Ihre Vorschläge Ihren eigenen Behauptungen. Und überdem sagen Sie ja selbst, dass schon seit 6 Jahren geimpft sey. Die Geimpften werden von den Aerzten sicher aufgezeichnet seyn, und könnten ja schon als Probe für die ersten 6 Jahre dienen, und es würden noch zwei Jahre fehlen, bevor es erlaubt seyn würde, mehrere zu impfen, oder sollen die vor 6 Jahren Geimpften nicht gelten? — Ueberhaupt aber bitte ich Sie, überwinden Sie Ihren Widerwillen, handeln Sie so, wie es Ihre Pflicht als Arzt, ohne diesen Widerwillen, verlangt, impfen Sie einige selbst, um sich von der Unschädlichkeit der Methode zu überzeugen, und um einige Subjekte zu haben, deren künftigen Gesundheitszustand Sie genau beobachten können; verlassen Sie sich nicht auf andere, so werden Sie gewiss bald von Ihren unerklärbaren, mehr auf Vorurtheilen und falschen Ansichten, als auf Vernunftgründen beruhenden Widerwillen zurückkommen.

Dass allen Versuchen mit thierischen Giften, die sich durch Wiedererzeugung in dem

thierischen Körper vermehren, die Unannehmlichkeit entgegen steht, daſs wir nicht Gradweise steigen können, sondern auf einmal das Gift in seiner ganzen Stärke wirken lassen müssen, ist zu offenbar, als daſs es Jemanden einfallen könnte es zu leugnen. — Aber auch mit den Menschenblattern ist es der nämliche Fall. — Von den Versuchen würde es auch nur alsdann abschrecken können, wenn die Wirkung der Kuhpockenmaterie noch gar nicht auf den Körper bekannt wäre. Da sie dies aber nun schon ist, und ich keine Vertheidigung von *Jenner* schreiben will, so verliert auch dieser Einwurf seine Stärke, und das um so mehr, wenn wir bedenken, daſs eben so wie bei andern bekannten Medicamenten ein gewisser Grad der Reizung erfordert wird, damit es seine Wirkung thut. So muſs man das Quecksilber bekanntlich in der Lustseuche in dem Grade geben, daſs es ein leichtes Fieber oder Wirkung auf die Speicheldrüsen äussert, wenn man sicher seyn will, daſs es hinreichend gewirkt hat, und so ist es auch bei mehreren Medicamenten, ja bei allen der Fall. Daſs wir nun diese Mittel nicht gleich in der Gabe geben, die diese Wirkung hervorzubringen im Stande ist, rührt von der verschiedenen Empfindlichkeit der verschiedenen Individuen gegen das Medicament her, die sich

nicht immer vorher beſtimmen läſst. Aber ſchneller erreicht man ſicher ſeinen Zweck, wenn man die Mittel gleich in möglichſt ſtarken Gaben, oder doch ſchnell hinter einander in kleineren reicht, um dieſe Wirkung hervorzubringen, und in vielen, beſonders ſehr gefährlichen Krankheiten, iſt es unumgänglich nöthig, daſs man, unabgeſehen auf die nicht zu berechnende widernatürliche Empfindlichkeit eines Subjektes gegen das Mittel, es doch gleich in voller Gabe giebt, um den Zweck nicht zu verfehlen. Bekanntlich wurden noch kürzlich einige Fälle bekannt gemacht, wo die *Belladonna* nach dieſer Regel gegeben, ſelbſt nach dem Ausbruch der Waſſerſcheu in der Hundswuth, half, und unſere Brechmittel geben wir ja auch immer ſo, wenn wir nicht wollen, daſs ſie durchſchlagen ſollen. Alſo auch bei andern Heilmitteln befinden wir uns oft in die Nothwendigkeit geſetzt, eine Gabe zu verordnen, die einmal genommen vielleicht ſtärker wirkt, als wir wünſchen. Und nun hat uns eine tauſendfältige Erfahrung gelehrt, daſs die Kuhpocken, in der vollen Gabe angewendet, keinen Schaden äuſsern, daſs ſie in geringerer Gabe, nämlich von zu ſpäten Eiter, eine zu geringe Wirkung, falſche Kuhpocken hervorbringen, daſs wir ſie alſo immer in voller Gabe geben müſſen, wenn wir unſern

Zweck nicht verfehlen wollen, und dafs wir dies ohne Nachtheil thun können. — Was für eine Bedenklichkeit bleibt nun noch über, die nicht im voraus schon durch die Allgemeinheit und Gefährlichkeit der Krankheit, gegen welche das Mittel gebraucht wird, gehoben wäre? —

Unsere Vernunft sagt uns, wie ich auch schon bemerkte, durchaus nicht, auf was für Weise die Kuhpocken vor Menschenblattern schützen, so wenig wie sie uns sagt, wie die Menschenblattern eine zweite Ansteckung hindern, und wir müssen uns freilich allein mit der empirischen Kenntnifs begnügen, aber darum brauchen wir doch jetzt das Verfahren nicht für ein gewagtes Unternehmen aufs Gerathewohl anzusehen, wie Sie behaupten, weil dies mehr Vorsicht bedürfe, wie ein Verfahren, wo unsere Vernunft oder Erfahrungsgründe uns leiten. Aber da die Erfahrungsgründe in diesem Falle wahrhaftig nicht mangeln, im Gegentheil die Erfahrung schon so häufig gezeigt hat, dafs die Menschenpocken nicht kommen, dafs man gefährlichen Blatternepidemien dadurch Schranken setzte, so können wir, ohne uns den geringsten Vorwurf zu machen, sicher dreist in der Anwendung des Mittels, besonders wenn die Gefahr vor der Thür ist, nämlich bei gefährlichen Blattern-

epidemien, feyn. Denn wollte man zu folchen Zeiten alle Kinder mit Menfchenpocken impfen, Säuglinge und Kranke, was doch erfordert wird, um fie gegen die natürlichen zu fchützen, fo würde das Mortalitätsverhältnifs bei den geimpften Menfchenpocken ficher um ein beträchtliches gröfser werden.

Die Gefahr, welche mit dem Verfuch verbunden ift, mufs fich, wie Sie fehr richtig bemerken, nach der Gefahr und Befchaffenheit des Uebels richten, gegen welche das Mittel gebraucht wird, und es würde fehr unvernünftig feyn, eine ganze Generation, und warum nicht auch ihre Nachkommen? einer *wahrfcheinlichen* Kränklichkeit auszufetzen, ohne Vortheil davon zu fehen. Aber ich glaube erftlich ftreng gegen Sie bewiefen zu haben, dafs Sie die Wahrfcheinlichkeit einer fo gefährlichen, fich fo fpät zeigenden Kränklichkeit *nicht bewiefen* haben, und zweitens den Fall angenommen, dafs der Zweck, die Menfchen gegen die Blattern zu fchützen, durch die Kränklichkeit einiger erkauft werden müfste, würde dies nicht vortheilhafter und moralifch beffer feyn, als eine ungleich gröfsere oder auch diefelbe Zahl gerade dem Tode zu weihen, indem man nie erwarten kann, dafs die Impfung durch Menfchenpocken fo allgemein werden wird, dafs dadurch nach *Junckers* Plan

eine völlige Ausrottung der Blattern bewirkt werden könnte? — Und dürfen wir nicht hoffen, auch gegen diese zurückbleibende, mögliche, aber nicht wahrscheinliche, noch zur Zeit durch keinen Fall bestätigte Kränklichkeit Mittel zu finden, da die Kränklichkeit doch sicher nicht sehr zerstörend seyn kann, weil wir bis jetzt noch nie so etwas bemerkten. — Wollen Sie es denn durchaus zu einem Uebel machen, welches erst im siebenten Jahre oder später seine Wirkung äussert?

Auch sagen Sie selbst, bei einzelnen Menschen könnte man sich wohl eines Mittels bedienen, dessen Anwendung gewagt sey, und der dadurch angerichtete Schade stifte wenigstens negativ etwas Gutes, indem er vor einer künftigen Anwendung warnte; aber bei allen Menschen unter gleichen Umständen das Mittel zu gebrauchen, sey nicht erlaubt. Gesetzt das Mittel sey gewagt, was Sie immer nur postuliren aber nicht beweisen, hat denn nicht jeder Mensch das Recht, was der andere hat, und hat es der Vater nicht für seine Kinder? Sollte er dem Kinde nicht eben sowohl die Kuhpocken geben lassen, wenn er davon überzeugt ist, und sollte der Arzt den Vater nicht eben sowohl durch Vernunftgründe dazu bereden dürfen, wie der Vater dem Kinde die Religion geben läſst, die er für die wahre

hält, und wie der Geistliche zu dem Guten überredet?

Dies ist, was ich glaubte auf Ihre vorgetragenen Beschuldigungen gegen die Kuhpocken zur Vertheidigung derselben sagen zu können, sagen zu müssen, und zwar nach reiflicher, gewissenhafter Ueberlegung. Ich schmeichle mir, dass ich mir durch diese Blätter wenigstens den Ruf der strengsten Unpartheilichkeit erwerben werde, und dass Sie mir selbst dies Zeugniss nicht werden versagen können. Sollte mich der Gang der Streitigkeit hin und wieder zu einem Worte verleitet haben, was zu rasch scheint, sollte ich in meinen Ausdrücken zu scharf, zu streng gewesen seyn, so werden Sie mir das gütigst verzeihen, da ich gewiss nichts mehr hasse, als den beleidigenden anmassenden Ton bei wissenschaftlichen Streitigkeiten, wie er jetzt leider bei mehreren Aerzten Tagesordnung ist. — Ich freue mich Gelegenheit gehabt zu haben, Ihnen die Achtung zu beweisen, welche Sie wegen Ihrer Verdienste um die Arzneikunde verdienen.

Harburg, den 20. Sept. 1801.

Gottfr. Phil. Michaelis, Dr.

II.

Ueber das
Verhältnifs der Chirurgie zur Medicin und ihre Vereinigung.

Non omnia possumus omnes! Lucret.

Verfuch einer Beantwortung der Preisfsfrage:

»Ift es nothwendig und ift es möglich, beide Theile der Heilkunft, die Medicin und die Chirurgie, fowohl in ihrer Erlernung als Ausübung wieder zu vereinigen? Welches waren die Urfachen ihrer Trennung, und welches sind die Mittel ihrer Wiedervereinigung?« —

Einleitung.

Die Heilkunde (*Medicina*), die mit der Cultur des Menfchen hauptfächlich ihren fcientifi-

ſchen Anfang nimmt, hat ſeit den älteſten Zeiten einen hohen Grad von Anſehen und Würde behauptet. Die Aegyptier und Griechen, dieſe beiden cultivirteſten Völker der Vorwelt, rechneten den Urſprung der Medicin von einigen eigends dazu beſtimmten Göttern her, und ſezten auch diejenigen aus ihrer Mitte, die der Arzneyen kundig waren, und auf eine gewisse Art die Medicin ausübten, unter die Zahl der Halbgötter, der Heroen und der Wohlthäter des Menſchengeſchlechts. Vornemlich iſt bei dieſen, und auch bei den meiſten andern Völkern das Geſchäfte, Kranke zu curiren, in die Hände der Prieſter gerathen, als welchen beſonders die Medicin, nach ihrem Vorgeben, von den Göttern anvertraut war. Bei dieſen gewann die Heilkunde nicht viel, und es blieb bei den alten, gröſstentheils durch Zufall erworbenen Kenntnissen, die sie weder mit neuen bereicherten, noch ſelbige auf irgend eine für die Kunſt vortheilhafte Weiſe verbesserten. Damals wuſste man von keinem Unterſchiede zwiſchen Medicin und Chirurgie, zwiſchen Medicus und Chirurgus; die Kunſt zu heilen hieſs überhaupt Heilkunde, und jeder, der auf was immer für eine Art eine Krankheit des menſchlichen Körpers, äuſserlich oder innerlich heilen konnte, war Arzt ohne eine anderweitige Namenbezeich-

nung. Der Streit um den Vorzug der Chirurgie vor der Medicin in neuern Zeiten ist also, wegen des zu weit getriebenen Eifers, mit dem er geführt worden, theils lächerlich, theils unschicklich, und zeugt von wenig Philosophie und Critik der Geschichte.

Da dieser Präcedenzstreit doch einen nicht kleinen Bezug auf die obige Preissfrage und auf die Beantwortung derselben hat, so könnten einige Worte über diese Materie hier nicht am unrechten Orte stehen. — Man sucht den Vorzug der Chirurgie vor der Medicin dadurch zu beweisen, indem man vorbringt: dass unter den uncultivirten Völkern die Chirurgie habe zuerst entstehen müssen, weil diese viel eher äusserlichen schädlichen, vorzüglich mechanischen Potenzen ausgesetzt waren, als andern innere Krankheiten erzeugenden Ursachen; denn ihre ersten Geschäfte, wodurch sie den ersten thierischen Trieb, den Nahrungstrieb, zu befriedigen suchten, mussten ihnen zufälliger Weise Wunden und andere äussere Verletzungen zuziehen. — Es hat zwar diese Demonstration einen gewissen Schein der Wahrheit für sich, aber wenn man die Sache etwas näher betrachtet, so könnte er leicht verschwinden. Denn auch zugegeben, dass die uncultivirten Völker Wunden und andere leichte äussere Verletzungen zu

heilen wuſsten, (welches aber ſehr zweideutig geſprochen iſt), iſt deswegen dieſes ſchon ſcientifiſche oder artiſtiſche Chirurgie? Gewiſs nicht! — ſo wenig man ſagen kann, daſs die Zeichnungskunſt, als Kunſt betrachtet, bei ihnen ihren Anfang nahm, wenn sie gewisse, rohe Zeichen auf Steine, Bäume, oder in Sand u. ſ. w. machten. Wenn man den Vorzug einer Wissenſchaft oder Kunſt in Rücksicht ihres frühern Urſprunges vor einer andern beweiſen will, ſo muſs dies nicht mit den erſten rohen oder leiſen Zügen der Uranfänge geſchehen, welches in Hinsicht auf das Gebäude der Kunſt ſelbſt nichts bedeuten will, ſondern man muſs den Anciennitäts-Vorzug, ſo zu ſagen, einer Wissenſchaft oder Kunſt aus der frühern oder ſpätern Entſtehung eines ſyſtematiſchen, wenigſtens nach *einigen* feſten Grundsätzen geordneten Gebäudes derſelben herleiten und beweiſen; aus der Heilung der Wunden u. ſ. w. bei den uncultivirten Völkern läſst sich aber wohl nichts Artiſtiſches abnehmen, nichts von feſten Grundſätzen beweiſen. Man kann alſo einerſeits eben ſo wenig behaupten, daſs Chirurgie in den älteſten Zeiten ſchon als Kunſt vor der Medicin exiſtirte, da sie bloſs in empiriſcher Heilung von Wunden und äuſsern Verletzungen beſtand, ſo wenig man andrerſeits

behaupten kann, daſs eben auch zu den nemlichen Zeiten die Medicin ſchon als Wiſsenſchaft oder Kunſt exiſtirte, wo sie nur in der Kenntniſs einiger Kräuter, und in der Wiſsenſchaft *), hervorſtechende ſchädliche Einwirkungen von Auſsen zu vermeiden, und sich äuſserlichen heilſamen und nützlichen Einwirkungen auszuſetzen, beſtand. Aber auch dieſe Heilung der Wunden, ausgeführt zum Scheine von einigen Individuen der uncultivirten Völker, was war sie anders, als ein organiſcher Proceſs der thieriſchen Natur und ihrer Lebenskraft, wobei positive äuſsere Hülfe ſo wenig bedeutend, ſo gleichgültig iſt. Man kann von der Heilung der äuſserlichen Verletzungen bei jenen Völkern eben das nemliche ſagen, was man von der Heilung derſelben jezt bei uns noch ſagen kann; die Heilung der äuſserlichen Verletzungen, Wunden und dergl. konnte nemlich von den erſten Zeiten der Welt bis auf dieſen Tag von Seite des Heilenden in nichts anderm beſtehen, als in Abhaltung aller äuſsern Potenzen, die irgend eine ſchädliche oder hinderliche Wirkung auf die Heilung der Wunden u. ſ. f. ausüben könnten, — alles übrige verrichtet der orga-

*) Hier wird Wiſsenſchaft, als *bloſses Wiſsen*, genommen.

nische Process der lebenden Natur, und — diese, nicht der Wundarzt, heilt, diese ist die Künstlerin; und der Wundarzt ist, mit allem Respect sey es gesagt, — der Handlanger. Es brauchten also die uncultivirten Völker nicht viel oder gar keine Mühe auf die Heilung der äusserlichen Verletzungen directe zu verwenden, es war genug, wenn sie sich nur negativ verhielten, und allenfalls die schädlichen Einwirkungen vermieden. Zudem muss man die Individuen dieser rohen Völker, in Rücksicht des Thierischen, wie die übrigen Thiere, die wild im Freien leben, betrachten, welche letztere bekanntlich theils durch Instinkt den meisten ihnen allenfalls drohenden äussern Verletzungen entgehen, theils die schon erhaltenen durch die Hülfe der in erhöhte Wirksamkeit gesetzten organischen Naturkräfte, ohne anderweitige Hülfsmittel nothwendig zu haben, leicht überstehen. Der Hauptbeweis von dem frühern Ursprunge und hiemit auch Vorzuge der Chirurgie vor der Medicin, als Kunst betrachtet, beruht also auf keinem festen Grunde, und es mag wohl als ausgemacht angenommen werden, dass, wenn man sich die Chirurgie schon in den ältesten Zeiten von der Medicin getrennt und abgesondert dachte, dies bloss in der fehlerhaften subjectiven Vorstellung derjenigen lag, die in

neuern Zeiten so gern die Vortrefflichkeit der Chirurgie vor der Medicin darthun und jener vor dieser den Vorzug einräumen wollten. Denn man sehe sich nur ein wenig in der Geschichte der Medicin um, und man wird finden, daſs vor dem 13ten Jahrhundert und vor den Zeiten der Salernitanischen Schule der eigentliche Medicus immer zugleich auch Chirurgie ausübte, daſs man also an keinen Unterschied zwischen Medicus und Chirurgus dachte, und daſs beide Zweige der Heilkunde, die medicinisch-pharmaceutische und die chirurgische Kunst zu heilen, miteinander stets schwesterlich vereinigt waren. Als eclatantes Beispiel kann uns *Hippocrates* dienen, der bei jenen vielfachen medicinischen Kenntnissen und Verdiensten auch die Chirurgie nicht versäumte, und, für sein Zeitalter, viel für sie that. Man vergleiche über Alles so eben Gesagte *Ackermanns*, *Heckers*, *Mezgers*, *Sprengels* u. a. Werke über die Geschichte der Medicin, und es werden sich aus selbigen mit meiner Meinung übereinstimmende Resultate ziehen lassen.

Wollte man den *Cornelius Celsus* zum Gewährsmanne anführen, daſs nemlich die Chirurgie schon in ältern Zeiten von der Medicin getrennt worden sey, indem dieser sagt: »*Iisdemque temporibus*, (*Herophili et Erosi-*

strati) *in tres partes medicina diducta est, ut una esset quae victu, altera quae medicamentis, tertia quae manu mederetur. Primam diaetam, secundam pharmaceuticen, tertiam chirurgiam Graeci nominaverunt.«*, so antwortet hierauf einer unserer ersten medicinischen Geschichtsforscher, *Ackermann* in seinen *Institut. Histor. Medic.* §. 142. sehr treffend: »*His temporibus*, heisst es dort, *medicinam in tres partes esse diductam Corn. Celsus et Galenus referunt. De qua partitione, quum in diversas partes iverint auctores, notandum est, divisionem medicinae etiam apud antiquissimos diversam extitisse, eamque non ideo esse factam, quod medici extabant, certae medicinae parti operam dantes, neglectis reliquis, verum ordinis in tractanda scientia caussa.*« Der Inhalt der Eintheilung bringt es schon gewissermaassen selbst mit sich, dass sich nicht die Aerzte in drei Parthien oder wenigstens in zwei, in innerlich heilende Aerzte und in Chirurgen trennten, sondern dass nur die gesammte Heilkunde oder eigentlich die Therapie, der Ordnung halber und in Rücksicht der Verschiedenheit der Heilmittel in 3 Theile abgetheilt wurde. Hätte diese Abtheilung der Arzneikunde ihre Anhänger selbst betroffen, so würden wohl Celsus und Galenus es anzu-

merken nicht vergessen haben. Es ist also seit den ältesten Zeiten die Chirurgie mit der innerlich heilenden Medicin immer vereinigt gewesen, und unter dem Namen Medicin verstand man eben so gut die äusserliche als innerliche Heilung der Krankheiten. Der Arzt war also zugleich Chirurgus, so viel er es für sein Zeitalter immer seyn konnte, denn vor, mit, und nach Hippokrates war die Chirurgie noch nicht auf ganz sichere Gründe gebaut, noch nicht in ein zusammenstimmendes Ganze gebracht, und sie war, wenn man sie in systematischer Hinsicht, d. h. als eine nach gewissen Grundsätzen geordnete und in ihren Theilen harmonirende Kunst betrachten will, immer noch in der Kindheit in Vergleich mit der Medicin, welche, ehe noch an etwas Systematisches in der Chirurgie nur gedacht werden konnte, schon durch mehrere Systeme und vorzüglich durch die Reibung und durch den Conflictus derselben untereinander einen bemerkenswerthen Grad der Cultur sich erworben hatte.

Betrachtet man nun die schon in ältern Zeiten bestandene Verbindung beider Zweige der practischen Heilkunde, der Medicin und Chirurgie, und dann die hierauf hin und wieder erfolgte leidige und nachtheilige Trennung derselben in spätern Zeiten, so ist die

Absicht und der Zweck der obigen Preisfrage, Mittel und Wege zu einer festbestehenden Vereinigung der Chirurgie mit der Medicin zu schaffen, gewiss von grossem Einflusse auf die gesammte Heilkunde, und der Fragesteller hätte sich schon darum ein Verdienst um selbige erworben, weil er durch die aufgesetzte Preissfrage den Anlass giebt, dass die Trennung der Heilkunde in selbstständige Zweige, und die dadurch erfolgte Spaltung der Anhänger derselben gehoben, und eine allgemeine und festdaurende Vereinigung mit gutem Glücke befördert werden könnte. Hierdurch befestigte sich die Arzneiwissenschaft, die, als solche, in allen ihren Theilen, Zweigen und Grundsätzen eine nothwendige Harmonie voraussetzt, in ihrer schon öfters angefochtenen Würde, die sie selbst mit der Philosophie gemein hat, und ihre Ausübung, ihr Zweck, Beförderung des Menschenwohls, würde dadurch noch mehr veredelt werden, wenn er je noch mehr veredelt werden könnte. —

Beantwortung der Preissfrage.

§. 1.

Bevor diese selbst unternommen werden kann, müssen allererst die hauptsächlichsten Theilbegriffe der Frage, Medicin und

Chirurgie auseinander gesetzt und deutlich bestimmt werden, um mit mehr Bestimmtheit und Festigkeit der Ausdrücke und Begriffe in der Folge zu Werke gehen zu können.

Medicin (Arzneiwissenschaft) im weitern und ursprünglichen Sinne ist die Wissenschaft von der Heilung der Krankheiten organischer Körper. Wissenschaft ist hier so viel, als eine gewisse nach Grundsätzen geordnete Summe von Kenntnissen. — Man rechnet zu der Medicin überhaupt noch die Naturlehre des Menschen oder des lebenden thierischen Organismus im allgemeinen, z. B. Anatomie, Physiologie; und die Krankheitslehre, Pathologie, Pathogenie, Semiotik u. s. w., (der übrigen Hülfswissenschaften, als Botanik, Chemie u. dergl. nicht zu gedenken), obwohl sie keine eigentliche Theile der practischen Medicin, d. h. der Kunst zu heilen sind; da aber keine Heilung ohne diese Doctrinen unternommen werden kann, so sind sie doch nothwendige und integrirende Theile der gesammten Arzneiwissenschaft.

Im engern und auch bisher gewöhnlich angenommenen practischen Sinne ist die *Medicin* diejenige Kunst, vermöge welcher alle jene Krankheiten des menschlichen Körpers unter gewissen Bedingungen geheilt werden

können, wozu keine äuſsere Handanlegung erfodert wird.

Chirurgie (Wundarzneikunſt) in practiſcher Hinsicht iſt die Kunſt, vermöge welcher jene Krankheiten des menſchlichen Körpers geheilt werden können, wozu eine äuſsere regelmäſsige Handanlegung als erſte Bedingniſs zur künftigen Heilung erfodert wird. Weil dieſe letztere Gattung von Krankheiten gröſstentheils sich auf der Oberfläche des Körpers befinden, und weil zu ihrer Heilung thätige Handanlegung von auſsen erfodert wird, ſo werden sie äuſsere oder chirurgiſche Krankheiten genennt, im Gegenſatze von *innern* Krankheiten, welche die Medicin durch ſogenannte innerliche Medicamente ohne Zuziehung irgend einer äuſsern künſtlichen Handanlegung heilen lehrt. Dieſe beide Künſte, practiſche Medicin und practiſche Chirurgie beſchäftigen sich alſo gemeinſchaftlich mit Heibung der Krankheiten organiſcher Körper im allgemeinen und des menſchlichen Körpers insbeſondere; es findet auch zwiſchen ihnen weiter kein Unterſchied ſtatt, als daſs zu jener, der Medicin, mehr Uebung guter Verſtandeskräfte, zu dieſer, der Chirurgie, mehr mechaniſche Uebung erfodert wird.

§. 2.

Indem nun Medicin und Chirurgie eine

gemeinschaftlichen Zweck, Heilung des Kranken haben, so kann es nicht anders geschehen, als daſs sie beide in gewissen Fällen, nur mit einander vereinigt, ihren vorgesetzten Zweck erreichen können; es lehrt auch wirklich die Erfahrung, daſs oft zur vollkommenen Heilung der innerlichen Krankheiten (wir wollen diese Eintheilung und Benennung einmal annehmen) die Hülfe der Chirurgie d. h. äuſserliche Handanlegung nothwendig ist; so wie im Gegentheile die Heilung chirurgischer oder sogenannter äuſserlicher Krankheiten die Medicin durch ihre innerliche Heilmittel mit bewerkstelligen helfen muſs. Oft werden sogar äuſserliche Krankheiten *bloſs* durch innerliche Mittel, die eine philosophische Materia medica darreicht, gehoben, wenn nur zugleich von auſsen die Einwirkung schädlicher Potenzen abgehalten wird; und so auch wieder entgegengesetzt werden manche von den sogenannten innerlichen Krankheiten durch äuſserliche Handanlegung und Anwendung äuſserlicher Mittel, z. B. durch eine chirurgische Operation gänzlich und *nur allein* geheilt. Indessen, wie gesagt, muſs in vielen vorkommenden Krankheitsfällen die Chirurgie der Medicin, hauptsächlich aber die Medicin der Chirurgie *wechselseitige* Hülfe leisten, um den groſsen Zweck, Menschenwohl zu befördern,

erreichen zu können. Man sieht alſo hieraus ſo zu ſagen die natürliche Verwandtſchaft beider Künſte, und es erhellt zugleich, wie wenig ein Chirurg ein vollkommner Chirurg ſeyn kann, ohne sich vorher, wenigſtens die hauptſächlichſten mediciniſchen Kenntniſſe, eigen gemacht zu haben, ſo wie ebenfalls der Medicus ohne chirurgiſche Kenntniſſe, ohne die Hülfe der praktiſchen Chirurgie, in allen gegebenen Krankheitsfällen nicht wird beſtehen können.

§. 3.

Da der Begriff von Chirurgie, welcher hier hauptſächlich in Anschlag gebracht werden muſs, eine verschiedene Auslegung erleidet, je nachdem derselbe nämlich nach verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet wird, ſo ist vorerſt noch nothwendig, dieſen Begriff etwas näher zu entwickeln, einzutheilen und zu beſtimmen. Im gemeinen Leben heiſst alles Chirurg oder Wundarzt, welcher sich mit der Heilung äuſserlicher Krankheiten durch Handanlegung abgiebt; der gröſste Operateur, ſo wie der ſchlechteste Pflasterſchmierer, führt diesen Namen. Schon darum ſollte man eine bestimmte Eintheilung der Chirurgie, und einen ſteten Unterſchied zwischen den Chirurgen feſtſetzen. Betrachtet man nun aber ge-

nauer als gewönlich das Geschäfte der ausübenden Chirurgie, d. i. die äußsere kunstmäßige Hülfleistung in Krankheiten, so läst es sich füglich in 3 Haupttheile unterscheiden, nämlich: 1) in jenen Theil, worin die Heilung gewisser Krankheiten durch eine sehr einfache Handanlegung und durch Anwendung der gewöhnlichsten äußsern Hülfsmittel bewerkstelligt wird; hieher gehört als einfachste Handanlegung bloßses Reiben, Frottiren; ferner Anlegung leichter und gewöhnlicher Bandagen, Ueberlegung der Umschläge, Pflaster und dergl. 2) In jenen Theil, worin die Heilung gewisser Krankheiten durch eine mehr zusammengesetzte und eigentlich so zu nennende artistische Handanlegung ausgeführt wird; zum Beispiele sind die chirurgischen Operationen, Anlegung großser und wichtiger Bandagen u. s. w. — Zu diesem Theile wird noch erfordert eine vernünftige allgemeine Therapie, angewandt auf die besondern chirurgischen Fälle, sonst auch allgemeine chirurgische Therapie genannt; also das eigentliche Scientifische der Chirurgie, welches sie aber aus den Principien der allgemeinen medicinischen Therapie hernehmen muss. 3) Endlich kann das Geschäfte der ausübenden Chirurgie noch in jenen Theil unterschieden werden, in welchem die Heilung gewisser besonders aber

äuſserlicher Krankheiten durch eine paſſende Auswahl theils innerlich, theils äuſserlich anzuwendender Arzneiſubſtanzen erzielt wird; hieher gehört, auſser der innerlichen Anwendung der Arzneimittel, vorzüglich die äuſserliche Anwendung gewiſſer Arzneiſubſtanzen in paſſenden Formen, ſo wie sie nach den Grundſätzen der mediciniſchen Therapie indicirt wird, z. B. Anwendung des Chinarinden-Decocts auf äuſserliche Theile beim Brande, Anwendung des Opiums, als ſchmerzſtillendes Mittel, auf äuſserliche Theile u. ſ. f. — Die erſte Abtheilung der ausübenden Chirurgie könnte man die *einfache* oder *niedere Chirurgie* (*Chirurgioa ſimplex ſ. inferior*), die zweite die *höhere*, auch *operirende*, *Inſtrumental-Chirurgie* (*Chirurgia ſuperior ſ. operativa*) benennen; die dritte Abtheilung iſt die *mediciniſche Chirurgie* (*Chirurgia medicinalis*), weil sie hauptſächlich sich auf die Grundſätze der mediciniſchen Therapie reducirt.

Hier iſt noch zu bemerken, daſs die chirurgiſchen Operationen ebenfalls füglich in zwei Klassen unterſchieden werden können. Unter der erſten Klasse sind die kleinern und minder wichtigen enthalten, als Aderlassen, Schröpfen, Zahnausziehen, Oefnung wenig bedeutender Abſcesse u. dgl.; zu der zweiten gehören alle beträchtlichen Operationen, oder ſolche überhaupt, die mit wichtigen Umſtän-

den begleitet sind. Jene erste Klasse der geringern oder leichtern chirurgischen Operationen können noch schicklich zu der einfachen oder niedern Chirurgie gerechnet werden, mit der zweiten Klasse beschäftigt sich nur allein die höhere Chirurgie. — Nach dieser vorausgeschickten Eintheilung und Bestimmung der Begriffe von Medicin und hauptsächlich von Chirurgie, deren Nützen noch im Verfolge der Abhandlung erhellen wird, ist nun die Beantwortung der Preisfrage selbst bestimmter und leichter anzufangen.

§. 4.

Der erste Theil der Preisfrage lautet: »Ist es nothwendig, und ist es möglich, beide Theile der Heilkunst, die Medicin und die Chirurgie, sowohl in ihrer Erlernung als Ausübung wieder zu vereinigen?«

Die Nothwendigkeit der Vereinigung der Medicin und Chirurgie hat verschiedene Gründe *für* und *wider* sich. Die Gründe — *Wider* — welche weiter unten, wenn die Ursachen der Trennung der Medicin von der Chirurgie angegeben werden, eine weitläufige Erörterung erhalten sollen, sind von nicht gar grossem Belange, den folgenden allenfalls ausgenommen: dass nämlich in einem Subjekte beide Theile der Heilkunde, die Medicin und die

Chirurgie, selten so vereinigt gefunden würden, als es zum beabsichtigten Zwecke erfoderlich wäre. Einerseits ist dieser Grund für die Nichtvereinigung der Medicin und Chirurgie ganz richtig, und die Erfahrung scheint ihn auch wirklich zu bekräftigen; aber auf der andern Seite zeigt eben auch die Erfahrung wieder, daſs es Männer gebe, die in beiden Zweigen der praktischen Heilkunde gleich bewandert sind, selbst in einem so wie in dem andern Theile excelliren. Die Beispiele hievon sind wohl allgemein bekannt.

Für die Nothwendigkeit der Vereinigung der Medicin und Chirurgie sprechen viele und starke Beweisgründe; wir wollen sie in den folgenden zweien, als den vorzüglichsten, zusammenfassen. 1) *Die Nothwendigkeit der Vereinigung der Medicin und Chirurgie ist gleichsam schon à priori aus der Natur der Sache erwiesen.* Der Arzt, oder der, welcher die Krankheiten der Menschen und Thiere zu heilen da ist, soll *alle* Hülfsmittel zur Hebung der Krankheiten, seyen diese, welche immer sie wollen, anzuwenden wissen; er soll durch Verordnung passender Arzneien, die innerlich genommen werden müssen, eben sowohl als durch thätige Handanlegung und äuſserliche Anwendung indicirter Arzneisubstanzen die ver-

lorne Gesundheit wieder herzustellen verstehen; man erwartet von ihm *zum voraus* die Heilung *aller* Gebrechen des thierischen Körpers, sowohl äusserer als innerer, sowohl örtlicher, als allgemeiner.

Der Name Arzt ist allgemein, und er verspricht Heilung überhaupt, ohne Rücksicht auf eine oder die andere Verschiedenheit oder Abtheilung der Krankheiten. Diesen Begriff von Arzt dachten sich auch die meisten ältern Völkerschaften, wie z. B. die Aegyptier, die Griechen, die Slaven. Der alte, ehrwürdige *Baldinger* sagt: »Es wäre zu wünschen, dass in der ganzen Welt nur stets diese Wissenschaft (praktische Medicin und Chirurgie) von einem *einzigen* ausgeübt würde, so wie es zu Vater *Hippokrates* Zeiten üblich war, und unter allen Slavischen Völkern noch eine Zeitlang so blieb, wie bei den Illyriern noch hin und wieder besteht, so wie denn auch diese mächtige Nation nur einen Namen dafür hat, nämlich *Lekars* oder *Likars*, welches einen Menschen bedeutet, der die Kranken gesund macht-« (S. das zweite Stück: *Ueber die medicinisch-physischen Lehranstalten der ganzen Welt.*)

2) *Die Nothwendigkeit der Vereinigung der Medicin und Chirurgie wird durch die Erfahrung a posteriori bewiesen.* Es ist schon

oben angegeben worden, daſs innerliche Krankheiten, welche doch nur eigentlich vor das Forum der Medicin gehören, durch äuſserliche Anwendung chirurgiſcher Hülfsmittel können und müssen geheilt werden, und ſo umgekehrt, daſs äuſserliche Krankheiten, womit sich nur die Chirurgie beſchäftigen ſoll, durch innerlich gegebene Arzneimittel gehoben werden. Die tagtägliche Erfahrung gilt hier ſtatt alles Beweiſses. Es treffen alſo nicht ſelten Medicin und Chirurgie in ihren Heilbeſchäftigungen zuſammen, und leiſten einander wechſelſeitige Aushülfe; wird alſo nicht der Medicus ſo wie der Chirurgus ein bloſser Halbwisser ſeyn, wenn dieſer nicht mediciniſche, jener nicht chirurgiſche Kenntnisse besitzt? Beſonders aber bedarf der Chirurg der mediciniſchen Kenntnisse, da immer bei äuſserlichen Krankheiten, nebſt den chirurgiſchen Hülfsmitteln, der Handanlegung, Operationen u. ſ. w., noch mediciniſchen Beiſtand und Anwendung innerlicher Heilmittel erfodert wird; ſo wie ſelbſt das Urtheil und die Entſcheidung, ob und was für chirurgiſche Mittel angewendet werden ſollen, nur aus den Principien der Medicin und insbeſondere aus der Lehre von den Heilungsanzeigen hergeleitet werden können; denn nur nach den Grundſätzen der allgemeinen Therapie kann beſtimmt

werden, ob z. B. die Aderlaſs, die Amputation u. ſ. w. unternommen werden ſollen. Die Chirurgie, darf man alſo ſagen, bedarf in *allen ihren* Fällen der Medicin und ihrer Principien; aber nicht im Gegenſatze bedarf die Medicin *immer* der Chirurgie; der Arzt kann durch ſeine pharmaceutiſche und diätetiſche Hülfsmittel eine Menge Krankheiten heilen, bis es eine giebt, um deren Heilung zu vollführen, er die Chirurgie zu Hülfe nehmen muſs.

§. 5.

Wir wollen nun den weitern Inhalt der Beweiſsgründe für die Nothwendigkeit der Vereinigung der Medicin und Chirurgie ins Detail verfolgen. Derjenige, der chirurgiſch kuriren will, d. h. der eine gewiſſe Klaſſe der Krankheiten des menſchlichen Körpers mit chirurgiſchen Mitteln, durch Handanlegung, heilen will, muſs in allen vorbereitenden Theilen der Medicin, in der Anatomie und Physiologie, in der Pathologie, Semiotik und allgemeinen Therapie wohl bewandert ſeyn, wenn er die vor ſich habende chirurgiſche Krankheit richtig erkennen und nach Grundſätzen ſicher und gut heilen will. Er muſs genaue Kenntniſs ſowohl von dem lebenden Organismus und ſeinen mechaniſchen, chemiſchen und

andern Attributen überhaupt, als von allen integrirenden Theilen desselben insgesammt, und besonders von demjenigen, welcher krankhaft afficirt ist, besitzen; er muss von der Lage, Struktur, und Verbindung des kranken Theiles mit andern Theilen, dann von denen ihm besonders zukommenden Eigenschaften und Verrichtungen im Gemeinwesen, so zu sagen, des lebenden und wirkenden Organismus gut unterrichtet seyn, mit einem Worte, den subjektiven Gegenstand, das Substrat der Krankheit auf allen Seiten kennen; alsdann muss er das Objekt, die Krankheit selbst, das Wesen der Krankheit, die Zeichen und Zufälle derselben, die vorausgegangene Ursachen, die wahrscheinlich zu entspringenden Folgen einsehen und bestimmen können; er muss mit den Anzeigen und Gegenanzeigen zu den chirurgischen Kur- und Operationsmethoden genau bekannt seyn, und jede derselben nach ihrem eignen Werthe abwägen und schätzen können; er muss die Lehre von den Arzneimitteln und die allgemeine Therapie, als die Lehre der allgemeinen medicinischen Kurmethoden, ohne welche keine Krankheit geheilt wird, nach ihrem ganzen Umfange inne haben u. s. f. Ohne alles dieses ist der Chirurg kein wahrer, scientifischer Chirurg, und er verdient nicht den Namen eines Künstlers,

der nur demjenigen zu Theile werden kann, der die Chirurgie nach Grundſätzen und geſchickt ausübt. Hat aber im Gegentheile der Chirurg Alles das theils durch theoretiſchen, theils durch praktiſchen Unterricht sich eigen gemacht, ſo iſt er — Arzt im ganzen umfaſſenden Sinne des Wortes, und der Name Chirurg kommt ihm nur theilweiſe zu.

Aus dieſem ſo eben Vorgebrachten ergiebt sich als eine richtige Folge, daſs Medicin *nothwendig* mit Chirurgie verbunden werden muſs, da dieſe letztere keine ächte Kur einer Krankheit ohne Hülſe und Grundlage der mediciniſchen Principien zu unternehmen im Stande iſt; ferner ergiebt sich, daſs die Chirurgie der Medicin untergeordnet ſeyn muſs, weil jene nie ohne Vorausſetzungen aus den gewöhnlichen Lehren der Medicin beſtehen kann, in den Heilungsprincipien von dieſer abhängig iſt, da doch die Medicin, wie ſchon iſt bemerkt worden, ohne chirurgiſche Hülfe, ohne irgend eine Vorausſetzung aus der Chirurgie, die bei weitem allermeiſten Fälle von innerlichen Krankheiten therapeutiſch behandeln kann. Chirurgie iſt demnach nicht ſo wohl ein zweiter für sich beſtehender Theil der geſammten Heilkunde, für den er doch gewöhnlich genommen wird, als vielmehr ein beſonderer Theil der Therapie, welche

bekanntlich nach den Hauptklassen der Hülfsmittel zur Gesundheit und der Heilmittel in Krankheiten dreifach ist, als die diätetische, die pharmaceutische und die chirurgische; die theoretischen und praktischen Grundsätze und Verfahrungsregeln, die zur richtigen Anwendung dieser Mittel in Gebrauch gezogen und beobachtet werden müssen, lehrt die Philosophie der praktischen Medicin (allgemeine Pathologie) oder die Lehre von den allgemeinen Krankheits-Beschaffenheiten und die hierauf gegründete Lehre von den Heilungsanzeigen). Dadurch, daſs die chirurgische Therapie oder die Chirurgie zur geschickten Anwendung ihrer indicirten Hülfsmittel, d. h. zu ihrer Ausübung Handanlegung, gewisse (mechanische) Eigenschaften für den, der sie ausübt, erfodert, und dadurch, daſs ein groſser Theil der chirurgischen Praxis auf gewissen Regeln aus der Mechanik beruht, welches alles zur Medicin nicht erforderlich ist, hat sie die Selbstständigkeit als eigene Kunst, gemeiniglich Wundarzneikunst genannt, erhalten; dessen ungeachtet aber bleibt sie doch, weil sie, wie gesagt, die eigentlichen Heilungsprincipien aus den medicinischen Lehren, z. B. Pathologie, Aetiologie u. s. f. herleiten muſs, ohne welche die chirurgische Praxis weder Absicht noch Zweck hätte, der Medicin untergeordnet.

Nach allem diesen kann man nun bestimmt festsetzen, *daſs die Medicin und die Chirurgie in ihrer Erlernung immer verbunden werden müſſen*, da in der Ausübung die eine dieser Künste öfters ohne die andere unmöglich bestehen kann, und der Medicus ohne chirurgische, der Chirurgus ohne medicinische Kenntnisse oft nur halb, manchmal gar nicht ihren Zweck erreichen könnten. — Die *Möglichkeit* dieser Verbindung scheint wohl keinem Zweifel ausgesetzt zu seyn, da wir von der Wirklichkeit derselben überzeugende Beispiele und Beweise sowohl in ältern als neuern Zeiten haben. Dieser Beispiele aber ungeachtet blieb doch die Chirurgie von der Medicin immer in einer gewissen Entfernung und abgesondert, und eine stete, bleibende Vereinigung der Medicin und Chirurgie ist bisher noch nicht vor sich gegangen. Es wäre also hier der Ort, die *Möglichkeit* einer solchen steten Vereinigung der Medicin und Chirurgie, welche die Preisſfrage zu beabsichtigen scheint, zu beweisen; diese wird sich aber von selbst darthun, wenn wir unten die Mittel und Wege zur guten Ausführung einer nie mehr zu trennenden Vereinigung dieser beiden Künste in *einem* Subjekte angeben werden.

§. 6.

Wir nehmen den abgebrochenen Faden nun wieder auf, und gehen an demſelben weiter fort. Es iſt oben als nothwendig feſtgeſetzt worden, daſs Medicin und Chirurgie in *ihrer Erlernung immer* verbunden werden ſollen. Um hier zum Belege dieſes Satzes vom rechten Geſichtspunkte auszugehen, müſſen vorerſt die Anfänger der Heilkunde als ſolche betrachtet werden. Dieſe ſollen mit den nöthigen Kenntniſſen, die auf Gymnaſien gelehrt werden, und mit den erforderlichen Geiſteskräften ausgerüſtet, von einer *gereinigten* Philoſophie wahrhaft aufgeklärt, das ſo viel umfaſſende Gebiet der Heilkunde betreten. Hier im Anfange der Studien darf kein Unterſchied zwiſchen Medicinern und Chirurgen ſtatt finden (von den Lehrjungen der niedern Chirurgie, die ohne humaniſtiſche und philoſophiſche Kenntniſſe ſind, iſt hier, wie ſichs von ſelbſt verſteht, nicht die Rede); alle und jede, die ſich der Heilkunde, ſey es nun unter dem Namen Medicin, oder Chirurgie, widmen wollen, müſſen ſich mit allen Theilen der ganzen Arzneiwiſſenſchaft bekannt machen, ſie müſſen ſowohl die Grundſätze der Präliminar- und Hülfswiſſenſchaften, als auch die Grundſätze der eigentlichen Heilungslehre (*Therapia*) ſtudieren und ſich gänzlich eigen

machen. Der Anfänger der Heilkunde muſs z. B. Botanik und Chemie ſtudieren, weil dieſe Doctrinen, und beſonders die letztere in Rücksicht der Miſchung der Arzneien, ihm in der Ausübung ſeiner Kunſt ſehr nothwendig und oft ſehr vortheilhaft werden können, weil es Fälle geben kann, wo er gemäſs ſeinem Berufe und Amte als Botaniker und Chemiker auftreten muſs *). Der Anfänger der Heilkunde, wollte er sich gleich insküņftige nur mit der Medicin vorzüglich beſchäftigen, ſoll und muſs auch Chirurgie theoretiſch und praktiſch am Krankenbette ſtudieren, weil es ſo oft Gelegenheit in der Praxis geben wird, welche chirurgiſche Kenntnisse unumgänglich erfodert, wo es ohne dieſe ſchlechterdings nicht auszukommen iſt. So wie er in allen Hülfszweigen der Heilkunde bewandert ſeyn muſs, ſo viel als ihm nothwendig iſt, eben ſo muſs er es auch in dem beſondern und eigentlichen Zweige der ausübenden Heilkunſt ſeyn, welcher die Heilung einer gewissen

*) Wenn es hier heiſst, daſs der Arzt Chemiker und Botaniker ſeyn ſoll, ſo muſs dies mit einer gewiſſen Limitation geſchehen; er darf nämlich weder Chemiker noch Botaniker von Profeſſion ſeyn, wenn er anders keine beſondere Neigung dazu hat, ſondern er ſoll nur ſo viel chemiſche und botaniſche Kenntniſſe beſitzen, als ihm zur vollkommnen Ausübung ſeiner Kunſt erforderlich ſind.

Klasse von Krankheiten durch äußere Mittel auszuführen lehrt. Das Studium der Medicin und das Studium der Chirurgie müssen also mit einander immer verbunden werden; das Studium der Chirurgie kann ohne jenes der Medicin, als welches die Grundpfeiler dazu herleihet, nicht angefangen werden, aber auch das Studium der Medicin kann nicht vollkommen beendiget werden, wenn nicht jenes der Chirurgie damit verbunden wird, — welches gleichsam schon in der Medicin, als ein Theil der allgemeinen Heilungslehre, enthalten ist. — Ist wohl dieses aber nicht schon die Grundlage zur Vereinigung der Medicin *und Chirurgie?* Da sie in ihrer Urquelle, in ihrer Erlernung mit einander vereinigt werden müssen, würde ihre Trennung in der künftigen Ausübung nicht fragmentarisch, gewaltsam, ja selbst schädlich seyn? Der Unterschied zwischen Mediciner und Chirurgen kann also schon bei der Bildung und Erziehung zum künftigen Praktiker der Heilkunde wegfallen da sie beide gemeinschaftliche Studien und Zwecke haben, und der allgemeine Name Arzt sollte also auch beiden gemeinschaftlich zu kommen *).

*) Hier sey dem Verfasser folgende Anmerkung zu machen erlaubt. — Der Name Arzt gebührt vorzugsweise nur dem, der *nach Grundsätzen* heilt, mag e

Nachdem nun, wie der Verfasser glaubt, attſam iſt bewieſen worden, daſs die Medicin nd Chirurgie *in ihrer Erlernung immer* ver- unden werden müssen, ſo bleibt nun noch eiter auszuführen und zu beſtimmen übrig, b es nothwendig und thunlich ſey, dieſelben uch *in der Ausübung* zu verbinden.

dann ſogenannte innerliche oder äuſserliche Krankheiten, mit pharmaceutiſchen oder chirurgiſchen Mitteln heilen. Hieher gehören alſo die *Medici Phyſici*, als die ſonſtgenannten *Medico-Chirurgi* oder *Chirurgi litterati*. Alle können gewiſs ſehr füglich unter dem jede Trennung ausſchlieſsenden und vereinigenden Namen — Arzt — begriffen werden. — Muſs man ſich aber nicht wundern, daſs die k.k. Militair-Sanitäts-Commiſſion, welche ſo manche heilſame Veränderung im k. k. Militair-Sanitätsweſen vorgenommen hat, daſs dieſe, ſage ich, den verehrungswürdigen Namen Arzt, zum Nachtheil aller wahren Aerzte und der ganzen Kunſt, ſo herabwürdigen konnte, daſs ſie ihn gröſstentheils unwiſſenden und aller gelehrten Bildung beraubten Unterchirurgen, welche kaum der Barbierſtube entkommen ſind, verſchwendriſch ertheilte? Nach dieſem Maaſsſtabe wäre der elendeſte Farbenklekſer eben ſo Künſtler, wie der geniereichſte Maler, wie ein *Raphael*, oder ein *Mengs*; blos weil jener auch mahlt wie dieſe; ſo wie jene Chirurgen eben auch Arzneimittel aus der Apotheke verſchreiben, wie der tiefdenkendſte Arzt. Aber welcher Contraſt findet ſich nicht zwiſchen einem alltäglichen Farbenſudler und zwiſchen einem *Raphael*, zwiſchen einem Unterchirurgen und zwiſchen einem wahrhaften kunſtverſtändigen Arzte! Was müſſen helldenkende Nichtärzte von der Arzneiwiſſen-

Klasse
auszuf
und d
mit ei
Studium
Medicin
herleihe
das Stu
men be
Chirurgi
gleichsam
der allge
Ist wohl
lage zur
rurgie?
Erlernu
sen, wi
Ausübu
selbst sc
schen M
schon bc
künftigen
da sie b
Zwecke ha
sollte also
kommen *).

*) Hier sey dem Verfa
chen erlaubt. — D
weise nur dem, der *nach* C

§. 7.

Die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer Vereinigung der praktischen Medicin mit der ausübenden Chirurgie, oder dieser mit jener, scheint einerseits wirklich sehr großen Schwierigkeiten ausgesetzt zu seyn, mit vielen Gründen und Gegengründen kann sie eines Theils vertheidiget, andern Theils widerlegt werden, so daß eine bestehende Vereinigung

... und von den Aerzten denken, wenn die ... Unterchirurgen, welche die niedrigsten ... verrichten müssen, von ihrer obersten ... und militärischen Behörde mit dem N... Arzt beehrt werden? und wie muß es dem durch mühsame und angestrengte Studien gebildeten Arzt ... durch seinen mehrere Jahre lang anhaltenden ... von Rechtswegen die akademische Doctorwürde erhalten hat, auffallen, wenn so zu sagen ... unter dem Namen Arzt und Doctor ... und niedern Civil- und Militairpe... wie der Verfasser dieses in gegenwärtigen ... erfahren hat? — Lasse man immer ... den sie gut characterisirenden ... Land- oder Wundarzt, denn was ... und arbeiten sie nicht das ... mit dem Kopfe ... den Candidaten der ... niedern Chirurgie ... Ober- und Regi...

'er beiden Zweige der ausübenden Heil-
ſt in einzelnen Individuen nicht ſo leicht
Stande gebracht werden könnte. Indes-
leidet die ganze Sache auf beiden Seiten
isse Einſchränkungen und Bedingungen,
wenn sie gehörig beobachtet werden, doch
ch zur gewünſchten Einigung führen kön-

Vorerſt wollen wir alſo einige noth-
dig vorauszuſchickende Betrachtungen an-
n, und dann die sich daraus ergebenden
erungen ziehen, woraus zutetzt erhellen
, was unter dieſen Einſchränkungen und
ingungen verſtanden werden ſol.

Setzen wir: der Anfänger in der Heil-
de hat in der Naturhiſtorie (vorzüglich in
Botanik) und Chemie, in der Anatomie
l Chirurgie gründlichen Unterricht genoſ-
, er hat auch ſchon die Grundsätze dieſer
ctrinen, ſo viel es zur eigentlichen Heil-
ıde erforderlich iſt, in Ausübung gebracht;
wegen wird er aber weder ein Naturhiſto-
er noch Chemiker, weder ein Anatom
h Chirurg *ex professo* ſeyn, nur je nach-
n ihn ſeine *individuelle Neigung* beſtimmt,
d er sich der Ausübung eines oder des
ern dieſer Zweige des menſchlichen Wis-
insbeſondere und vor andern widmen.
[illegible] Aerzte gegeben und giebt es noch,
[illegible]er Chemiker, Anatomen

[illegible]

[illegible]

[illegible] Zeuge der [illegible] Heil-
[illegible] nicht [illegible]
[illegible] den [illegible]. Indes-
[illegible]
[illegible] und [illegible],
[illegible] doch
[illegible]
[illegible] wollen wir [illegible] einige [illegible]
[illegible] Betrachtungen [illegible]
[illegible] und dann die sich daraus ergebenden
[illegible], [illegible] alsdann erhellen
[illegible], was unter [illegible] und
[illegible] werden soll.
[illegible] den Anfänger in der [illegible]
[illegible] in der Naturlehre [illegible] in
[illegible] und Chemie, in der Anatomie
[illegible] Unterricht [illegible]
[illegible] dieser
[illegible], so viel es [illegible] Heil-
[illegible] ist, in Anwendung gebracht;
[illegible] aber weder [illegible]
[illegible], weder ein Anatom
[illegible] seyn, [illegible]
[illegible] bekommt,
[illegible] der Anwendung eines oder des
[illegible] der [illegible] Was
[illegible] und von andern [illegible]
[illegible] und [illegible]
[illegible] oder [illegible], Anatomen

oder Chirurgen, und dieses in einem hohen Grade sind; aber wie sind sie es geworden? — doch nicht etwa, weil sie in ihren Studierjahren scholastischen Unterricht in diesen Doctrinen erhalten haben, denn wie viele erhalten den nemlichen Unterricht, und wie wenige gedeihen zu ausgezeichneten Beförderern der einen oder der andern dieser Doctrinen, wie wenige erheben sich über die gemeine Stufe des Studiums derselben. — Einzig sind sie es geworden aus eigenem Antrieb, aus besonderer Neigung und ausschliessender Liebe zu dieser oder jener Wissenschaft oder Doctrin. — Der grosse Umfang der ganzen Arzneiwissenschaft, wozu ich hier alle die zu ihr gehörige Hülfswissenschaften, vorzüglich die sich so weit erstreckende Naturhistorie u. s. w. rechne, bietet dem immer weiter vordringenden menschlichen Geiste die vielfachste Gelegenheit dar, seine Forschungskräfte zu üben, und die Masse seiner Erkenntnisse in dieser Körperwelt zu vermehren. Jeder also, der sich der Arzneiwissenschaft widmet, kann aus ihren Theilen einen sich angemessenen Stoff wählen, an ihm seine Geisteskräfte versuchen, für die Bearbeitung und Cultur desselben thätig Hand anlegen, und vielleicht Entdeckungen im Reiche der Wahrheit machen. Es versteht sich schon von selbst, daß

die Geisteskräfte der Individuen, die sich den Wissenschaften widmen, nicht alle gleich sind, so wie auch die Stoffe der Wissenschaften nicht gleich sind; einige sind mehr, diesen Stoff, andere sind mehr, jenen Stoff zu bearbeiten, aufgelegt. Es ist also wohl nicht von einem jeden Anfänger der Heilkunde zu fodern, dass er, als künftiger practischer Arzt, zugleich auch ausgemachter Botaniker, oder Chemiker, oder Anatom seyn, dies muss den Anlagen und Neigungen seines Geistes, und seinen körperlichen Fähigkeiten überlassen werden; wozu ihn diese bestimmen, das soll er ergreifen, und nur diesem wird er gewachsen seyn. Es kann also eben auch nicht jeder, der zur practischen Medicin vielleicht das trefflichste Genie besitzt, zugleich practischer Chirurg werden, weil ihm allenfalls die zur Ausübung der Chirurgie besonders erforderliche Eigenschaften mangeln. Soll aber deswegen das Genie für die Medicin verloren gehen? soll derjenige, der sich zu einem guten practischen Arzte bilden könnte, nicht Arzt werden, bloss weil er nicht zugleich practischer Chirurg seyn kann? Sollen inskünftige alle angehende Aerzte der Medicin entsagen, weil sie die Chirurgie auszuüben weder Anlage noch Neigung haben? Wer möchte dieses ernstlich behaupten? — Man

kann also nach diesem festsetzen, dass Medicin und Chirurgie in Rücksicht ihrer Ausübung nicht immer in *einem* Subjecte unauflöslich verbunden werden müssen und können. Ausübende Chirurgie muss zwar immer die ausübende Medicin, weil sie auf Voraussetzungen aus dieser beruht, zur Seite haben, d. h. derjenige, der äusserlich heilen will, muss auch zugleich innerlich und überhaupt nach Grundsätzen heilen können, oder mit wenigen Worten, der Chirurg muss zugleich Arzt seyn; im Gegentheile aber, da die Medicin keiner Voraussetzungen aus der Chirurgie bedarf, so kann sie wohl für sich allein bestehen, d. h., es kann einer ein guter Medicus seyn, ohne dieserhalb die Chirurgie ausüben zu müssen. Jeder innerlich heilende Arzt soll zwar Chirurgie erlernen und studiren, aber nicht jeder soll und *kann* sie ausüben. So wie der eine Arzt sich zu einem trefflichen Naturhistoriker bildet, so kann sich der andere zu einem vorzüglichen practischen Chirurgen und Operator bilden; aber nicht bloss deswegen, weil der Arzt neben der eigentlichen Medicin die Naturhistorie oder Chirurgie u. s. w. als ergänzende Hülfswissenschaften studirt hat, und zum Behufe des Studiums der Medicin studiren musste, sondern hauptsächlich aus *der* Ursache, weil entweder

Naturhiſtorie oder Chirurgie, oder ſonſt ein Hülfszweig der Medicin mehr Intereſse für ihn hatte, mehr dem individuellen Charakter ſeines Geiſtes, ſeinen Neigungen und Fähigkeiten mehr angemeſsen war. Wäre es alſo wohl nicht unſchicklich, jeden angehenden Arzt zum Chirurgen geradezu bilden zu wollen? ſo wie es unſchicklich wäre, jeden angehenden Arzt zum Naturhiſtoriker oder zum Chemiker u. ſ. f. bilden zu wollen. Und doch haben laut der Geſchichte die Naturhiſtorie und die Chemie, ſo wie ſelbſt die Chirurgie *) ihre vorzüglichſten Entdeckungen, Verbeſserungen und Erweiterungen, niemand anders, als Aerzten zu verdanken. Chirurgie iſt zwar immer, wenn man es genau nehmen will, der Medicin oder vielmehr der mediciniſchen Praxis näher verwandt, als Naturhiſtorie und Chemie; aber dieſe Paralellſtellung der Naturhi-

*) *Haller*, der hier als Hiſtoriker der Medicin und als Hiſtoriker der Natur, als Anatom, Chirurg u. ſ. w. gewiſs Glauben verdient, ſagt in ſeiner chirurgiſchen Bibliothek *(T. II. p. 1.)* ungefähr, wie folgt: Es hat sich in der Chirurgie kein einziger groſser Mann ausgezeichnet, nach welchem man irgend eine Periode ihrer Geſchichte benennen könnte. Eigentlich hat die Chirurgie sich immer an dem Faden der Medicin gehalten und halten müssen. Denn nur durch sie und mit ihr konnte sie ſteigen und sinken.

ſtorie und Chemie einerſeits, und der Chirurgie andrerſeits der Medicin gegenüber iſt deshalb doch nicht minder gültig; denn jene Hülfswiſſenſchaften verhalten sich zur Medicin überhaupt und im allgemeinen, wie sich die Chirurgie zur mediciniſchen Praxis insbeſondere verhält.

§. 8.

Nach dieſen vorausgegangenen Betrachtungen und Unterſuchungen kann nun der Verfaſser ſeine Meinung über die Nothwendigkeit und Thunlichkeit der Vereinigung der Medicin und Chirurgie überhaupt, und in Hinsicht auf die Ausübung beider zugleich, als das aus jenen gezogene Reſultat hier vorläufig darlegen. Sie zerfällt ungefähr in folgende Punkte.

A) Die Medicin ſollte hinfüro nicht mehr ohne Chirurgie in dieſer ihrem ganzen Umfange ſtudirt werden, ſo wie die Chirurgie ohne vorangegangenes Studium der Medicin nimmermehr erlernt werden ſoll. Der künftige Chirurg ſoll nicht bloſs eine fragmentariſche Kenntniſs von der Medicin einholen, wie bisher ſehr oft der Fall war; ſondern er ſoll vorher die Medicin in allen ihren Theilen ſtudiren, er ſoll sich vorerſt als Medicus qualificiren, dann ſoll er sich die Grundſätze

der Chirurgie in der Theorie eigen machen, und nach diesem endlich zur Ausübung dieser Grundsätze am Krankenbette, zur chirurgischen Praxis übergehen, dann soll er erst, als ausübender Chirurg, handanlegen. Es würden also inskünftige keine Chirurgen mehr existiren, die nicht auch wahre Aerzte wären, wovon der entgegengesetzte Fall schon oft vielen Schaden verursachte. Man hat nemlich Beispiele, dass sogenannte Chirurgen, die aber nichts anders als blosse Operateurs sind, nachdem sie die wichtigsten Operationen mit vieler Gewandtheit verrichtet hatten, den Operirten grösstentheils seinem Schicksale und dem Zufalle überliessen, ohne sich weiter um eine rationelle therapeutische Behandlung desselben zu bekümmern. Aber dies heisst wohl nicht heilen, nicht den Leidenden von seinem Uebel befreyen! Wie oft wurde nicht schon in einem solchen Falle die gegenwärtige Krankheit, welche zu heben man doch die Operation anstellte, nicht allein nicht gehoben, sondern derselben noch eine neue Krankheit beigesellt? Hieher gehören grösstentheils die herumirrenden sogenannten Operateurs, Bruch- und Steinschneider, Augen- und Zahnärzte u. dgl., aus deren so oft misslingenden Operationen und Curen sich leicht abnehmen läst, wie nothwendig die medicinischen Grundsätze den-

jenigen sind, welche die Chirurgie zum Vo
theile der leidenden Menſchheit ausüben, u
ihre Pflichten, als Chirurgen, getreu erfülle
wollen.

B) Die Chirurgie, d. h. die höhere C
rurgie ſollte hinfüro niemand anders als a
ſolvirte Aerzte ausüben; allein nicht alle a
ſolvirte Aerzte ſollen und können zugleic
practiſche Chirurgen ſeyn, wie oben iſt g
zeigt worden; doch ſollen alle Aerzte imm
theoretiſche Chirurgen ſeyn, d. h. sie ſoll
die Theorie der Chirurgie, die Grundsä
der Heilung der Krankheiten durch Handa
legung und äuſserliche Mittel inne haben.
Wir wollen dieſe Punkte weiter auseinande
ſetzen, und practiſch anwenden. Jeder, de
sich der Heilkunde einmal widmen will, ſtu
dirt anfänglich die Grundſätze der Medic
theoretiſch und practiſch am Krankenbett
an welchem er auch dann ſpäter die Beſo
gung und Heilung der Kranken unter d
Aufsicht des Lehrers übernimmt; dann ſt
dirt er die Chirurgie ebenfalls theoretiſch u
practiſch. Da aber nicht jeder von dene
die sich der Heilkunde widmen, die zu d
beiden Zweigen derſelben erſoderliche Eige
ſchaften besitzt, ſo lassen es einige von d
Anfängern der Heilkunde bei dem Studiu
der Chirurgie und bei der Autopsie der c

rurgischen Krankheiten und der chirurgischen Operationen bewenden, legen nicht selbst Hand an, weil sie theils keine Neigung zur Ausübung der Chirurgie, theils keine Anlagen und Fähigkeiten dazu besitzen; andere hingegen üben sich, weil sie Neigung, Anlagen und Fähigkeiten zur practischen Chirurgie haben, in den Handanlegungen und Operationen, den chirurgischen Grundsätzen gemäss, ebenfalls unter Anleitung des Lehrers, werden eigentliche Chirurgen und Operatoren, nachdem sie schon zum Voraus Aerzte sind. Die erstern also von den angehenden Aerzten, obgleich sie nicht selbst operiren, sind doch bei allen practischen Uebungen der Chirurgie gegenwärtig, um sich von allem die nöthigen practischen Kenntnisse zu verschaffen, sind und bleiben theoretische Chirurgen; die letztern der angehenden Aerzte legen selbst Hand an, operiren, und curiren mit der Hand, sind und bleiben practische Chirurgen; jene wären also die Kenner, diese die Künstler.

§. 9.

Durch diese Wege glaubt der Verfasser folgenden Nachtheilen, die aus dem Einschlagen der entgegengesetzten Wege entspringen würden, vorgebeugt zu sehen, und zwar: 1) dem Schaden, den die Chirurgie, ohne in Ver-

bindung mit Medicin zu treten, ſtiftet. Wehe dem Patienten! wenn ein sogenannter Chirurg und Operator ohne Grundsätze einer rationellen medicinischen Therapie sich über ihn hermacht, die verwüſtende Hand anlegt, und eine dann wahrhaft grausame Operation an ihm ausübt, er wird das Opfer einer elenden Empirie werden. 2) Dem allenfalsigen Nachtheile, den ein bloſs innerlich heilender Arzt, der ohne solide chirurgische Kenntnisse ist, verursachen könnte, welches aber doch nur ein seltner Fall ſeyn würde. Ein Beispiel hievon könnte folgendes seyn, wenn nemlich ein bloſs innerlich heilender Arzt eine beträchtliche äuſserliche locale Krankheit durch zu lange anhaltenden Gebrauch innerlicher Mittel in so ferne verschlimmert und manchmal wirklich unheilbar macht, als er den gegebenen Zeitpunkt versäumt, wo eine zweckmäſsig angeſtellte chirurgiſche Operation die ganze Krankheit gehoben haben würde, welches sie nach Verlauf einiger Zeit nimmer zu thun im Stande iſt. Indessen würde dies von einem Arzte, der nach den Grundsätzen seiner allgemeinen Therapie, dieſer Philoſophie der Praxis, zu Werke geht, äuſserſt ſelten, oder wohl gar nicht zu erwarten ſeyn. 3) Dem literariſchen Zwange, und dem eben daraus für die Wissenſchaft entſpringenden

Nachtheile, wenn alle angehende Aerzte ohne Weiteres practifche Chirurgen werden müfsten, wie man heutigen Tages vornemlich darauf anzutragen fcheint. Wie viele Stümper in der Chirurgie würden dann nicht entftehen, die entweder aus Abneigung gegen die Chirurgie oder aus Mangel der dazu erfoderlichen Anlagen Stümper zu werden nothwendig gezwungen wären? — Nebft dem mufs noch folgendes in Betracht gezogen werden: Müfsten *alle* Anfänger der Heilkunde practifche Chirurgen werden, *alle* practifche Aerzte die Chirurgie ausüben, wie wenig könnte aus Mangel an Zeit und Mufse, welche die theils medicinifch-practifchen, theils die chirurgifch-practifchen Gefchäfte wegnehmen für die Philofophie der Medicin, für Physiologie, Pathologie und generelle Therapie gethan werden? wie verwaist und verlassen lägen nicht die medicinifchen Hülfswissenfchaften, die, wie gefagt, nur von Aerzten gewöhnlich cultivirt werden, als Chemie, Botanik und die übrige Naturgefchichte? wie unangebaut läge nicht das Feld der Gefchichte der Medicin, wie unbenutzt ihre Reichthümer? wie wenig hätte, wären alle Aerzte zugleich practifche Chirurgen gewefen, bisher für die Materia medica geleiftet werden können, welche vorzüglich in neuern Zeiten fo viele Aufklärung von

Aerzten erhalten, und einen so hohen Grad von Simplicität *) erreicht hat? u. s. w. Im Falle also, daſs sich nur eine Parthie der Aerzte der Ausübung der Chirurgie unterziehen würde, könnte die andere Parthie sich für die eben bemerkten Doctrinen und Wissenschaften, die auch ins Gebiet der gesammten Arzneiwissenschaft gehören, und auf die Heilkunst insbesondere groſsen Einfluſs haben, interessiren.

§. 10.

Nimmt man nun das in den §. §. 4. 5. 6. 7. 8. 9. bisher Vorgetragene zusammen, so läſst sich die Preiſsfrage nach ihrem ersten Theile: »Ist es nothwendig und ist es möglich, beide Theile der Heilkunst, die Medicin und die Chirurgie, sowohl in ihrer Erlernung als Ausübung wieder zu vereinigen?« folgendermaaſsen beantworten: Ja, es ist nothwendig und möglich die Medicin und die Chirurgie *in ihrer Erlernung* jederzeit und in jeder Rücksicht zu verbinden; ferner ist es nothwendig die *Ausübung der Chirurgie mit der Ausübung der Medicin* auf jeden Fall und auf immer zu vereinigen; aber — umgekehrt — nicht immer nothwendig und möglich ist

*) *Simplex sigillum veri.* Boerhaave.

es die Ausübung der Medicin mit der Ausübung der Chirurgie jederzeit und auf jeden Fall zu verbinden. Die Urſachen hievon sind im Vorhergehenden enthalten.

§. 11.

Wir kommen nun zum zweiten Theile der Preiſsfrage, oder vielmehr zu einer zweiten Frage, nemlich:

»Welches waren die Urſachen der Trennung der Medicin und Chirurgie, und welches sind die Mittel ihrer Wiedervereinigung?«

Ehe die Urſachen dieſer Trennung angegeben werden, muſs vor allem beſtimmt werden, was eigentlich unter einer Trennung der Medicin und Chirurgie verſtanden werden kann. Schon seit längeren Zeiten haben sich nemlich die Aerzte in zwei Partheien abgeſondert; die eine davon beſchäftigte sich bloſs mit innerlicher Heilung der Krankheiten, die andere mit äuſserlicher Heilung gröſstentheils äuſserlicher Krankheiten. Es gab *Medici Physici* und *Medici Chirurgi*. (S. *Mezger Skizze einer pragmat. Geſchichte der Medicin*. §. 134.) Die Chirurgen hatten zwar auch mediciniſche Kenntnisse, aber eine ſyſtematiſche Ordnung derſelben, gebildet durch Philoſophie, exiſtirte ſelten in ihren Köpfen; sie legten sich mehr auf die ausübende Chirurgie, Handanle-

gung und Operationen, und ſchätzten dieſe Art von Heilung der Krankheiten ganz vorzüglich und ausſchlieſsend, brachten es endlich auch ſo weit, daſs sie ſelbſt die eigentliche ſyſtematiſche Medicin hintanſetzten, und die Chirurgie als den erſten Grundzweig der geſammten Heilkunde erhoben und vertheidigten. Wir haben auffallende Beiſpiele hievon, und es iſt nicht nothwendig, da sie allgemein bekannt sind, sie hier ausführlich anzuzeigen. Dadurch alſo, daſs die Chirurgen eine eigene Parthei, abgeſondert von den Aerzten, die bloſs innerlich curirten, ausmachten, war die Trennung der Medicin und Chirurgie ins Werk geſetzt. Dies geſchah vornemlich in Deutſchland vor nicht gar zu vielen Jahren, wo die Anhänger der Chirurgie dieſer ihrer Kunſt eine eigene Selbſtſtändigkeit, und ſogar Vorzug vor der innerlich heilenden Medicin zu geben sich beſtrebten. Man hat zwar ſchon frühere Spuren von dieſer Trennung der Medicin und Chirurgie, die seit den urälteſten Zeiten der Exiſtenz der Heilkunde immer vereinigt waren (S. die Einleitung), und ſo vereinigt waren, daſs der innerlich heilende Arzt immer zugleich auch ausübender Chirurg war, ſo wie er es gemäſs ſeinem Zeitalter nur immer ſeyn konnte, aber erst am Ende des vorigen Jahrhunderts ent-

stand in Frankreich und im gegenwärtigen in Deutschland die gänzliche Spaltung. Die ersten Anfänge dieser Spaltung, und die sie veranlassenden Ursachen müssen aus ältern Zeiten, wie oben schon ist bemerkt worden, als ihren Urquellen, hergeleitet werden.

Im 13ten Jahrhundert ging schon eine Art von Trennung der Medicin und Chirurgie vor; damals waren nemlich, besonders in Italien, diesem alten Sitze der Wissenschaften und Künste, gröſstentheils Mönche im Besitze von medicinischen Kenntnissen, sie schrieben medicinische Bücher, und unternahmen medicinische Curen, theils durch physische, theils durch hyperphysische Mittel. Mit Chirurgie oder chirurgischen Operationen gaben sie sich gar nicht ab, indem sie diese, für ihrer geistlichen Würde ganz zuwiderlaufend, hielten; sie waren die in damaligen Zeiten sogenannte *Medici Physici*. Diesen gegenüber standen die *Medici Chirurgi*, welche die Aerzte unter den Weltleuten waren, und sich auch insbesondere mit der Ausübung der damals freilich noch nicht sehr cultivirten Chirurgie beschäftigten. So entstand der erste Keim zur Trennung der Medicin und Chirurgie, zur künftigen Spaltung unter ihren Anhängern. — In Frankreich ward ungefähr in der Mitte des eben berührten Jahrhunderts die Trennung

durch Errichtung eines chirurgischen Collegiums noch mehr begünstiget, die Chirurgen dieses Collegiums erhoben sich zu Magistern, und wurden auch nach ihrer Kleidung *Chirurgiens de robe longue* genannt. Es mag eines Theils Eifersucht gegen die Medicin der Mönche, andern Theils Nothwendigkeit einer Verbesserung der vernachlässigten Chirurgie gewesen seyn, wodurch dieses chirurgische Collegium, welches nachher in eine Academie verwandelt wurde, entstand. Wir übergehen die weitern im vorigen und diesem Jahrhunderte vorgefallene Spaltungen und Streite der Aerzte und Wundärzte in Frankreich, und kommen vorzüglich auf die Trennung der Medicin und Chirurgie in Deutschland in neuern Zeiten, und werden suchen die Ursachen, die sie begünstigten und ins Werk setzten, anzugeben.

§. 12.

Vor Heister, denn mit diesem können wir den Anfang einer Periode, in welcher man in Deutschland die Chirurgie eigentlich artistisch zu treiben sichs angelegen seyn liefs, festsetzen, und auch nach demselben, war die höhere, die operirende Chirurgie immer in den Händen der Aerzte. Heister war selbst Arzt, so wie die andern trefflichen Chirur-

gen, die Deutschland in der ersten Hälfte dieſes Jahrhunderts aufzuweiſen hat, als *Platner*, *Günz*, *Mauchart* u. a. Nur erſt im vorigen Jahrzehend entſtand in einem beträchtlichen Theile Deutſchlands und auch in einem andern benachbarten nordiſchen Reiche *) eine Motion, wodurch sich die Chirurgie gänzlich vom Studium der Medicin losriſs, ein eigenes, abgeſondertes Studium bildete, und als ſelbſtständige Kunſt sich aufſtellte. Bei dieſer Trennung trug man darauf an, (und ſetzte es auch einigermaaſsen ins Werk), daſs die Chirurgie vor der Medicin die oberſte Würde in der Heilkunde behaupten ſollte, und als der erſte und Hauptzweig derſelben angeſehen werden ſollte. Die Medicin wurde ihr ohne weiteres untergeordnet, und der Chirurg erlernte nur Medicin als eine Nebenbeſchäftigung, die ihm, ohne Mitwirkung der Chirurgie, nur geringe Hülfe in der Praxis darzubieten im Stande war. Dieſer Geiſt der Trennung ſchlich sich allmählig in viele Köpfe ein, und fand verſchiedentlich bald mehr, bald weniger Beifall; und *durch dieſen* ward es vor-

*) In Dänemark. In Schweden iſt ganz neuerlich das Gegentheil geſchehen. Der König hat nemlich die chirurgiſche Societät aufgehoben, und ihre Geſchäfte unter die Mitglieder des Mediciniſchen Collegiums vertheilt.

züglich bewirkt, daſs man die Chirurgie als eine von der Medicin iſolirte Kunſt anſah, beide in ihrer Ausübung auf eine gewisse, zwar nur ſcheinbare Art trennte. Ich ſage nur auf eine gewisse, ſcheinbare Art, denn der ſtolze Chirurg, dem ſeine Kunſt über alles ging, muſste doch um die Krankheiten richtig zu erkennen und sicher nach Grundſätzen zu heilen, erſt die Principien dazu aus der eigentlichen Medicin oder vielmehr aus einem ihrer Theile, der allgemeinen Therapie entleihen; man wollte sich aber dies nicht anmerken lassen, und viele glaubten, die Chirurgie lehre alles dieſes ſchon von ſelbſt, *nur* daſs man der Medicin nichts zu danken haben ſollte. Doch dieſer zu weit getriebene Schwindel der Anhänger der Chirurgen verlor sich unvermerkt nach und nach, theils weil der vorgehabte Zweck, wie bei aller Ueberſpannung, nicht recht in Erfüllung gehen wollte, indem man den gewöhnlichen Chirurgen diejenige Grundlage, Philoſophie der Kunſt, welche doch einem ächten ſowohl chirurgiſchen als mediciniſchen Practiker unumgänglich nothwendig iſt, nicht ſo geradezu geben konnte, theils weil die eigentlichen Aerzte, durchdrungen von dem Werthe ihrer Wissenſchaft, ihre Stimme laut gegen die Anmaaſsungen der Chirurgen erhoben, und die

Würde ihrer Kunſt mit Nachdruck behaupteten. Dieſe Neuerung hatte indessen das Gute, daſs die wahren Aerzte mehr auf die Chirurgie aufmerkſam gemacht wurden, ſo daſs sie anfingen sich mehr der Cultur derſelben anzunehmen, der sie, der vielen trefflichen Bearbeitungen und Verbesserungen, beſonders unter uns Deutſchen, ungeachtet doch noch in einem nicht geringen Grade bedarf. Unterdessen auch ſchon vor dieſer Neuerung gab es treffliche Männer, die sich insbeſondere die Wundarzneikunſt (Chirurgie) zu ihrem vorzüglichen Objecte machten, und sich mit der Ausübung der Chirurgie vornemlich beſchäftigten, zum Beiſpiele dienen *Bilguer, Schmucker, Theden*, und *Richter, Siebold, Calliſen* u. A. m. Keineswegs aber lieſsen sie die Medicin unberührt zur Seite liegen, vielmehr haben wir dieſen Männern mehrere ſchätzbare Bereicherungen in der Medicin zu verdanken, ſo wie sie andrerſeits mit allem Fleiſse bemüht waren, das Studium und die Praxis der Chirurgie auf den für jezt möglichſt hohen Grad der Cultur zu erheben.

Wir ſehen alſo aus dem bisher Geſagten, daſs die höhere Chirurgie immer von Männern ausgeübt wurde (beſonders in Deutſchland) die ſolide Aerzte waren, daſs das Syſtematiſche und eigentlich Scientifiſche der Chi-

rurgie nur von Aerzten ist bearbeitet worden, und dass endlich die Chirurgie auch in ihrem practischen Theile nur von Aerzten die hauptsächlichsten Bereicherungen und Aufklärungen erhalten hat.

§. 13.

Die *niedere* Chirurgie (S. oben die Eintheilung §. 3.) war von jeher immer von der Medicin getrennt, und das mit Recht; denn erstens wäre es für den Arzt, der durch seine vermittelst sorgfältiger Beobachtungen und vieler Erfahrungen erlangte Kunst, durch tiefes und langes Nachdenken und Vergleichen der ihm vorkommenden Fälle, überhaupt durch angestrengte Thätigkeit seiner Verstandeskräfte die Menschen von einem der gröfsten Uebel der Welt, von Krankheiten, befreiet, eine ganz unschickliche Beschäftigung, dergleichen mechanische, (wie sie oben angegeben sind), auch einem minder fähigem Kopfe durch öftere Uebung leicht zu erwerbende Kenntnisse und Verfahrungsregeln auszuüben, so wie die übrigen minder beträchtliche chirurgische Arbeiten und Handanlegungen zu verrichten. Zweitens ist es nothwendig, dass es solche Leute gebe, die sich mit der niederen Chirurgie allein beschäftigen, sich aber im übrigen weder in die höhere Chirurgie noch in

die Medicin einmischen sollen. Diese Nothwendigkeit erhellet aus folgendem: Weder der Arzt nemlich, noch der Practiker der höhern Chirurgie kann sich theils aus Mangel an Zeit, theils aus andern Ursachen mit den wenig bedeutenden Geschäften der einfachen oder niedern Chirurgie abgeben; fürs andere muss der operirende Chirurg immer Gehülfen bei grössern Operationen haben, die doch etwas mehr von Chirurgie verstehen müssen, als Layen und Nichtärzte, hiemit auch manche kleine chirurgische Nebenarbeit besser und leichter verrichten können; und hiezu sind die Ausüber der niedern Chirurgie ganz passend. Endlich, da es bei der jetzigen Lage der Sachen nicht wohl möglich ist, das Barbierhandwerk von der Ausübung der Chirurgie (der niedern versteht sich) zu trennen, so ist es an sich selbst schon gar nicht unschicklich, und für die Oeconomie der Barbierer und simpeln Wundärzte, die wir denn doch immer haben müssen, zuträglich, das Barbieren und die niedere Chirurgie mit einander zu verbinden; denn wie das Barbieren eine durch Uebung erlernte mechanische Arbeit ist, so besteht auch die Ausübung der niedern Chirurgie aus nichts als mechanischen Arbeiten, als Clystieren, Aderlassen, Schröpfen, Ueberschläge und Pflaster auflegen u. dergl.,

wobei der Kopf gar nicht angestrengt werd[en]
darf, sondern nur gewisse Verhaltungs- un[d]
Vorsichtsregeln beobachtet werden müssen.

Hier könnte man folgende nicht ga[nz]
unpassende Paralelle ziehen: nämlich die ni[e]-
dern Chirurgen sind in Ansehung der Prak-
tiker der höhern Chirurgie das, was unte[r]-
richtete Hebammen in Ansehung der Geburt[s]-
helfer sind. Die Hebammen haben nur be[i]
natürlichen Geburten beizustehen, also nur die
gewöhnlichen, nicht viele Kunst erforderlichen
Entbindungsgeschäfte zu verrichten, höchstens,
und nur einer wohl unterrichteten Hebam[me]
könnte man die Operation der Wendung üb[er]-
lassen, von den übrigen Entbindungsoperati[o]-
nen sollen sie aber ganz ausgeschlossen blei-
ben; eben so sollen die niedern oder simp[le]
Chirurgen nur die leichtern chirurgischen Op[e]-
rationen, und die gewöhnlichen Heilungsg[e]-
schäfte der nicht sehr erheblichen Wunde[n]
Geschwüre u. s. w. unternehmen. Die Heb-
ammen sollen zwar ungelehrte, aber mit gut[en]
Verstandeskräften versehene Frauen seyn, u[nd]
so sollen auch die Praktiker der niedern Ch[i]-
rurgie keine gelehrte, aber doch verständi[ge]
Männer seyn, die zur Ausübung ihrer Beruf[s]-
geschäfte die nöthigen Eigenschaften besitz[en]
u. s. f. — Was die medicinischen Kenntnis[se]
betrifft, welche die niedern Chirurgen b[...]

en follen, so sollten diese, nach des Verers Dafürhalten, nur wenige und keine aillirte, sondern ganz allgemeine therapeuhe und nur so beschaffen seyn, als sie im thfalle, z. B. auf dem Lande, im Felde u. /., wo nicht sogleich ein Arzt zu haben ist, oderlich sind, damit nicht im Anfange der ankheit verschlimmernde Mittel gebraucht rden könnten. So sollten die niedern Stadt-, ld- und Landwundärzte die allgemeinsten otizen von Entzündung, Fieber und Schwäe haben, um wenigstens nicht, wenn sie im othfalle zu Hülfe gerufen würden, dem heri zu holenden Arzte durch unschickliche ittel die künftige Heilung der Krankheit zu schweren; ferner sollen sie in der Behandng der Scheintodten, als wozu sie vorzügch gebraucht werden können, insbesondere aterrichtet und geübt seyn, und was noch ergleichen mehr ist. Im übrigen wünschte er Verfasser, dass sie keine weitern medicinischen Kenntnisse erhalten sollten, als die orbezeichneten; erhalten sie im Gegentheil peciellern, detaillirten Unterricht in der Medicin, Materia medica u. dgl., so wird nur adurch eine unselige Empirie begünstigt, on deren unglücklichen Folgen uns die Beipiele nicht mangeln. Um allen auszuweichen, väre wohl nichts schicklicher, als mehrere

Aerzte auf dem Lande und im Felde, wo nämlich die niedern Chirurgen gröfstentheils ihr medicinifches Unwefen treiben, aufzuftellen; diefe follten dann auch Praktiker der höhern Chirurgie feyn, und unter ihrer Auf- sicht und Leitung follten die niedern Chirurgen gleichfam als *Amanuenfes* ftehen u. f. w.

§. 10.

Von der niedern Chirurgie, die alfo mit Recht und aus Urfachen von der Medicin gänzlich getrennt feyn foll, wenden wir uns wieder zu der höhern Chirurgie. Diefe findet man auch in neuern Zeiten (vorzüglich war dies in Frankreich vor der Revolution Mode) gewissermafsen von der Medicin getrennt, d. h. der Chirurg hat zwar medicinifche Kenntnisse, aber er ift mehr praktifcher Chirurg als praktifcher Arzt, und befchäftigt sich hauptfächlich, faft ausfchliefslich mit Handanlegen, Operiren. Diefe Trennung der Medicin und Chirurgie mag nun folgende Urfachen zum Grunde haben. 1) Die *erfte* und hauptfächlichfte ift der grofse Umfang der gefammten Heilkunde der Medicin und Chirurgie, fo dafs es nur wenige Subjekte geben kann, die diefen Umfang zu ermessen im Stande sind. Es werden nämlich viele Fähigkeiten, physifche und pfychologifche, viel Fleifs und Anftrengung, ein durch mehrere

Jahre lang fortgesetztes Studium erfodert; um zum völligen Besitze dieser beiden Zweige der Heilkunst, in theoretischer und praktischer Hinsicht, gelangen zu können. Dem Chirurgen sind eigene Anlagen und Fertigkeiten, besonders mechanische, zur Ausübung seiner Kunst nothwendig; und der Arzt muss wieder mit verschiedenen Eigenschaften besonders des Geistes ausgerüstet seyn, um seine Kunst am Krankenbette zum Heile der Leidenden mit Erfolg anwenden zu können; vorzüglich sind ihm Beobachtungsgeist, und die Kunst durch Analogie und Induction leicht und richtig zu schliessen, erfoderlich, mit einem Worte Genie im erhabenern Sinne. Da man nun aber sehr selten beide Arten von Eigenschaften, nämlich die zu einem Arzte, und jene zu einem Chirurgen in *einer* Person zusammen vereinigt findet, so ist und war dies immer das gröste Hinderniss der Vereinigung der Medicin und Chirurgie, das hauptsächlichste Begünstigungsmittel der Trennung derselben. Fernere Ursachen, die die Trennung bald veranlassten, bald unterhielten, sind: 2) zu grosse Anhäufung und Durchkreuzung der Geschäfte, so dass ein Mann, der zugleich Medicin und Chirurgie ausübt, unmöglich in allen den vielfachen, ihm vorkommenden Fällen überall zugleich Hülfe leisten kann; bald soll er in der Stadt,

bald auf dem Lande, manchmal in weiten Entfernungen, dem Leidenden beispringen, bald fodert seine Gegenwart der dürftige Bürger, bald der pressante Reiche, bald der ungeduldige, hypochondrische Kranke u. s. f. überhaupt wird er nicht Zeit genug finden, seinen bald medicinischen, bald chirurgischen Berufsgeschäften getreu nachkommen zu können. 3) Die gar nicht anlockenden Geschäfte der ausübenden Chirurgie. Grosse Operationen zu machen, wodurch dem Kranken so viele Leiden verursacht werden, wobei derselbe oft ganze Glieder und Organe, manchmal ohne besondern daraus erfolgenden Vortheil, verliert, wobei sogar oft der Erfolg zweifelhaft ist, ja selbst nachtheilig werden kann, hiezu haben nur Wenige Lust und Neigung, Muth und Entschlossenheit genug. Der Menschenfreund, der so gerne eben so die physische, wie die moralische Vervollkommnung des Menschen befördern möchte, muss in seinem Innersten leiden, wenn er *kaum noch* durch Verstümmlungen der edlen Menschengestalt ein Menschenleben retten kann.

4) Beförderten ferner die Trennung der Chirurgie von der Medicin die Seltenheit der Vorfälle, welche grosse chirurgische Operationen erfodern. In einem mittelmässigen Landdistrikte sind zwei oder drei Praktiker der

höhern Chirurgie genug, um im Falle der Noth bald in nahen, bald in entfernten Orten die erfoderlichen chirurgischen Operationen zu verrichten; es brauchte also die höhere Chirurgie nicht die Beschäftigung *eines jeden* Arztes zu seyn, und so blieb die Chirurgie von der Medicin getrennt. Im Ganzen scheint es auch wirklich nicht nothwendig zu seyn, daſs eben so viele Praktiker der höhern Chirurgie als Aerzte in einer Provinz existiren, d. h. daſs alle Aerzte zugleich höhere Chirurgen seyen, denn manche würden aus Mangel an chirurgischen Krankheits-Vorfällen, bei denen beträchtliche Operationen erfoderlich sind, ihre chirurgischen Kenntnisse nicht ausüben können; und zudem würden so viele chirurgische Aerzte in manchen Fällen einander Eintrag thun, es könnte unter ihnen gröſsere Miſsgunst entstehen, als sonst je eine unter Aerzten und Wundärzten entstand. 5) Endlich mag die geringere wissenschaftliche Kultur der Chirurgie in ältern Zeiten eine Ursache mit gewesen seyn, warum die Medicin, und mit dieser die Aerzte, nicht in eine genauere Verbindung mit der Chirurgie traten. Laut der Geschichte blieb die Chirurgie in Rücksicht ihrer scientifischen Bearbeitung immer hinter der Medicin zurück, und nur hin und wieder trug ein Arzt ein Scherflein zu

ihrer Verbesserung und Erweiterung bei. Erst neuerer Zeit ist das Feld der Chirurgie von treflichen Arbeitern angebaut worden.

§. 15.

Nachdem wir nun die Trennung der Medicin und Chirurgie, ihre sie veranlassenden und begünstigenden Ursachen nach verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet und darzustellen gesucht haben, so kommen wir auf den letzten Theil der Preissfrage, nämlich: »Welches sind die Mittel zur Wiedervereinigung der Medicin und Chirurgie?«

Der Fragesteller scheint hier eine gänzliche Trennung der Medicin und Chirurgie vorausgesetzt zu haben, welche aber, wenn man die Sache genauer betrachtet, nie bestanden hat, denn ächte, systematische, auf Grundsätzen gebaute Chirurgie war immer mit der Medicin schwesterlich vereinigt, und jene seichte Chirurgie ohne medicinische Grundsätze, die nur ein Wechselbalg von jener, ein Handwerk, keine Kunst ist, darf nicht hieher gerechnet werden. — Ehe die positiven Mittel zu einer festen und dauerhaften Vereinigung der Medicin und Chirurgie, auf welche die Frage eigentlich abzuzwecken scheint, aufgesucht und gegeben werden können, müssen vorher die die Trennung begünstigenden Ursa-

chen gehoben, die der Vereinigung entgegenstehenden Hindernisse aus dem Wege geräumt werden.

Anmerkung. Daſs der Verfasser, wenn er von der Vereinigung der Medicin mit der Chirurgie ſpricht, nur die höhere Chirurgie, wozu noch von ſelbſt die mediciniſche Chirurgie kommt, verſteht, darf hier wohl nicht nochmal ausführlich bemerkt werden; ſo wie was die Art der Vereinigung betrifft, er die Leſer darauf rückzuſehen bittet, was hievon weiter oben und beſonders im 8ten Paragraphen iſt geſagt worden.

§. 16.

Das erſte und hauptſächlichſte Hinderniſs einer ſteten Vereinigung der Medicin und Chirurgie in *einem* Subjekte iſt nach dem 13ten Paragraphen der groſse Umfang der Heilkunſt und ihrer Zweige, der Medicin und Chirurgie, der ſo viele Kenntnisse in sich faſst, daſs ihn *eine* Perſon ſchwerlich ganz ermessen und allen Foderungen der Kunſt vollkommen Genüge leiſten könnte. — Dieſem Haupthindernisse läſst sich folgendes entgegenſetzen, wodurch es vielleicht bei genauerer Sichtung ſeine Wichtigkeit ganz verlieren könnte. Es hat Männer gegeben, die die Medicin und Chirurgie zugleich ausübten, in

beiden gleich vollkommen waren; es hat deren gegeben, und giebt es noch, alſo wird es auch immer geben. — »Der menſchliche Geiſt, ſagt ein neuerer Schriftſteller, vermag viel; kein denkbarer Umfang iſt ihm zu groſs und unermeſslich, keine Höhe unerſteiglich, nur der limitirende Raum und die verflieſsende Zeit ſetzen ihm Gränzen u. ſ. w.« Wir haben Beiſpiele von Männern vor uns, die eine faſt unglaubliche Summe von den verſchiedenartigſten Kenntnissen und Zweigen des menſchlichen Wissens beſaſsen, z. B. *Baco*, *Leibniz*, *Franklin*, *Haller* und noch viele andere, ohne jetzt lebende zu nennen; warum ſollte eine kleinere Summe von Kenntnissen, nämlich mediciniſche und chirurgiſche, wozu noch gewisse mechaniſche Fähigkeiten zur Ausübung der letztern gehören, nicht *ein* Mann zugleich in sich vereinigen können, da es doch Beiſpiele von noch viel gröſsern Summen giebt? Vorzüglich sind dem künftigen Arzt gute Verſtandeskräfte nothwendig, um richtige Beobachtungen und Vergleichungen, treffende Urtheile und Combinationen zu machen, worin ſeine Amtsklugheit beſteht; hat er nur dieſe einmal auf einen etwas erhabnern Grad von Kultur zu bringen geſucht, ſo wird ihm das andere ſchon von ſelbſt gegeben werden. Mündlicher und ſchriftlicher Unterricht und

vorzüglich praktische Uebung geben ihm dann Gelegenheit genug, sich von Allem die nöthigen empirischen Kenntnisse zu verschaffen, die aber der Geist erst bearbeiten und praktisch anwenden muſs *).

Die ganze Summe medicinischer und chirurgischer Kenntnisse, so viele derselben zur Ausübung der Heilkunde erforderlich sind, kann also in *einem* Individuum ohne Widerspruch statt finden. Botanik und Chemie gehören eigentlich nicht hieher, da dasjenige, was aus ihnen dem Medicus oder Chirurgus zu wissen nöthig ist, schon in der Materia medica vorkommt; nur Physiologie, Pathologie und Therapeutik sind die Lehren, die jeder vorzüglich inne haben muſs. Was die übrigen Hülfszweige der Arzneiwissenschaft betrifft, so kommt es bei ihnen wieder auf die individuellen Neigungen und Fähigkeiten der

*) Man könnte hier einwenden und sagen: daſs auf diese Art ein jeder Anfänger der Heilkunde ein Genie seyn müſse. Der Verfasser antwortet auf dieses mit dem Wunsche, daſs dieses doch immer der Fall seyn mögte! Wäre dies immer geschehen, zu welchem hohen Grade von wissenschaftlicher Kultur wäre nicht schon die Medicin gediehen, und wie wenig elende Empiriker fänden sich unter den Aerzten? Wenn unterdessen nicht alle Anfänger der Heilkunde Genies seyn können, so sollte man doch die Regel festsetzen, daſs sie immer talentvolle Subjekte seyn sollen.

Anfänger der Heilkunde an, wie oben schon ausführlich bemerkt worden. — Nur um das Ganze nochmal recht deutlich zu machen, stehe folgendes hier: Unter einer Zahl von 25 Anfängern der Heilkunde, wird sich gewiss *ein* Fünftheil (wo nicht mehr?) qualificirt finden, mit der künftigen Ausübung der Medicin noch die Ausübung der Chirurgie zu verbinden, ein anderes Fünftel könnte sich nebenher auf die Botanik, das dritte Fünftel auf die Chemie, das vierte auf die Zoologie, und das fünfte auf die Mineralogie *) vorzüglich legen; so würden die zur gesammten Arzneiwissenschaft gehörigen Hülfsdoctrinen immer ihre Anhänger und Bearbeiter, und insbesondere die Chirurgie ihre tauglichsten Praktiker erhalten. Dass dieses hier angegebene Projekt in der Ausführung überhaupt nicht so strenge genommen werden darf, wird jedermann von selbst leicht einsehen. Denn so wie sich einer oder der andere von den Anfängern der Heilkunde geeigenschaftet fühlet, kann er zwei oder mehrere Hülfs- und Nebenzweige der gesammten Arzneiwissenschaft zum Objekte seines für dieselbe aufgelegten und thätigen Fleisses machen.

*) Man könnte auch noch hier medicinische Literatur und Geschichte, Anatomie und Zootomie u. s. w. in Anschlag bringen.

§. 17.

Das zweite Hindernifs einer fteten Vereinigung der Medicin und Chirurgie in *einem* Subjekte ift nach Angabe des 14ten Paragraphen zu grofse Anhäufung und Durchkreuzung der bald medicinifchen bald chirurgifchen Gefchäfte. Diefes Hindernifs ift in Rücksicht auf die Ausübung das, was der grofse wissenfchaftliche Umfang der Heilkunde in Rücksicht auf ihre Erlernung ift; dort das fleifsigfte, unaufhörliche Studium, hier die unausgefetzten, ruhelofen Gefchäfte der Praxis. Es ift faft abfchreckend für denjenigen, der Medicin und Chirurgie, in Erlernung und Ausübung zugleich, mit einander verbinden will, wenn er das grofse, weite Studium derfelben, und das Mühevolle einer unüberfehbaren Menge von praktifchen Befchäftigungen betrachtet, und man follte kaum glauben, dafs *ein* Mann dem doppelten Berufe als Medicus und Chirurgus in allen vorkommenden Fällen getreu nachkommen könnte. — Indessen läfst sich diefes doch nicht fo fchwer ausführen, als es auf die erfte Ansicht fcheinen mögte. Es können nämlich 50 oder noch mehrere Fälle eintreten, die nur des Medicus Hülfe erfordern, bis kaum *ein* Fall sich zuträgt, der die Hülfe des (höhern) Chirurgen, z. B. eine beträchtliche Operation, erheifcht. Die medi-

cinifchen und chirurgifchen Gefchäfte werden sich alfo nicht fo fehr durchkreuzen, und nicht fo viele Hindernisse einander in Weg legen, als man sich leicht einbilden könnte; zudem wird zu einer chirurgifchen Operation nicht fo viel Zeit erfodert, das dadurch die medicinifch-praktifchen Gefchäfte ins Stocken gerathen oder gar unterbleiben müfsten; in einer halben oder ganzen Stunde ift jede auch die wichtigfte Operation mit allen dazu gehörenden Umftänden gewifs vollbracht, und dann können die andern Gefchäfte des Arztes wieder ungeftört ihren Lauf fortfetzen, befonders wenn man dafür forgen will, dafs die medicinifchen und die chirurgifchen Berufsarbeiten fo eingetheilt werden, dafs sie einander nicht im Wege ftehen. Hiezu kommt noch, dafs wenn einmal der Arzt als höherer Chirurg feine Operation verrichtet hat, er wenig mehr, aufser der erften Bandagen-Anlegung, Hand anzulegen hat, die Gefchäfte des niedern Chirurgen treten dann ein, die diefer unter feiner Aufsicht verrichten und bis zur gänzlichen äufsern Heilung fortfetzen mufs. — Wenn nun aber alle diefe eben angeführten Gründe kein Gewicht hätten, welches doch wohl nicht der Fall feyn kann, fo würde fchon die Erfahrung ganz allein nicht nur die Möglichkeit, fondern auch die Wirklichkeit zeigen, dafs

die medicinifchen und chirurgifchen Heilungsgefchäfte von *einem* Manne allein zum grofsen Vortheile der leidenden Menfchheit und auch der Arzneiwissenfchaft füglich zugleich ausgeübt werden können. Wo alfo Gründe und Erfahrung *für* eine Sache fprechen, läfst sich wohl nichts Erhebliches *wider* diefelbe einwenden.

§. 18.

Die dritte Urfache der bisherigen Trennung der Medicin und Chirurgie und Hindernifs zur Vereinigung derfelben ift das Abfchreckende und Unangenehme der Gefchäfte der operirenden Chirurgie, wodurch wenige von denen, die Medicin ftudieren, zur chirurgifchen Praxis werden angelockt werden. Diefem läfst sich dasjenige entgegenfetzen, was fchon oben als Regel ift feftgefetzt worden, dafs sich nämlich nur folche angehende Aerzte der operirenden Chirurgie widmen follen, die sich vorzüglich dazu geeignet und beftimmt fühlen, die eine befondere Neigung für diefen Zweig der praktifchen Heilkunde, und feften Muth zur Ausübung desselben besitzen. Diejenige, welchen die zur operirenden Chirurgie erfoderlichen Eigenfchaften mangeln, follen ihr immerhin entfagen, es wird doch entfchlossene und fähige Männer geben, die sich den

wichtigen Geſchäften der höhern Chirurgie unterziehen werden, und indem sie Verheerung und Verſtümmlung im organiſchen Körper anzurichten durch eine traurige Nothwendigkeit gezwungen sind, durch ihr thätiges Bemühen öfters ein Menſchenleben vom Untergange erretten, und Leben und Gedeihen wieder in der organiſchen Maſchine hervorbringen werden, wo vorher nur Leiden und Zerſtörung drohten. Wie das Gewitter über einzelne Individuen der Schöpfung Tod und Untergang verbreitet, und doch für die ganze Schöpfung im allgemeinen fruchtbar und ſeegensreich iſt, ſo iſt auch die künſtliche, aus verſchiedenen Urſachen nothwendig gemachte Zerſtörung oder Hinwegnehmung eines Theils des lebenden Organismus, vermittelſt einer chirurgiſchen Operation, für alle übrige organiſchen Theile und für das Ganze überhaupt, von den heilſamſten Folgen, und ohne die (nur ſcheinbar grauſame) Operation würde vielleicht der ganze lebende Organismus ſeiner gänzlichen Auflöſung und Zernichtung nicht entgangen ſeyn. Soll alſo der ohne Verdienſt handeln, der durch Zerſtörung des Schädlichen das Ganze erhält? ſoll der nicht auch Menſchenfreund ſeyn, der durch Hinwegnahme ohnedem unbrauchbarer Glieder Menſchen rettet, und ihnen verlorne Geſund-

heit und Wohlſeyn wieder giebt? Das Abſchreckende und Grauſame der richtig angezeigten chirurgiſchen Operationen iſt alſo nur Schein, ihr Zweck und ihre Folge iſt wahre Wohlthat.

Das vierte Hinderniſs — die Seltenheit beträchtlicher chirurgiſcher Vorfälle — iſt nicht ſowohl ein Hinderniſs der Vereinigung der Medicin und Chirurgie, als vielmehr ein Begünſtigungsmittel derſelben. Dadurch, daſs beträchtliche chirurgiſche Vorfälle ſeltener sind, erhält der chirurgiſche Arzt Zeit und Gelegenheit genug, ſeinem bald mediciniſchen bald chirurgiſchen Berufe zu folgen, und ſo wird er nicht, wie man befürchten könnte, über die chirurgiſchen die mediciniſchen Geſchäfte, oder jene über dieſe vergessen, oder gar aufgeben müssen *).

Das fünfte Hinderniſs einer bisherigen unausgeführten feſten Vereinigung der Medicin und Chirurgie war die geringere wissenſchaftliche Kultur der Chirurgie bis auf neuere Zeiten, ſo daſs sie mit der ſchon länger und besser kultivirten Medicin nicht gleichen Schritt

*) In der Feldpraxis trägt es sich doch zu gewissen Zeiten z. B. nach Schlachten zu, daſs die chirurgiſchen Vorfälle sich über die Maaſsen häufen, und alle Hände mit ihnen voll zu thun haben. — Von der Feldpraxis wird noch weiter unten die Rede ſeyn.

halten, nicht mit ihr eine genauere Vereinigung eingehen konnte. Dieses Hindernifs ist in unsern Tagen durch fleifsigere Bearbeitung des Feldes der Chirurgie gröfstentheils gehoben, und wird noch immer mehr gehoben werden.

Man sieht also hiernächst aus dem Angeführten, dafs die vorzüglichsten Ursachen der Trennung der Medicin und Chirurgie, oder die Hindernisse der Vereinigung derselben, bei weitem nicht so beschaffen sind, dafs eine gänzliche und nothwendige Trennung dieser beiden Zweige der Heilkunst immer bestehen müfste, vielmehr mufs man fast vom Anfange der Abhandlung bis hieher gänzlich überzeugt werden, wie sehr es alle Umstände erfodern, dafs Medicin und Chirurgie *in der Erlernung immer, in der Ausübung unter gewissen Bedingungen* verbunden werden müssen. Es bleibt nun noch übrig, nachdem die negativen Mittel, welche in Hebung der Hindernisse bestehen, schon angegeben worden sind, auch die positiven Mittel zu einer festen Vereinigung der Medicin und Chirurgie aufzusuchen und darzulegen.

§. 19.

Die positiven Mittel, durch welche eine leicht ausführbare und anhaltende Vereinigung

der Medicin und Chirurgie bewerkſtelliget werden könnte, laſsen ſich aus den ſchon oben abgehandelten Paragraphen abnehmen, in welchen nämlich iſt unterſucht und beſtimmt worden, *ob* und *wie* die beiden Zweige der Heilkunſt, Medicin und Chirurgie, in ihrer Erlernung und Ausübung vereinigt werden können. Der Verfaſser will alſo hier die Reſultate der ganzen Unterſuchung darlegen, und zugleich eine kurze in Definitiv-Punkten gefaſste Rekapitulation der abgehandelten Materie vornehmen, woraus ſich denn die Mittel, welche der Verf. zu einer künftigen feſtzubeſtehenden Vereinigung der Medicin und Chirurgie für tauglich und paſsend hält, deutlich ergeben werden.

1) Es giebt eine niedere und höhere Chirurgie (ſ. ihre Beſtimmungen oben). Die niedere ſoll von der Medicin gänzlich getrennt ſeyn, die höhere aber ſoll ſtets und unauflöslich mit derſelben verbunden ſeyn. 2) Zur Ausübung der höhern Chirurgie iſt allgemeine Therapie nothwendig, ohne welche keine Heilung, weder äuſserliche noch innerliche, unternommen werden kann, allgemeine Therapie iſt aber ein Theil der Medicin, der alle die übrigen vorausſetzt, alſo kann die höhere Chirurgie nie von der Medicin getrennt wer-

den, mufs mit diefer immer aufs engfte vereiniget feyn.

3) Derjenige, der alfo die höhere Chirurgie ausüben will, mufs Arzt feyn, denn chirurgifche Grundfätze allein, ohne medicinifche, werden nie hinreichen, die Heilung einer Krankheit, welche sie immer fey, zu vollbringen.

4) Die Nothwendigkeit der Vereinigung der Medicin und Chirurgie unter gewissen (oben bemerkten) Bedingungen ift demnach aufser allem Zweifel. Die Möglichkeit wird durch wirkliche Beifpiele und andere überzeugende Beweifsgründe dargethan.

5) Man lasse inskünftige niemand anders, als Beflissene der Arzneikunft, Beflissene der Chirurgie, nur abfolvirte Aerzte operirende Chirurgen werden; und siehe da! das befte und einzige Mittel zu einer eben fo dauerhaften als vortheilhaften Vereinigung der Medicin und Chirurgie.

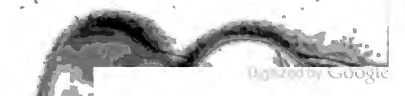
6) Da aber nicht *alle* Beflissene der Arzneikunft gleiche Neigungen und Fähigkeiten besitzen, fo follen sich nur jene der Praxis der höhern Chirurgie widmen, die sich in jeder Hinsicht dazu geeigenfchaftet fühlen; die andern nicht für die chirurgifchen Gefchäfte fähigen jungen Aerzte follen theoretifche

Chirurgen, d. h. gute, durch Autopsie gebildete Kenner der Chirurgie ſeyn.

7) Es ſoll hinfüro für die kunſtmäſsig Heilende nur ein Name — der nie zu verunehrende Name Arzt — ſtatt finden, ſo wie die ganze groſse Summe aller zur Medicin und Chirurgie gehörigen Kenntniſse, wozu auch noch die Hülfslehren gerechnet werden müſſen, mit dem Namen Arzneiwissenſchaft belegt werden ſollte. Das Wort und der Begriff — Heilkunſt iſt zu eng, indem er sich nur auf Heilen allein reducirt, wozu alſo Botanik und Chemie nicht gehören würden, und doch sind dieſe Zweige der Naturhiſtorie und Physik zur Erlernung und Ausübung der Medicin unumgänglich nothwendig. Unter dem passenden Namen Arzneiwissenſchaft könnten alſo ganz füglich alle nähere und entferntere Theile und Lehren der Medicin verſtanden und eingeſchlossen werden. Auf dieſe Art könnte auch der academiſche Amplificationstitel *»Medicinae et Chirurgiae Doctor«* bei den Promotionen wegfallen, da die Chirurgie ſchon als ein Theil unter der Medicin (Arzneiwiſſenſchaft) enthalten iſt. So wie es keinen *Doctor* der Diätetik oder Pharmaceutik u. ſ. w. giebt, ſo ſollte es auch keinen der Chirurgie geben, denn Diätetik, Pharmaceutik und auch Chirurgie sind Theile der allgemeinen

Therapie, oder eigentlicher der allgemeinen Heilmittellehre, und diese ist erst wieder ein Theil der gesammten Arzneiwissenschaft. *A potiori fit denominatio.* — Diejenigen, welche die niedere Chirurgie ausüben, sollen Chirurgen (Wundärzte, Handärzte) heissen; auch hier gilt das eben angeführte *a potiori fit denominatio*, denn alle ihre Geschäfte verrichten diese mechanisch mit der Hand.

8) Dadurch, dass studierte Aerzte und von diesen nur diejenigen, die für die Chirurgie besonders geneigt und geeigenschaftet sind, die höhere Chirurgie ausüben, wird diese immer mehr kultivirt und vervollkommnet werden. Wie sehr muss nicht das Studium und die Praxis der Chirurgie aufgeklärt und auf sicherere Grundsätze befestiget werden, wenn Männer sich derselben annehmen, welche mit vielfachen andern Kenntnissen besonders noch tiefe Einsichten in die Natur des lebenden organischen Körpers, dessen Wohl sie besorgen müssen, verbinden. Es wird nach und nach durch Vereinfachung der chirurgischen Operationsmethoden, durch Abschaffung abentheuerlicher Instrumente, die schon zum voraus den Angstschweiss des Kranken und der Umstehenden auspressen u. s. w., das Anscheinend-Grausame der chirurgischen Operationen gemildert werden, es werden selbst manche



Operationen durch geläuterte Kenntniſs des lebenden thieriſchen Organismus, durch vernünftige Schätzung der Lebenskraft und ſorgfältige Beobachtung der auf sie wirkenden Potenzen aus dem Gebiete der Chirurgie auf immer verbannt werden; und ſo wird überhaupt die Chirurgie allmählig eine neue Anſicht und feſtern Grund erhalten, ſobald mit ihr Philoſophie und Medicin in engere Verbindung treten, ſobald der Chirurg ein guter Naturverſtändiger und helldenkender Philoſoph iſt.

§. 20.

Eine *Anwendung* alles dessen, was bisher in dieſer Abhandlung iſt vorgetragen worden, auf die Praxis der Medicin und Chirurgie ſelbſt, wird zu gutem Beſchlusse des Ganzen hier nicht am unrechten Platze ſtehen.

Die Praxis der äuſserlichen und innerlichen Heilkunde zerfällt in zwei Hauptbranchen: in die Civil- und Militär-, oder eigentlicher, Feldpraxis. In der einen iſt oft das leicht auszuführen, was in der andern ohne Weiteres unausführbar iſt. Es müssen alſo die vom Verfasser vorgelegten Meinungen in Rücksicht der Ausführung einer feſten Vereinigung der Medicin und Chirurgie vorher erſt unterſucht werden, ob sie in der Civilpraxis

sowohl, als in der Militärpraxis ausführbar sind, und im Falle sie es sind, wie und unter welchen Umständen und Modificationen allenfalls sie anzuwenden wären. Daſs die Meinungen des Verf., die er zur Begründung einer glücklichen Vereinigung der Medicin und Chirurgie bisher vorgelegt hat, überhaupt ausführbar sind, bedarf hier wohl keiner wiederholten Unterſuchung, es ergiebt sich von ſelbſt aus dem Vorhergehenden. Es muſs alſo hier nur noch erörtert werden, *wie* die vorgelegten Meinungen in Rücksicht ihrer Ausführung auf die zwei Hauptzweige der Praxis angewendet werden können.

Was fürs erſte die Civilpraxis betrifft, ſo ſollten *a*) die Regenten aller Länder (wären dieſe auch noch ſo klein) immer darauf antragen, und es auch durch ein Geſetz gebieten, daſs immer der halbe Theil der practicirenden Aerzte in einem Lande auch practicirende Chirurgen ſeyn ſollten. So würden Medicin und Chirurgie immer nach den Regeln der Kunſt, mit Hintanſetzung ſchädlicher Empirie, ausgeübt werden, und die Landesbewohner wären immer mit guten innerlich und äuſserlich heilenden Aerzten verſehen. Dabei müſsten die niedern Chirurgen bei ihren oben angegebenen Handbeſchäftigungen ein für allemal bleiben; Uebertretung müſste

bei ihnen auf jeden Fall ernſtlich geahndet werden. — *b*) Keinem Arzte ſollte die Praxis in einem Lande erlaubt werden, der nicht alle chirurgiſche Operationen, wenigſtens am Cadaver, geſehen, und der ſich nicht von allen oder den meiſten chirurgiſchen oder äusserlichen Krankheiten deutliche Erfahrungsbegriffe geſammelt hat; dies müſste durch eine anzuſtellende Prüfung eines Collegium medicum unterſucht werden.

c) Durch dieſe angegebenen Maaſsregeln würden ſich die Landesregenten ſicher ſtellen, daſs der eine halbe Theil der Aerzte im Lande gute practiſche Chirurgen, der andere halbe Theil gute theoretiſche Chirurgen ſind, welches letztere immer auch ſeinen Nutzen hat, und ſo würde die Chirurgie immer in genauer Verbindung mit der Medicin ſtehen.

In Rückſicht der Militärpraxis könnten folgende Punkte feſtgeſetzt werden, durch deren Beobachtung eine feſte Vereinigung der Medicin und Chirurgie, als welche vorzüglich bei der Feldpraxis in Anſchlag gebracht werden muſs, begründet werden könnte.

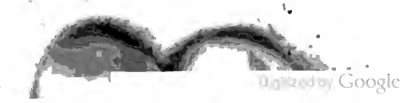
1) Das Feldmedicinal-Perſonale ſollte in drei Claſſen abgetheilt werden, nemlich *a*) in bloſs innerlich heilende Aerzte, *b*) in chirurgiſche Aerzte, die Medicin und Chirurgie zu-

gleich ausüben, und *c*) in die niederen Chirurgen.

2) Die erste Classe soll nur wenige Individuen unter sich begreifen; ihr Geschäft soll vorzüglich Leitung des Feld-Sanitätswesens und Aufsicht über die Feldmedicinalpolizey seyn; auch sollen sie sich vornemlich bei grossen eingerissenen Epidemien thätig zeigen, u. s. w.

3) Die zweite Classe oder die *chirurgischen Aerzte* sind die eigentlichen Feld- und Soldaten-Aerzte; sie curiren bald innerlich durch Verordnung der Arzneien, bald äusserlich durch Handanlegung und Operationen. Sie sollen den bei weitem grösten Theil des Feldmedicinalpersonale ausmachen; ihre Anzahl muss nach der Menge der Soldaten einer Armee bestimmt werden. Bei den östreichischen und preussischen Armeen sind die Regimentschirurgen dergleichen chirurgische Aerzte; es sollten aber immer mehrere als nur ein chirurgischer Arzt bei einem Regimente angestellt seyn; dadurch würde die medicinische Pfuscherei der Unterchirurgen, wodurch manchmal mehr Schaden als durch den Feind angerichtet wird, gänzlich aufgehoben werden.

4) Die niedern Chirurgen, sonst auch nicht unschicklich Unterchirurgen genannt, sollen nur die einfachern chirurgischen Hand



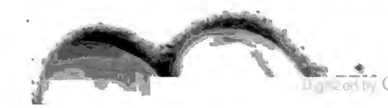
anlegungen (welche oben bemerkt sind) zu ihrem Berufsgeschäfte machen; sie sollen die Handgehülfen der chirurgischen Aerzte bei grofsen Operationen seyn; mit dem Verbande der im Felde so häufig und so mancherlei vorkommenden Wunden und andern äufsern Verletzungen sollen sie sich unter der Aufsicht und Besorgung der chirurgischen Aerzte vorzüglich abgeben u. s. w. Die Zahl der Unterchirurgen muſs, wenn sie nicht gröfser seyn soll, wenigstens eben so grofs, als die Zahl der chirurgischen Aerzte seyn. Vor allem aber soll ihnen die Behandlung der innerlichen und allgemeinen Krankheiten, welche oft wahre Miſshandlung des Kranken ist, ernstlich untersagt seyn; die äufserlichen Localkrankheiten, und von diesen nur die minder wichtigen, sollen allein das Objekt ihrer chirurgischen Behandlung seyn.

5) Um tüchtige chirurgische Aerzte für die Armeen zu bilden, müſste man bei den Lehranstalten zur Bildung der Feldärzte von dem Principium ausgehen, daſs nur solche, die schon das Studium der Arzneiwissenschaft absolvirt haben, also angehende practische Aerzte sind, zu guten practischen Chirurgen gebildet werden können und sollen. Sonst wollte man, um die Vereinigung der Medicin und Chirurgie ins Werk zu setzen, angehende Chi-

rurgen, meistens unfähige Leute, zu practischen Aerzten umschaffen; aber der Erfolg entsprach der Absicht gar nicht, wie es auch nicht anders seyn konnte; würde es also nicht besser seyn, wenn angehende practische Aerzte, die hiezu Neigung und Fähigkeit hätten, zu practischen Chirurgen gebildet würden? könnte auf diese Art die Vereinigung der Medicin und Chirurgie nicht zu grösserem Vortheile der Kranken und leichter und besser ausgeführt werden, als auf die ältere Weise? Wenn sich der Verfasser nicht gänzlich trügt, so ist dies das einzige und beste Mittel die Vereinigung der Medicin und Chirurgie, welche besonders im Felde so nothwendig ist, auf immer zu begründen.

Beschluss.

Lasst uns also hinführo in guten Chirurgen nur gute Aerzte sehen, und lasst uns bei den practischen Aerzten, wenn nicht immer Ausübung der Chirurgie, doch tiefe practische Einsichten in dieselbe voraussetzen; so wird denn das Ansehen und die Würde der Medicin und Chirurgie, d. i. der gesammten Arzneiwissenschaft allgemein anerkannt, und das Wohl der Menschheit allgemein befördert werden. Es werden inskünftige keine gelehrte, oft inane, Dispute, keine persönliche,



aft: inurbane, Zänkereien über den Vorzug der Medicin vor der Chirurgie, oder dieser vor jener dem Publicum mehr zum Nachtheil der Kunst und ihrer Anhänger Preiss gegeben werden, es wird weder Hass noch Neid unter Aerzten und Chirurgen mehr statt finden; Medicin und Chirurgie werden auf diese Weise nie mehr von einander getrennt, sondern eins seyn, wie auch ihr Zweck eins ist. — *)

*) Die ganze Frage löset sich also in folgende einfache Sätze auf: Die Chirurgie als Wissenschaft ist ein Theil der Medicin (Heilkunde) und kann gar nicht von ihr getrennt werden. Der ausübende Theil (*operative Chirurgie*, die eigentlich allein nur Chirurgie heissen sollte), ist eine bloss mechanische Fertigkeit, zu der eigene Anlage und Uebung gehört, die man also nicht jedem Arzt zumuthen kann. Sie ist aber bloss als Instrument zu betrachten, was erst nützlich wird, wenn ihre Anwendung durch wissenschaftliche Grundsätze, folglich durch Medicin, geleitet und bestimmt wird. — Jeder Arzt muss daher auch wissenschaftlicher Chirurg seyn, aber er braucht nicht ausübender zu seyn, wenn er nicht eine besondere Anlage dazu fühlt. Jeder Operateur aber bedarf die Medicin zu seinem Geschäft, entweder in seiner Person vereinigt, oder in der Verbindung mit einem Arzt. Der blosse Operateur ist, so gut wie sein Messer, ein blosses Instrument, welches erst eine rationelle Führung bedarf, wenn es eine Wohlthat für die Menschheit werden soll.

d. H.

III.

Ueber Kuhpocken-Impfung.

Der Auffatz im 3ten Stück des 11ten Bandes dieses Journals S. 162 — 64 veranlafst mich, ein Bruchftück eines Kapitels aus der verfprochnen Schrift über diefen Gegenftand auszuheben und hier mitzutheilen, um den Lefer früher mit einigen praktifchen Regeln bekannt zu machen, und um meine Herren Amtsbrüder darauf verweifen zu können, die beim Verlangen des Blatternftoffs sich nach meiner Impfmethode erkundigen.

Die erfte und einfachfte Impfmethode war die, dafs man mit einem Messerchen den Blatternftoff aus der Pocke der Kuh, oder eines fchon angefteckten Kindes, aufnahm, und ihn unter die Oberhaut der gewöhnlichen Impfftelle des Arms fchob, ihn eintrocknen liefs und fo das Entftehen der Blatter erwartete. Nie ift mir

diese Methode fehlgeschlagen, ohne daſs ich nöthig gehabt hätte, nach *Trotters* Rath den Arm lauwarm zu baden, oder vor der Operation mit Flanel zu reiben. Um öfter mit flüssigen Eiter impfen zu können, schlug *Jenner* vor, ihn zwischen matt geschliffne Glasplatten aufzubewahren, in deren Mitte eine Vertiefung, zur Aufnahme der mit Materie getränkten Baumwolle oder Charpie, oder Schwammstückchen, befindlich seyn müsse. Sicherte man diese durch Zusammenbinden der Platten und Umkleben mit Pflaster gegen den Zutritt der Luft, so konnte sich der Blatternstoff 6 Tage frisch erhalten, und man dürfte, wenn man in dieser Zeit impfen wollte, die Glasplatten nur öffnen, die Baumwolle mit dem Messerchen so drücken, daſs der Eiter anhaftete, und ihn dann damit unter die Haut schieben. — So beliebt diese Ausdrückungs-Methode auch ist, so gefiel sie mir doch aus folgenden Gründen nicht:

1) Wenn man den Eiter zwischen Glasplatten verschickt, so trocknet er gewöhnlich, auch bei der besten Aufbewahrung, etwas ein, und man sieht sich genöthigt, ihn ein wenig zu verdünnen, wenn man damit impfen will. Diese Verdünnung schadet zwar, wie ich oft beobachtete, der Wirksamkeit nicht, aber sie ist zu täuschend, man glaubt mehrere Subjekte

damit impfen zu können, und am Ende wi
doch nur eine ſolche Zahl angeſteckt, als be
welcher der unverdünnte Stoff gehaftet habe
würde, d. h. wenn das Loch in der Glaspla
die Gröſse einer Perlbohne hat, und di
Baumwolle recht gut getränkt iſt, ohngefäh
10 — 12.

2) Verdünnt man den Blatternſtoff nicht
hinlänglich, ſo muſs man die Baumwolle oft
ſtark drücken, wenn ſo viel Materie am Meſ-
ſerccen haften ſoll, als zur Befeuchtung einer
Impfſtelle erforderlich iſt, das Inſtrument be-
rührt dabei oft das Glas, biegt sich wohl um,
oder wird doch bald ſtumpf, und giebt ſo der
Impfſtelle eine Anlage zur Eiterung, die sich
zuweilen ſchon in den erſten 24 Stunden
zeigt, oder macht die Operation ſchmerzhafter.
wenn man nicht mehrere Messerchen in Be-
reitſchaft haben kann und viele Kinder zu
gleicher Zeit impfen muſs.

3) Bei dieſer Methode bleibt immer eine
gute Portion Eiters in der Baumwolle sitzen,
wovon oft bei vielen Impfungen eine jede
Kleinigkeit wichtig iſt.

Ich habe mich daher, wenn ich nicht von
Arm zu Arm imgfen konnte und doch gern
flüssige Materie dazu nehmen wollte, folgender
Methode bedient, und wie ich glaube mit
besserem Erfolge: ich nahm ſehr feines baum-

wollenes sogenanntes Tambourgarn, und schnitt so viele ohngefähr $\frac{1}{6}$ — $\frac{1}{4}$ Zoll lange Endchen ab, als etwa hinreichend waren, um die Telle in der Glasplatte, oder eine ganz kleine Flasche mit gläsernen Stöpsel, zu füllen; öffnete dann am 7ten oder 8ten Tage die Pocke an mehreren Stellen, und legte so viele Fäden auf, als reichlich getränkt werden konnten, die sich dann beim kleinsten Druck leicht voll sogen, und so lange einer neuen Portion Platz machen müssten, als die Blatter Lymphe gab. War das Loch in der Platte mit Fäden angefüllt, so strich ich dennoch einige Tropfen Lymphe überher, so dass kein ungetränktes Fädchen übrig bleiben konnte. Beim Impfen drückte ich dann den Eiter nicht aus, sondern machte an jeden Arm 2 feine Hautrisse, und legte in jeden eins von den kleinen getränkten Fädchen, die, wenn sie noch nass waren, sich der kleinen Wunde genau anschmiegten, und wenn sie schon etwas getrocknet waren, sich entweder durch das hervorschimmernde Blut, oder durch eine sehr leise Berührung mit Speichel, leicht wieder anfeuchteten. — Den angefüllten Querriss bedeckte ich unmittelbar mit Heftpflaster.

Zweite Impfmethode. Sie wurde, weil sich die flüssige Materie nur eine so kurze Zeit conserviren lässt, nothwendig. Man

tränkte nämlich baumwollene Fäden mit Blatternstoff, trocknete sie schnell, bewahrte sie in wohl verschlossnen Gläsern auf, und schnitt sich kleine ½ Zoll lange Stückchen ab, die, wenn sie mit Wasserdämpfen oder durch das Anhauchen befeuchtet waren, in 2 bis 3 Querrisse, aus welchen Blut hervorschimmerte, an jeden Arm gelegt und dann mit Klebpflaster befestigt wurden. Man hat sich dieser Methode oft bedient, aber auch sehr häufig über das Mislingen derselben geklagt. Die Schuld lag wahrscheinlich daran, dass man 1) zum Aufnehmen der Materie zu grobe Baumwolle gebrauchte, welche sich beim Impfen nur auf den Riss legen und sich so beim Ueberkleben des Pflasters leicht verschieben liess, 2) Dass man zu tief schnitt, und so durch das zu starke Hervordringen des Bluts die Materie zu sehr einhüllte. 3) Dass man durch das Anhauchen den Faden zu wenig, durch Wasserdämpfe zu viel befeuchtete.

Nur selten ist mir diese Inoculationsart mislungen, ich verfuhr dabei folgendermassen:

Einen Faden von der feinsten Tambour-Baumwolle tränkte ich zuerst sorgfältig, und liess ihn dann nicht, wie Einige wollen, zum Aufbewahren *nur etwas* trocken werden, sondern trocknete ihn am Ofen schnell und ganz,

dann trug ich noch wohl ein oder zweimal Blatternstoff überher, liefs auch diesen wieder trocknen, und bewahrte die ganz steifen Fäden in Gläsern auf*). So viele Risse ich machen wollte, so viele Stückchen, von der Gröfse eines $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{6}$ Zolls, schnitt ich ab; benetzte meinen Finger, wenn die Schnitte gemacht waren, nur sehr wenig mit Speichel, so dafs das Messerchen, welches ich darüber herstrich, nur ein wenig befeuchtet wurde, berührte dann einen Faden damit, welcher nun leicht anhaftete, und sich bequem in den Hautrifs abstreichen liefs, der denn davon genug angefeuchtet wurde, und den Faden nicht heraus liefs, so oft man auch darüber hinstreichen mogte. War bei einer dicken Haut das durchschimmernde Blut nicht hinreichend, den Faden anzufeuchten, so benutzte ich dazu mein nur wenig mit Speichel benetztes Messerchen. Sich hiezu des Wassers zu bedienen ist nicht rathsam, weil oft zu grofse Tropfen am Messerchen hängen bleiben, die die Materie verwaschen würden. Die Anfeuchtung mit Wasserdämpfen geht für

*) Zum Versenden der Fäden gebrauche ich keine Barometer-Röhren, weil sie auf den Posten zuweilen zerbrochen wurden, und weil gut versiegelte Federspuhlen eben die Dienste leistrten.

ungeduldige Kinder auch viel zu langſam von ſtatten, ich habe Ohnmachten von bloſser Angſt bei der kleinen Operation entſtehen ſehen, und dieſe wird durch alles Herbeiſchaffen von Waſsertöpfen u. ſ. w. ſehr vermehrt. Je einfacher und kürzer die Impfart iſt, je beſſer iſt sie, und ich hoffe daher von geübten Impfärzten für dieſe kleinlich ſcheinende Beſchreibung Verzeihung zu erhalten. Wie geſagt, nur bei ſehr wenigen ſchlug dieſe Methode fehl *), ſelbſt wenn ich mit 10 oder

*) Aerzte, die drei bis viermal trockne Fäden vergeblich zum Impfen gebrauchten, brachten mit den meinigen ſogleich Blattern hervor. Ich nenne hier nur den Leibmedicus *Graumann* in Bützow, und den Herrn Dr. *Roth* in Swinemünde, dessen Worte ich mir die Erlaubniſs nehme hier anzuführen: »Mit »Ihrer 11 Tage alten Materie impſte ich, vermittelſt »der feinen Fädchen in der Federſpule; 4 Subjekte, »und bei allen haftete sie. Der Verlauf war der »gewöhnliche, und alle erhielten eine Menge unor»dentlich hervorbrechender Kuhblätterchen, nach»dem das Fieber und die groſse peripheriſche Röthe »längſt verſchwunden war. Eben dieſe und noch »3 andere Subjekte impſte ich mit der vom Herrn »Hofchirurgus *Stromeyer* in Hannover erhaltenen, in »einer Barometerröhre verſchloſsnen, 14 Tage alten »Materie fruchtlos; zum Beweiſs, daſs Ihre Impfme»thode mit den ſehr feinen, ganz in den Hautriſs »einpassenden Fäden, bei trockner Materie, die beſte »iſt. Auch die vom Hrn. Geh. Rath *Heim* aus Ber»lin erhaltene kaum 14 Tage alte Materie wollte »nicht haften, aber sie war auch auf einen fünffach »dickeren Faden, als die Tambourbaumwolle iſt.«

12 Wochen alter Materie impfte, ohne dafs ich nöthig gehabt hätte, die Krufte abzukrazzen und am 2ten Tage einen neuen Faden einzulegen, welches bei vielen Impflingen bei wenigen Eitervorrath und bei einer grofsen Reifepraxis kaum möglich zu machen ift. — Die unmittelbar auf den Faden gelegten Klebpflafter liefs ich, wie Einige wollen, nicht drei Tage liegen, fondern immer nach 24 Stunden abnehmen, weil ich fürchtete, sie mögten eine Eiterung in der Wunde bewirken, und dann war ich auch überzeugt, dafs das Gift feine Wirkung fchon in den erften Stunden verrichtet hat. Oft war Pflafter und Faden bald nach der Operation, bei fehr lebhaften Kindern, abgefallen, und doch kamen die fchönften Blattern zum Vorfchein.

W. Sachfe, Dr.

IV.

Krankheitsgeſchichten

zur richtigern Beurtheilung der Epidemie die vorzüglich in der erſten Hälfte des Februars 1801 zu Wittenberg herrſchte.

(Siehe das vorige Stück dieſes Journals.)

I.

W. Ein Student von 21 Jahren, welcher den 6. Febr. Abends wider Gewohnheit nicht hatte einſchlafen können, wurde nach Mitternacht von Bangigkeit, Spannung um die Präcordien und heftigem Schweiſse befallen. Dieſe Zufälle ſchienen zuzunehmen, und ich wurde deswegen früh um 2 Uhr zu ihm gerufen. Ich fand ſeinen Puls etwas häufig, ungleich und weich, und da ich in dieſen Umſtänden den Anfang der epidemiſchen Krankheit ahndete; ſo lieſs ich ihm ſogleich ein

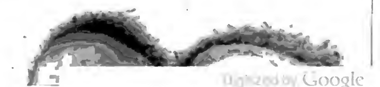
Vomitiv aus Brechweinſtein nehmen. Dies machte einige gallige Ausleerungen von oben, und der Kranke befand sich ziemlich wohl darnach; nur dauerte der Schweiſs noch fort. Um dieſen zu unterhalten, und zugleich die Kräfte zu unterſtützen, verordnete ich ihm itzt eine Miſchung aus gleichen Theilen *Pulv. Rad. Valerian. ſylv.* und *Cort. Peruv.* alle 2 Stunden zu 1 Theelöffel in rothem Weine zu nehmen, und zum Getränk Fliederblüthenthee. Er ſchwitzte darauf in der Nacht wieder ſehr ſtark, und konnte nicht ſchlafen. Demungeachtet ſtand er am folgenden Tage auf, fühlte sich nicht ſonderlich matt, und bekam natürliche Oeffnung; Appetit aber hatte er nur wenig. Die dritte Nacht war ruhiger, und der Schweiſs mäſsiger; und am folgenden Tage befand er sich ſo wohl, daſs die Krankheit ſchon geendigt zu ſeyn ſchien. Allein wider Vermuthen trat ſchon in der nächſten Nacht heftige Angſt und Hitze mit ſtarkem Schweiſse ein. Dieſe Zufälle hielten in geringem Grade auch am Tage an, und auf der Bruſt zeigte sich ein durch die Haut ſchimmerndes Frieſel. Um den Ausbruch desſelben zu befördern, verſchrieb ich dem Kranken itzt eine Miſchung aus 1 Unze *Spir. Minder.*, eben ſoviel *Oxym. simpl.* und 2 Unzen Waſser, Eſslöffelweiſe zwiſchen der China zu

nehmen, zugleich aber *Spir. Vitrioli*, um durch kleinere oder gröſsere Gaben die Hitze und Angſt möglichſt zu mäſsigen. Nichts deſto weniger wuchs die letztere gegen Abend von neuem an, der Puls wurde häufiger und kleiner, der Durſt und die Hitze gröſser, die Zunge trockner, der Blick unruhig, die Sprache haſtig. Dieſe Zufälle nahmen in der Nacht immer mehr zu; der Kranke verlor allmählig das Bewuſstſeyn, fing an zu lachen, irre zu reden, sich zu entblöſsen und wild umherzuwerfen. Um 9 Uhr des Morgens ſprang er aus dem Bette, fiel aber bald darauf in Taumel mit Röcheln, worin er nach einer guten Stunde verſchied.

Oeffnung hatte er nur einmal in der Krankheit, nemlich am 8. Febr. gehabt. Von der Schwefelſäure, wie sie in der Apotheke vorräthig iſt, hatte er in den letzten 24 Stunden 1 Unze fruchtlos verbraucht. Das Frieſel hatte sich nicht über die Haut erhoben, und nach dem Tode fing ſein Leichnam bald an zu riechen.

II.

F. Ein Gelehrter von ſtarkem Körperbau, gegen 36 Jahr alt, welcher einige Tage zuvor viel Wein getrunken hatte, um sich vor der epidemiſchen Krankheit dadurch zu ver-



wahren, und sich überhaupt dafür sehr gefürchtet hatte, bemerkte auf einmal den 9ten Februar rothe Punkte an den Händen und im Gesichte, ohne daſs er sich übrigens krank dabei fühlte. Er legte sich jedoch aus Vorsicht nieder, und bekam ein Vomitiv aus Brechweinstein. Schon hatte er 9 Gran desselben ohne Wirkung genommen; als ich mich genöthigt sah, ihm noch $\frac{1}{3}$ Gran Kupfervitriol, in Wasser aufgelöst, zu reichen. Dieser bewirkte bald einige gallige Ausleerungen, welche ohne Beschwerde vor sich gingen. Als dieselben vorüber waren, bekam der Kranke alle 2 Stunden 1 starken Theelöffel voll Chinarindenpulver in Wein eingeweicht, und zum Getränk Thee. Des Abends trat ein Fieber mit Durst und Hitze ein, die Nacht darauf war ziemlich schlaflos; und er litt in derselben an Aengstlichkeit mit Schweiſs verbunden. Des Morgens zeigte sich Friesel auf der Brust; das Fieber war aber mäſsig dabei, der Appetit leidlich, und Abends erfolgte von selbst gewöhnliche Oeffnung. Anstatt des Chinapulvers, welches der Kranke nie gut hatte vertragen können, wurde itzt eine Abkochung von 1 Unze desselben in 6 Unzen Wasser, wozu während des Kochens 1 Unze Baldrianwurzel gesetzt worden war, alle 2 Stunden zu 1 Eſslöffel verordnet, und dazwischen

jedesmal 1 Eſslöffel von einer Miſchung aus 1 Unze *Spir. Minder.*, eben ſo viel *Oxym. simpl.* und 2 Unzen Wasser; die Bruſt aber ward mit Frieſs bedeckt. Allein demungeachtet war die folgende Nacht völlig ſchlaflos, und die Angſt wuchs in derſelben bis zur Verzweiflung. 6 Gran Moſchus (alle halbe Stunden zu 1 Gran) mäſsigten sie nicht. Der Kranke fing an zu deliriren, und endlich zu rasen, bis er um 6 Uhr des Morgens plötzlich in *Sopor* verfiel. Itzt ſchloſs er die Augen, und fing fürchterlich an zu röcheln; die Haut war dabei feucht, der Puls aber äuſserſt häufig und kaum fühlbar. Endlich erfolgte um 7 Uhr unter dieſen Umſtänden der Tod.

III.

V. Eine Dienſtmagd von ohngefähr 30 Jahren wurde den 8ten Februar früh um 3 Uhr von Hitze, Beängſtigung, Neigung zum Erbrechen und Kopfſchmerz befallen. Ein Brechmittel aus *Tart. emet.*, welches sie ſogleich nahm, leerte viele Galle aus, worauf die Uebelkeit verſchwand, der Kopfſchmerz aber fortwüthete. Des Morgens fand ich ihren Puls ſchon ungleich, ausſetzend und ſehr häufig; sie klagte über groſse Hitze und Angſt, hatte aber wenig Durſt, ohngeachtet die Zunge trocken und der Schweiſs ſehr ſtark war.

Des Kopfschmerzes wegen wurde ihr ein *Vesicator.* in den Nacken, und da sie nachher auch über Bruſtſchmerzen klagte, ein andres auf die Bruſt gelegt; innerlich aber nahm sie alle 2 Stunden 1 Eſslöffel von einer Unze Chinarinde in 6 Unzen Wasser abgekocht, mit 10 Tropfen gemeiner Salzsäure. Allein trotz dieſer Mittel wuchs die Angſt und Ungeduld Abends ungemein, der Schweiſs verminderte sich, die Haut wurde trocken und brennend, der Puls klein und häufig, die Sprache haſtig. Gegen Mitternacht fing der Kranken das Bewuſstſeyn an zu ſchwinden; sie wollte um 1 Uhr aus dem Bette ſpringen, ward aber daran verhindert; sie fing darauf laut an zu lachen und verfiel dann plötzlich in *Sopor* mit Röcheln. So blieb sie bis um 3 Uhr des Morgens betäubt, wo sie ohne weitere Zufälle ſtarb.

Schon in den letzten Stunden ihres Lebens wurde ein cadaveröſer Geruch um sie her bemerkt, der nach dem Tode ſehr ſchnell zunahm. Hände und Vorderarme wurden ſchwarzblau, und am Oberleibe ſo wie an den Extremitäten zeigten sich gröſsere und kleinere bläuliche Flecken.

Wenn man nun diesen 3 von mir näher beobachteten traurigen Fällen zu Folge die Bösartigkeit und den hitzigen Verlauf die-

ſer epidemiſchen Krankheit nicht zu verkennen im Stande iſt; ſo wird gewiſs durch die folgenden Krankheitsgeſchichten der Nutzen des verſüſsten Quecksilbers in derſelben um ſo einleuchtender werden.

IV.

S. Ein lebhafter junger Gelehrter von 28 Jahren empfand den 5. Febr. Vormittags auf einmal ein Miſsbehagen des ganzen Körpers, auf welches Hitze und Schweiſs ausbrach. Der Appetit war zwar vermindert dabei, doch aſs er Mittags noch eine ziemlich ſchwere Speiſe. Nach Tiſche verloren sich alle krankhafte Empfindungen gänzlich, und der Schlaf war die Nacht darauf ruhig. Am folgenden Morgen aber, wo der Kranke durch eine traurige Nachricht in Schrecken geſetzt wurde, trat von neuem Hitze und Schweiſs, mit groſser Aengſtlichkeit verbunden, ein. Er aſs des Mittags aus Mangel an Appetit nichts, erholte sich aber nach Tiſche durch ruhigen Schlaf, der ihn ſehr erquickte. Allein gegen Abend überfiel ihn wieder Aengſtlichkeit und Schweiſs, und weil er dabei einen Schauer im Rücken empfand, während die flachen Hände und Fuſsſohlen ſtark ſchwitzten; ſo legte er sich ins Bette. Hier fing er bald heftiger an zu ſchwitzen, und von einem Schmerze im linken *Hy-*

pochondrio, der sich über den halben Unterleib nachher ausbreitete, geängſtigt zu werden. Demungeachtet ſchlief er zu Anfang der Nacht ruhig ein, erwachte aber nach 12 Uhr wieder, und fing auf eine ſonderbare Art mit halbem Bewuſstſeyn an zu phantaſiren. Er bildete ſich nemlich ein, er ſolle vergiftet werden, und war deswegen, ſelbſt von ſeinem Bruder, nicht zum Einnehmen zu bewegen. Er beobachtete die Umſtehenden genau, und hütete ſich ſorgfältig vor dem Einſchlafen. Bald bat er um ſein Leben, bald bewies er mit Gründen, daſs ſein Tod nicht nothwendig ſey. Nichtsdeſtoweniger war er ſich bewuſst, daſs er phantaſirte; denn öfters fragte er dazwiſchen, ob er nicht »dummes Zeug« geſprochen habe? und hütete ſich ſorgfältig vor Entblöſsung der Bruſt. Dieſes ſonderbare Delirium dauerte eine gute halbe Stunde, und der Ideengang während desſelben iſt ihm bis heut noch deutlich im Gedächtniſſe. Nach demſelben folgte ruhiger Schlaf und Schweiſs. Den 7ten *huj.* bemerkte man gegen Morgen eine ungleiche Röthe der Haut auf der Bruſt und dem Rücken, wobei Hitze, Durſt und Schweiſs den ganzen Tag über anhielten. Die Nacht darauf war ziemlich ruhig; allein um 10 Uhr des andern Morgens trat trockne brennende Hitze mit groſser Beängſtigung ein,

welche sich um 2 Uhr Nachmittag mit Schlaf und Schweiſs endigte. Auch in der folgenden Nacht fand sich Schlaf und Schweiſs ein, und den 9ten *huj.* war der Kranke ſehr heiter. Er bekam ſogar gegen Abend einigen Appetit, und gegen die Nacht 2 Ausleerungen von etwas trocknem Unrath. Dies war das erſtemal, daſs er in der Krankheit Oeffnung hatte, wiewohl er auch dieſe durch heftiges Pressen beinahe erzwingen muſste. Unter dieſen Umſtänden war er bis itzt von einem andern Arzte mit gelinden ſchweiſstreibenden Mitteln behandelt worden. —

Die Nacht zwiſchen dem 9ten und 10ten hatte er sich im Schlafe die Füſse entblöſst, und war darüber aufgewacht. Voll Furcht vor der Erkältung ſuchte er sich durch heiſsen Thee wieder in Schweiſs zu bringen, welches auch bald gelang. Allein beim Ausbruche deſſelben überfiel ihn zugleich die heftigſte Angſt, welche immer mehr zunahm, und um 8 Uhr des Morgens in Verzweiflung überging. In dieſer gab er alle Hoffnung zum Leben auf und ſtieſs das Bett, womit er sich bisher ſorgfältig bedeckt hatte, von sich. Sein Puls war dabei ſehr häufig und klein, die Haut brennend und faſt ganz trocken, das Frieſel aber an den meiſten Theilen des Körpers heraus und an den Spitzen mit eiterartiger Feuchtig-

keit erfüllt. Ich liefs ihn itzt aus der Kammer in die Stube bringen, in die er so sicher und fchnell als ein Gefunder herüberging, zum Beweife, dafs feine Muskelkraft wenig gelitten haben konnte; und weil ich feine Angft vom durchbrechenden Friefel herleitete, fo verordnete ich, ihm ein Blafenpflafter auf die Bruft zu legen, und fein Getränk ftark mit Weinfteinsäure zu verfetzen. Durch den häufigen Genufs derfelben (er verbrauchte 1 Drachme cryftallinifcher in ein paar Stunden) wurde die Angft bald fehr gemäfsigt. Da ich jedoch andern ähnlichen Beobachtungen zufolge die Rückkehr derfelben in höherm Grade nichts deftoweniger zu fürchten hatte, und daher den Kranken gleich andern unter diefen Umftänden für verloren achtete; fo wagte ich noch an demfelben Tage einen Verfuch mit verfüfstem Quecksilber an ihm. Ich verordnete ihm nemlich des Nachmittags eine Mifchung aus 1 Skrupel desselben mit 1 Unze *Crem. Tart.* alle 2 Stunden zu 1 guten Mefserfpitze voll, in Wasser zu nehmen. Dies bewirkte gegen Mitternacht ein paar Ausleerungen, auf welche dann ruhiger Schlaf und Schweifs ohne alle Angft erfolgte. Den Morgen darauf war der Kranke heiter, und klagte blofs noch über einen drückenden Schmerz oben auf der linken Seite der Bruft. Sein

Puls war dabei nicht sehr häufig, und viel freier, als den Tag zuvor. Ich liefs ihm nunmehr das Quecksilbermittel den ganzen Vormittag abwechselnd mit Chinapulver fortnehmen, worauf den Nachmittag und Abend über 15 Ausleerungen durch den Stuhl erfolgten. Weil sich aber der Kranke dadurch ziemlich geschwächt fühlte; so sah ich mich genöthigt, dem weitern Fortgange derselben durch *Laud. liqu. Sydenh.* alle 2 Stunden zu 5 Tropfen allmählig Einhalt zu thun. Es erfolgte darauf in der Nacht ruhiger Schlaf und mäfsige Ausdünstung, des Morgens aber Nasenbluten, wodurch der Kranke ohngefähr ein halb Pfund Blut verlor. Er fand sich dadurch erleichtert; sein Puls war natürlich, frei und selten, die Schwäche eben nicht grofs, und das Friesel im Vertrocknen. Weil jedoch ein geringer Husten entstanden war; so liefs ich dem Kranken zwischen seiner China noch ein paar Tage von folgender Mischung alle 2 Stunden 1 Efslöffel nehmen: ℞. *Spir. Minder. Oxym. simpl.* ā ℥j. *Aqu. Flor. Sambuc.* ℥ij. Er schwitzte darauf noch einige Nächte mäfsig und bald kehrten alle Verrichtungen des Körpers in ihr Gleis zurück.

V.

B. Ein Student von guter Leibesconstitution und blühendem Ansehn, etwa 22 Jah-

alt, welcher mit dem No. 1. genannten Kranken eine und dieſelbe Stube bewohnte und in derſelben Kammer ſchlief, wurde mit ihm zugleich in der Nacht vom 6ten zum 7ten Febr. von gleichen Zufällen faſt in noch höherem Grade befallen, nur mit dem Unterſchiede, daſs er in der erſten Nacht, während des ſtärkſten Schweiſses, von ſelbſt natürliche Oeffnung bekam, und daſs ſich ſchon den Morgen darauf eine Röthe der Bruſt bemerken lieſs, welches bei jenem nicht der Fall war. Bis zum 10ten verlief ſeine Krankheit ganz, wie bei jenen, und er wurde deswegen auch mit denſelben Mitteln behandelt, nur erreichte die Angſt noch keinen ſo hohen Grad. Allein den 11ten d. Mon., wo ſein Freund den Geiſt neben ihm aufgegeben hatte, wuchs dieſelbe ungemein an; ſein Puls wurde häufiger und kleiner, der Durſt und Hitze gröſser, die Haut und Zunge beinahe trocken, ungeachtet das Frieſel, das gröſstentheils weiſse Knöpfchen hatte, auf der Bruſt, dem Rücken und den Extremitäten ſehr blühend ſtand und ſtark juckte.

Unter dieſen Umſtänden wurde ich theils durch die Gröſse der Gefahr, theils durch den glücklichen Erfolg des Verſuchs mit Queckſilber im vorigen Falle, bewogen, dem Kranken ebenfalls 10 Gran *Merc. dulc.* mit Zucker

(alle 2 Stunden zu 2 Gran) zu verordnen. Es erfolgte aber an diesem Tage noch keine Ausleerung darauf, und die Angst liefs erst Abends auf ein Vesicatorium in der Herzgrube, vorzüglich aber auf ein Klystier, etwas nach. Die nächste Nacht war wieder schlaflos und ängstlich, und ich liefs daher dem Kranken am folgenden Morgen noch 9 Gran jenes Mittels in 3 Portionen nehmen. Auch itzt blieb er noch verstopft, ob er gleich wenig Angst empfand. Deswegen verordnete ich ihm Nachmittags noch 3 Gran versüfstes Quecksilber auf viermal zu nehmen. Allein ehe diese verbraucht waren, erfolgte schon eine starke Ausleerung, die dem Kranken grofse Erleichterung und Ruhe verschaffte. Es fand sich die Nacht darauf wieder etwas Schlaf ein, und erst am folgenden Morgen klagte er über vermehrte Hitze und einige Aengstlichkeit. Da keine Oeffnung wieder erfolgt war, so liefs ich ihm heute ein Abführmittel aus 1 Skrupel Jalappe und 5 Gran *Merc. dulc.* nehmen, und bewirkte dadurch Nachmittags einige Ausleerungen von Schleim und Unrath. Die Nacht darauf fand sich zum erstenmale in der Krankheit wieder ruhiger Schaf ein, und des Morgens war der Puls fast ganz natürlich; die Efslust vermehrte sich; die Angst aber, das Friesel und die heftigen Schweifse blieben aufser

Demungeachtet liefs ich den Kranken an diesem Tage noch 4 Gran (auf viermal) nehmen, worauf ein paar Ausleerungen und am folgenden Tage einige Gefchwulft des Zahnfleifches erfolgten. Letztere verfchwand jedoch alsbald wieder, nachdem er einigemal Kalkwasser in den Mund genommen hatte; und ich wagte es daher, ihm den 16ten huj. noch 4 Gran von demfelben Mittel zu reichen, welches auch ohne den geringften Nachtheil gefchah.

Auf diefe Art hatte der Kranke feit dem 11ten huj. 2 Skrupel verfüfstes Quecksilber verbraucht, zugleich aber eine Mifchung aus gleichen Theilen *Pulv. Cort. Peruv.* und *Rad. Valer. silv.* alle 2 Stunden zu 1 ftarken Theelöffel voll genommen.

Itzt ftand er wieder auf, fühlte sich nicht fonderlich matt, ging wieder an feine Arbeit und befand sich in aller Rücksicht wohl. Mehrere Nächte hindurch erfolgte noch mäfsiger Schweifs, und die Haut fchälte sich noch lange nachher.

VI.

T. Ein Gelehrter von 25 Jahren, welcher den 7ten hujus eine Reife über Land gemacht hatte, erwachte den folgenden Morgen früh um 3 Uhr unter heftigem Schweifse mit Beängftigung und Herzklopfen. Ein Vomitiv

aus Brechweinſtein, welches ich ihm ſogleich verordnete, machte einige galligte Ausleerungen von oben, ohne nach unten zu wirken. Die Aengſtlichkeit lieſs unmittelbar darauf nach, der Schweiſs aber dauerte bis Nachmittags fort; dabei war der Puls klein und etwas häufig, und die Eſsluſt ſehr vermindert. Ich verordnete dieſer Zufälle wegen ſogleich eine Abkochung von 1 Unze Chinarinde in 6 Unzen Waſser, mit ½ Unze *Liquor anod. min. Hoff.* verſetzt, alle 2 Stunden zu 1 Eſslöffel, und zum Getränke Thee (zur Abwechſelung in der Folge eine Abkochung von Brodrinde oder getrocknetem Obſte — und Wein mit Waſser verdünnt). Dem ungeachtet ſtellte sich Abends Beängſtigung ein, und weil sie der Kranke von verſetzten Blähungen herleitete, ſo bekam er einigemal ein paar Tropfen Aniesöl auf Zucker, ohne daſs jedoch Erleichterung oder Abgang derſelben dadurch bewirkt worden wäre. Ich lieſs ihm daher, weil ich dieſen Zufall für einen Vorboten des Frieſels anſah, ein Zugpflaſter auf die Bruſt legen, um dieſen ſchneller herauszulocken. Aber vergeblich. Die zweite Nacht war wieder ſehr unruhig, und der Kranke ſchwitzte ſtark. Den folgenden Morgen befand er sich leidlich; allein Nachmittags trat von neuem Beängſtigung ein, welche auch durch ein Opiat-

nicht merklich, mehr durch Schwefelsäure, im Getränk häufig gereicht, gemäſsigt wurde. Die dritte Nacht war wieder ziemlich unruhig, von starkem Schweiſse begleitet, und des Morgens zeigte sich Friesel auf der Brust; die Angst aber, welche Nachmittags eintrat, wurde durch ein Klystier gedämpft. Allein am vierten Tage kehrte sie gegen Abend weit heftiger als je zurück, und wuchs unaufhaltsam bis nach Mitternacht an. Der Puls war dabei häufig und klein, die Haut brennend und trocken, so wie die Zunge, der Durst ungemein stark. Durch Klystiere und den starken Gebrauch der gemeinen Salzsäure (etwa zu 1 Drachma in ein paar Stunden) wurde sie gegen Morgen endlich gemäſsigt. Dem ungeachtet war für das Leben des Kranken alles zu fürchten, da, so vielen ähnlichen Beispielen zu Folge, die Angst, wenn sie auch auf einige Zeit gemäſsigt wurde, doch so lange immer heftiger zurückkehrte, bis er unterlag; und ich verordnete ihm daher sogleich das Mittel, dessen wohlthätige Wirkung ich den Tag zuvor hatte kennen lernen (man s. die 4te Krankengeschichte), ich meine das versüſste Quecksilber zu 8 Gran, wovon er alle 2 Stunden 2 Gran nehmen sollte. Dieses bewirkte 3 starke Ausleerungen von ziemlich consistenten Stuhlgange, die den Kranken sogleich von aller Angst befreiten,

und die Ruhe in ſeinem Körper wieder herſtellten. Auch der Puls wurde von dieſer Zeit an freier und ſeltner, es kehrte Eſsluſt und ruhiger Schlaf zurück, die heftigen Schweiſse verminderten ſich und der Frieſel trocknete ab. Dieſer ſchnelle Fortgang der Besserung wurde unſtreitig noch durch 18 Gran Calomel befördert, wovon der Kranke den 13ten huj. 12 Gran (alle zwei Stunden zu 2 Gran), und den 14ten ejusd. 6 Gran (zu 1 Gran alle 2 Stunden) abwechſelnd mit ſeinem Chinadecocte nahm. Er bekam darauf des Tags ein paar ſchleimige Ausleerungen, und den 16ten huj. Speichelfluſs, welcher zwar bald gehoben wurde, aber noch ein paar Wochen lang eine Excoriation der innern Seite des linken Backens zurückließs. Dabei war er auſser dem Bette, konnte arbeiten, und fühlte ſich, ſo wie in der ganzen Krankheit, wenig ermattet. Nur blieb noch einige Zeit viel Neigung zum Schweiſse und zu Verſtopfungen übrig, gegen die er theils öftere gelind abführende Mittel, theils eine Miſchung aus 1 Unze *Extr. Gent. rubr.*, 2 Unzen *Tart. tartar.* und 8 Unzen Wasser, täglich zu 4 Eſslöffeln nahm.

Als etwas beſonderes verdient noch bemerkt zu werden, daſs er zu Anfange der Krankheit viel Schleimauswurf ohne Huſten hatte, daſs der Schweiſs vorzüglich auf der

Oberlippe ſtark und anhaltend war, und daſs während der Angſt die flachen Hände und Fuſsſohlen unerträgliches Brennen verurſachten.

VII.

M. Eine Tiſchlersfrau von beinahe 38 Jahren wurde den 5. Febr. gegen Abend von Hitze, Beängſtigung, Uebelkeit und Kopfſchmerzen befallen. Dieſe Zufälle gingen aber bald vorüber, und sie befand sich wohl bis zum Abend des folgenden Tags. Um dieſe Zeit nämlich wurde sie durch die Nachricht von dem Tode einer Freundin plötzlich in Schrecken geſetzt, worauf die geſtrigen Zufälle zurückkehrten, und ſo heftig wurden, daſs sie eine vorübergehende Ohnmacht bewirkten. Die Nacht darauf war ſchlaflos, und den folgenden Morgen fand ich die Kranke mit etwas fieberhaftem Pulſe im Bette. Sie klagte über Spannung um die Praecordien, Kopfweh und Misbehagen des ganzen Körpers. Nach 2 Ausleerungen von oben auf ein Vomitiv aus 15 Gran Ipecacuanha und 1 Gran Brechweinſtein mäſsigten sich dieſe Zufälle ſehr merklich, ſo daſs auch in der nächſten Nacht leidlicher Schlaf erfolgte. Den Morgen darauf zeigte sich ein Frieſel in der Haut, welches ſtark juckte, und die Kranke bekam einigen Appetit. Den 9ten d. M. erhob sich

das Friesel stärker, und es erfolgte von selbst (zum erstenmale in der Krankheit) Abgang von einigem verhärteten Unrath. Es blieben sich darauf die Zufälle bis zum 13ten Febr. gleich, indem die Nächte größtentheils schlaflos, der Puls etwas häufig und zusammengezogen, Appetit und Durst mäfsig, die Stuhlgänge selten und hart waren. Dabei litt die Kranke an öftern Beängstigungen, ob das Friesel gleich ziemlich häufig am Leibe sowohl, als an den Extremitäten in Gestalt sehr kleiner weifser Bläschen zum Vorschein gekommen war. Sie hatte bis jetzt alle 2 Stunden 1 Kaffelöffel voll Chinarinde in Wein genommen, zur Mäfsigung der Hitze und Aengstlichkeit aber eben so oft 10 Tropfen *Spir. Vitrioli*, und zum Getränk Fliederblüthenthee, worauf sie jedoch nie starken Schweifs bekam. Den 13ten Febr. liefs ich ihr 10 Gran versüfstes Quecksilber (alle 2 Stunden zu 2 Gran) nehmen, worauf Abends ein paar Ausleerungen erfolgten. Die nächste Nacht fand sich wieder ruhiger Schlaf ein, die Kranke fühlte sich am folgenden Tage wohl, und das Friesel fing an zu trocknen. Ich liefs ihr jedoch binnen 2 Tagen noch 16 Gran *Merc. dulc.* verbrauchen, welcher denn auch mehrere schleimige Ausleerungen bewirkte. Die Kranke verliefs darauf das Bette und erholte sich täglich mehr.

während dafs noch einige Zeit hindurch gelinde Nachtschweifse erfolgten.

VIII.

H. In der Nacht zwifchen dem 5ten und 6ten Febr. wurde diefe fchwächliche Frau von einigen 30 Jahren von heftigem Schweifse befallen, nachdem sie ein paar Tage vorher ungewöhnlicke Hitze, zumal im Kopfe, empfunden hatte. Sie ftand jedoch des Morgens auf, ob sie sich gleich fehr matt fühlte und keinen Appetit hatte.

Die folgende Nacht war fchlaflos, und es brach in derfelben von neuem Schweifs mit Aengftlichkeit und Kopffchmerz verbunden aus. Den Morgen darauf, wie ich die Kranke zum erftenmale fah, und aus ihren Klagen fo wie aus dem fieberhaften Pulfe den Anfang der epidemifchen Krankheit erkannte; verordnete ich ihr fogleich ein Vomitiv aus Brechweinftein, welches auch viel Galle ausleerte, und einigemal nach unten wirkte. Die Kranke fühlte sich darnach zwar etwas ruhiger, jedoch auch fchwächer, und da das Fieber mit kleinem häufigen Pulfe dennoch fortdauerte: fo liefs ich ihr eine Unze Chinarinde, in 6 Unzen Wasser abgekocht, wozu während des Kochens noch 1 Unze Baldrianwurzel gefetzt worden war, mit 2 Drachmen verfüfster Schwe-

felsäure, alle 2 Stunden zu 1 Efslöffel nehmen. Die Nacht darauf war wieder schlaflos, und es erfolgte in derselben ziemlicher Schweifs mit Aengstlichkeit, worauf sich früh ein rothes Friesel auf der Brust und den Armen zeigte, Appetit und Oeffnung aber fehlten. Am folgenden Tage, den 9ten Febr., trat beträchtliche Angst gegen Mittag ein, welche durch ein Opiat nicht merklich, mehr durch ein Zugpflaster auf der Brust und ein Klystier gemindert wurde. Den 10ten ejusd. nahm sie gegen Abend von neuem und zwar weit heftiger zu. Drei Gran Moschus (alle halbe Stunden 1 Gr.) richteten nichts dagegen aus; Blasenpflaster hingegen, Klystiere und gemeine Salzsäure häufig im Getränke gereicht, mäfsigten sie sehr; die Kranke aber fühlte sich beim Nachlafs derselben äufserst kraftlos, und bekam in der folgenden Nacht keinen Schlaf, ob sich gleich das Friesel stark gehoben und Lymphe geschöpft hatte. Am folgenden Tage klagte sie sehr über Schmerzen in den Urinwegen und dem Mastdarme, vorzüglich beim Urinlassen (welche unstreitig nun Wirkung der spanischen Fliegen waren), und ich verordnete ihr daher eine Emulsion aus 1 Unze Mandelöl, einer halben Unze arabischem Schleime, 6 Gran Kampher und 6 Unzen Wasser, alle Stunden zu 1 Efslöffel; zum Getränk aber Ha-

bergrützſchleim. Dadurch wurden die Schmerzen in der Nacht gänzlich gehoben, und es erfolgte Ruhe, aber kein Schlaf darauf. Den 12ten huj. lieſs ich ihr 8 Gran verſüſstes Quecksilber mit Zucker abgerieben (alle 2 Stunden zu 2 Gran) abwechſelnd mit dem Chinadecocte nehmen, worauf denn Abends ein paar Ausleerungen erfolgten, nachdem die Kranke ſeit dem 7ten huj. keine Oeffnung (auſser etwas weniges nach den Klyſtieren) gehabt hatte.

Angſt empfand sie an dieſem Tage nicht; doch war der in der folgenden Nacht sich einſtellende Schlaf noch ziemlich unruhig, und den Tag darauf das Fieber ſtark, ob sich gleich ſchon wieder etwas Eſsluſt einſtellte. Den 14ten Febr. überfiel die Kranke nach einem heftigen Aergerniſs und Schrecken groſse Beklemmung der Bruſt, die ihr das Reden ſehr erſchwerte. Allein dieſer Zufall wurde theils durch ein Blaſenpflaſter, theils durch *Liquor Valerianae*, theils durch ein paar Ausleerungen von unten (welche auf 4 Gran Calomel erfolgten) gegen Abend gänzlich gehoben, ſo daſs ſchon in der nächſten Nacht, zum erſtenmale in der Krankheit, ruhiger Schlaf erfolgte. Den 15ten nahm die Kranke wieder 4 Gran Calomel mit Zucker auf viermal, hatte Oeffnung darnach, bekam Appetit und fühlte

sich ſtärker; das Fieber lieſs nach und die Haut fing sich an abzuſchälen, kurz die Verrichtungen des Kürpers kamen wieder in Gang. Allein den 16. Febr. fanden sich Spuren eines Speichelflusses ein, welche jedoch theils durch gelinde Abführungen, theils durch Beförderung des Schweiſses mit geſchwefeltem Waſſerſtoffgas und Kampher, theils durch *Collutoria* aus Kalkwasser, in ein paar Tagen gehoben wurden. Die Kranke verlieſs darauf den 22. huj. das Bette, und ſah ihre Kräfte beim Gebrauche der Chinarinde in Pulver täglich immer mehr zunehmen.

IX.

Z. Den 7ten Febr. Nachmittags wurde ich zu einer ziemlich feſt gebauten, aber durch zu ſtarke Menſtruation, die an Mutterblutſturz gränzte, nur vor wenigen Tagen ziemlich geſchwächten Frau von 39 Jahren gerufen, welche auf einmal von heftiger Hitze, Beängſtigung, Zittern in den Gliedern, Neigung zum Erbrechen und darauf folgendem Schweiſse befallen worden war. Ihr Puls ſchlug dabei etwas häufig, und ich verordnete ihr daher, dieſen Umſtänden gemäſs, ein Vomitiv aus Brechweinſtein. Nachdem dasselbe einige gal ligte Ausleerungen von oben gemacht hatte: ſo lieſsen die genannten Zufälle gröſstentheils

nach; allein der Puls blieb noch etwas fieberhaft, der Schlaf in der folgenden Nacht war ziemlich unruhig und der Appetit fehlte. Ich liefs ihr daher den 2ten Tag eine Abkochung von 1 Unze Chinarinde in 6 Unzen Wasser mit ½ Unze *Spir. Vitrioli dulc.* bereiten, und alle 2 Stunden 1 Efslöffel davon nehmen. Demungeachtet stellte sich gegen Abend starke Hitze und Beängstigung ein, welche aber auf ein Klyftier, das etwas Oeffnung bewirkte, wieder nachliefs. Die folgende Nacht war schlaflos, und die Kranke empfand während des Schweifses ein Jucken auf der Haut, des Morgens darauf war dieselbe rothgefprengt, an den Handwurzeln aber zeigten fich weifse Friefelbläschen. Um 6 Uhr des Abends trat von neuem Beängftigung ein, wurde aber bald durch ein Klyftier gehoben. Es erfolgte darauf Schweifs, aber kein Schlaf in der Nacht; und am Abend des folgenden 4ten Tages kehrte die Angft fchon heftiger als je vorher zurück. Klyftiere bewirkten itzt weder Oeffnung noch Ruhe, fondern die Beängftigung wuchs bis nach Mitternacht fo an, dafs die Kranke beinahe das Bewufstfeyn verlor; dabei war der Puls fehr häufig und zufammengezogen, die Haut aber trocken und heifs. Ich liefs itzt die Kranke 6 Gran Mofchus hinter einander nehmen, Blafenpflafter auf die Bruft

und Waden legen, und 6 Klyſtiere (die letztern mit einem Sennesblätterdecocte und Brechweinſtein) geben. Nichts deſto weniger blieben sie bei ihr, und es erfolgte weder Ausleerung noch Erleichterung der Zufälle; vielmehr wurde die Angſt immer heftiger, und ging gegen Mittag des folgenden Tages in eine Ohnmacht über, aus der die Kranke jedoch Nachmittags, frei von der Angſt, wieder erwachte. Ein Umſtand verdient hier noch bemerkt zu werden, der vielleicht von keinem unbedeutenden Einfluſs auf die glückliche Wendung der Krankheit war. Ich hatte nämlich den Tag vorher dem Manne der Kranken (dessen Krankheitsgeſchichte man unter No. XIV. finden wird) 6 Pulver verſchrieben, deren jedes 1 Gran Calomel und 10 Gran Zucker enthielt, und von dieſen Pulvern hatte sie aus Verſehn ein paar anſtatt der Moſchus haltenden bekommen. — Da sich aber demungeachtet keine Oeffnung einſtellte, ſo trank die Kranke, ohne meine Verordnung, eine Abkochung von zwei Drachmen Sennesblättern, und bekam darauf des Abends einen Stuhl mit vieler Erleichterung. Ich lieſs ihr darauf, weil ihr die ſpaniſchen Fliegen eine Strangurie zugezogen hatten, eine Emulsion mit Kampher nehmen, und bald lieſs auch dieſer Zufall nach. Die nächſte Nacht

erfolgte ſchon leidlicher Schlaf, mit mäſsigem Schweiſse, und den 12ten huj. lieſs ich der Kranken absichtlich 6 Gran Calomel (alle 2 Stunden zu 1 Gran) nehmen. Es machte aber keine Ausleerung, und Nachmittags ſtellte sich auch wieder einige Aengſtlichkeit, obgleich in keinem ſo hohen Grade als geſtern, ein. Die Nacht darauf war unruhig, und den 13. huj. der Puls noch ziemlich häufig. Ich lieſs der Kranken an dieſem Tage noch 16 Gran Calomel (alle 2 Stunden 2 Gran) nehmen; aber auch itzt erfolgte noch keine Ausleerung, wiewohl sie auch nur wenig Beängſtigung empfand.

Den 14ten huj. war der Puls immer noch fieberhaft, und die Kranke fühlte sich ſehr ſchwach, da sie die Nacht vorher nicht hatte ſchlafen können. Demungeachtet verſchrieb ich ihr 10 Gran Calomel mit $\frac{1}{2}$ Drachma Jalappenwurzel und 1 Drachma Zucker, wovon sie alle 2 Stunden den 5ten Theil nehmen sollte. Dies geſchah, und es ſtellte sich ſchon Vormittags eine ſchleimige Ausleerung davon ein, worauf Abends noch mehrere folgten. An dieſem Tage blieb die Kranke von aller Angſt verſchont, und das Frieſel fing an trokken zu werden. Sie bekam aber um 6 Uhr des Abends Kopfſchmerz, welcher bis um 10 Uhr anhielt, da sie die ganze Krankheit über

frei davon gewesen war. Doch fand sich bald ruhiger Schlaf ein, der die ganze Nacht fortdauerte, und den 15ten war der Puls seltner und freier. Zugleich fing der Appetit an wieder rege zu werden, und es erfolgten auf 8 Gran Calomel, welche die Kranke auf viermal nahm, 3 schleimige Stühle. Abends hatte sie eine Anwandlung von Ohnmacht, schlief aber die Nacht darauf ruhig, und nahm am folgenden Tage wieder ein paar Gran Calomel. Diese bewirkten noch einige Ausleerungen von schleimigen Unrath, worauf denn alle Verrichtungen des Körpers bald wieder in Gang kamen, und des Nachts noch mäfsige Schweifse erfolgten. Den 21sten Febr. stand sie wieder auf, ohne sich eben sonderlich matt zu fühlen; indessen blieb sie, so lange sich die Haut schälte, noch in der Stube.

Sie hatte auf diese Art wenigstens 50 Gran versüfstes Quecksilber genommen, ohne dafs sich auch nur eine Spur vom Speichelflufs gezeigt hätte, ob sie gleich während des Gebrauchs dieses Mittels nichts weiter, als den oben erwähnten Chinatrank bekam. Vor dem Weine, den sie sonst in kleiner Menge zu trinken pflegt, hatte sie in der Krankheit Eckel.

X.

E. Eine sonst stets gesunde und robuste Frau von 38 Jahren, welche den 3ten Febr.

auf der Gasse ausgegleitet und darüber erschrocken war, fühlte seit dieser Zeit ein gewisses Mißsbehagen und Ziehn im Körper, welches aber seiner Geringfügigkeit wegen nicht von ihr geachtet wurde. Allein den 5ten huj. Nachmittags gesellten sich Schweiſs und Beängstigung dazu, welche zwar Abends nachlieſsen, des Nachts aber von neuem zurückkehrten. Den 6ten überfiel die Kranke, nachdem sie aufgestanden war, ein höherer Grad von Beängstigung, mit Neigung zum Erbrechen und Ziehn in den Fingerspitzen. Ein Vomitiv aus *Rad. Ipecac.* und Brechweinstein, das ihr itzt gereicht wurde, hob nach einigen galligten Ausleerungen diese Zufälle gänzlich, nur blieb der Puls nach demselben noch beschleunigt und die folgende Nacht etwas unruhig. Den 7ten war das Fieber mäſsig; allein die Kranke klagte über Bangigkeit, welche Abends in starke Beängstigung überging, worauf in der Nacht viel Schweiſs aber kein Schlaf erfolgte. Den 8ten zeigten sich auf der Brust und an den Extremitäten rothe Frieselpunkte, und es fand sich (zum erstenmale in der Krankheit) von selbst Oeffnung ein. Die folgende Nacht und mehr noch den Tag darauf litt die Kranke wieder an starker Beängstigung, welche Abends sehr zunahm. Die Haut wurde dabei ziemlich trocken, der Durst

größser und der Puls häufiger und kleiner. Weil ich nun diese Angst vom Durchbruche des Friesels herzuleiten geneigt war, so legte ich ihr ein Vesicatorium auf die Brust, verordnete aber zugleich ein Klystier. Als auf das letztere einige Ausleerung erfolgt war, so liefs die Angst nach und es erfolgte Schweifs. Den 10ten kehrte sie mehrmals zurück, ob sich das Friesel gleich stärker gehoben und wäfsrige Bläschen theils mit, theils ohne entzündeten Grund gebildet hatte. Sie wurde jedoch durch gemeine Schwefelsäure (*Spirit. Vitrioli*), wovon die Kranke an diesem Tage über eine halbe Unze nahm, und durch Klystiere gemäfsigt. Ebenso ging es den folgenden Tag, und da sie von selbst keine Oeffnung wieder bekommen hatte; so verordnete ich ihr den 12ten einen halben Skrupel *Merc. dulc.* mit Zucker, wovon sie zwischen dem Chinadecocte, das sie seit dem 3ten Tage der Krankheit gebraucht hatte, alle 2 Stunden 2 Gran nehmen sollte. Als dieselben noch keine Ausleerung bewirkten; so trug ich kein Bedenken, sie an diesem Tage die von ihrem Manne (m. f. die XV. Beobachtung) übriggelassenen 3 Gran auch noch verbrauchen zu lafsen. Den 13ten bekam sie davon eine starke Ausleerung mit Erleichterung, worauf sich auch die folgende Nacht mehr Schlaf

einſtellte. Allein da es bei derſelben blieb und die Aengſtlichkeit zurückkehrte; ſo verſchrieb ich ihr den 14ten eine Miſchung aus 10 Gran verſüſstem Quecksilber, einer halben Drachme Jalappenpulver und 1 Drachma Zukker. Sie nahm alle 2 Stunden den 5ten Theil von derſelben, und bekam 3 Ausleerungen darnach. Die folgende Nacht ſchlief sie zum erſtenmale in der Krankheit ruhig, und den 15ten war ihr Puls frei und natürlich, es kehrte etwas Appetit aber keine Angſt zurück, und das Frieſel fing an zu vertrocknen. Dagegen ſchwoll das Zahnfleiſch auf, und den 16. ſtellte sich Speichelfluſs ein. Die Kranke befand sich jedoch übrigens wohl dabei, und er wich auch auf einige ableitende und ſchweiſstreibende Mittel bald. Sie behielt noch eine Zeitlang Neigung zu Verſtopfungen und Schweiſsen, und ſeit dem 18ten fanden sich Schmerzen im Maſtdarme ein, worauf nach dem Stuhle etwas Blut abzugehen pflegte. Dieſe Hämorrhoidalbeſchwerden, woran sie vorher nie gelitten hatte, dauerten auch noch einige Zeit fort, nachdem sich ihre *Catamenia* wieder eingeſtellt hatten, blieben aber nur von geringer Bedeutung. Wein hatte sie die Zeit der Krankheit über nicht getrunken, weil er ihr zuwider war.

Ob nun gleich, dieſen 7 letztern Krank-

heitsgeschichten zu Folge, das versüßte Quecksilber zu Tilgung der Angst, des schrecklichsten Zufalls dieser Krankheit, sich vorzüglich wirksam bewiefs; so that es doch auch bei vielen Kranken, wo dieselbe nicht beträchtlich oder gar nicht vorhanden war, sehr gute Dienste. Von mehrern Beispielen dieser Art nur eins derselben.

XI.

R. Ein hagerer aber übrigens gesunder Mann von 52 Jahren, welcher den 2ten Febr. wider Gewohnheit Wein getrunken, und sich wahrscheinlich zugleich erkältet hatte, konnte die Nacht vom 3ten zum 4ten dieses Monats nicht einschlafen, ohne die Ursache seiner Unruhe angeben zu können; dabei überfiel ihn eine Aengstlichkeit, auf welche heftiger Schweifs ausbrach; allein ob er sich gleich ziemlich matt fühlte, so stand er doch nach geendigtem Schweifse auf.

Die zweite Nacht war nicht besser als die erste, und weil er in derselben wieder heftigen Schweifs bekam, so blieb er auch den folgenden Tag über im Bette; dabei waren die Verrichtungen seines Körpers, die Oeffnung ausgenommen, im Gange. Doch fand ich seinen Puls, als ich Abends zu ihm gerufen ward, schon etwas häufig, und da ich den

nervösen Charakter der Epidemie fürchtete; so verordnete ich ihm ein starkes Chinadecoct mit etwas Wein vermischt zu nehmen. Die dritte Nacht war aber wieder schlaflos, und der Kranke empfand in derselben, während des heftigsten Schweisses, ein starkes Brennen und Jucken auf der Haut der Brust und des Rückens, welche den Morgen darauf rothgesprengt war. Weil nun der Kranke zugleich über einige Bangigkeit klagte; so verordnete ich ihm ein Brechmittel aus *Tart. emet.*, welches ein paarmal von oben und unten wirkte. Das Friesel erhob sich bald darnach immer stärker, und die Spitzen desselben füllten sich in ein paar Tagen mit einer eiterartigen Feuchtigkeit; die übrigen Zufälle aber blieben sich dabei bis zum 12ten huj. gleich, d. h. der Kranke hatte mit heftigen Schweissen, Verstopfung des Leibes und Schlaflosigkeit zu kämpfen, sein Puls blieb etwas fieberhaft, der Appetit aber leidlich. Unter diesen Umständen hatte ich ihm bis jetzt China- und Baldrianpulver zu gleichen Theilen (alle zwei Stunden einen starken Theelöffel voll) in Wein nehmen lassen, zum Getränk eine Brodrinde in Wasser abgekocht mit Weinsteinsäure verordnet, der Verstopfung aber durch Klystiere zu begegnen gesucht.

An diesem Tage machte ich einen Ver-

ſuch mit verſüſstem Quecksilber an ihm. Ich verſchrieb ihm nämlich 8 Gran davon mit Zucker auf viermal zu nehmen, und ſah ſchon Abends einige Ausleerungen von vielem Unrath darauf erfolgen. Ueberdies fand sich die nächſte Nacht, zum erſtenmale in der Krankheit, einige Stunden lang Schlaf ein, und ich trug daher kein Bedenken, dasselbe Mittel, beim fortgeſetzten Gebrauch der China, am folgenden Tage zu wiederholen. Es bewirkte dasselbe itzt noch mehrere Schleimausleerungen, welche den Kranken keineswegs ſchwächten, ſondern erleichterten; das Fieber verſchwand ſeit dieſer Zeit, Appetit und Schlaf wurden besser und das Frieſel fing an zu vertrocknen. Den 14ten aber fand sich Speichelfluſs dafür ein, welcher bis zum 22. dauerte; allein der Kranke war dabei auſser dem Bette, und konnte ohne Anſtrengung ſeine Geſchäfte wieder verrichten. Er ſchwitzte noch einige Zeit nachher des Nachts ſehr ſtark, und verlieſs nach 2 Wochen die Stube wieder.

Dieſe bis itzt von mir aufgeführten Krankheitsgeſchichten ſchreiben sich alle aus dem Zeitraume her, wo die Krankheit allgemein herrſchend war. Da sie jedoch auch noch nachher, wiewohl ſeltner, doch einzeln, vorkam; ſo hatte ich Gelegenheit die wohlthätigen Wirkungen des verſüſsten Quecksilbers

durch noch mehrere Verſuche beſtätigt zu ſehen. Ich will daher noch einen Fall anführen, wo ich nächſt dem Brechmittel das Calomel zur Heilung jener Krankheit faſt allein hinreichend fand.

XII.

R. Ein Mädchen von 10 Jahren, welches den 23ſten Febr. über den Anblick eines Frieſelpatienten heftig erſchrocken war, bekam an dieſem Tage ſtarke Hitze, Kopfweh und Neigung zum Erbrechen. Zu dieſen Zufällen geſellten sich den 24ſten Schmerzen im Halſe und Unterleibe, Beängſtigung und öftrer Drang zum Urinlassen. Dabei waren die Nächte ſchlaflos, und den 25ſten erſchien auf den Händen, welche ſehr aufgetrieben und roth waren, ein dichtes Frieſel in Geſtalt weiſser Bläschen. Sie beklagte sich, als ich itzt zu ihr gerufen wurde, noch über Hitze, Uebelkeit und Halsſchmerz; ihr Puls war ſehr häufig und klein, die Haut am ganzen Körper roth, und der Leib vom Anfange der Krankheit an verſchlossen. Ein Vomitiv aus Brechweinſtein, daſs ich ihr unter dieſen Umſtänden nehmen lieſs, machte einige ſtarke galligten Ausleerungen von oben und nahm die Uebelkeit hinweg. Da aber das Brechen vorüber und keine Oeffnung erfolgt war; ſo

verordnete ich ihr Abends 6 Gran *Merc. dulc* mit Zucker, alle 2 Stunden zu 1 Gran, womit sie die Nacht über fertig wurde, und worauf den 26sten früh 2 stinkende schleimige Ausleerungen erfolgten. Das Friesel war zugleich über den ganzen Körper zum Vorschein gekommen, die Hitze aber weit mäfsiger und der Puls seltner geworden, und ich liefs ihr daher an diesem Tage wieder 6 Gran von demselben Mittel nehmen. Es erfolgten auf dasselbe noch 3 Ausleerungen und Abends kehrte etwas Appetit zurück. Die folgende Nacht schlief sie ziemlich ruhig, und bekam den Morgen darauf wieder eine Ausleerung; Hitze und Fieber hatten sich noch mehr gemäfsigt, und sie empfand weder Angst noch Schmerzen, und hatte sogar leidlichen Appetit. Ich hatte ihr zwar das versüfste Quecksilber von neuem alle 2 Stunden zu 1½ Gran verordnet; allein sie bekam schon nach der 3ten Gabe Vorboten vom Speichelflufs, die mich nöthigten dasselbe auszusetzen. Den 28sten war ihr Fieber nach einer ruhigen Nacht sehr mäfsig, und das Friesel, welches auf dem Leibe gar keine Lymphe geschöpft hatte, fing schon an zu vertrocknen. Dagegen hatte sich der Speichelflufs ausgebildet, und ein Abführmittel aus einer Abkochung von 2 Drachmen Sennesblättern, das ich ihr deswegen nehmen liefs,

machte nur eine einzige Ausleerung. Nachdem aber den 1ſten März ein Spuhlwurm mit dem Stuhle abgegangen war, und sie ein paar Unzen Blut durch die Naſe verloren hatte; ſo verlor sich die Hitze völlig, und ihr Puls wurde natürlich langſam, ſetzte aber bisweilen aus. Die nächſte Nacht ſchlief sie gut, und den folgenden Morgen ſchlug der Puls zwar noch etwas ungleich, war aber nicht mehr ausſetzend. Ich verordnete nun zwar der Kranken noch eine Miſchung aus *Extr. Cort. aurant.* und *Spir. Mind.*, allein sie ſetzte den Gebrauch davon nicht fort; und erholte sich, nachdem der Speichelfluſs aufgehört hatte, bald völlig wieder, ohne daſs sie die ganze Krankheit hindurch Schweiſs oder der Urin einen Bodenſatz bekommen hätte.

So ſcheint denn dieſen Erfahrungen zu Folge der Nutzen des verſüſsten Quecksilbers im Verlaufe der Krankheit nicht geleugnet werden zu können. Allein auch zur Erſtikkung derſelben im erſten Keime glaube ich es nicht weniger wirkſam gefunden zu haben, wie sich aus den folgenden Beiſpielen ergeben wird.

XIII.

C. Den 4ten Febr. wurde ich früh um 3 Uhr zu einem jungen Manne von 32 Jahren

gerufen, welcher nach Mitternacht aufgewacht, von wüthendem Kopfſchmerz, Beängſtigung, Herzklopfen und häſslichem Aufſtoſsen, mit Neigung zum Erbrechen, befallen worden war. Ob er sich nun gleich bald darauf durch warmen Thee in ſtarken Schweiſs gebracht hatte, ſo dauerten doch dieſe Zufälle, als ich zu ihm kam, beinahe noch in eben dem Grade fort, und ich lieſs ihm daher ſogleich ein Brechmittel aus *Tart. emet.* nehmen, welches 3mal von oben, einmal von unten wirkte und viele Galle ausleerte; der Kopfſchmerz verminderte sich darauf ſehr, und es erfolgte darauf Schlaf und Schweiſs. Als der Kranke erwachte klagte er noch über Wüſtheit des Kopfs und groſse Mattigkeit, weswegen ich ihm ein diaphoretiſches Regimen und den Gebrauch des Chinapulvers in Wein empfahl. Allein der Puls blieb die folgenden Tage dennoch etwas häufig und ungleich, und dabei dauerte die Mattigkeit, Neigung zum Schwitzen und Hartleibigkeit fort. Den 10ten trat von neuem Beängſtigung, Kopfweh, Aufſtoſsen und Eckel ein, und ich lieſs daher dem Kranken ein 2tes Vomitiv aus Brechweinſtein nehmen, worauf er wieder viel Galle und Schleim ausleerte. Am folgenden Tage verordnete ich ihm 6 Gran verſüſstes Quecksilber, alle 2 Stunden zu 1 Gran; es bewirkte ſtarke Schleimausleerungen, ohne ihn zu ſchwächen. Den 13ten verſchrieb ich ihm des Huſtens wegen, welcher sich den 11ten eingefunden und bis itzt immer zugenommen hatte, eine Miſchung aus *Extr. Gent. rubr.* ℥ß, *Sulph. ant. aur.* ℈ij. und *Aqu. fontan.* ℥vj., wovon er täglich 4 Eſslöffel nehmen ſollte, und den folgenden Tag applicirte ich ihm aus eben dem Grunde ein Vesicatorium

auf die Bruſt. Die Mattigkeit, Neigung zum Schwitzen und Bangigkeit blieben sich dabei immer gleich, ja dieſe Zufälle nahmen den 5ten ſo zu, daſs den Kranken mehrere Ohnmachten anwandelten, bei denen heftiger Schweiſs ausbrach; dabei war der Puls klein, etwas häufig und ungleich, der Appetit ſchwach, und die Haut und das Weisse im Auge hatten einen gelblichen Schimmer. Nun lieſs ich dem Kranken an dieſem Tage, ſo wie an dem folgenden, wo die Haut auf der Bruſt und dem Rücken rothgeſprengt war, 8 Gran verſüſstes Quecksilber (alſo in beiden Tagen 16 Gran) nehmen, worauf sich mehrere ſchleimige Stühle einſtellten. Das ängſtliche Gefühl der Schwäche, ſo wie die heftigen Nachtſchweiſse, verminderten sich ſeit dieſer Zeit immer mehr, und die Haut der Bruſt und des Rückens erlangte ihre vorige Weisse wieder. Demungeachtet lieſs ich dem Kranken das letztere Mittel noch einmal wiederholen, und ſah ihn ſeit dieſer Zeit vollkommen wieder hergeſtellt.

XIV.

Z. Der Gatte der No. IX. genannten Frau, in dessen Hauſe noch ein junger Menſch am Frieſel krank lag, klagte den 9ten Febr., als ich früh zu ihm kam, über Neigung zum Erbrechen, Kopfſchmerz und Aengſtlichkeit, womit er plötzlich in der Nacht befallen worden, und worauf heftiger Schweiſs ausgebrochen war. Sein Puls ſchlug häufig, und wenn man eine gewisse Stelle unter den kurzen Rippen der rechten Seite, etwas nach hinten zu (die Gegend des hintern Theils vom groſsen Leberlappen) ſtark berührte, ſo äuſserte

er Schmerzen; dabei hatte die Haut und das Weisse im Auge einen gelblichen Schein, und auf ein Brechmittel aus *Tart. emet.* leerte er viel Galle aus, ohne Oeffnung davon zu bekommen. Er schlief in der nächsten Nacht zwar leidlich, bekam aber wieder sehr starken Schweiſs, und fühlte sich des Morgens darauf ziemlich ermattet. Doch fand sich an diesem Tage einiger Appetit und von selbst Oeffnung ein. Ich verschrieb ihm Abends 6 Pulver, wovon jedes 1 Gran Calomel enthielt, von denen er aber nur 3 oder 4 verbrauchte, indem in der nächsten unruhigen Nacht seine Frau ein paar derselben in der Bestürzung statt Moschus bekam (m. vergl. d. 9te Krankheitsgeschichte). Er befand sich die beiden folgenden Tage leidlich, und hatte nur noch mit Neigung zum Schwitzen und mit Verstopfungen zu kämpfen. Allein in der Nacht zum 13ten wurde der Schweiſs sehr stark, und es gesellte sich noch einige Beängstigung dazu. Ich verschrieb ihm daher des Morgens ein Pulver aus *Merc. dulc.* ℈ß., *Rad. Jalap.* ʒß., *Sacch. alb.* ʒj., wovon er alle 2 Stunden den 5ten Theil nehmen sollte. Es erfolgten mehrere schleimige Stühle, und den 14ten eine unbedeutende Geschwulst im Munde darauf; die Neigung zum Schwitzen lieſs dagegen nach, das Ansehn des Kranken wurde muntrer, und den 16ten gieng er wieder an seine Geschäfte, ohne weiter eine merkliche Schwäche zu empfinden, indem er vom ersten Tage der Krankheit an, auſser dem genannten Quecksilbermittel, auch noch Chinarinde in Pulver genommen hatte.

XV.

E. Ein starker, zu hypochondrischen Be-

ſchwerden geneigter Mann von 46 Jahren, dessen Frau ſchon am Frieſel krank lag (man ſ. den 10ten Fall), war den 9ten Febr. bald nach Mitternacht unter Beängſtigung, Uebelkeit, Ziehn in den Füſsen und Ausbruch eines heftigen Schweiſses erwacht, ohne wieder einſchlafen zu können. Da er mir des Morgens, als ich zu ihm kam, dieſe Umſtände erzählte, ſein Puls etwas häufig, die Haut aber und das Weisse im Auge gelblich gefärbt waren; ſo verordnete ich ihm ein Vomitiv aus Ipecacuanha und Brechweinſtein. Dies machte ein paar galligte Ausleerungen, und der Kranke ſchlief ruhig darauf ein.

Den 10ten befand er sich nach einer leidlichen Nacht und mäſsigen Schweiſse ziemlich wohl, nur ſtockte die Oeffnung und der Puls war etwas häufig. Den 11ten verordnete ich ihm 6 Gran Calomel, alle 2 Stunden zu 1 Gran. Allein er hatte erſt die Hälfte davon genommen, als ſchon ſchleimige Ausleerungen von unten erfolgten, wornach er sich, eine unbedeutende Geſchwulſt der Zunge ausgenommen, recht wohl befand. Da er sich aber den 14. etwas geärgert hatte: ſo empfand er ein ſolches Miſsbehagen im ganzen Körper, daſs er genöthigt ward, sich ins Bett zu legen. Es brach bald darauf heftiger Schweiſs am ganzen Körper aus, wobei es ihm an Appetit fehlte, und weswegen ich ihn Abends 2 Gran *Merc. dulc.* auf 2mal nehmen lieſs. Die Nacht darauf fiel er wieder in ſtarken Schweiſs, empfand ein Ziehn in den Waden und ein Jukken auf dem Rücken, das ihn zum Kratzen zwang. Den 15ten war auf der rechten Seite des Rückens Frieſel zum Vorſchein gekommen, und der Puls ſchlug etwas häufig und

ungleich. Vier Gran Calomel, die ich ihm an dieſem Tage auf 4mal nehmen lieſs, bewirkten ein paar Ausleerungen, worauf in der nächſten Nacht ruhiger Schlaf und mäſsiger Schweiſs erfolgte. Da aber der Puls auch am folgenden Tage noch etwas beſchleunigt blieb: ſo lieſs ich ihm noch 2 Gran von dieſem Mittel nehmen. Sie brachten noch ein paar Ausleerungen, aber zugleich auch eine Geſchwulſt der Zunge zu Wege, während daſs das Frieſel auf dem Rücken vertrocknete. Seit dieſer Zeit erholte sich der Kranke völlig, nur ſchwitzte er des Nachts noch öfters, und hier und da ſchossen einzelne Frieſelbläschen von neuem in die Höhe, welche aber allemal bald wieder vertrockneten. Endlich bekam er noch einen Abſceſs am obern Zahnfleiſch, der sich in ein paar Tagen öffnete.

XVI.

R. Ein Leinweber von 35 Jahren bekam den 10ten früh Neigung zum Erbrechen, mit eckelhaftem Aufſtoſsen und Kopfweh, wobei es ihm an Appetit und Oeffnung fehlte. Ohne ihn ſelbſt beſuchen zu können, verſchrieb ich ihm unter dieſen Umſtänden ein Vomitiv aus Brechweinſtein. Dies machte ſehr ſtarkes galliges Erbrechen, wirkte aber nicht nach unten. Die Nacht darauf war zwar leidlich, allein den 2ten Tag dauerten der Eckel, die Mattigkeit und Verſtopfung immer noch fort, und die folgende Nacht war ſehr unruhig, indem der Kranke ſtarkes Ziehn in den Gliedern und Kopfweh empfand. Als ich dieſe Umſtände erfuhr, verſchrieb ich ihm den 12ten huj. ein Abführmittel aus *Rad. Jalap.* ℈j. und *Merc. dulc.* gr. vj. Es wirkte dasselbe aber nur

2mal an dieſem Tage, und als ich des Abends den Kranken ſelbſt beſuchte, ſo fand ich ſeinen Puls klein und häufig; dabei klagte er immer noch über die genannten Zufälle, und auf der rechten Seite unter den kurzen Rippen war eine gegen den Druck ziemlich empfindliche Stelle zu bemerken. Den 13ten verordnete ich ihm, weil die genannten Zufälle auf ein Leiden der Leber ſchlieſsen lieſsen, eine Miſchung aus *Extr. Tarax.* ℥ß., *Crem. tart.* ʒvj., *Sulph. antim. aur.* ℈ij. und *Aqua font.* ℥vj., wovon er des Tags 4 Eſslöffel nehmen ſollte; überdies aber Queckſilberſalbe zum Einreiben in die rechte Seite, und eine Abkochung von Queckenwurzel (*Rad. Graminis*) zum Getränke. Allein noch ehe dieſe Mittel bereitet wurden, ſtellte ſich ſchon groſse Angſt mit heftigen Rückenſchmerzen ein, welche bis Nachmittags anhielten, wo die Ruhe zurückkehrte, als mehrere ſchleimige, ſtinkende, reichliche Ausleerungen (wahrſcheinlich als Wirkung des geſtrigen Mercurial-Abführmittels) erfolgt waren. Abends fand ich den Puls des Kranken faſt natürlich ſelten, und Kopf- und Rückenſchmerz waren nur noch unbedeutend. Die folgende Nacht ſtellte ſich ruhiger Schlaf und gegen Morgen zum erſtenmale in der Krankheit Schweiſs ein. Der Puls wurde itzt wieder natürlich; es fand sich Appetit und reichliche Oeffnung ein, der Schmerz in der Leber verſchwand und der Kranke genas auf dieſe Art beim Gebrauch der genannten Mittel in kurzem völlig wieder.

XVII.

H. Ein Student, ohngefähr 21 Jahr alt, bekam den 10ten Febr. Abends auf einmal

Kopfweh, Ziehn in den Gliedern und Jucken auf der Haut des rechten Vorderarms, vor welchen Zufällen er nicht einschlafen konnte, und wozu sich gegen Mitternacht Hitze, Aengstlichkeit und Neigung zum Erbrechen gesellten. Ein Vomitiv aus Brechweinstein, welches ich ihm sogleich verordnete, leerte zwar viel Galle aus und brachte etwas Schweifs hervor; allein da ich des Morgens zu ihm kam, klagte er immer noch über Kopfweh und grofse Mattigkeit; sein Puls war dabei etwas beschleunigt, und auf dem rechten Arme zeigte sich etwas rothes Friesel. Ich verordnete ihm deswegen sogleich 8 Gran Calomel, die er auf viermal an diesem Tage nehmen sollte, und Chinarinde eben so oft zu 1 starken Theelöffel. Es erfolgten bald mehrere Stühle auf das erstere Mittel, und in der nächsten Nacht leidlicher Schlaf und mäfsiger Schweifs. Den 3ten Tag stellte sich wieder Appetit ein, und der Kranke erholte sich beim fortgesetzten Gebrauch der China in ein paar Tagen völlig, während der Ausschlag auf dem Arme verschwunden war.

XVIII.

S. Ein junger Mensch von 17 Jahren, seiner Profession ein Schornsteinfeger, erwachte den 2ten März Abends um 10 Uhr, als er kaum eingeschlafen war, unter grofser Angst, Hitze, Neigung zum Erbrechen und Kopfweh. Zu diesen Zufällen gesellte sich bald heftiges Delirium, welches bis um 3 Uhr des Morgens dauerte, und während dessen er dreimal aus dem Bette sprang, um zu entlaufen. Nachdem sich dasselbe gelegt hatte, schlief er ein, und bekam gelinden Schweifs, und des Mor-

gens, als er erwachte, fühlte er sich ziemlich wohl. Indem er aber aufzuſtehn verſuchte, überfiel ihn von neuem Beängſtigung, Kopfſchmerz, Schwindel und Uebelkeit, und ſein Puls war dabei etwas beſchleunigt und zuſammengezogen. Auf ein Vomitiv aus Brechweinſtein, welches ungemein viel Galle ausleerte und ein paarmal Oeffnung bewirkte, verſchwanden die genannten Zufälle bald, nur blieb der Puls noch etwas zuſammengezogen. Ich lieſs ihm daher an dieſem Tage noch 4 Gran Calomel, und den folgenden noch 8 Gran dieſes Mittels nehmen, worauf sich der Kranke vollkommen erholte, nachdem er ſehr ſtarke zähe Ausleerungen von unten gehabt hatte.

Endlich füge ich zur Vergleichung noch die Geſchichte einer offenbaren Leberentzündung, die sich mit Frieſel entſchied, bei, wie sie ein paar Wochen vorm Ausbrnch der Epidemie von mir beobachtet worden iſt. Es iſt folgende:

XIX.

S. Ein Leinweber von hagerm Körper, 34 Jahr alt, der ſeit langer Zeit an Engbrüſtigkeit, Huſten und Schleimauswurf leidet, auch vor 2 Jahren eine ächte Lungenentzündung, jener Zufälle ungeachtet, glücklich überſtanden hat, wird am 13ten Jan. d. J. Vormittags von einem Froſte überfallen, auf welchen bald ſtarke Hitze erfolgt. Zu gleicher Zeit wird ſein Huſten weit heftiger; es geſellt sich Stechen im rechten *Hypochondrio*, in der Gegend der beiden letzten Rippen etwas nach hinten zu, blutiger Schleimauswurf, Kopfſchmerz, beſchwerliches Ziehn im Rücken und den Extremitäten, Eckel, Durſt und Unruhe

dazu. Die folgende Nacht ist schlaflos, und den Tag darauf nehmen die beschriebenen Zufälle an Heftigkeit zu. Es entsteht einigemal Erbrechen von bittrer Feuchtigkeit, wobei der Leib seit vorgestern verstopft ist. Itzt sah ich den Patienten das erstemal, und fand seinen Puls zusammengezogen und etwas häufig; die Brust war beklommen und das Athmen ängstlich, die Hitze groſs, aber die Haut trocken; die Zunge feucht, das Weisse im Auge gelblich gefärbt, so wie auch die Haut einen schwachen gelben Schimmer zeigte.

Ich lieſs dem Kranken ½ Pfund Blut am rechten Arme wegnehmen, welches keine Veränderung weiter hervorbrachte, als das Schweiſs erfolgte und der Schmerz aus der rechten Seite sich vorn auf die Brust zog. Nun lieſs ich dem Kranken ein Decoct von *Fol. Senn.* ℥ij. mit getrockneten Pflaumen reichen, und ein Vesicatorium auf die schmerzhafte Gegend der Leber legen.

Die folgende Nacht stellte sich etwas Schlaf ein, der jedoch ziemlich unruhig war; am Morgen erfolgten von den gestrigen Sennesblättern einige Ausleerungen; die Neigung zum Erbrechen war verschwunden, das Stechen in der Seite, der Husten und Blutauswurf vermindert, das Athmen freier, der Puls etwas seltner. Itzt verordnete ich dem Patienten eine Mischung aus *Tart. emet.* gr. iij., *Extr. gent. rubr.* ℥ß. und *Aqu. font.* ℥vj. alle zwei Stunden zu einem Eſslöffel. Allein schon Mittags nahm das Stechen in dem rechten *Hypochondrio*, die Hitze und Angst des Kranken von neuem zu. Ich fand den Puls Abends unter diesen Zufällen häufiger und gespannter, und lieſs daher einen zweiten Aderlaſs von

einem ſtarken halben Pfunde Blut machen. Es zeigte dasselbe aber ſo wenig als das erſtemal eine Speckhaut. Die Nacht darauf erfolgte Schweiſs, aber kein Schlaf, wenigſtens nur ein von Träumen beunruhigten Schlummer, und der topiſche Schmerz blieb gleich heftig. Gegen Morgen endlich lieſsen die Zufälle etwas nach. Itzt wurde ein zweites Vesicatorium auf die Lebergegend gelegt, weil die Stelle vom erſtern ſchon wieder verheilt war; und auf die Bruſt, über welche sich der Schmerz ausbreitete, warme Umſchläge von Chamillenblumen, Roggenmehl und siedendem Wasser gemacht. Die Schmerzen wurden dadurch bald gelindert. Die Hitze nahm jedoch Mittags von neuem zu, und ich lieſs deshalb ein Pulver aus *Nitr. dep.* ℨij. und *Crem. Tart.* ℥ß. alle zwei Stunden zu 1 Theelöffel in Wasser nehmen; in die Lebergegend aber, hinter der ſpaniſchen Fliege, Quecksilberſalbe einigemal einreiben.

Die folgende Nacht war ganz ſchlaflos, die Angſt und der Durſt ungemein groſs und der Schweiſs ziemlich ſtark. Dabei hatte sich aber der topiſche Schmerz gänzlich verloren. Gegen Morgen erfolgten einige Stühle, indem das kühlende Pulver in der Nacht verbraucht worden war. Die Beängſtigung, der Huſten und Blutauswurf hielten in gleich hohem Grade bis zum Abend an, wo endlich die Bruſt freier wurde, und sich ein Frieſel an der Inguinal-Gegend zeigte. Da die Kräfte des Kranken unter dieſen Umſtänden zu sinken ſchienen: ſo wurde die obige bittre Miſchung wieder fortgeſetzt. Des Nachts darauf erfolgte ziemlich ruhiger Schlaf bis um Mitternacht, wo sich Naſenbluten einſtellte, nach welchem der

Kranke wieder einſchlief und mäſsig ſchwitzte. Früh waren Angſt und Blutauswurf verſchwunden, und der Huſten nicht ſtärker als vor der Krankheit, der Puls war frei und faſt natürlich ſelten. Es ſtellte ſich Appetit ein, und der Urin machte einen ſtarken Bodenſatz. Das Frieſel aber, welches weisse Bläschen von der Gröſse der Mohnkörner mit entzündetem Grunde bildete, hatte ſich über den ganzen Körper verbreitet.

Von nun an kamen alle Verrichtungen ins Gleis; es erfolgten noch mäſsige Schweiſse und das Frieſel trocknete nach einigen Tagen ab. Zur Nachkur lieſs ich den Kranken eine Abkochung von Isländiſchem Mooſe trinken*).

Joh. Friedr. Erdmann.

*) Sehr merkwürdig iſt gewiſs die groſse Wirkung des Mercurs (und zwar bis zum abführenden Effekt gegeben) in dieſem Fieber, ſo wie in mehrern aſtheniſchen Fiebern mit Hautausſchlägen und entzündlichen Localaffectionen, ſelbſt beim gelben Fieber. Auf dies Mittel wäre man doch ſicher nicht aus dem bloſsen Geſichtspunkt der Erregungstheorie, die blos Reize in ſolchen Fällen, und zwar bei ſteigender Schwäche mit immer flüchtigen Mitteln, gebietet, gekommen, und dieſe Erfahrung zeigt auffallend, daſs es hierbei nicht blos auf den *Grad* der Reizung, ſondern auch auf die *ſpezifiſche Ortsbeziehung* des Reizmittels und ſelbſt eine Qualitätsveränderung d. h. Verbesserung des materiellen Zuſtandes und der Miſchung der Säfte ankomme, die der Mercur in vorzüglichem Grade bewirken kann.

d. H.

V.

Kurze Nachrichten und medicinische Neuigkeiten.

Vorläufige Nachricht von der durch Demours gemachten neuen Augenoperation zur Wiederherstellung des Gesichts bei einer größtentheils verdunkelten Hornhaut, nebst der Abbildung.

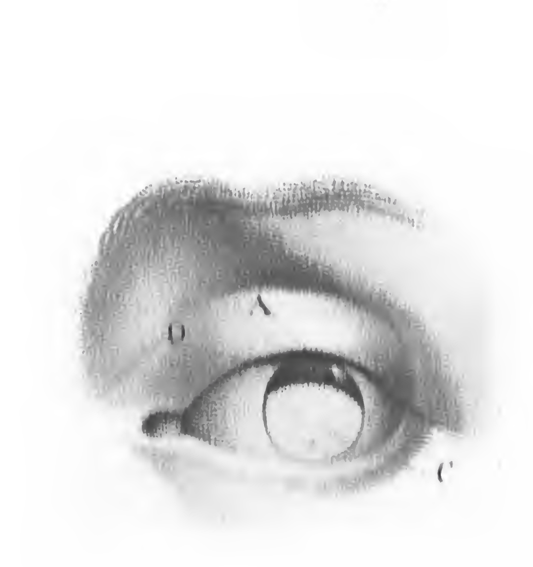
Der berühmte Oculist, Bürger *Demours*, hat mit glücklichem Erfolge eine neue Operation unternommen, und durch sie das Gebiet der Heilkunde erweitert. Bürger *Sauvages* litt seit verschiedenen Jahren an Abscessen der Hornhaut, durch welche endlich die wässrigte Feuchtigkeit gänzlich verloren ging, und die Hornhaut des rechten Auges gänzlich, die des linken aber bis auf ⅘ eine leucomartige Verdunkelung bekam. Man erblickte nur noch oben durch den noch durchsichtigen Theil der Hornhaut (C) einen kleinen Theil der Iris, und das Leucom bedeckte fast gänzlich die Pupille. An dieser durchsichtigen Stelle am oberen Rande der Hornhaut machte *Demours* einen kleinen Einschnitt (A), und durch denselben mit einer sehr zarten Scheere

ein kleines Loch in die Iris (D). Durch dieses Loch in der an sich undurchsichtigen Iris gelangen jetzt die Lichtstrahlen zur Netzhaut, und diese künstliche Pupille ersetzt die durch das Leucom bedeckte natürliche. Da aber hinter dieser neuen Pupille natürlich die Krystallinse fehlt, so ist der Bürger *Sauvages* genöthigt, die gehörige Vereinigung der Lichtstrahlen und das deutliche Sehen durch ein sehr convexes Glas von der Beschaffenheit der Staarbrillen zu bewirken. Doch bedient er sich desselben nur zum Lesen und scharfen Sehen, und sieht ohne dasselbe hinreichend, um wieder ohne Führer zu gehen und deutlich die Gegenstände zu erkennen, die ihn etwa interessiren. Durch diese künstliche Operation wird man künftig im Stande seyn, denen das Gesicht wieder zu geben, die es durch grosse Flecken der Hornhaut, oder verdunkelte Narben derselben (Fälle, welche man bis jetzt für unheilbar hielt), verloren haben, vorausgesetzt, dass die Hornhaut noch an einer Stelle durchsichtig geblieben sey, durch welche man die Iris noch erblicken kann.

— Die Bürger *Sabatier* und *Roussille Chamsery* haben von dieser Operation einen sehr vortheilhaften Bericht, ersterer an das *Institut*, und letzterer an die *Societé de Medicine*, gemacht.

Druckfehler.

Im XII. B. 2. St. S. 167. Z. 15. del. das Wort Seeliger.



Inhalt.

I. An Hrn. Dr, *Marcus Herz* über dessen Sendschreiben an Hrn. Dr. *Dohmeyer*, die Kuhpocken-Impfung betreffend, vom Dr. *Michaelis*, Garnisonarzt zu Harburg . . Seite 1

II. Ueber das Verhältniss der Medicin zur Chirurgie und ihre Vereinigung 85

III. Ueber Kuhpocken-Impfung, vom Dr. *W. Sachse* zu Parchim 164

IV. Krankheitsgeschichten zur richtigern Beurtheilung der Epidemie, die vorzüglich in der ersten Hälfte des Februars 1801 zu Wittenberg herrschte, von Herrn *Joh. Friedr. Erdmann* 172

V. Kurze Nachrichten und medicinische Neuigkeiten.

Nachricht von einer durch *Demours* gemachten neuen Augenoperation, mit der Abbildung 219

Inhalt des zwölften Bandes.

Erstes Stück.

I. Ueber die Brutalimpfung und deren Vergleichung mit der humamen, von Hrn Hofrath *Marcus Herz* an den D. *Dohmeyer*, Leibarzt des Prinzen August von England.

II. Merkwürdige Konvulsionen, die sich durch Mittheilung auf 14 Subjekte verbreiteten, im Krankenhause der Charité beobachtet, von Herrn Geh. Rath *Fritze*.

III. Epidemische Krankheitskonstitution von Erlangen, vom Herbst 1799 bis Ende Decembers 1800, von Herrn Professor *Harles* zu Erlangen.

IV. Auch ein Beitrag zur Diagnostik.

V. Die Weissnieswurzel (*Veratrum album*) gegen Erstickunngszufälle, von Hrn D. *Müller* zu Uelzen.

VI. Geschichte einer Epilepsie, von Herrn D. *Fischer* zu Lüneburg.

VII. Kurze Nachrichten und medicinische Neuigkeiten.

Gelungene Einimpfung der Menschenpocken an einem Affen.

Zweites Stück.

I. Ueber die *Anna Maria Kienker* zu Borgloh und die Entdeckung ihres Betrugs, von Herrn Dr *Schmidtmann*.

II. Fragmentarische Bemerkungen zu *Browns Elements of medicine*.

III. Bemerkungen über eine Scharlachepidemie und die heilſamen Wirkungen des Mercurs in derſelben, von Herrn Dr. *Sauter* zu Allenberg, nebſt Anhang des Herausgebers.

IV. Die endemiſchen Krankheiten Wezlars, eine Skitze, vom Herrn Phyſikus Dr. *Wendelſtadt.*

V. Beiträge zur Geſchichte der Heilungskraft des Kalkwa ſers in der Harnruhr, von Herrn Dr. *Schütz* zu Bruchſal.

VI. Aufforderung an alle Aerzte Deutſchlands in Betreff der Kuhpocken, vom *Herausgeber.*

VII. Enthüllung einer völlig erdichteten Krankengeſchichte zum Behuf des *Brownſchen* Syſtems, in *Röſchlaubs* Magazin zur Vervollkommnung der Heilkunde, von Herrn Kollegienrath *v. Kotzebue.*

VIII. Eine merkwürdige Lungenſchwindſucht mit gänzlicher Zerſtörung der linken Lunge.

IX. Kurze Nachrichten und mediciniſche Neuigkeiten. Bereitung der *Naphtha Aceti martialis Klarothi.*

Drittes Stück.

I. Circulare des König. Preuſs. *Ober-Collegii medici et Sanitatis* an alle *Collegia medica et Sanitatis,* die Impfungsverſuche mit Kuhpocken betreffend.

II. Etwas über die Unfruchtbarkeit der Ehen, von Herrn Hofrath *Thilenius* zu Lauterbach.

III. Ueber die Scharlach- und Frieſelepidemie, welche im Februar 1801 in der Stadt Wittenberg herrſchte, vom Herrn Profeſsor Dr. *Kreyſsig.*

IV. Beſchreibung eines bösartigen Scharlachfiebers, welches zu Wien im Jahre 1799 unter den Kindbetterinnen geherrſcht hat, nebſt einigen Bemerkungen, von Herrn Doctor *Jahann Malfatti,* Arzt im allgemeinen Krankenhauſe zu Wien.

V. Ueber die Kur der Peſtkrankheit durch Oeleinreibungen, von Herrn Dr. *Schraud,* K. K. Peſtarzt zu Peſth.

VI. Beſchreibung und Abbildung eines in Berlin beobachteten weiblichen Hermaphroditen, vom *Herausgeber.*

VII. Ein Mittel gegen den Bandwurm, vom Herrn Dr. *Schwarz* zu Verden.

VIII. Kurze Nachrichten und medicinische Neuigkeiten.

1. Grünspan bei veralteter *Lues venerea*.

2. Medicinische Neuigkeiten aus Kopenhagen.

3. Glückliche Behandlung eines Erhenkten.

Viertes Stück.

I. An Herrn Dr. *Marcus Herz*, über dessen Sendschreiben an Herrn Dr. *Dohmeyer*, die Kuhpocken-Impfung betreffend, vom Dr. *Michaelis*.

II. Ueber das Verhältniss der Medicin zur Chirurgie und ihre Vereinigung.

III. Ueber Kuhpockenimpfung, vom Dr. *W. Sachse*.

IV. Krankheitsgeschichten zur richtigern Beurtheilung der Epidemie, die vorzüglich in der ersten Hälfte des Februars 1801 zu Wittenberg herrschte, von *Joh. Friedr. Erdmann*.

V. Kurze Nachrichten und medicinische Neuigkeiten. Nachricht von einer durch *Demours* gemachten neuen Augenoperation, mit der Abbildung.

Namenregister.

Abilgaard III, 180.
Ackermann IV, 92.
Allioni III, 55, 107. 109. 113.
Asti III, 95.
Astruc III, 31.
Aurelianus, Coelius, II, 102.

Baldwin III, 154.
Bang II, 142.
Barker III, 65.
Beddoes II, 184.
Bicker III, 73.
Bilguer IV, 133.
Blumenbach II, 49.
Bluhm II, 150.
Böhmer III, 73.
Boer II, 123.
Boerhave II, 116. III, 119. IV, 126.
Borsieri III, 95.
Bosche, van der, I, 136.
Brendel III. 73, 85.
Brown II, 52.
Brünning III, 72. 105.
Burserius III, 79.

Callisen IV, 133.
de Carro IV, 44.
Celsus II, 117. IV, 91.
Cousbruch II, 1.

Demours IV, 219.
Dillenius II, 94.
Dohmeyer I, 1. III, 1. IV, 53.

Erdmann III, 45. IV, 218.

Fauce II, 125.
Festi III, 142.
Fielitz d. Jüng. I, 160.
Fischer I, 167.
Franck, J. P. II, 129. III, 133. 134.
Frank, Joseph, II, 130. III. 139.

Galenus II, 110.
Gesner III, 117.
Gmelin III. 92. 116.
Günz IV, 131.

Hahnemann I, 165.
Haller II, 46. 49. IV. 109.
Harles I, 153.
Hebenstreit d. Jüng. II, 104.
Heinecken IV, 32.
Heinze II, 142.
Heister IV, 130.
Herz, Marcus, I, 1. III, 1. IV, 10.
Hippocrates II, 45. 106. 108. 114. 117.
Hoffmann, C. L. IV, 58. 69.
Holst IV, 44.
Horst II, 106.

Houftoun III, 29.
Hufeland I, 109. 110. 186. II, 85. 126. 148. 149. 187. III, 152. 172. 189. IV, 13. 163. 218.

Jackfon, Robert, II, 104.
Jahn II, 50.
Jenner IV, 14. 53. 79. 165.
Ingrassias III, 123.
Jördens III, 23.
Junker IV, 82.

Kämpf III, 23.
v. Kotzebue II, 170.
Kranz II, 123.
Kreyfsig III, 43.

Lancisi III, 95.
Lentin III, 37. IV, 71.
Lifter III, 120.

Malfatti III, 120.
Marcard III, 40.
Mauchart IV, 131.
Mendel III. 182.
Meza III, 183.
Mezger IV, 127.
Michaelis III, 1. IV, 84.
Morton II, 116.
Müller I, 166.
Müller II, 1.

Pearfon IV, 35. 73.
Plattner IV, 131.
Plouquet II, 49.
Portal II, 121.

Quesnoy III, 65.

Reich III, 106.
Richter IV, 133.
Rivieri III, 85.
Röfchlaub II, 161. IV, 67.
Roth IV, 170.
Rougemont II, 125.
Rufh III, 111.

Sacombe II, 123.
Sauter II, 84.
Sauvages IV, 219.
Schelver II, 1.
Schenk II, 106.
Schmidtmann II, 51.
Schmucker IV, 133.
Schraud III, 169.
Schütz II, 128.
Schwarz III, 178.
Selle IV, 29.
Sennert III, 123.
Siebold IV, 133.
Smetius III, 123.
Sprengel II, 105. 108.
Stoll II, 105, 106. 116. 119.
Stork III, 123.
Stromeyer IV, 28.
Stütz I, 114. 118.
van Swieten II. 116.
Sydenham III, 123.

Theden IV, 133.
Thilenius III, 0.
Thoms III, 39.
Titius III, 97.
Tissot II, 106.
Triller II, 106.
Trotter IV, 165.

Vater III, 94.
Vogel IV, 29.

Wagner III, 115.
Wendelftadt II, 127.
Wichmann IV, 49.
Wienholdt IV, 32.
Wiesner III, 46.
Wilhelm II, 145.

Zimmermann II, 106. 113.
Zorn II, 143.
Zfchorn III, 180.

Sachregifter.

A.

Aderlafs erleichtert Erftickungszufälle I, 162.
Aerger erregt Recidive einer Epilepsie I, 172.
Angina parotidea et tonsillaris, epidemifche, I, 134. Nervöfer Charakter derfelben durch Würmer I, 135.
Antirrhinumu oronticum Linn. erregt durch feinen Rauch Zuekungen I, 174.
Afa foetida vorzüglich wirkfam gegen den Bandwurm III, 176.
Afthenie, nervöfe, I, 140. musculare I, 141.
Afthenifcher Charakter der Krankheiten unter den Hausthieren III, 181.
Afthma, vermehrt durch kauftifche Fomentationen über den Hals I, 116
Augenoperation, neue, von *Demours*, zur Wiederhellung des Gesichts bei grofsen Flecken der Hornhaut IV, 219.
Ausleerungen heben chronifche Wasserfucht nach dem Scharlach III, 41.
Ausleerungen nach unten fchädlich und tödtlich in einer Blatterepidemie I, 148.

B.

Bandwurm. Wirkfamkeit des Petroleum gegen denfelben III, 176. Ferner der Afa foetida ibid.
Behexung, vorgebliche, einer epileptifchen Patientin und Mittheilung derfelben I, 174.

Blattern, bösartige, complicirt mit Petechien I, 142. Ferner mit fauligter Bräune I, 144. Die stärksten Reizmittel unwirksam bei derselben I, 147. Der *Moschus* aber vorzüglich wirksam I, 148. Ausleerungen nach unten aber schädlich und tödtlich I, 148. *Sehr gutartige Blattern* bei der grössten Höhe einer bösartigen Blatternepidemie I, 145.

Blatternepidemie, verwüstende in Erlangen I, 138. Nervös- und muscular-asthenischer Charakter derselben I, 139.

Blatternimpfung während einer Epidemie I, 145.

Blattern-Metastasen nach dem Kopfe I, 144.

Bräune, fauligte, bei Blattern I, 144.

Brechmittel, über, im Friesel III, 104.

Brennen in der Haut nach dem Gebrauch der Weissnieswurzel I, 165.

Browns Widerspruch in der Annahme einer allmähligen Verzehrung und einer neuen Hervorlangung der Erregbarkeit durch Reizmittel II, 52. Ferner in der Annahme einer direkt schwächenden Eigenschaft gelinder Reizmittel II, 53. Ferner in der Behauptung, dass die Gifte und Typhusmiasmen durch die Kleinheit des Reizes schwächen II, 56. Rüge von *Browns* §. CCXCIX. II, 61. Kritik von § CCCVII. dass die Reizmittel den Theil vorzüglich reizen, auf den sie applicirt werden II, 63. Ferner von §. CCCVIII dass die Menge des Bluts abnehme, wie der Grad einer Asthenie steigt II, 63. Ferner von §. CCCIX. dass die durch einen Reiz erschöpfte Erregbarkeit durch einen neuen wieder hervorgelangt werden könne II, 64. Ferner von § CCCXII und §. CCCXIII. dass alle äusseren Potenzen auf uns durch einen und denselben Reiz wirken II, 66. Ferner von §. CCCIV. dass in asthenischen Krankheiten die flüchtigen Reizmittel bloss durch Verstärkung der Erregbarkeit die Gesundheit hervorbringen II, 68. Ferner von §. DCLXXVII. dass eine directe und indirecte Schwäche zugleich vorhanden seyn können II, 70. Ferner von §. DCLXXXVI. über die Proportion der Dosen in gemischten Asthenien II, 74.

C.

Calomel im Scharlach vorzüglich heilsam II, 86. Vorzügliche Wirkung desselben in einer Frieselepidemie III, 81.

Campher, über, nach Brown II, 61,
Campher III, 109. 148.
Canthariden gegen Zahnschmerzen statt der Chrysomela septempunctata III, 182.
Catarrhalische Complication mit Blattern I, 143.
Chinarinde, über die, im Friesel III, 109.
Chirurgie. Ueber ihr Verhältniss zur Medizin und die Vereinigung beider IV, 85. Sie waren seit den ältesten Zeiten unter dem Namen »Medizin« vereinigt IV, 93. Unterschied beider IV, 95. Concurrenz beider IV, 97. Nähere Bestimmung des Begriffs der Chirurgie IV, 98. Gründe für die Nothwendigkeit der Vereinigung der Medizin und Chirurgie IV, 102. a) in ihrer Erlernung IV, 109. b) in ihrer Ausübung IV, 114. Resultate aus denselben IV, 120. Vortheile ihrer Vereinigung in der Erlernung, ihrer Trennung in der Ausübung IV, 123. Geschichte und Ursachen ihrer Trennung IV, 127. Mittel ihrer Wiedervereinigung IV, 142. Hindernisse derselben und Widerlegung derselben IV, 143. Positive Mittel zur Vereinigung der Medizin und Chirurgie IV, 152. Anwendung von Allem auf die Civil- und Militair-Praxis IV, 157. Allgemeines Resultat der ganzen Untersuchung, vom *Herausgeber* IV, 163.
Colliquative Schweisse nach einem caustischen Bade I, 116.
Complication, merkwürdige, einer Frieselepidemie mit Leberentzündungen III, 84. IV, 216.
Convulsionen durch Schreck auf 14 Personen verbreitet I, 111. und nicht gehoben durch die Stützische Kur-Methode I, 115. Durch ein caustisches Bad erregt I, 116. *Die heftigsten Convulsionen* in zwölf Fällen durch Opium gehoben I, 120 — 123.

D.

Delirium, merkwürdiges, im Friesel IV, 179.
Diabetes. *Griffiths* Mixtur in derselben II, 130. *Mercurial-Frictionen* in derselben II, 130. *Kalkwasser* in grossen Gaben in derselben II, 135 — 145.
Diarrhoe, starke, durch Laugensalz erregt I, 115.

E.

Emplastrum epispasticum Janini II, 177.
Entzündungen, etwas über, II, 115.

Entzündung und Brand des Muttermundes beim Scharlach III, 130 und 136.
Entzündung des Magens durch das Laugenſalz nach Stütziſcher Methode erregt IV, 22.
Epilepsie I, 167. Recidiv derſelben durch Aerger I. 172. Durch Schwangerſchaft aus Neigung zu Ohnmachten entſtanden I, 131.
Erſtickungszufälle durch Veratrum album gehoben I, 164. durch Ederlaſs erleichtert I, 162.
Exanthemata chronica nach einer Blattern-, Frieſel- und Scharlach-Epidemie I, 153.

F.

Fahren, über das, als reizende Potenz, nach Brown II, 62.
Fieber, über das, und ſeine Eintheilung III, 155.
Fleiſchbrühen, über, in Krankheiten von groſser Schwäche, nach Brown II, 62.
Frieſelepidemie durch Sumpfmiasma erregt in Wittenberg III, 93. In Mantua III, 95. Complicirt mit Leberentzündungen III, 84. Vorzügliche Wirkung des Camel in derſelben III, 81. Säuren leiſten nichts in derſelben III, 105.

G.

Galvaniſche Wirkung, über die äuſsere und innere, des Laugenſalzes in der Stütziſchen Kurmethode I, 217.
Gaſtritis (Siehe Entzündung).
Gicht. etwas über, II, 113.
Griffiths Mixtur in dem Diabetes II, 130.
Grünſpan vorzüglich wirkſam bei veralteter Lues venerea III, 179.

H.

Hermaphrodit, weiblicher, in Berlin beobachtet II, 170.
Hydatiden, periodiſch abgehende der Gebärmutter III, 28.

I.

Intusſusceptio inteſtinorum, tödtliche, IV, 57.
Impfung, gelungene der Menſchenpocken an einem Affen I, 185.

K

Kalchwasser in grofsen Gaben vorzüglich wirkſam in der Diabetes II, 135 — 145.

Kälte, über, in aſtheniſchen Krankheiten gegen Brown II, 59. Hebt eine Paresis II, 59.

Kauſtiſches Bad erregt Convulsionen und allgemeinenn Tetanus I, 116. Ferner colliquative Schweiſse I, 116.

Kauſtiſche Fomentationen über den Hals vermehren das Aſtma I, 116.

Krankengeſchichte, völlig erdichtete, für das Brownſche Syſtem in Röſchlaubs Magazin II, 149.

Krankheitsgeſchichten von der Epidemie zu Wittenberg IV, 172.

Kuhpocken. Aufforderung in Betreff derſelben an alle Aerzte Deutſchlands II, 146.

Kuhpockenimpfung. Es iſt wenig dadurch zu gewinnen, viel zu verlieren I, 4. Paralele mit der Impfung der Menſchenblattern I, 5. Unterſucung 1) ob sie wirkwider die natürlichen Blattern auf immer ſchützt I, 56. 2) ob sie andere nachtheilige Folgen habe I, 61. Zweifel gegen die bisherigen Beobachtungen darüber I, 64. Bedenkliche Fälle von der Kuhpockenimpfung I, 70. Nicht Autorität berechtigt zu derſelben I, 75. Nicht die Analogie I, 78. Nicht Gröſse der Gefahr der Pockennoth I, 84. Rückblick auf die Einführung der humanen Impfung I, 86. Gründe für dieſelbe I, 87. Bedenklichkeiten gegen die Kuhpocken I, 90. Weiſe Benutzung der Kuhpockenimpfung I, 93. Vergleichung der Kuhpockenimpfung mit anderen Verſuchen in der Medizin I, 104. Circulare des Königl. Preuſs. Ober - Collegii - Medici in Betreff derſelben III, 1. Etwas über *Kuhpockenimpfung* IV, 164. Verſchiedene Methoden derſelben II, 165. Ueber *Kuhpockenimpfung* gegen Dr. Marcus Herz IV. 1. Es iſt viel dadurch zu gewinnen IV, 5. Nach den bisherigen Erfahrungen nichts dadurch zu verlieren IV, 8. Die Kuhpockenmaterie hat a priori nichts wider sich IV, 13. Widerlegung der Paralele zwiſchen Kuh- und Menſchenpockenimpfung IV, 14. Von der Kuhpockenimpfung als Verſuch IV, 17. Rüge der von Hrn Herz mitgetheilten Krankengeſchichten IV, 23. Von den zu befürchtenden Folgen der Kuhpocken IV, 26. Die heftigſten Zufälle der Kuhpocken ſind nicht bedeutender als die gelindeſten der Menſchenpocken IV, 29. Ueb[illegible] [illegible]üfung der Kuhpocken

IV, 33. Keine Thatſachen berechtigen zu Beſorgniſsen über die Kuhpocken IV, 36. Ueber einige bedenkliche Fälle IV, 38. Prüfung der von Hrn. Herz angegebenen IV, 41. Die Analogie mit den Menſchenpocken entſcheidet nichts über die Kuhpockenimpfung IV. 56. Unterſuchung dieſer Analogie IV, 57. Widerſprüche des Hrn. Herz IV, 74.

L.

Laudanum liquidum Sydenhami I. 127.
Laugenſalz erregt ſtarke Diarrhoe, die durch 385 Tropfen Opium nicht gehoben wird I, 115. Vermehrt Convulsionen I, 116. Scheint zuweilen Entzündung des Magens zu erregen IV, 22.
Laxantia vorzüglich wohlthätig im Scharlach II, 81.
Leberentzündung beim Frieſel IV, 215.
Lethargie durch Opium gehoben I, 124.
Leucoma. Neue Operation bei demſelben, angewandt von *Demours* IV, 219.
Linimentum volatile mit gutem Erfolg mit *Oleum hyoscyami* bereitet in der Angina parotidea angewendet I, 137.
Lues venerea inveterata. Wirkſamkeit des Grünſpan in derſelben III, 179.
Lumbrici ausgebrochen und ausgeſpien I, 135.

M.

Maſern complicirt mit Keichhuſten III, 47.
Mercurius, etwas über die Wirkung des, IV, 218. Heilſame Wirkungen desselben in einer Scharlachepidemie II, 77.
Mercurius dulcis, über den, im Frieſel III, 110. Vorzüglich heilſam im Frieſel IV, 181 — 215.
Mercurius ſublimatus corrosivus im Gurgelwasser II, 81.
Mercurial-Frictionen in der Diabetes II, 130.
Mineraliſche Säuren unwirkſam in bösartigen Blattern I, 149. Im epidemiſchen Frieſel IV, 174.
Moſchus vorzüglich wirkſam in böſen Blattern I, 148. Ueber den, im Frieſel III, 108.

N.

Naphta aceti martialis, das feinſte und flüchtigſte Eiſenpräparat II, 183.



O.

Oeffnung, glückliche, der vereiterten Parotiden, Tonsillen und Maxillardrüsen mit dem Messer I, 137.
Oeleinreibungen, über, und ihren Werth gegen die Pestkrankheit III, 153.
Ohnmachten, Neigung zu, wahrscheinlich durch Schwangerschaft in Epilepsie verwandelt I, 131.
Oleum hyoscyami mit gutem Erfolg zur Bereitung des Liniment. volat. angewandt in der Angina parotidea et tonsillaris I, 136.
Opisthotonus und *Emprosthotonus* I, 131.
Opium gegen Convulsionen I, 120. Erzeugt Uebergang einer directen Asthenie in indirecte I, 121. Hebt in zwölf Fällen allein die heftigsten Convulsionen I, 123. Aeusert in gleicher Gabe nicht immer gleiche Wirkung I, 124. Hebt Lethargie I, 124. Nothwendigkeit des Wechsels mit seinen Präparaten I, 125. Verschiedene Wirkungen I, 127. Gegen äusere und innere Krämpfe II, 60. Im Typhus III, 150.

P.

Paresis durch Kälte gehoben II, 59.
Peirasmologie, Nothwendigkeit einer, I, 16.
Pestkrankheit. Ueber Oeleinreibungen in derselben III, 153.
Petechien - Complication mit bösartigen Blattern I, 142. Durchsickern des Bluts aus den Lippen, Augenwinkeln und dem Umfange des Afters in denselben, ibid.
Petroleum vorzüglich wirksam gegen den Bandwurm III, 176.
Phellandrium aquaticum wirksam in einer Phthisis purulenta, wobei schon Colliquation vorhanden IV, 55.
Phthisis purulenta. Nutzen des Phellandrii aquatici in derselben IV, 55.
Purpura scarlatina I, 150. *Miliaris* I, 151.

Q.

Quecksilber. Siehe Mercurius.

R.

Rachitis, etwas über, II, 118.
Rettung eines Ertrunkten III, 183.
Rüge eines grosen Unfugs im Krankenhause zu Lüneburg I, 183.
Ruhr, etwas über, II, 102.

S.

Säuren leiſten nichts im Frieſel III, 105.
Scharlachepidemie. Heilſame Wirkungen des Mercurs in derſelben II, 77. Laxantia ſind vorzüglich wohlthätig II, 81. Ferner das Calomel II, 86.
Scharlach- und Frieſelepidemie in Wittenberg III, 43.
Scharlachfieber, epidemiſches, in Erlangen I, 133. Umänderung ſeiner Form in Angina parotidea und tonſillaris I, 134. Bösartiges *Scharlachfieber* unter den Kindbetterinnen in Wien im Jahr 1799 III, 120. Etwas zur Geſchichte des Scharlachs III, 120. Ohne Angina III, 133.
Schreck erregt Tetanus I; 130.
Semen phellandrii aquatici II, 130.
Skropheln, etwas über, II, 125.
Sterbeliſte über die Blatternepidemie in Erlangen I, 146.
Stützi/che, die, *Heilungsmethode* fruchtlos gegen Convulſionen und ſchädlich I, 115. Etwas über dieſelbe I, 116. Zweifel und Erfahrungen dagegen I, 118.
Symptom, merkwürdiges, der Fieber. Exacerbation im Frieſel III, 56.

T.

Tetanus wahrſcheinlich von einem tumore cyſtico des Unterleibes I, 128. Durch Schreck entſtandener I, 130.
Tinctura opii ſpirituoſa et aquoſa I, 127.
Tumor cyſticus des Unterleibes erregt Tetanus I, 128.
Tuſſis convulſiva II, 80.
Typhus. Ueber das Opium in demſelben III, 150.

U.

Unfruchtbarkeit, über, der Ehen III, 9. Organiſche Fehler als Urſachen derſelben III, 11. Krankheiten als Urſachen derſelben III, 20.
Unwirkſamkeit der ſtärkſten Reizmittel bei einer bösartigen Blatternepidemie I, 147. Ferner der mineraliſchen Säuren I, 149.

V.

Veratrum album in Erſtickungszufällen wirkſam I, 164. Erregt Brennen in der Haut I, 165.
Vereiterung, merkwürdige, der ganzen linken Lunge II, 182.

Versuche, über, in der Medicin I, 10. Mangel eines Lehrsystems von der Kunst sie anzustellen I, 14 Nothwendigkeit einer *Peirasmologie* I, 16. Regeln, Versuche anzustellen I, 18. Anwendung derselben auf die Kuhpocken I, 55.
Verwachsungen der Gedärme I, 188. Der Leber mit dem Magen I, 159.
Verwechselung einer Enteritis mit Wurmzufällen I, 154-160.

W.

Wassersucht, chronische, nach Scharlach vorzüglich durch Ausleerungen gehoben III, 49.
Wechselfieber endemisch durch Sumpfluft III, 94.
Weissnieswurzel. S Veratrum album.
Wezlars endemische Constitution II, 98.
Wirkungen, verschiedene, des Opium I, 127.
Würmer epidemisch complicirt mit Angina parotidea et tonsillaris, mit Blattern, Scharlach und Friesel I, 135 u. 136. Gründe für ihre Erzeugung ausserhalb des thierischen Körpers I, 136.

Z.

Zahnschmerzen. Cantharides gegen dieselben wirksam statt der Chrysomela septempunctata III, 182.
Zuckungen durch den Rauch des Antirrhini orontici Lin. erregt I, 174.

Mit diesem Stücke des Journals wird ausgegeben: *Bibliothek der praktischen Heilkunde, herausgegeben von Hufeland* V. B. 3. St. Es enthält Anzeigen und Beurtheilunges von

Chrestien Opuscule sur l'inoculation de la petite verole, avec quelques reflections sur celle de la vaccine suivi d'observations pratiques sur la methode par absorption.

Rush über die Vortheile, welche das Aderlassen in vielen wichtigen Krankheiten gewährt.

Nordisches Archiv für Natur- und Arzneiwissenschaft. Herausgegeben vom Professor *Pfaff* und Dr. *Scheel*. I. B. 1 — 3tes Stück.

Derselben V. B. 4. St. enthält:

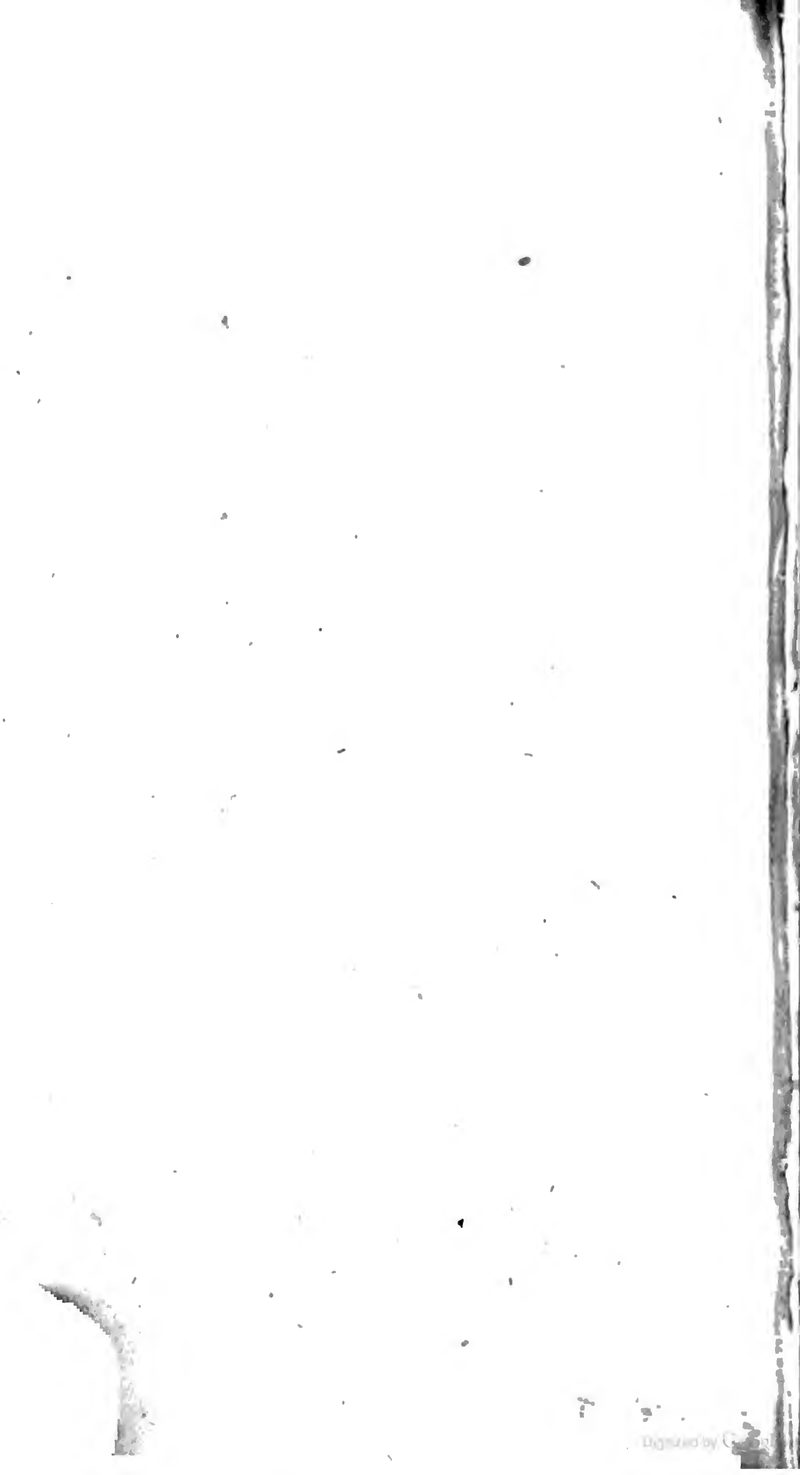
Diätetisch-medizinisches Handbuch für Seeleute, besonders für die Kauffahrteischiffer der Schwedisch-Pommerscen und benachbarten Ostseeischen Häfen. Nebst einer Anleitung zur Einrichtung einer Schiffsmedizinkiste; von Dr. *Friedr. Henning*.

Dr. *Sam. Gottl. Vogels* Handbuch der prakt Arzn. zum Gebrauche für angehende Aerzte. Fünfter Theil.

Ueber die Anwendung der Systeme auf die praktische Heilkunde. Eine Rede, gehalten zu Pavia von D. *Peter Moskati*. Aus dem Italienischen übersetzt.

Ueber den Schwelmer Gesundbrunnen, von Dr. *L. Castringius* und *L. H. Stucke*.

Journal für Medizin, Chirurgie und Geburtshülfe, vorzüglich mit Rücksicht auf Aetiologie nnd Semiotik. Von einer Gesellschaft deutscher Aerzte. Herausgegeben von Dr. *J. F. S. Posewitz*. Erstes und zweites Heft.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01193 7755



